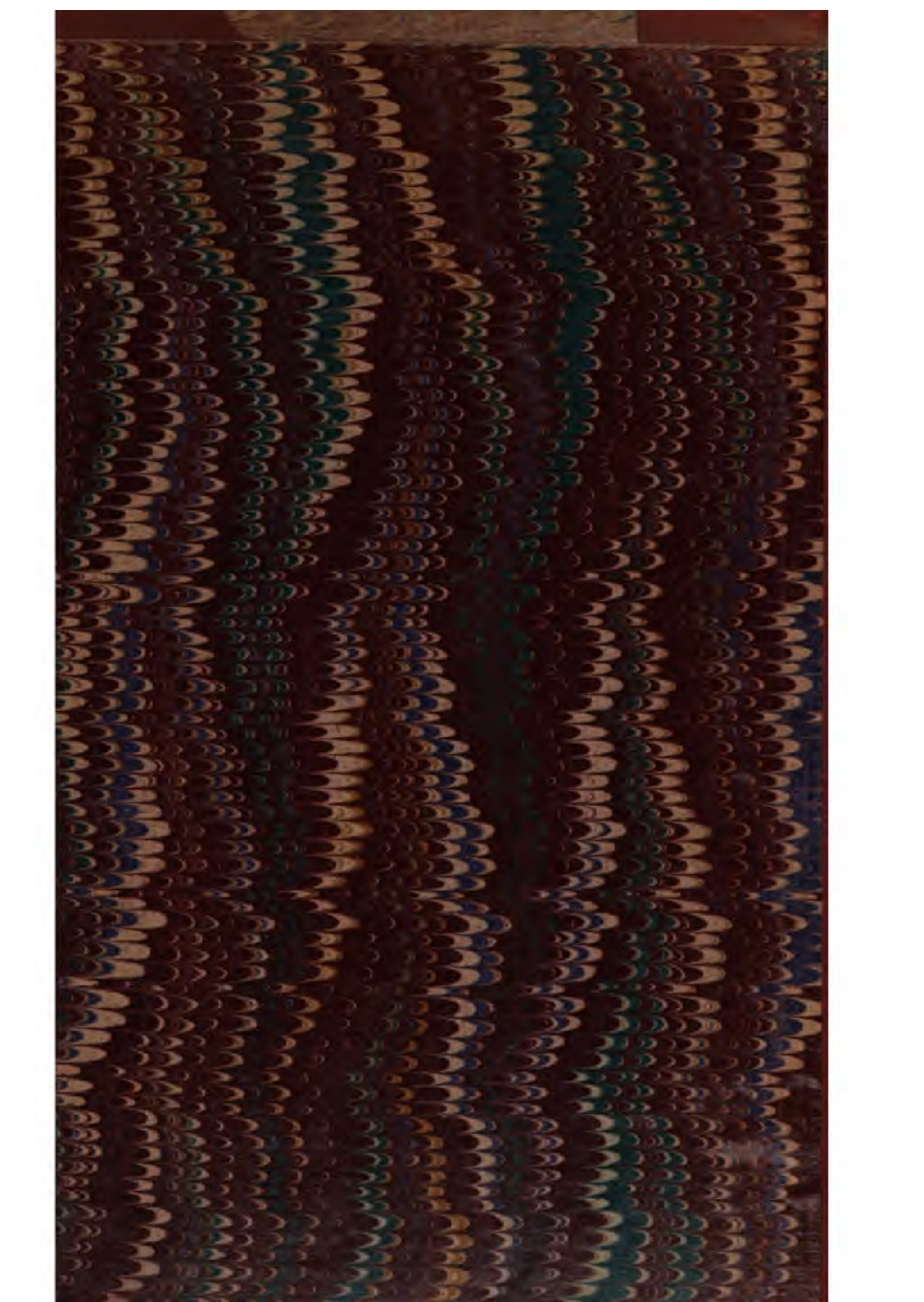
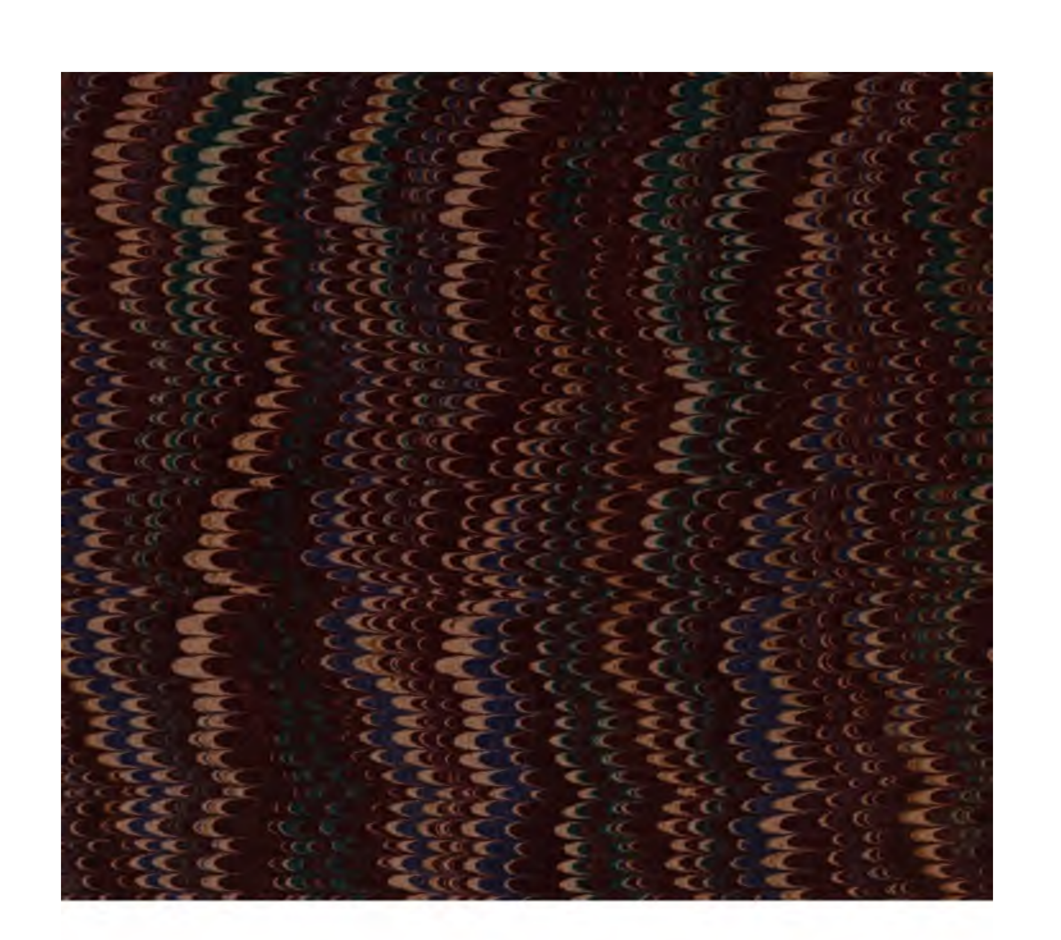
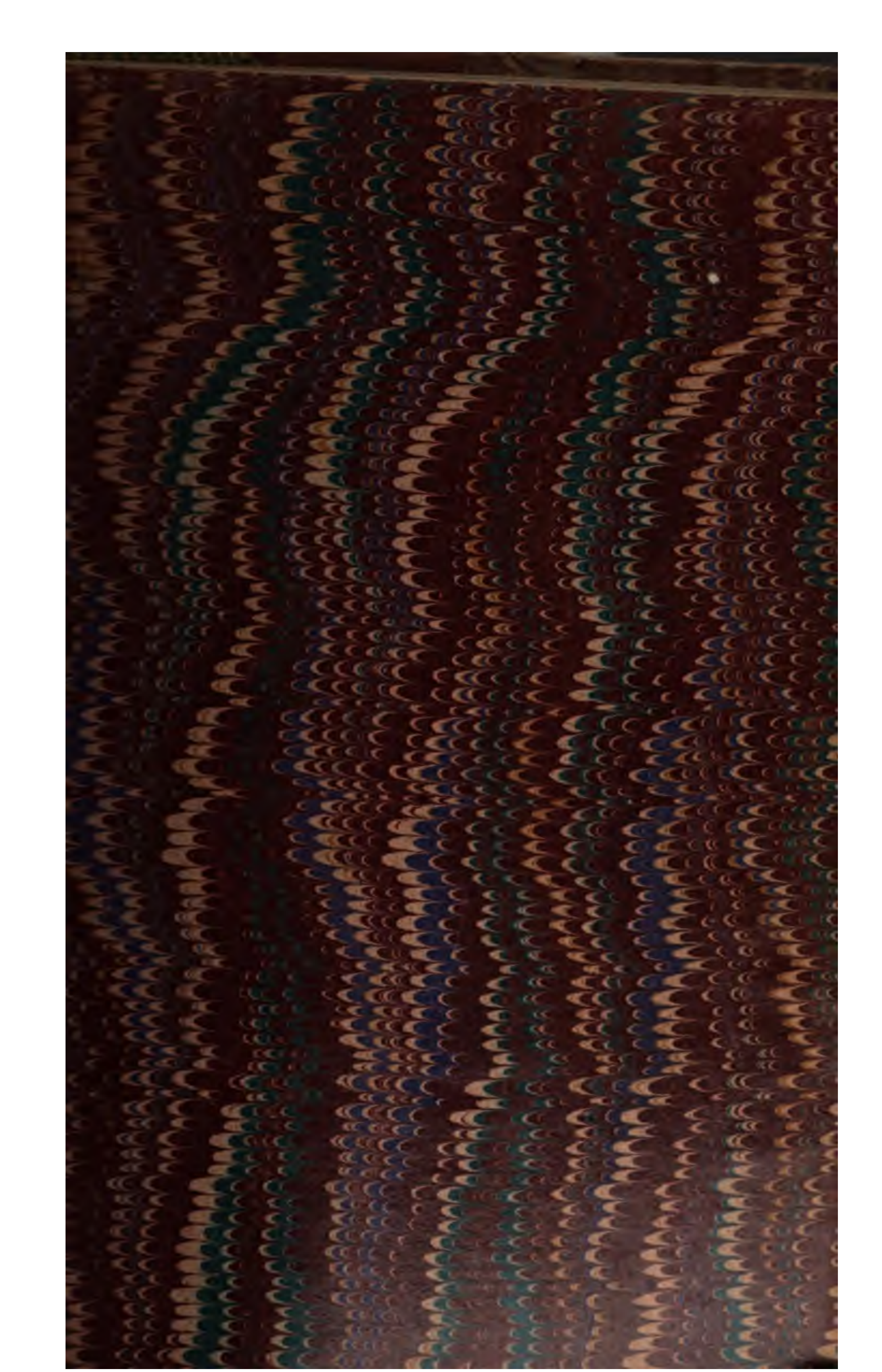














Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XV.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1893.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel   Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XV.
Erste Hälfte: Abhandlungen.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1893.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.



Zum Bedeutungswandel im Französischen.

I.

Allgemeines über die Bedingungen des Bedeutungswechsels und dessen Erklärung.

In seinem im ersten Bande der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* erschienenen *Versuche eines Systems der Etymologie* unterscheidet L. Tobler zwischen immanenter und zufälliger Bedeutungsänderung. Erstere soll aus einer der Sprache selbst ursprünglich innewohnenden, der natürlichen Ordnung der Dinge entsprechenden Anlage zur Entwickelung zu begreifen sein, während letztere meistens durch willkürliches Thun oder Reflectieren der Menschen zu Stande komme. Gegen die Fassung dieses Unterschiedes liesse sich nun viel einwenden. Vor Allem, dass die Sprache nicht als selbständiger Organismus betrachtet werden kann, der die Ursache seiner Entwickelung in sich selbst trägt, sondern als ein Product gemeinsamer menschlicher Arbeit.

Bei seiner Beurteilung des Darmesteter'schen Buches: „*La vie des mots étudiée dans leurs significations*“ im *Journal des Savants* (Février 1887) und schon früher Schleicher gegenüber in der *Revue critique d'histoire et de littérature* 1868 t II p. 242 hat Gaston Paris auf diesen häufig begegnenden Irrtum hingewiesen und ausgeführt, dass man vor all diesen Metaphern: *organisme, naître, croître, se développer, vieillir et mourir*, auf der Hut sein müsse. Denn die Entwickelung der Sprache liege nicht in dieser selbst, sondern im Menschen, in den physiologischen und psychischen Gesetzen der menschlichen Natur. Giebt es nun aber wirklich solche, aus denen sich der Bedeutungswandel erklären lässt? Können wir da von Gesetzen reden, wo die spontane Thätigkeit des individuellen Empfindens, Denkens und Wollens so tief eingreift und die kulturellen Bedingungen einen so grossen Einfluss üben? Das sind Fragen, welche sich bei der Lektüre der Gaston Paris'schen Kritik aufdrängen, besonders wenn auf den gewaltigen Einfluss des Theaters, der Litteratur, der Journalistik hingewiesen wird. Auf die be-

stimmende Gewalt der Kulturbedingungen macht auch besonders Bréal in seiner Besprechung desselben Buches in der *Revue des deux mondes* (Juli 1887 unter dem Titel: *L'histoire des mots)* aufmerksam, indem er S. 192—94 ausführt, wie sich die Bedeutungen besonders durch die Bildung verschiedener Berufsklassen in verschiedenem Sinne entwickeln. So zeigt auch Oscar Weise in seiner beachtenswerten *Characteristik der lateinischen Sprache* (Leipzig Teubner 1891), dass besonders der metaphorische Gebrauch der Wörter durch den jeweiligen Kulturzustand eines Volkes bestimmt wird. Es dürfte demnach wohl behauptet werden können, dass die Sprache vorzugsweise ein historisches Product ist und in ihren Wandlungen die Eigenarten der Völker, ihre Anschauungen, ihr Wissen und ihre Erfahrungen entfaltet. Wie die Geschichte, ist auch die Bedeutungslehre Wissenschaft von der Entwickelung der Menschen, weshalb dieselbe Methode auch auf sie Anwendung finden wird.

Es werden deshalb wohl die allgemeinen physischen (physiologischen), psychischen und kulturellen Factoren des Bedeutungswandels zu erörtern sein, aber auf Aufstellung allgemeingültiger Gesetze muss, wie in der Geschichte, so auch hier verzichtet werden. Die Bedeutungslehre kann auch nur den Zusammenhang der verschiedenen Wortbedeutungen zu erklären suchen. Wie eine Einteilung der Bedeutungsentwickelung in psychologische und historische nicht durchführbar ist, zeigt sich schon in der Abhandlung Toblers, wo die Variationen des Sprachgebrauches zwischen mhd. *adel* (Geschlecht überhaupt), *gelt* (vertragsmässige Leistung überhaupt), *wette* (rechtliches Pfand), *ding* (Gerichtsverhandlung) und den neuhochdeutschen Bedeutungen derselben Wörter als eine Art des immanenten Bedeutungswechsels aufgefasst werden, während doch hier Veränderungen im socialen Leben bestimmend gewirkt haben müssen.

Inneres und äusseres Geschehen, die Wirkung der psychologischen Associationsgesetze mit den sich ihnen anschliessenden Apperceptionsvorgängen und die Entfaltung des historischen Ganges der Ereignisse greifen eben so ineinander, dass eine solche Trennung des Bedeutungswandels gar nicht durchführbar ist. Auch scheint übersehen zu sein, dass den meisten Bedeutungsänderungen Willenshandlungen zu Grunde liegen, nämlich das Setzen neuer Beziehungen, auf dem wesentlich der historische Fortschritt beruht.

Welchen Wert könnte aber eine sogenannte psychologische Klassifizierung der verschiedenen Bedeutungsentwickelungen nach äusseren und inneren Associationen haben? Jedenfalls einen sehr geringen, weil der psychische Mechanismus allein nichts erklärt und die sprachlichen Associationen im Dienste des Willens stehen, welcher

im einzelnen Falle immer diejenige erfasst, welche den grössten Gefühlswert für das Bewusstsein besitzt. So meint auch Gaston Paris, dass man wohl bei der Bildung neuer Bedeutungen die Ideenassociation versteht; aber nicht einsieht, warum dieselbe in dieser und nicht in einer andern Richtung wirkt. Wir können nicht erklären, warum z. B. im Französischen *bureau*, das zuerst einen groben Wollenstoff von brauner, dann von grüner Farbe bezeichnet, den mit diesem Stoff überzogenen Arbeitstisch und weiter jedes Möbel in der Kanzlei, die Kanzlei selbst, ja sogar das Personal derselben benennt. Warum ist der Schreibtisch aufgefasst als ein mit Wollstoff überzogener Tisch, nicht nach seinem Zweck als *table à écrire?* Warum ist auch *bureau* nur Bezeichnung des mit dem genannten Stoff überzogenen Tisches, nicht auch eines andern Stoffes oder der Personen, welche sich in diesen Stoff kleiden, so wie *grisette* zuerst nur einen grauen Stoff, ein graues Hauskleid und später auch die diesen Stoff tragenden Nähterinnen bezeichnet? (S. *Journal des Savants* 1887, S. 154.) Mit W. Wundt wird die neuere Psychologie hierauf antworten, dass der Apperceptionsakt nicht durch die Beziehungen zwischen Subject und Object allein bestimmt wird, sondern dass sein besonderer Verlauf in weit höherem Grade teils von den begleitenden Verhältnissen der äusseren Dinge, teils von der intellectuellen Richtung der einzelnen Personen oder einzelnen Generationen und Völker abhängt. Wollen wir deshalb den Grund eines einzelnen Bedeutungsüberganges ausfindig machen, so müssen wir uns in das Bewusstsein der Gesellschaftsklasse, unter der derselbe vor sich ging, versetzen und die äusseren veranlassenden Verhältnisse uns vergegenwärtigen können. Wir müssen immer den besonderen Fall aufsuchen, der die Entstehung der neuen Bedeutung veranlasste. So erklärt z. B. *défier* (diffidare) = a fide quam quis alicui debet aut pollicitus est, per litteras aut epistolam deficere, seinen Bedeutungswechsel nur durch das Bewusstsein der Gesellschaftsklasse, die ihn vorzüglich brauchte und mit der Aufkündigung der Treue die Vorstellung einer Kriegserklärung, einer Herausforderung eng verbunden haben muss. Ähnlich ist auch der Wandel von *forfaire* (aus foris facere) zu erklären. Dasselbe erhält aus demselben Grunde die Bedeutung: sich einer Sache unwürdig machen, sich derselben berauben. Der Übergang von sanskr. *dâsa* Feind in *dâsa* Unterthan (S. M. Müller *Selected Essays* vol. I. S. 339) wird durch die historische Thatsache der Unterjochung bestimmt.

Freilich wird in vielen Fällen der Bedeutungswandel schwer erklärbar sein, weil wir uns nicht in die ganze Vergangenheit und Anlage des Bewusstseins eines Volkes versetzen können. Dieselbe Schwierigkeit hat übrigens auch der Historiker zu überwinden, wenn er in die Empfindungen und Anschauungen vergangener Jahrhunderte

zu dringen sucht. Dennoch darf hier wie dort an der Möglichkeit sicherer Erkenntnis nicht gezweifelt werden.

Die Schwierigkeit einer Einteilung des Bedeutungswandels in psychologischen und historischen tritt ausser bei Tobler noch in anderen Darstellungen dieser sprachlichen Erscheinung hervor. So in H. Lehmann's Arbeit (1884) *über den Bedeutungswandel im Französischen.* Dort werden Seite 48—59 Wörter angeführt, die der auf Seite 9 festgestellten Unterscheidung zufolge sich unter den historischen Wörtern des 3. Kapitels befinden sollten. Ausserdem verwirrt sich die Darstellung des Verfassers noch besonders durch die hier ganz unstatthafte Hereinziehung des logischen Begriffs. (So schon Seite 9.) Während in dem wirklichen Denken der Begriff durch seinen Umfang gedacht wird, will ihn Lehmann durch seinen Inhalt, seine Merkmale denken und nennt diese Seite 14 überdies den Umfang des Begriffes. Es will sich auch deshalb trotz aller Einteilungen das gesammelte reiche Material zu keiner übersichtlichen und befriedigenden Ordnung zusammenfügen. Nur über die Gründe des Bedeutungswechsels findet sich manche wertvolle Bemerkung.

Auch A. Rosenstein hat in seiner Abhandlung über *die psychologischen Bedingungen des Bedeutungswechsels der Wörter* (1884) keine festen Grenzen zwischen psychologischem und historischem Bedeutungswandel gezogen. Ausserdem trifft den Verfasser, dessen Untersuchung in W. Wundts *Logik* wurzelt, noch der Einwurf, dass er die Benennungen des Letzteren aus ihrer gewöhnlichen Bedeutung herausgehoben hat; denn unter associativem Bedeutungswechsel versteht derselbe nicht denjenigen, bei dem zufällige Associationen die Hauptrolle spielen, sondern die bei vorwiegend passiver Apperception sich vollziehenden Vorstellungsverbindungen. Es wäre deshalb die ganze Einteilung abzuändern und müssten, um mit W. Wundt übereinzustimmen, die Fälle des associativen Bedeutungswechsels beim apperceptiven, umgekehrt, die des apperceptiven beim associativen untergebracht werden.

A. Darmesteter in *La vie des mots étudiée dans leurs significations* (1887) unterscheidet ebenfalls p. 90 zwischen historischem und psychologischem Bedeutungswandel. Wenn er aber dem zweiten diejenigen Wörter zuweist, welche den meisten Kulturvölkern gemeinsame Begriffe und Gefühle bezeichnen, so lässt auch er die Schwierigkeit einer solchen Scheidung erkennen, weil die Entwickelung einer Kultur ohne ein historisches Geschehen unmöglich ist. So müssen erst tugendhafte Handlungen erscheinen, bevor Wort und Begriff Tugend entstehen können. Ehre, ursprünglich Gabe bezeichnend, wie altfranzösisch *honneur* zeigt auch recht deutlich, wie die psychologische, innere Entwickelung von der historischen, äusseren abhängt. Merk-

würdiger ist dies noch bei Wörtern wie englisch *shall* und *will*. Ersteres bedeutet nach Whitney ursprünglich: eine Übertretung begangen haben und deshalb straffällig sein, letzteres: ich habe gewählt oder noch früher: ich habe eingeschlossen.

Als rein psychologische Bedeutungsentwickelungen, unabhängig von einem historischen Geschehen, können vielleicht nur die der sinnlichen Wahrnehmungen aufgefasst werden. Doch ist auch hier im Auge zu behalten, dass nur durch gegenseitige Verständigung, durch gemeinschaftliche Thätigkeit einer menschlichen Gesellschaft dieselben entstehen konnten. Die Sprache ist eben wesentlich eine gesellschaftliche Function. Da die Formen des Bedeutungswechsels, wie schon erwähnt, zur Erklärung desselben nicht führen, so kann hier auf eine Betrachtung derselben verzichtet werden. Ebenso wenig fördernd ist es, die verschiedenen Veränderungen der Wortbedeutung unter den von den Rhetorikern gewählten Namen: „Synekdoche, Metonymie, Metapher und Katachrese" zu behandeln, wie Darmesteter S. 45—73 gethan hat. Denn es sind dies nur Bezeichnungen für die verschiedenen inneren und äusseren Associationen; bei der Katachrese kommt nur noch vollständiges Vergessen der ursprünglichen Bedeutung hinzu. Auch wird die Einsicht in das Wesen des Bedeutungswechsels nicht besonders vermehrt, wenn Darmesteter darlegt, dass eine Reihe von Bedeutungsentwickelungen entweder von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgehen *(le rayonnement)* oder mittelst einer Verkettung von Begriffen durch Merkmale gewonnen werden *(l'enchaînement)*. Indessen können diese Vorgänge bei den psychischen Bedingungen des Bedeutungswechsels immerhin ihre Stellen finden. Fruchtbar und den Ausführungen Bréal's über den Einfluss der verschiedenen Lebenssphären an die Seite zu stellen ist jedoch seine Bemerkung, dass eine Bedeutungsänderung gewöhnlich dadurch erfolgt, dass ein mit einem Worte schon verknüpfter Nebenbegriff zum Hauptbegriff wird. (S. 86). Bsp. *païen* lat. *paganus* Landbewohner — Heiden. Ebenso auch seine Bemerkungen über die historischen Gründe des Bedeutungswechsels (S. 34—35.) und sein Satz: „*Le transformisme est la loi de l'évolution du langage*" *(S. 27)*.

Sehr beachtenswert sind auch die Ausführungen Georg's von der Gabelentz in seinem umfassenden Werke *die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse.* (Leipzig, T. O. Weigel Nachfolger 1891). Hier begegnen wir zuerst S. 221 einigen treffenden Bemerkungen über den Bedeutungswandel durch das laut-symbolische Gefühl. Ferner in S. 225—247 eine vollständige Uebersicht über alle beim Bedeutungswechsel bisher in Betracht gekommenen Erscheinungen: Verengung, Erweiterung, einseitige Verrückung des Ganzen, Erhöhung und Erniedrigung der

Worte. Es sind dies, so zu sagen, die Ergebnisse der vollzogenen Associationen. Bei Aufzählung der bewegenden Mächte des Bedeutungswechsels: „Aehnlichkeit der Vorstellungen, Komposition und Konstruction, Entähnlichung der Bedeutungen bei Doubletten, Verdeutlichungen und Verstärkungen, Ironie und rhetorische Frage, Sitte und Satzung“ hat der Verfasser jedoch die wünschenswerte Vollständigkeit wohl nicht ganz erreicht.

Eine andere Einteilung des Bedeutungswandels hat Dr. G. Franz in seinem 1890 erschienenen Programm des Wettiner Gymnasiums zu Dresden durchgeführt. Derselbe findet die Ursachen des Bedeutungswandels einmal in dem der Sprache innewohnenden Streben nach Veränderung (dem *transformisme* Darmesteter's) und in äusseren historischen Gründen. Es ist dies im Ganzen wohl zutreffend, wenn wir unter Sprache den ganzen menschlichen Logos verstehen. Immerhin aber führt die Einteilung der Arbeit zu Missverständnissen und Vermengungen. Denn wenn der Bedeutungswandel in historisch erklärbaren und nicht auf äussere historische Gründe zurückführbaren geschieden wird, so leidet die Klarheit der Darstellung durch Unterbringung der psychischen Associationen beim sogenannten Umsprung der Bedeutung. Ferner ist es bedenklich: Vermehrung, Erweiterung, Vergröberung, Veredelung und Umsprung der Bedeutung (auch Verschiebung genannt) als die Arten des nicht auf äussere historische Gründe zurückführbaren Bedeutungswandels darzustellen, da der historische dieselben Resultate aufweist. Uebrigens enthält die Arbeit, welche sich in ihren Ausführungen besonders die Ergebnisse des A. Darmesteter'schen Buches angeeignet hat, eine Fülle von Beispielen über alle Arten des Bedeutungswandels im Französischen und ist deshalb ein schätzenswertes Hülfsmittel für das Studium des Bedeutungswandels. Auch die Dissertation von E. Thomsen *über die Bedeutungsentwickelung der Scheidewörter des Französischen* (Kiel 1890) enthält viel Bemerkenswertes, das in der speziellen Darstellung des französischen Bedeutungswandels zu berücksichtigen ist. Hier wird es genügen zu erwähnen, dass, wie Brachet in seinem *Dictionnaire des doublets ou doubles formes de la langue française* (Paris 1868), der Verfasser die französischen Scheidewörter in drei Gruppen behandelt: gelehrten, volkstümlichen und ausländischen Ursprungs. Es ist jedoch nicht nötig die von dem Verfasser aufgestellten Unterscheidungen hier näher zu erörtern, weil die gelehrten Wörter keiner Bedeutungsentwickelung fähig sind, Scheidewörter ausländischen Ursprunges nicht viel des Interessanten bieten und die volkstümlichen nur Spaltungen sind, welche ohnehin in der späteren Darstellung der Bedingungen des Bedeutungswechsels zur Sprache kommen.

Ausführliches über die verschiedenen Formen des Wandels der

Wortbedeutung ist in Hermann Paul's *Principien der Sprachgeschichte* (2. Auflage S. 66—84. Kapitel IV Wandel der Wortbedeutung) enthalten. Die Gründe desselben enthalten besonders Kapitel VII (Bedeutungswandel auf syntaktischem Gebiet) und Kapitel XIV (Bedeutungsdifferenzirung.) H. Paul bringt die Masse der Erscheinungen unter 3 Hauptrubriken unter: 1. Spezialisirung der Bedeutung durch Verengung des Umfanges und Bereicherung des Inhaltes. 2. Beschränkung auf einen Theil des ursprünglichen Inhaltes. 3. Uebertragung auf das räumlich, zeitlich oder causal mit dem Grundbegriff Verknüpfte.

Auch gegen diese Einteilung macht sich das Bedenken geltend, dass die Associationen, wie sie kurz unter Nr. 3 zusammengefasst sind, allen Bedeutungsveränderungen vorausgehen müssen und Bereicherung sowie Beschränkung auf einen Teil des ursprünglichen Inhalts erst infolge derselben eintreten können. Was im Einzelnen über Verwendung von Stoffbezeichnungen für Producte aus dem Stoff, über die Entstehung der Eigennamen durch Verwandlung der occasionellen concreten Bedeutung gewisser Wörter in usuellen, über Bezeichnung des Teiles eines Gegenstandes nach dem hinsichtlich seiner Lage entsprechenden Teile eines anderen Gegenstandes, über die Analogie zwischen Raum und Zeit, über die Analogie zwischen den verschiedenen Sinneswahrnehmungen, über die Übertragung für sinnliche Wahrnehmungen und Zustände auf geistige, über Bildung von Gattungsbegriffen etc. erörtert wird, dürfte wohl füglich am besten bei Darstellung der Associationen seine richtige Stelle finden.

Aus den vorangehenden Betrachtungen ergiebt sich nun zunächst Folgendes:

1. Der Unterschied zwischen psychischer und historischer Bedeutungsentwicklung ist nicht durchführbar. Die Sprache ist wesentlich Function der menschlichen Gesellschaft, welche das Streben nach Veränderung in sich trägt.

2. Bei Behandlung der Bedeutungsentwicklung ist auszugehen von den Bedingungen desselben, den psychisch-physiologischen und kulturellen. Dieselben sind möglichst vollständig darzustellen.

3. Letzter Grund der Bedeutungsentwickelung ist die Spontaneität des menschlichen Geistes, der Wille, bei welchem von Gesetzen nicht gesprochen werden kann, weil diese nur die constante Art ausdrücken, wie reale Dinge sich verhalten.

Indem wir nun versuchen die Bedingungen des Bedeutungswechsels aufzufinden, unterscheiden wir:

A. Die psycho-physiologischen Bedingungen.

Darunter fallen: 1. Die Associationsgesetze mit den sich ihnen anschliessenden Apperceptionsvorgängen der Verdichtung und Verschiebung der Vorstellungen. 2. Der Trieb zur Gruppenbildung. 3. Der Differenzirungstrieb. 4. Die Entfaltung des Bewusstseins nach einer bestimmten Ordnung. 5. Der Deutlichkeitstrieb. 6. Die Ironie (Gegensinn). 7. Der Euphemismus und die Zote. 8. Das Vergessen der Bedeutungen. 9. Die Gefühlsveränderungen. 10. Die Verflechtungen der Wörter in der Sprache. 11. Die Verflechtung von Vorstellungen, die nicht zum sprachlichen Ausdruck gelangen. 12. Das lautsymbolische Gefühl.

1. Die Associationsgesetze.

Vor Allem ist festzuhalten, dass allen Bedeutungsentwickelungen die Processe des psychischen Mechanismus „die sogenannten Associationsgesetze" zu Grunde liegen.

Es liegt in der Entwicklung der Sprache begründet, dass jede dem Bewusstsein sich zudrängende neue Vorstellung durch eine schon vorhandene erfasst und mit ihr verbunden werden muss. Darin liegt schon ein Unterschied von der rein psychischen Association, welche dem Bewusstsein sich aufnötigt. Anders ist es bei der sprachlichen Association. Hier findet unter den verschiedenen psychisch schon vorhandenen Verbindungen eine Auswahl statt und der Wille ergreift, vom Sprachbedürfnis geleitet, die zweckmässigste. Dies erklärt auch den im allgemeinen logischen Character des Bedeutungswechsels.

Es findet beim Bedeutungsübergang eigentlich eine doppelte Association statt: 1. Die zwischen appercipirender und appercipirter Vorstellung. 2. Die zwischen appercipirter Vorstellung und dem Wort, das eine Bewegungsvorstellung ist.

Auch kommt der Prozess mit der Association nicht zur Ruhe, sondern es folgt ihm noch eine Verdichtung oder Verschiebung der Vorstellungen, infolge deren sich die Bedeutung des Wortes verengt oder erweitert. Des Weiteren treten noch Associationen mit den Gefühlen hinzu: Die Bedeutung fällt und sinkt im Werte. Denn das Wort ist nicht nur Vertreter einer allgemeinen Vorstellung, sondern es fliesst ihm auch durch vielseitige Verflechtungen und Beziehungen noch ein besonderer Gefühlswert zu.

Es unterliegt deshalb stetem Wandel und hängt seine Bedeu-

tung ebenso sehr von den der einzelnen Sprache eigentümlichen Associationen der Wörter als vom Wechsel der Kultur ab. Beispiele für die verschiedenen Associationen, äussere und innere: Associationen simultaner, unabhängig coexistirender simultaner Vorstellungen, successiver Vorstellungen, Associationen nach Über- und Unterordnung, nach Bezeichnung der Coordination, der Ähnlichkeit, der Abhängigkeit werden sich in den nun folgenden Abschnitten, welche die die Associationen regelnden Vorgänge zu behandeln haben, in Menge bieten und wäre es deshalb überflüssig, dieselben hier weitläufig zu behandeln.

2. Der Trieb zur Gruppenbildung.

In seinen *Principien der Sprachgeschichte* hat Hermann Paul schon treffend bemerkt, dass das Wort seinem Wesen nach einer Gruppe ähnlicher Vorstellungsmittel als Beziehungsmittel diene. Es scheint dies ein Gesetz der sprachlichen Entwickelung zu sein, nach welcher aus einer kleinen Anzahl von Wurzeln der ganze Reichtum des Wortschatzes einer Sprache entsteht. Das Wort erscheint hier bestimmt vielen Vorstellungen als gemeinsamer Mittelpunkt zu dienen, eine Erscheinung, welche schon in der frühesten Sprachperiode uns entgegentritt.

Dass, wie schon Tobler aufgestellt hat, es besonders lebenskräftige und fruchtbare, lautlich wie begrifflich wohlgefällige und fügsame, daher zur Apperception besonders geeignete Wurzeln und Wörter gab, wird wohl nicht zu bestreiten sein und wäre es wohl wünschenswert, dieselben für die einzelnen Sprachen zusammenzustellen.

Im einzelnen ist hier zu bemerken:

a) Wechselbegriffe entstehen oft aus einem Grundbegriff. So bedeutet das alte „Ort“ „Anfang“ und „Ende“. Das alte Ende auch Anfang, beides eigentlich: hervorragender Teil. *subire* heisst ebensowohl hinabtauchen wie auftauchen. *cedere* und *ἔρχεσθαι* bedeuten Gehen und Kommen. frz. *l'hôte* ist Wirt und Gast. altfrz. *detteur* Schuldner und Gläubiger (s. Lehmann). *apprendre* lernen und lehren.

b) Begriffe, die eine Negation enthalten, werden oft aus entsprechenden positiven abgeleitet. Nhd. brauchen = geniessen und bedürfen. angels. *brucan* geniessen, gebrauchen. Vgl. mhd. *bederben* (gebrauchen): darben. Vgl. deutsch mangeln, ahd. *mangolon* mit englisch *mangle* verstümmeln, lat. *mancus*. *Nihil* = *ne hilum*; nicht = *neowiht*; *ne rien* = *non rem*. Doch kann auch das Umgekehrte stattfinden; so schwächte sich im 17. Jahrhundert die negative Bedeutung von *nul* so ab, dass es vielfach = *aucun*, *personne* gebraucht wurde, wie es noch jetzt nach komparativem *que* und *sans* ge-

wöhnlich ist. Ebenso auch *pas un* (S. Haase, *französische Syntax des XVII. Jahrhunderts* 1888 § 52).

c) Ihrer Natur nach doppelseitige Anschauungen werden manchmal durch ein und dasselbe Wort fixiert. Bsp. riechen und schmecken, die sowohl vom Organ als von der Substanz gebraucht werden. Vgl. franz. *sentir*. S. auch lat. *vallum* und *vallis*. Das Gegrabene benannte ebensowohl den Hügel wie die Grube, den Damm wie das Thal, da es unmöglich ist, eines ohne das andere hervorzubringen.

d) Ursache und Wirkung sind meist in ein und derselben Wurzel eingeschlossen oder werden durch dasselbe Wort bezeichnet. Hierher gehört auch das Nebeneinanderbestehen der transitiven und intransitiven Bedeutungen, besonders bei Worten der Bewegung. Besonders viele Beispiele lassen sich hier aus dem Französischen beibringen. Altfrz. *curage* Herz. — Neufrz. *courage* Absicht, Mut. Vgl. neufrz. *coeur* Herz und Mut. *errors* hatte im Altfranzösischen meist den Sinn von Pein, Not. Irrtum hat Pein, Not zur Folge. Bsp. *Jason, sire biax amis genz Molt soi por vos en grant error.* (Troie ed Jolly.) *Celle remaint en grant errors* (Jouf. ed. Hofmann.) *invention* heisst Erfindung und Erfindungskunst. *la grâce* Gnade und Begnadigung. *jeunesse* Jugend. *jeunesses* Jugendstreiche. *ignorance* Unwissenheit. *ignorances* Fehltritte. *amitié* Freundschaft — *amitiés* = *paroles obligeantes*. *privation* Beraubung und der daraus erfolgende Zustand des Beraubtseins. *L'injure* das gethane und erlittene Unrecht. *apprendre* lernen hat im Altfranzösischen auch die Bedeutung von gewohnt sein. Ein Beispiel aus Rutebeuf ist: *envis lait on ce qu'on aprend. la parole* die Rede (Fähigkeit) und das Gesagte, Wort. *production* das Schöpfungsvermögen z. B. *la production poétique* das poetische Schöpfungsvermögen und das Geschaffene. *la construction* das Bauen — *une construction de bois* ein aus Holz ausgeführter Bau. (Als Folge der Handlung). *justice* Gerechtigkeit und Akt der Gerechtigkeit. *titre* Anspruch, Rechtsgrund (das Bedeutung Schaffende) — Bedeutung; z. B. *les titres principaux de cet homme sont fondés sur* . . . . S. hierüber auch Darmesteter S. 62: *La plupart des substantifs français en -ement désignent d'abord l'action verbale abstraite qu'exprime le radical, et, par métonymie, le résultat concret de l'action.* Einige Beispiele aus anderen Sprachen sind: Spanisch: *airearse* sich der Luft aussetzen und den Schnupfen bekommen. *lograr* erlangen und haben, besitzen. *intentare* beabsichtigen und versuchen, ausführen. Lateinisch: *lingua* Zunge — Sprache. Man vergleiche auch die Metonymien *laetae segetes, tristis senectus, Ceres* und *Bachus* für *panis* und *vinum*. Griechisch: *ἔβαλλον* Impf. ich warf und Aorist *ἔβαλον* ich traf. *εἶχον* ich hatte *ἔσχον* Aorist ich bekam. Deutsch: Kriegen = sich anstrengen, streben, trachten,

widerstreben und Kriegen = erhalten, bekommen. Vgl. ahd. *winnan* sich anstrengen, kämpfen und *gewinnan* gewinnen. Ich *schiesse* einen Pfeil und ich *schiesse* (erlege) einen Hasen.

Übergang von Bezeichnung der Wirkung zur Bezeichnung der Ursache liegt vor im Frz. *araignée (aranea)* urspr. Spinngewebe, später Spinne. altfrz. *entercier* in die Hand eines Dritten legen — wiedererkennen. *apprendre* erfahren — mitteilen. *crayon* Skizze — Stift, mit dem diese zu Stande kommt. *merci* Lohn, Gnade. *vœu* Gelübde — Wunsch (das das Gelübde Veranlassende) *votum*. Schon im Lateinischen vereinigt *voveo* die Bedeutungen geloben und wünschen. — Lateinisch: *fatigare* ermüden und tummeln, z. B. *equos*. *opprimere* unterdrücken und überraschen; z. B. *hostem*. *ἔχω* urspr. stark sein, fähig sein, können geht in die Bedeutung „haben" über. (Vgl. auch ungarisch „*birni*" Kraft haben zu etwas, heben können — besitzen, haben, können.) Diese ursprüngliche Bedeutung erklärt vielleicht: *ἔχειν συγγνώμην* in der Bedeutung 1. Verzeihung gewähren, Antiph. V. 5, 2. Verzeihung bekommen, Ant. V. 92. *τὰ μὲν ἀκούσια τῶν ἁμαρτημάτων ἔχει συγγνώμην, τὰ δὲ ἑκούσια οὐκ ἔχει*, von den Vergehen werden die unfreiwilligen verziehen, die freiwilligen aber nicht. Dieselbe zweifache Bedeutung findet sich bei Demosthenes XXI, 66. *τὰ τοιοῦτα ποιεῖν ἔχει τινὰ συγγνώμην* (kann verziehen werden, bekommt Verzeihung). Ebenso gehören hierher: *αἰτίαν ἔχειν* beschuldigt werden (Schuld bekommen), *κατηγορίαν ἔχειν* angeklagt werden, Dem. LVII, 25. *ὑποψίαν ἔχειν* verdächtigt werden (dagegen auch Verdacht hegen). *δόξαν ἔχειν* Ruhm haben bei anderen (dagegen auch eine Meinung haben) Alcid. *π. σοφ.* 27. *πίστιν ἔχω* es wird mir vertraut, Dem. XXX, 16. Dagegen ich habe Vertrauen, Dem. XVIII, 216.

Wie schon gesagt wurde, besteht das der Gruppenbildung Eigentümliche darin, dass eine Lautvorstellung eine grössere Anzahl verschiedener Vorstellungen zusammenschliesst und so das Wort als Beziehungspunkt für sehr verschiedene, oft weit von einander entfernte Begriffe erscheint, wie z. B. frz. *dent* Zahn, Zacke, Scharte, kegelförmiger Berggipfel und Gehege von Blumenbeeten, *timbre* Hammerglocke, Klang, Klangfarbe, Stempel, Stempelamt, Schildhelm, Trommelboden bedeuten kann. Ob die Association immer von derselben Vorstellung ausgeht oder nicht, ist hierbei gleichgiltig.

3. Der Differenzierungstrieb.

Während der Trieb zur Gruppenbildung möglichst viele Begriffe unter einem Worte vereinigt, wirkt der Differenzierungstrieb in entgegengesetzter Richtung und sucht die verschiedenen Begriffe auch lautlich zu trennen, indem er entweder in die Wurzeln lautliche Differenzierungen einführt und so Doppelbildungen schafft oder

Bedeutungen eines Wortes auf andere überträgt. So entstehen französisch einerseits *chaise* und *chaire*, *croyance* und *créance*, *flairer* und *fleurer*, *gemir* und *geindre*, *camp* und *champ*, *caisse*, *casse* und *châsse*, andrerseits überträgt „*nager*" ursprünglich „schiffen und schwimmen" seine erste Bedeutung auf *naviguer* und es scheiden sich *pis* und *poitrine*, *élire* und *choisir*, *issir* und *sortir*, *venin* und *poison*, *enceinte* und *parc*. Vgl. auch lat. *orare* und *dicere*.

Bemerkt zu werden verdient, dass die Arten meist aus den Gattungen abgeleitet werden. Man erklärt dies damit, dass beim Aussprechen eines allgemeinen Namens, wie Tier, Baum etc. uns zuerst die Hauptarten von Tieren und Bäumen einfallen, die wir als die für uns am wichtigsten betrachten. So sei bei dem Jäger das Tier das weibliche Dam-, Rot und Elenwild und verstehe der Norddeutsche unter Korn vorzugsweise den Roggen. (Vgl. auch *catus*: das Tierchen, das Junge — die Katze; *auca* das Vögelchen — die Gans; *la pecora* it. das Schaf; *δρῦς* Eiche, eigentlich Baum.

Auf dem Streben nach Differenzierung beruht auch der Übergang von Baumnamen in Bezeichnungen für bestimmte Waffen. grch. *μελίη* ist Esche und Lanze. grch. *ἰτέα* ist Weide und Schild. atn. *álmr* ist „Ulme" und Bogen. grch. *αἰγανέη* Speer, bedeutet urspr. Eiche (ahd. *ah*), dann eichener Speer. Vgl. auch Buche und Buch.

Apperception einer Artvorstellung durch die Gattungsvorstellung in Folge des Differenzierungstriebes liegt ferner vor in: *châtiment* allgemeine Unterweisung, im Neufrz. Unterweisung durch Strafe. *corroyer*, Felle zurechtmachen, gerben; altfrz. allgemein bereiten, ausrichten. Vgl. angels. *gearwian praeparare colligere* sammeln — Stellen aus einem Buche sammeln. (Gelehrt) *chaon* nfrz. Ableitung von *cavus* die Höhlung — speziell die Höhlung unter dem Hinterhaupt, Nackengrube. *halot* Kaninchenhöhle v. *hole*. *labourer* arbeiten — das Feld bearbeiten. *braire* schreien — yanen. *divorce* Trennung — Ehescheidung, *crin* Haar — Rosshaar. *étal* Ort, Stelle — Ladentisch, Art Tisch, auf dem die Fleischer ihre Waaren legen. *gabelle* Steuer — Steuer auf das Salz. *jocus* wird in *jeu* zu einer bestimmten Art des Zeitvertreibs. *ponere* legen — *pondre* Eier legen. *noyer* (necare) töten — ertränken. *orteil* v. articulus Gelenk — grosse Zehe. *poison* (potio) Getränk — Gift. *asséner* altf. einem etwas bestimmen oder zuweisen — neufrz. einen Schlag versetzen. *couvent* Vereinigung — Vereinigung von Mönchen, Kloster. *daintie* (v. dignitas) Würde, Kostbarkeit (S. Rol. 45) — Leckerbissen (eine Art der Kostbarkeit). *morve* (v. morbus) Krankheit — Rotz der Pferde. *robe* Kriegsbeute, Raub — Kleid. *pomum* Frucht — *pomme* Apfel. *viande* (vivenda) Nahrungsmittel — Fleisch. *faon* das Junge jedes Tieres — Junges des Reh, Rehkalb. *jumentum* Zug-

vieh, noch altf. allgemein Vieh, Tier im Gegensatz zum Menschen wird zu *jument* Stute. *pigeon* Taube v. *pipio* junger, piepender Vogel. *poussin* Küchlein, altfrz. allgemeine Bedeutung „Junges". Vgl. noch englisch *hound* und *fowl,* dtsch *Rettich (radix)* als wichtigste Art der Wurzeln gefasst.

4. Die Entfaltung des Bewusstseins nach einer bestimmten Ordnung.

a) Wir bemerken zuerst bei den frühesten Bezeichnungen der sinnlichen Wahrnehmungen, dass dieselben nach den sie veranlassenden begleitenden Erscheinungen benannt werden. So erscheint nach Bechtels Untersuchungen „sehen" mit „hell sein, leuchten" identisch (Grundbegriff „durchdringen"); hören mit tönen, letzteres bezeichnet sprachlich das Spannen, aus dem der Ton hervorgeht. Die Verben, welche ein transitives Schmecken bedeuten, sagen eigentlich nichts anderes als schlingen; alle diejenigen aber, die zur Bezeichnung des intransitiven Schmeckens dienen, heissen von Haus aus geradezu „fliessen". Riechen wird von rauchen benannt, berühren von bewegen. Die äussere Erscheinung dient also zur Bezeichnung der Empfindung. Es scheint überhaupt von der sichtbaren Bewegung alle Sprachbezeichnung auszugehen. So bedeutet auch die Wurzel von „schallen" wahrscheinlich „scheiden, spalten" und erinnert an die Anwendung von brechen auf Schall- und Lichterscheinungen. Vgl. frz. *toucher* ahd. *zuchôn* (zucken). altf. *bundir* = *retentir.* frz. *entendre* hören v. *intendere.* dtsch. *donnern* zu mhd. *donen* spannen, dehnen. Diese und ähnliche Bedeutungsübergänge hängen psychologisch mit der sogenannten Projicierung zusammen, d. h. mit der notwendigen Umbildung unserer Empfindung zu Aussendingen. So kann auch der Körperschmerz nur als stechend, beissend, nagend, bohrend, reissend u. s. w. charakterisiert werden.

b) Ebenso muss die Sprache den Ausdruck für Gefühle in ähnlicher Weise gewinnen, indem sie an Vorstellungen von Aussendingen oder auch an Empfindungen anknüpft. Beispiele: Französisch *courage* Herz — Mut. *les entrailles* die Eingeweide — Gefühl. *angoisse* v. *angustia. craindre* v. *tremere. gai* hellfarbig, lustig. *abattu* niedergeschlagen. lat. *horreo* starren — sich entsetzen. Vgl. deutsch „entsetzen" ursprünglich aufspringen, auffahren. *invideo* bezeichnet ursprünglich eine Art des Sehens. Deutsch: Kummer, mittelh. *kumber* = frz. *décombres.* Feig bedeutet ursprünglich zum Tode bestimmt. Zorn ist von zerren abzuleiten.

c) Übergang von einer Sphäre der Sinnenwelt auf eine andere findet sich sehr häufig. Grund: Gefühlsanalogie. So kann *sweet* auf den Geschmack, den Geruch, das Gehör und das Gesicht bezogen werden, denn man spricht von *sweet fruits, sweet rose, sweet music*

und *sweet face.* Deutsch hell aus mhd. *hël* Adj. laut, tönend. Im Französischen spricht man von *vin aigre, métal aigre, des couleurs, des tons aigres.* Ferner von *dureté* und *mollesse des tons, une voix criarde, des couleurs criardes,* von *la verte odeur de la rosée* etc. Aus Toblers Versuch eines Systems der Etymologie führe ich noch an: Lateinisch *surdus* = goth. *svarts; μέλας* heisst auch heiser. ags. *beám radius* und *tuba* (der baumartig hervorschiessende Strahl und Schall), mhd. *kiesen* sehen, aber *korôn gustare, γεύεσθαι.* griech. *σιπαλός, σιφλός* blind, lahm, stumpf. Auch frz. Volksausdrücke wie *il boite des châsses* (er schielt) und *il louche de la jambe* (er hinkt) können hiermit verglichen werden.

d) Auch die Namen der Verstandesthätigkeiten, sowie der durch die geistige Thätigkeit geschaffenen Abstractionen und Relationen müssen aus Bezeichnungen sinnlicher Wahrnehmungen abgeleitet werden. Dies beweist die Etymologie von Wörtern wie Anschauung, Vorstellung, Begriff, Beziehung, Urteil, Schluss etc.; Lat. *saepe* v. *saepio, durare* v. *durus,* it. *spesso,* it. *presso* nahe. *ἄγχι, ἐγγύς* eigentlich eng, dann dicht, d. h. nahe. Sp. *harto* genug von *farcire,* die adjectivischen Adverbien eben, gerade, wohl, schon (Adv. zu schön), kaum (eigentlich kränklich), vgl. lat. *aegre.* Frz. *ne-pas* = non passum, *ne-point* = non punctum etc. Auch die Hülfszeitwörter haben, wie M. Müller in Selected essays Bd. I. S. 365 nachweist, einen materiellen Character. So bedeutet *habere* ursprünglich: fest halten (vgl. *habena), ἔχω* ist sanskr. *sah* und bedeutet zuerst stark sein, fähig sein, können. Frz. *été* (status) führt auf *stare* stehen zurück, das deutsche werden auf sanskrit *vrit,* das lateinisch *verto.* Sanskrit *as-mi,* das griechische *ἐμμί,* hatte wahrscheinlich die Bedeutung von athmen. Besondere Aufmerksamkeit verdient hier, wie durch Verflüchtigung des sinnlichen Inhaltes das Wort immer geeigneter zum Ausdruck der feinsten Beziehungen wird.

Ferner sind die ursprünglichen Verhältnisse Verhältnisse der Bewegung und zeigt es sich, dass die Zeitverhältnisse nach Analogie des Raumes, diese durch die Bewegung gedacht sind. Auch die causale Beziehung wird vielfach mit der lokalen verknüpft. So wird z. B. die Präposition „vor“ zunächst für den Ort, demnächst für die Zeit gebraucht; ebenso „nach“ von nahen. „Durch“ bezeichnet Ausdehnung durch den Raum, vollständiges Erfüllen der Zeit und Causalität. Spanisch: *luego* und altf. *lues* haben aus lat. *loco-s* die Bedeutung sofort entwickelt. Altf. *ou* (wie das lat. *ubi*) ist auch temporell in *ou que* sobald als. Vgl. Frz. *sur-le-champ* sofort; *pendant que* zeigt auf *pendere* zurück. Deutsch: „Denn“ ist ursprünglich „dann“. Die Begriffswörter: „Raum“, „Zeit“ sind abgeleitet von Verben, welche ein sich Dehnen, Erstrecken, aussagen.

Bedeutungsübergänge von der abstracten in die sinnliche Sphäre, die sich nicht selten vorfinden, deuten nur darauf hin, dass im Bewusstsein derer, die in Wirklichkeit den Sprachgebrauch beherrschen, abstracte Namen gewöhnlich mit sinnlichen Vorstellungen verbunden werden. Beispiele hierzu sind: Französisch: Wörter wie *ameublement*, *amusement*, *assaisonnement*, *attroupement*, *bâtiment*, *cautionnement*, welche sowohl die abstracte Handlung als auch das concrete Resultat derselben bezeichnen. *témoin* von testimonium. altf. *empire* auch Heer (S. Aiol et Mirabel). *jeunesse* in der Bedeutung „Mädchen". *action* Handlung — Aktie. *la recrue* Nachwuchs — Rekrut. altf. *prison* Gefangener. altfr. *conissance* Fahne. Englisch: *justice* in der Bedeutung „Richter". Italienisch: *podestà* „Amtmann" aus *potestas; prigione* = prigioniere. Deutsch: Handlung = Verkaufslokal. Vorstand = Vorsteher. Fee aus fata. Spiel in Windspiel. Hierher gehört auch: die Menschheit, Jugend u. s. w. für die Menschen, die jungen Leute. Die Musik für „die Musiker" die Clientel für „die Clienten".

5. Der Deutlichkeitstrieb.

Dieser tritt besonders in der nach sinnlicher Anschaulichkeit strebenden Volkssprache hervor. Wörter wie *testa* (irdenes Gefäss, Topf) frz. *tête*; *bucca* (vollgestopfte Backe) *bouche*; *spatula* (Keule) *épaule*, *minare* (das Vieh antreiben) *mener* sind durch denselben in eine höhere Sphäre versetzt worden und heute noch zeigt derselbe seine Wirksamkeit im Eindringen einer Menge Wörter des Argot in die Litteratursprache, wie *tirage* Schwierigkeit, *décrotter* abschleifen, *détacher* geben, versetzen, *empoigner* scharf kritisieren, *enfoncer* übertölpeln etc. Damit hängt auch die Bezeichnung menschlicher Fehler und Schwächen durch Tiernamen zusammen, so *coquart* Geck von *coq*; *dupe* Tölpel von *huppe* Widehopf, *pigeon* Gimpel etc.

6. Die Ironie (Gegensinn).

Wie Anwendung derselben Bedeutungsänderung herbeiführen kann, zeigen Wörter wie *bonhomme*, *benêt* (benedictus), *innocent*, und englisch *silly* vom altengl. *saelig*.

7. Der Euphemismus und die Zote.

Die Scheu, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, sowie die Zote bewirken zahlreiche Bedeutungsänderungen. So erhielt *garce* das im Altfranzösischen „Mädchen" bedeutet eine schlimme Nebenbedeutung und dem Wort *fille* ist es auch nicht besser ergangen. Auch *poison* ursprünglich *potio*, Trank, entspringt aus dem Bedürfnis, einen starken Ausdruck abzuschwächen.

8. Das Vergessen der Bedeutungen.

Es hat dies wohl seinen häufigsten Grund in der Kulturentwickelung, welche das Interesse an vielen Vorstellungen verblassen und mit der Zeit ganz verschwinden lässt. Doch lässt sich dasselbe auch mit einer Eigenschaft der Apperception in Verbindung bringen, nämlich mit der ihre Thätigkeit vorwiegend auf eine Vorstellung zu beschränken, wie sie sich schon bei der Wortschöpfung zeigt. Bei der Bedeutungsentwickelung von Wörtern wie *connétable* (comes stabuli), *maréchal* (marescal), *cour* (cohors) verschmelzen Vorstellungsreihen in der Weise, dass sie um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt treten, zu dem sie in die verschiedensten Beziehungen gesetzt werden. Im Ganzen der Entwickelung werden dann die dem Zwecke des Ganzen nicht mehr entsprechenden Vorstellungen ausgeschaltet und wegen ihrer Bedeutungslosigkeit für das Ganze völlig vergessen. Auch kann im Laufe der Kulturentwickelung eine mit einem Worte verknüpfte Nebenvorstellung so in den Vordergrund des seelischen Interesses gerückt werden, dass die frühere Hauptvorstellung dadurch völlig verdrängt wird, wie es bei *païen* (paganus) geschah.

9. Die Gefühlsveränderungen.

Wie schon erwähnt, hängen dieselben sowohl von den uns umgebenden, realen Verhältnissen als auch vom Gang der Kultur ab und beeinflussen dann ihrerseits durch Steigerung oder Herabsetzung des Gefühlswertes die Entwickelung der Wortbedeutungen. Wie sehr sich dadurch die Bedeutung eines Wortes ändern kann, mögen folgende Beispiele zur Anschauung bringen: *senior* der Ältere ging schon früher in Folge der dem Alter erwiesenen Achtung und Ehrerbietung über in die Bedeutung: Herr, Gebieter. Altf. *losengier* Schmeichler wird zum Betrüger, Verleumder durch leicht begreifliche Gefühlsassociation. *sycophante* Angeber wird zu Halunke, Schuft. Aus captivus wurde *chétif* elend. Altfrz. *frairin* arm geht in die Bedeutung verächtlich über. Vgl. angels. *earm*, verächtlich. *vilain* (villanus) Dorfbewohner sinkt durch die Missachtung, in der er im Mittelalter stand, sogar herab zur Bezeichnung des Unsittlichen, Unmanierlichen, Hässlichen. Vgl. die Bedeutung *bourgeois* im Bewusstsein des Arbeiters. *garce* junges Mädchen, in der alten Sprache, wird zum Schmähwort. Ebenso erhält „*fille*“ durch Nebenbeziehungen, die den Gefühlswert herabsetzen, einen schlimmen Sinn. (S. Darmesteter, *Vie des mots* S. 166). *mesquin, e* erhebt sich und sinkt wieder, indem es von der Bedeutung elend zur Vorstellung „junger Knabe, junges Mädchen“ übergeht, um wieder zu seiner ersten Bedeutung zurükzusinken. *valet* junger Krieger (sogar Königssohn) wird zum Diener, Knecht. Dagegen erhebt sich angels. *cniht* Knabe, junger Mann zum Ritter.

Bemerkt mag auch werden, dass eine Schätzung des Gefühls im Französischen und anderen Sprachen häufig durch ein Suffix zum Ausdruck gelangt: so bedeutet *asse* (aceus) Missfälliges, z. B. *bestiasse*, auch *âtre* wirkt verschlimmernd, z. B. *gentillâtre*, während mit *et, ette, ot, otte* etwas Gefälliges bezeichnet wird. S. besonders das Italienische und Spanische.

Ebenso kamen die Wörter *tête, bouche, joue, épaule, mener* nicht allein durch ein Verblassen und Zurücktreten der sinnlichen Anschauung zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung, sondern es fand auch ein Steigen des Gefühlswertes statt, wodurch die in roher, volksmässiger Weise aufgefassten Bezeichnungen in eine höhere Sphäre versetzt werden. Wie sich Gefühle mit den sinnlichen Vorstellungen verknüpfen und so eine tiefgreifende Bedeutungsänderung herbeiführen, zeigt sich besonders auf dem ethischen Gebiet. So weist W. Wundt in seiner *Ethik* nach, dass sich an die Befriedigung tierischer Triebe zuerst religiöse, dann ästhetische und ethische Motive anknüpfen, woraus so Normen des Handelns entstehen, deren sittliche Bedeutung erst allmählich mit klarem Bewusstsein erfasst wird. So entwickelt sich mit dem Begriff des Essens (urspr. Verteilung) auch der der Gerechtigkeit, der Ordnung und der Unterordnung. Von der äusseren Schätzung findet der Übergang in die Charactereigenschaften statt. Den Wandel aus dem Objectiven in das Subjective zeigt auch Ehre, das ursprünglich: „Gabe" bedeutet. Vgl. auch altf. *honneur* in der Bedeutung von *fief, terre, domaine*. Schlimm (mittelh. slimp) ist schief, und schlecht ist gerade. Durch die Zwischenbedeutungen des Einfachen, Schlichten, Geringen hat das Schlechte seinen Übergang in malam partem erfahren. Tücke ist ein nicht verstandener Plural zu dem älteren Worte Tuck und dieses bezeichnet einen rasch und unversehens ausgeführten Schlag. Besondere Berücksichtigung verdient hier der sogenannte latente Bedeutungswechsel, bei welchem wohl der allgemeine Charakter eines Begriffs erhalten bleibt, seine Beziehungen jedoch und der damit verbundene Gefühlswert Veränderung erfahren. Ein sprechendes Beispiel hierfür bietet die Allgemeinbezeichnung der Tugend selbst in allen Sprachen. Lat. *caritas* frz. *charité, tolérance*.

10. Die Verflechtungen der Wörter in der Sprache.

Viele Bedeutungsänderungen beruhen auch auf Wortassociationen, also auf Bethätigungen des menschlichen Willens durch die Sprache. So die von frz. *cadeau*, welches zur Zeit Ludwigs des XIV. die Bedeutung „Fest" erhalten hatte und durch die Phrase „*donner un cadeau aux dames*" zu seiner heutigen Bedeutung kam. Von *copie*, das sich durch die Redensart *facere copiam* erklärt. Altfrz. *ost* (Heer) und *osteier* kommen zu ihrer Bedeutung durch *in*

hostem ire, womit sich die Vorstellung des Heeres verknüpfte, mit dem man gegen den Feind zieht. *Danger* geht von der Bedeutung „Macht“ in die von „Gefahr“ über in Folge der Redensart *être en danger de l'ennemi*, womit sich die Vorstellung der Gefahr verband. Was die übrigen Bedeutungen betrifft, welche *danger* entwickelt hat, so „Mangel“ in der Redensart *tout sans dangier* (S. Aiol et Mirabel), Übermut (S. Aiol et Mirabel) und Schwierigkeit in *faire dangier de faire qc.* (ebends.), so sind dieselben jedenfalls durch Gefühlsanalogie zu erklären, welche in der Sprache ebensowohl wie in der Kunst eine grosse Rolle spielt. Ein Beispiel solcher auf Gefühlsanalogie beruhenden Bedeutungsänderung liegt auch vor in *fallere* täuschen, betrügen, verletzen zu *falloir* nötig haben, brauchen. Man vergleiche nur die Begriffe: „Täuschen, im Stiche lassen, fehlen“. A. Tobler erklärte hierüber in seinen Vorlesungen „Das Täuschen kann, wie in einem trügerischen Thun, so auch in einem treulosen Nichtthun dessen bestehen, was ein Andrer erwartet“. Von der zweiten Bedeutung leitet sich daher die frz. von „im Stiche lassen, verlassen, preisgeben, den Dienst versagen“ ab. *Li nostre deu i unt fait felunie, Qui en bataille hui matin li faillirent* (S. Lehmann). Von dieser Bedeutung den „Dienst versagen“ leitet sich die neue Bedeutung ab: den Dienst versagen wegen Abwesenheit des Gegenstandes, daher abwesend sein, fehlen. Von da liegt der heutige Sinn von *falloir* nahe, wie wir ja auch sagen: es fehlen mir Bücher und ich brauche Bücher. — Die negativen Bedeutungen von *rien*, *personne*, *aucun* entstehen aus ihrer häufigen Verknüpfung mit der Negation. Auch *pourtant*, das bis zum 16. Jahrhundert (s. Littré) *pour tout cela* und nicht *néanmoins* bedeutet, scheint durch häufige Verbindung mit der Negation zu seinem jetztigen Gebrauch gekommen zu sein. Vgl. ital. *non pertanto.* Ferner zeigen Wörter wie *brique* aus *brique de terre*, *bas* aus *bas de chausses*, *bonnet* aus *chapeau de bonnet*, *feutre* aus *chapeau de feutre*, *une étude* aus *une salle d'étude*, un *sous-bande*, un *corps à corps (une lutte corps à corps)* wie sich durch ihre syntaktische Verbindung die Wörter im Satze beeinflussen und so Bedeutungsänderungen entstehen (S. Darmesteter S. 124). Hierher gehören auch die Bedeutungsentwickelungen vieler Adjective, die zu Substantiven werden, wie *ramage*, *général*, *foie* (ficatum), *le rapide*, *l'active*, *la territoriale*, *la réale*, *le captif*, *une première*, spanisch *hermano* (germanus) etc.

11. Die Verflechtung von Vorstellungen, die nicht zum sprachlichen Ausdruck gelangen.

Es können sich auch Vorstellungen, ganze Gedankenreihen in einem Worte verdichten, ohne dass die Elemente derselben zum sprachlichen Ausdruck kommen. Erkennen lassen dies Wörter wie das

spanische *escarabajos* Gekritzel, *escarabajear* beunruhigen, italienisch *calzante* passend. Aus dem Französischen gehören hierher: *cela me botte* (ce chapeau me botte), *cela me gante* (cette robe la gante), *cela me chausse.* Dieser Vorgang lässt sich mit der Ergänzung der Beziehungen vergleichen, welche in der Sprache häufig nicht zum Ausdruck gelangen. Z. B. in *pommier*, *figuier*, *amandier*, *encrier*, *colombier*, *prisonnier*, *geolier*, *chevalier*, *bouvier*, *lévrier*, *voiturier*, *carossier*, *cuirassier*, *armurier* etc. Ja es können vollständige Begründungsprozesse latent bleiben wie sich später noch in dem Beispiel von *se passer* zeigen wird.

12. Das lautsymbolische Gefühl.

Da es dem Sprachgefühl angenehm ist mit ähnlichen Klängen auch ähnliche Vorstellungen zu verknüpfen, so wird wohl auch bei manchen Bedeutungswandlungen eine Gleichheit der Laute seinen Einfluss ausgeübt haben. So hat im Englischen *to want* bedürfen die Gleichheit des Anlautes mit *to wish* und *to will* wahrscheinlich auch die Bedeutung der letzteren herbeigeführt. Ebenso hat im Chinesischen *yaó* bedürfen die Bedeutungen von *yuén* wünschen und *yuk* wollen aus gleichem Grunde angenommen. Griechisch *κάπρος* Eber, gegenüber lateinischem *caper*, altn. *hafr* Ziegenbock, mag wohl seine Bedeutung dem Anklang an *κόπρος* Kot verdanken, wie v. Gabelentz vermutet.

B. Die Kulturbedingungen.

Alle bisher betrachteten Erscheinungen stehen in beinah untrennbarer Verbindung mit den Kulturverhältnissen, in denen sich die jeweilige geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes wiederspiegelt. Das Geistige in seiner Entfaltung setzt sich immer neue Ziele, stiftet stetig neue Beziehungen und verändert so Welt und Bewusstsein. Liebe, Hass, Gerechtigkeit, Wahrheit, Gnade, Vermögen und Eigentum, diese und ähnliche Wörter erhalten ihren Bedeutungsinhalt erst in der allmähligen Entwickelung des Geistigen.

Es sind deshalb vor Allem die wichtigsten Interessensphären des Geistes: Religion, Sitten, Recht, Kunst, Gewerbe, Handel, Wissenschaft, politische Institutionen, Ackerbau, Krieg etc. in ihrer Fortentwickelung und in ihrem Einflusse auf den Wandel der Bedeutungen besonders zu berücksichtigen. Besondere Ausbildung eines dieser Kreise wird sich in der einzelnen Sprache wiederspiegeln, indem sie den Bedeutungswandel beherrscht. So drücken sich die Römer als ein Kriegsvolk gern aus mit brechen, schlagen, treten. Andrerseits macht ihr ländliches Leben Bilder beliebt wie die des Benetzens und Fliessens, z. B. *manare* und *emanare* im Sinne von

entstehen, entspringen aus etwas, *imbuere* benetzen. Ebenso die Tropen des Anzündens und Auslöschens und solche wie *beneficiorum cumulus, magna exemplorum silva* etc.

Bemerkenswert ist, dass die intellectuellen und moralischen Begriffe der altgermanischen Zeit in Beziehung stehen zu Kampf und Streit (Vgl. bald, schnell, Krieg.)

So wird in jeder Sprache der Bedeutungswechsel die Geistesart eines Volkes erkennen lassen und besonders im metaphorischen Gebrauche zeigen, worauf das Denken desselben vorzugsweise gerichtet ist. Wollen wir aber den Grund eines einzelnen Bedeutungsüberganges erklären, so müssen wir uns das Bewusstsein der Gesellschaftsklasse, unter der derselbe entstand, sowie die äusseren veranlassenden Verhältnisse zu vergegenwärtigen suchen. Wir müssen dem besonderen Falle nachgehen, der die Entstehung einer neuen Bedeutung herbeiführt, denn alle Wandlung beruht darauf, dass, wie H. Paul es ausdrückt, die occasionelle Bedeutung in die usuelle übergeht. Hierbei wird sich dann meist ergeben, dass die gewählte Association auch die für die Sprache zweckmässigste gewesen ist.

Wenn z. B. die Begriffe des Verkaufens und Kaufens aus einer Verbalwurzel hervorgehen, so liegt die Erklärung in dem alten Tauschhandel (Kauf ahd. *chouf* bedeutet ja auch ursprünglich „Tausch"), bei dem der Verkäufer zugleich Käufer war (S. Schrader zur *Handelsgeschichte und Waarenkunde* S. 63.) Lat. *hostis* urspr. Fremder geht, da beide Begriffe auf den ältesten Kulturstufen einander sehr nahe lagen, in die Bedeutung „Feind" über. Ebenso erklärt sich aus der Entwickelung des Rechtes frz. *ressortir* (v. sortiri) wiedererhalten — seine Zuflucht nehmen zu einer Behörde, woraus sich später durch Verknüpfung von Ursache und Wirkung die Bedeutung „einer Behörde unterstehen" ergiebt. S. auch italienisch: *ricoverare* wiedererlangen und seine Zuflucht nehmen. *sincerare* rechtfertigen — überzeugen.

Nur aus den kulturellen Verhältnissen erklärt sich auch, wie eine mit einem Worte verknüpfte Nebenvorstellung in den Vordergrund des seelischen Interesse treten und die frühere Hauptvorstellung verdrängen kann. Beispiele hierzu sind: *trève* (triuwa) ist Treue, Zuverlässigkeit, Gelübde, Versprechen; *trève* ist das Gelübde für eine Zeit lang Frieden zu halten; daher durch causale Verknüpfung „Waffenstillstand". Altfrz. *tanser* „beschützen" wird zu beschützen, indem man einen andern angreift, endlich durch Verschiebung „angreifen". *Compliment* eigentlich Vollendung, Ergänzung — Ergänzung des moralischen Benehmens als welche das äussere aufgefasst wird. *Se passer* „ich gehe über etwas hinweg" kommt durch den Gedankengang „weil ich es entbehren kann und mich mit dem Gegenwärtigen begnüge", also durch einen vollständigen Begründungsprozess zur Be-

deutung: „Ich begnüge mich mit dem Gegenwärtigen." Auch übernimmt oft eine Nebenvorstellung die Bedeutung eines Wortes, wenn sie sich in den Vordergrund des Bewusstseins drängt und eine ältere Vorstellung im Laufe der Kultur wertlos wird oder leicht von einem Synonym übernommen werden kann. Beispiele: *cagot* und *cafard* ungläubig gehen in die Bedeutung „scheinheilig" über. *débonnaire* von edler Art erhält die Bedeutung gütig. In *païen* (paganus) Heide wird die mit der Vorstellung des Landbewohners verknüpfte Nebenvorstellung der Anhänglichkeit an alte Religionsgebräuche zur Ursache des Bedeutungswechsels. *clerc* — Geistlicher, Gelehrter — Schreiber. Die Bedeutung von *guerpir*, ursprünglich werfen (althochd. werfan) ändert sich zu „abtreten" in Folge eines altdeutschen Rechtsgebrauchs, wonach unter dem Werfen eines Halmes in den Busen eines Freundes eine Erbeinsetzung (Abtretung) verstanden wird. *Bataille* (batualia) bedeutet im Altfranzösischen nicht nur Schlacht, sondern Schlachtreihe (corps de troupe), Turmzimmer. *Sacrifice* Thätigkeit des Opferns — altf. auch Opfertier. Vgl. deutsch „das Opfer".

Der Entwickelung von Handel und Verkehr folgt die Bedeutungsentwickelung von Wörtern wie griech. ξενός (urspr. Bedeutung der Tötende, der Verletzende, Schädiger, Feind), lat. *hostis*, das neben „Kriegsfeind" in der ältesten Latinität auch „Fremder" heisst.

Ebenso zeigt sich dies darin, dass die Bedeutungen Furt und Strasse, da die Anlage der letzteren sich nach den ersteren richtet, häufig ineinander übergehen.

Wie der Wechsel der Bedeutung dem der Kultur folgt, zeigen sehr anschaulich Ausdrücke für Zelt und Haus, Haus und Wagen, welche häufig in ihrem Ursprung zusammenfallen. Ebenso erklärt sich der Bedeutungswechsel von Eiche—Fichte dadurch, dass die Eichenwaldungen im alten Europa viel häufiger waren als im neuen und in der Regel durch Fichtenbestände verdrängt wurden. (Siehe O. Schrader *einige deutsche Baumnamen* etc. in Bd. 15 der *Beiträge zur Kunde der indogermanischen Sprachen*, herausgegeben von Bezzenberger). Ferner in der Verbindung von Festversammlung mit Jahrmarkt: goth. *dulths*, ahd. *tuld* Fest, Feier hat im Süddeutschen die Bedeutung Jahrmarkt angenommen. Vgl. noch lat. *feriae* mit it. *fiera*, sp. *ferio*, pg. pr. *feira*, frz. *foire*, engl. *fair*. „Messe" bedeutet neben dem kirchlichen Akt nun auch den an einem kirchlichen Feiertag in der Nähe der Kirche abgehaltenen Markt.

Viele Wörter, welche ursprünglich durchreisen, hinüberfahren, sich wenden, wandeln, verkehren, bedeuten, entwickeln die Bedeutungen handeln, tauschen, kaufen. Z. B. *to buy* kaufen, goth. *bugjan* ausbiegen, umbiegen, sich wenden, angels. *bycgan*. πέλω, πέλομαι sich bewegen, πωλέομαι ich verkehre, ἐμπολάω ich kaufe

ein. *πωλέω* (noch homerisch) verkaufen. (S. Schrader *linguistisch-historische Forschungen zur Handelsgeschichte und Warenkunde* Jena 1886.) Der Entwickelung königlicher Macht folgen im Französischen Wörter wie *cour* von *cohors*, *connétable* von *comes stabuli*, *maréchal* von alth. *marascalc*, *ville* von *villa*.

Wie sehr die Vorstellungen der verschiedenen Falkenarten mit der des Fluges im Mittelalter verknüpft sein mussten, erscheint darin, dass die Wortsymbole für dieselben auch auf die neuen durch die Luft Geschosse sendenden Schusswaffen übergingen; z. B. *mousquet*, *fauconneau*, *sagro*, *terzuolo*, welche ursprünglich Falkenarten bezeichnen. Ebenso lässt sich der Bedeutungsübergang von *hobereau* „ein Falk von geringem Wert", in die von „armer Edelmann" nur aus der Vorliebe des Mittelalters für die Falkenjagd erklären, was auch dazu führte, den Falken zur Bezeichnung des Wertes dienen zu lassen.

So scheint es demnach besonders wichtig, die Entwickelung der grossen Kreise menschlichen Interesses: „Religion, Sitte, Recht, Staat, Künste, Wissenschaften, Gewerbe, Handel, Ackerbau, Spiel und Krieg" zu verfolgen, um durch dieselbe die Wandlungen der Wortbedeutungen zu erklären. Sie muss als eigentliche Aufgabe der Bedeutungslehre erfasst werden, welcher gegenüber alle übrigen in den Hintergrund treten. Weit entfernt den sogenannten historischen Bedeutungswechsel als nur aus objectiven Ursachen entstanden anzusehen, ihn zufällig zu nennen, zu vernachlässigen und dafür im Psychischen den Gesetzen eines regelmässig wirkenden Mechanismus nachzugehen, sehe ich in allem Bedeutungswandel nur die Entfaltung eines Innern nach Gesetzen der Entwickelung, in deren Dienst alle Associationen, Verdichtungen und Verschiebungen der Vorstellungen stehen.

Es dürfte sich nun aus den vorangehenden Betrachtungen ergeben:

1. Dass der Bedeutungswechsel sich nicht nach mechanischen Gesetzen vollzieht, sondern wesentlich die Entwickelung eines Geistigen wiederspiegelt, das sich nach ausserhalb unseres Bewusstseins liegenden Zwecken richtet. So wenig wie den Verlauf der Geschichte, können wir daher die Entwickelung der Bedeutungen eines Wortes voraussehen.
2. Der Bedeutungswechsel lässt die Entwickelung des menschlichen Bewusstseins erkennen. Er zeigt wie aus sinnlichen Wahrnehmungen und gemeinsamen Handlungen das Geistige emporwächst, welches dann seinerseits durch seine That, die Bildung allgemeiner Vorstellungen in Sprachwurzeln das sinnlich ge-

gebene Material verwendbar macht. Ferner wie alle weitere Entwickelung sich vollzieht durch mannigfaltige geistige Prozesse, besonders durch Specialisierung und Herstellung vielseitiger Beziehungen zur Aussenwelt und wie in dieser Arbeit sich auch die Gefühlswelt verändert.

3. Es liegt jedem Bedeutungswechsel, gerade so wie der Bildung der ersten Sprachwurzeln, eine That des Willens zu Grunde, der fortwährend neue Beziehungen zu schaffen gedrängt wird und dieselben im Worte zum klaren Bewusstsein erhebt. Seinem innersten Wesen nach ist der Bedeutungswechsel die Geschichte der Beziehungen, die der Mensch zwischen sich und der Aussenwelt stiftet.

4. Bei Untersuchung der Bedeutungsentwickelungen in den einzelnen Sprachen muss vor Allem die etymologische Bedeutung gesichert werden und von dieser aus sind dann die Bedingungen zu untersuchen, unter welchen die verschiedenen Wandlungen stattfinden konnten. Hierbei ist der zeitweise Kulturzustand, sowie der Gesellschaftskreis, unter dem eine neue Bedeutung entstand, besonders zu berücksichtigen. Ferner wird zu untersuchen sein, welchen Einfluss die verschiedenen Factoren der Kultur besonders auf den metaphorischen Gebrauch der Wörter ausgeübt haben.

K. Morgenroth.

(Wird fortgesetzt.)

Ueber die neueren französischen Literaturbestrebungen, besonders die Décadents.

Wie die Sprache selbst, so ändert sich auch der literarische Geschmack der Völker oder gewisser Kreise in mehr oder weniger kurzen Zwischenräumen.

Hatte die ältere epische Poesie Frankreichs in ihrer naiven Derbheit, die bei aller Grossartigkeit einzelner Szenen doch oft an Ungeschlachtheit streifte, in ihrer kindlichen Auffassung vieler Verhältnisse eine gewisse formelhafte Ausdrucksweise, welche den noch rohen Manieren entsprach[1]), so folgte bald den Romanen der Karlssage die formgewandtere, zierlichere Art der von Chrétien de Troyes bearbeiteten Grals- und Artus-Sage in der kürzeren Form der Schlagreime, in welcher sich die stark gekünstelte Manier der Ritterzeit mehr zur Geltung brachte[2]). Diese weichlichere Richtung klang aus in dem sentimentalen allegorischen *Roman de la Rose* und fand ihre letzte Entwicklung in den zahlreichen Amadisromanen, welche schliesslich die beissende Satire des Don Quijote heraufbeschwören mussten.

Zu Rabelais Zeit wandte man sich mehr dem echten Studium der Antike zu, während die früheren antikisierenden Romane wie Benoît de St. More's *Guerre de Troie* u. A. kaum eine Ahnung von den durch sie entsetzlich entstellten antiken Stoffen hatten — und noch über den gelehrten Rabelais hinaus bemühten sich die Dichter der Plejade die französische Sprache durch künstliche Aufpfropfung griechischer und lateinischer Reiser zu bereichern, wie sie wenigstens annahmen.

Aber auch ihre übermässige Schwärmerei für griechische und lateinische Neubildungen liess allmählich nach — und als die Franzosen auf dem klassischen Boden Italiens nähere Bekanntschaft mit der

---

[1]) v. Gaston Paris *La littérature française au moyen âge* 2e éd. passim.
[2]) v. Gaston Paris l. c. S. 78.

Kunst jenes Landes gemacht hatten, wurde am Hofe Franz des Ersten, des Freundes von Leonardo da Vinci, und Heinrichs des Zweiten, des Gemahls der Katharina von Medici die Liebhaberei für die italienische Sprache so gross, dass Henri Etienne sich veranlasst sah, seine berühmte Schrift: *Dialogues françois italianizés* (1579) zu veröffentlichen.[1])

Im 17. Jahrhundert, wo durch die Heiraten mit den Prinzessinnen aus dem Hause Östreich spanische Grandezza und steife Etikette am Hofe Mode wurden, begann man sich mit der spanischen Literatur zu beschäftigen, deren Hauptwerke, wenn auch oft in nicht ganz ungefälschter und falsch verstandener Form in Frankreich, und durch die damalige weite Verbreitung der französischen Sprache auch bei den übrigen Völkern bekannt wurden.

Don Quijote, Don Juan, der Cid, der wegen seiner Echtheit soviel bestrittene *Gil Blas* u. A. wurden beliebt, wenn auch freilich die Pyrenäengrenze der Einführung einer grösseren Zahl spanischer Wörter mehr, als im Jahrhundert vorher der Weg über die Alpen hinderlich war. Konventionelle Würde machte sich jetzt besonders in der dramatischen Poesie geltend, wo die römischen Helden und die Hauptpersonen der griechischen Sage nach den falsch verstandenen Regeln des Aristoteles in der steifsten Form mit einander verkehrten[2]), und der poetische Stil sich mehr als in irgend einer anderen Sprache von der Prosa entfernte. Freilich waren Molière und Lafontaine selbständiger als ihre Vorgänger und die meisten, welche Boileaus Poetik unbedingt als Richtschnur nahmen; aber sie sind wenigstens in den Formen ganz den Spuren Corneilles u. A. gefolgt. Mochte nun auch Voltaire in seinen unzähligen in der (fälschlich nach ihm benannten, zuerst von Louis Besain in seinen *Remarques* 1652 empfohlenen) Rechtschreibung veröffentlichten Werken gegen die alten Ideen auf allen Gebieten ankämpfen und so vieles niederreissen, ohne wieder aufzubauen; mochte er auch besonders viel auf englische Zustände und Vorstellungen aufmerksam machen und dadurch seinen Landsleuten ganz neue Gesichtspunkte eröffnen — in seinen poetischen Werken lag er noch ganz in den Banden der Klassizität des 17. Jahrhunderts. Seine alten Helden, wie auch *Mahomet* oder *Orosman* zeigen noch ganz die alte Schablone, mag auch manches an ihnen mehr an das Zeitalter der Aufklärung erinnern.

Übrigens ist auch bei aller Ruhmrederei eines Rivarol u. A. über die *universalité* der französischen Sprache häufig von ehrlichen,

---

[1]) v. A. Loiseau, *Histoire de la langue française.* 1881. S. 434.

[2]) Dieser Darstellung der alten Heroen gegenüber verliert das sonst so wahre Wort Boileaus (Epître IX. 43) wesentlich: *Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.*

nicht in Phrase befangenen Franzosen zugegeben, dass sie in vielen Beziehungen an einer, grösstenteils selbstverschuldeten Armut leidet. So sagt z. B. d'Haussonville, *Revue des Deux Mondes* 15. 6. 1890, S. 862: *La charité: il suffit d'avoir à faire usage de ce mot pour sentir combien notre belle langue française, si claire, si simple, si forte, est pauvre cependant par certains côtés. Elle prostitue le mot aimer à exprimer les préférences les plus vulgaires au lieu de le conserver exclusivement pour rendre le sentiment le plus noble du cœur. De même elle emploie indifféremment le mot charité au sens étymologique et profond de l'amour ou au sens banal de l'aumône. Peu s'en faut que cette dernière acception ne l'emporte même dans le langage usuel.*

Wie bedeutend auch der Einfluss der glanzvollen, phantasiereichen Prosa Jean Jacques und der überzeugungsvollen Werke der, deutschem Geiste näher stehenden Frau v. Staël sein mochte[1]) — die Poesie bewegte sich nach wie vor in den alten, steifen Formen, welche durch Jean Baptiste Rousseau und den langweiligen Delille nur noch enger gezogen und immer mehr der Prosa entfremdet wurden. André Chénier, der einzige wirklich poetisch begabte Dichter jener Tage war ganz in der Antike befangen, wie alle die grossen Schwärmer der ersten Revolution. Wenn aber auch Bérangers Werke zum Teil ganz modern waren und Lamartine seine kosmopolitischen, aber unklaren Vorstellungen in mehr moderne Form zu kleiden bemüht war, so waren doch auch sie noch ganz befangen in den alten Regeln der klassischen Poesie, von der Brunetière *Le Mouvement littéraire du 19e siècle*, (*Revue des Deux Mondes*, 15. 10. 1889, S. 868) sagt: *Le classicisme est mort pour s'être lui-même immobilisé dans ses règles et comme ankylosé, si je puis ainsi dire, devant la rigide étiroitesse de ses propres principes.*

Die Romantiker protestiren zwar heftig gegen das *vieux jeu* der klassischen Schule, gegen den Zwang der sogenannten aristotelischen Regeln, und Victor Hugo[2]), der seinem wunderlichen Drama Cromwell das Manifest dieser neuen Richtung vorsetzte, sagt: *il n'y a ni règles ni modèles; ou plutôt il n'y a d'autres règles que les lois générales de la nature.* Sie proklamirten als ihr Prinzip: *la liberté dans l'art*, und als Mittel zur Erreichung derselben: *l'exaltation du sentiment du Moi, le passage de l'objectif au subjectif, le cosmopolitisme, le sentiment*

---

[1]) Für diese Zeit sind charakteristisch die zwei Äusserungen 1. von H. Taine, *Ancien Régime* S. 424: *la nation va être régénérée; cette phrase est dans tous les écrits et dans toutes les bouches* — um 1788 — 2. *les femmes ont usé vis-à-vis de la conversation de toute l'ingratitude qu'elles mettent d'ordinaire à quitter une mode embellissante, mais vieille, pour une mode désavantageuse, mais nouvelle* (Goncourt, *Histoire de la Société française pendant la Révolution* S. 2; vgl. Em. Faguet *Dix-huitième siècle. Études litteraires.* Paris 1890: *le 18e siècle n'a été ni chrétien ni français.*)

[2]) v. Victor Hugo *Cromwell* LX.

nouveau de la nature, aber auch *la curiosité du passé, des vieilles traditions, l'introduction dans la littérature des procédés et des intentions de la peinture.* — Beeinflusst durch die verschiedenartigsten fremden Anregungen[1]) von Shakespeare, Scott, Byron, Goethe, Hoffmann weisen sie auf das Groteske als ein wesentliches Element der Poesie (v. Victor Hugo, *Cromwell* XXVIII); Hugo nennt es (XXXI) *un point de départ d'où l'on s'élève vers le beau, avec une perception plus fraîche et plus excitée.* Grade das Hässliche wird als wesentlicher Gegenstand der künstlerischen Darstellung genannt: *le beau n'a qu'un type, le laid en a mille* (XXXIII), wie leider Hugos Gestalten im *Bug-Jargal, Han d'Islande, L'homme qui rit* und unzählige andere in wenig erfreulicher Art beweisen. Mit Recht sagt Brunetière (l. c. 895): bei Corneille darf der Gegenstand einer guten Tragödie nicht unwahrscheinlich sein, bei den Romantikern ist der unwahrscheinlichste Stoff der schönste für einen Roman oder ein Drama.

Mochten sie aber auch von den drei Einheiten nur die der Handlung anerkennen (Cromwell LIX) und in Bezug auf den Ausdruck sich freier halten als ihre Gegner (wie ja das im *Othello* wörtlich von de Vigny übersetzte *Mouchoir* einen gewaltigen Sturm von Seiten der Anhänger der Klassizität erregte) — so blieben doch in der metrischen Form wie in vielen anderen Dingen trotz allerhand Wandlungen und absichtlichen Sonderbarkeiten (wie in den *Djinns)* auch die Romantiker noch stark an den alten Grundsätzen haften, die sie bis auf das äusserste zu bekämpfen vorgaben. Alle sind sie gleich in dem Bestreben, Formvollendung selbst auf Kosten des Gedankens als höchstes anzuerkennen — und wie der grösste dieser Richtung, der trotz alledem die Übrigen weit überragende Phrasenmann Victor Hugo oder der hohen poetischen Schwung mit oft tiefer lyrischer Empfindung vereinende Alfred de Musset oder die drei nur in loserem Zusammenhange mit den Romantikern stehenden Lamartine, Delavigne und de Vigny, sind sie alle mehr oder weniger im Banne der bewussten Opposition gegen die veralteten Theorien der Klassiker, deren Hauptvertreter seit Delille, Légouvé und vor allem der lächerliche Baour-Lormian ihnen den Kampf ziemlich leicht machten.

Während aber einige andere Dichter, welche nur ihrem dichterischen Triebe ohne polemische Tendenz folgten, in Bérangers Spuren wandelnd, heitere Gesellschaftslieder oder leichtere anakreontische Dichtungen verfassten wie Désaugiers, Nadaud, Dupont, — und Marceline Desbordes-Valmore oder Amable Tastu in tiefempfundenen, nicht auf äusseren Effekt berechneten Liedern ihre Gefühle zum Herzen

---

[1]) v. G. Brandes *Die fremden Anregungen des französischen Romantismus.* (Gegenwart 1882, Nr. 40.)

gewinnenden Ausdruck brachten — glaubten die Parnassiens (gegen 1860) noch weit über die Romantiker hinausgehen zu müssen, die mit ihrem übersubtilen *l'art pour l'art* in noch höherem Masse als manche Romantiker den Hauptwert auf die Form legten.[1] Die Entstehung dieser Schule schildert uns Catulle Mendès in *La Légende de Parnasse contemporain* (Bruxelles 1884) und im *Temps* (15./11. 1864 und 13./11. 1881) wie folgt: Louis Xavier de Ricard, Redakteur und Besitzer des Blattes *l'Art*, welcher den später von dieser Schule anerkannten Grundsätzen huldigte, trat mit Mendès, dem Begründer der *Revue fantaisiste*, mit Glatigny, Villiers de l'Isle-Adam, Mérat und Valade, später mit Sully Prudhomme, José Maria de Hérédia, Armand Silvestre und Léon Dierx in Verbindung, und man beschloss die Gründung eines Blattes, das den Titel *Parnasse contemporain* erhielt. Im Buchhändlergeschäfte von Lemerre versammelten sich die Mitarbeiter und stilisierten die zum Abdrucke eingelieferten Gedichte. 18 Heftchen erschienen von dem Blatte, dessen Autoren Barbey d'Aurevilly scherzend *Parnassiens* taufte. Mendès nennt sie: *Romantiques de la troisième génération, moins fougueux, moins épris du théâtral que leurs ancêtres; — ils entendaient en continuer le culte. Point d'art sans forme, cette formule était leur Crédo. Hugo était leur dieu.*[2] Aber auch andere galten ihnen als Vorbilder, wenn auch nur in einzelnen Punkten — so besonders der Phantasiekünstler, wie ihn ein neuerer französischer Kritiker nennt, Charles Baudelaire (1821—67), den Brunetière als *maniaque obscène* bezeichnete, vielleicht der dichterisch begabteste unter allen Dichtern seiner Zeit[3]), von dem aber sein treuester Freund und Gesinnungsgenosse Théophile Gautier (1811—72) bei aller Bewunderung des Dichters der *Fleurs du mal*, der *Litanies du Satan*, der *Paradis artificiels* nicht umhin kann zu gestehen, dass *spleen et idéal* seine Devise gewesen. Wie bei ihm galten langsilbige Worte, gekünstelte Reime auch als wesentliches Erfordernis bei Théodore de Banville (1823—91), dem grossen Stilvirtuosen der *École fantaisiste*, den der *Figaro* wegen seiner *Cariatides* (1841), *Déidamia, Diane au bois, Nouveaux camées parisiens*, als *maître de la forme claire et de l'image loyale* feierte. Er nannte selbst eine Gedichtsammlung *Odes funambulesques*, weil die Reime, die nach ihm *la faculté qui constitue le poète*, dort wahre Seiltänzersprünge machen. Der Dichter der *Émaux et Camées*,

---

[1]) Vgl. Th. de Banville, *Mes Souvenirs* 1882; Jules Tellier, *Nos poètes* 1888; Lescure, *Fr. Coppée* 1889; Gidel *Histoire de la littérature française* III. 320; Maurice Spronck, *Les artistes littéraires. Étude sur le dix-neuvième siècle* (A. France, *La vie littéraire* III. 181), J. Huret, *Enquête sur l'Évolution littéraire*. Paris 1891.

[2]) Vgl. Gidel *l. c.* III. 355.

[3]) Vgl. A. France *l. c.* III. 20; Gidel *l. c.* III. 248.

Gautier, machte dem Dichter der *Chants d'un Montagnard*, der *Mélodies Païennes* und der *Accalmies*, einem leidenschaftlichen Anhänger V. Hugo's, Raoul Lafayette, seinen Standpunkt in den charakteristischen Worten klar: Kein Vers ohne Reim und kein Reim ohne die *couronne d'appui*. Man muss in Fuge und Contrapunkt wie zu Hause sein und den Geist geschmeidig machen durch die Gymnastik der Wörter. ... In der Kunst ist das Handwerk fast Alles. Inspiration ist ein schönes Ding, aber etwas banal, weil so allgemein.[1]) —

Zu den eigentlichen Parnassiens gehören der wenig innere Wärme verratende Victor de Laprade (1812—83), der geistreiche, aber der Glut der Leidenschaft entbehrende Sully Prudhomme (geb. 1839), der sinnige, zarte und formenfeine François Coppée (geb. 1842), der seine Stoffe vielfach aus dem reich pulsierenden Leben der Gegenwart nimmt und es nicht verschmäht, Wörter der gewöhnlichsten Sprache in seinen Versen anzuwenden (vgl. *Poésies*, Paris 1874)[2]); ferner der als Chef der *Parnassiens* oder *Impassibles* bezeichnete Charles Marie Leconte de Lisle (geb. 1820), dessen plastische Verse (in den *Poèmes antiques* 1853, *Poèmes barbares* 1871, *Poèmes tragiques* 1884), ohne persönliches Leben, voll archaïstischer Wendungen, und zum Teil langweiliger Malerei, doch reich an formellen Eigentümlichkeiten sind, wie er z. B. arabische und griechische Wörter, die er zahlreich anzuwenden liebte, stets gegen die bisher allein in der französischen Sprache naturgemäss entwickelten Formen nach griechischem oder arabischem Lautsysteme schreibt[3]).

Zu dieser von den Neueren besonders angefeindeten Schule zählen noch Jean Aicard (geb. 1848; v. Gidel III, S. 368) Frédéric Bataille (geb. 1850; v. Gidel III, 362); Henri Chantavoine (geb. 1850; Gidel III, 361); der 1846 geborene Paul Déroulède (Gidel III, 363); der bedeutende Genosse Coppées im *Cénacle*, an welchem auch spätere Decadents teilnahmen, Léon Dierx (geb. 1838. Gidel III, 356); des Essarts (Gidel III, 360); François Fabié (geb. 1846; Gidel III, 364); der Kritiker Anatole France, eigentlich Anatole Thibaut ge-

[1]) Man vergleiche über dieses Hervorheben des Formalen den Aufsatz von St. Waetzoldt, *Paul Verlaine* p. 171 der Festschrift für den fünften Neuphilologentag, gehalten im Jahre 1892, den ich leider erst zu Gesicht bekam, als ich meinen Vortrag gehalten hatte.

[2]) Vgl. Gidel l. c. III. 320, 327, A. France l. c. I. 156, II. 36, III. 289, Huret l. c. 312, 319, Lescure, *Vie de Fr. Coppée*.

[3]) Vgl. A. France I. 103, Gidel III. 328, Huret 273.
Man vergleiche dazu die noch weiter gehende Einführung von sehr vielen ganz griechischen Wörtern in dem Romane *Bysance* von Lombard (v. Heller, *Zeitschrift für französische Sprache u. Litt.* XIII[1] p. 243).

nannt, (geb. 1844; v. Gidel III, 363), Albert Giraud (geb. 1860) der Autor von *Hors du Siècle, Dernières Fêtes* und dem von Erich Hartleben übersetzten *Pierrot Lunaire;* Georges Gourdon (geb. 1852, v. Gidel III, 369); Vicomte de Guerne, der Verfasser von *Siècles morts* (*L'orient antique* 1890); Edmond Haraucourt, (geb. 1857); der Spanier José Maria de Hérédia (geb. 1842; v. Huret 301, A. France I. 362, III. 316), der parnassien d'élection; Eugène Manuel (geb. 1823; Gidel III, 349); Catulle Mendès, der Baudelaire fin de siècle (geb. 1843; *Gegenwart* 12. 1891. 19; v. Huret 286—289); Achille Paysant (v. Gidel III, 361); der Latinist und feinfühlige Dichter Frédéric Plessis (A. France I. 164, III. 352); Xavier de Ricard (geb. 1843; A. France 3. 311); Maurice Rollinat (geb. 1853; v. Gidel III, 365); Armand Silvestre (geb. 1838; v. Huret 323); der ursprünglich (1884) zu den Symbolisten gehörige Laurent Tailhade (geb. 1857), nach Rameau (bei Huret *l. c.* 443) der einzige der innocents ratés, die sich décadents nennen, der wirklich Talent hat. 1884 unternahm er mit I. Moréas, Viguier und P. Verlaine *la mystification des voyelles colorées, de l'amour thébain, du schopenhauérisme et de quelques autres balivernes, les quelles, depuis, firent leur chemin par le monde.* Er leugnet seine jetzige Zugehörigkeit zur Schule. In seinem *Jardin des Rêves* und *Chasses au Pays du mufle* will A. France (*Temps* 16. 9. 1891) viele gute Eigenschaften von Banville, Leconte, Coppée, Sully Prudhomne, Hérédia u. A. finden. Ebenso sind Parnassier: Robert de la Villehervé (geb. 1853), der 1849 geborene Gabriel Vicaire, der mit Floupette zusammen arbeitete und ein Gedicht *Émaux bressans* (1884), ein anderes *l'Heure enchantée*, einen Einakter *Fleurs d'avril*, dann *La Légende de S. Nicolas* und *A la bonne Franquette* dichtete; er geht viel auf alte französische Volkspoesie zurück (v. Huret 338, 372—77; A. France III. 153); ferner Villiers de l'Isle-Adam, der grosse *dilettante du mysticisme*, nach Gourmont der *évangéliste du rêve et de l'ironie,* welcher *Contes cruels, l'Ève future, Axel, Bonhomet, Chez les passants* 1890 und ein Drama *le Nouveau Monde* hinterliess und am reinsten an dem Glauben an das Ding an sich *(l'être en soi)* festhielt, aber zu den Symbolisten hinneigte, wie sein Verkehr in der *brasserie Pousset* (Faubourg Monmartre) beweist (vgl. Huret 128, A. France III. 120, Gidel III, 356).

Auch Theuriet, Madame Blanchecotte, Ratisbonne, Lepelletier, Alexis Martin, wie die späteren Symbolisten Verlaine und Charles Cros beteiligten sich in den ersten Heften des Parnasse.

Gegen diese Schule machten in einer Gruppe, die sich Les Vivants nannte, Front 4 Schriftsteller, deren Wege später sehr auseinandergingen: Paul Bourget, Maurice Bouchor, Raoul

Ponchon[1]) (Banvilles Hauptschüler, der Verfasser der schnurrigen *La Muse au cabaret*) und Jean Richepin (*Le Cadet* und das Textbuch zu Massenets Oper *le Mage* 1891 sind seine neuesten Produkte).

Gleich der Kunstpoesie, welche im Streben nach Originalität und in der Opposition gegen das Alte die verschiedenartigsten Wege einschlug, hat auch die Volkspoesie die eigentümlichsten Phasen durchgemacht, die sie freilich immer mehr von der wahren naiven, ungekünstelten Poesie entfernte, wie sie uns Scheffler in seinem Werke: *die französische Volksdichtung und Sage* (Leipzig 1884; cf. I, 174) vorführt.

Diese aus dem unverfälschten Borne des Volksbewusstseins und Volksglaubens hervorsprudelnde Quelle war freilich in früheren Zeiten von den Vertretern der Kunstdichtung und ihren Kritikern verachtet, wie z. B., um anderer zu geschweigen, die abfälligen Urteile von Du Bellay *(Illustration de la Langue françoise* II, 4), von Boileau, *Art poétique* I, 117, und Laharpe zeigen, und fast nur Molière hatte damals Gefühl für dieselbe, welche erst in unserm Jahrhunderte, und nicht in Frankreich allein, aus ihrem Jahrhunderte langen Schlummer erweckt werden musste.

Aber auch selbst die alten Lieder, welche man *pont-neuf* nennt, die im Volkston gehaltenenen Dichtungen von Brioche, Cormier, Dassoucy u. Anderen oder die von Leuten aus dem Volke, wie dem früheren Wagenschmierer Adolphe Vard, dem Gastwirte Paul Harel oder Auguste Maquet aus St. Germain geschriebenen Poesien finden bei der grossen Menge keinen Beifall, welche sich in den verschiedensten Kreisen an den meist recht jämmerlichen *chansonnettes* ergötzt, deren etwa 200000 nach oberflächlicher Schätzung in den letzten 25 Jahren entstanden sind. Ein diese, meist von den etwa 2000 Mitgliedern der 1849 von Bourgel und Henrichs gegründeten *Société des auteurs, compositeurs et éditeurs de musique* edierten Erzeugnisse behandelnder Aufsatz im *Journal Amusant* (No. 1787) leitet die Besprechung nach einem kurzen Rückblick auf Béranger, Désaugiers etc. ein mit den Worten: *la chanson française, qui promettait d'être éternelle, semble aujourd'hui sur son déclin* — und motiviert dieses Urteil durch Besprechung einer grösseren Zahl der Lieder von Clappisson, Dorcier, Hervé, Paul Henrion, Braquières, Villebichot, Marc Chantagne, Xanrof, von Joseph Kelm, dessen *Sire de Franc-Boisy, Le Pied qui s'mue, Fallait pas qu'y aille* u. A. schon nahe an die Grenze

[1]) 1892 wurde er wegen eines im Courrier français veröffentlichten Gedichtes „Les Vieux messieurs, pièce fort risquée et d'une brutalité de ton qui dépassait réellement les limites, zu 14 Tagen Gefängnis und 1000 Francs verurteilt, aber zu 24 Stunden und 200 Fr. begnadigt. (Gazette des Tribunaux, Janvier 1892.)

des höheren Blödsinns streiften, aber doch in dieser Beziehung noch vom Repertoir der Mme Thérèse im Alcazar *(La gardeuse d'ours, le Sapeur, C'est dans le nez que ça me chatouille)* und der Suzanne Lugier im Eldorado übertroffen wurden. Die Judic, Théo, Graindor, Mlle Duparc, von welchen Lieder gesungen wurden, neben denen *La Vénus aux Carottes*, *la Femme à Barbe*, *Rien n'est sacré pour un sapeur*, *Le temps des Punaises* noch bedeutende Leistungen waren, — alle werden sie übertroffen durch Yvette Guilbert[1]), die vom Feuilletonisten Hugues le Roux entdeckte *chanteuse fin de siècle* im *Concert parisien* der Rue Faubourg S. Denis, welche Max Nordau in einem ihr gewidmeten Artikel (in *Nord und Süd* Februar 1892, p. 238), freilich nicht nach dem Geschmack des ihn schart mitnehmenden Figaro (19. 3. 1892), einen weiblichen Faun nennt. Ihre Lieder *Paris à la Blague*, *Sainte Galette*, *Belleville Ménilmontant* preisen in ungezwungenster Form die Dirnen und ihre Zuhälter. Ouvrard mit seinem *Bi du bout du banc*; *A droite, au fond*; *l'Amant d'Amanda*; Paulus mit seinen auf das Gebiet der Politik hinüber spielenden Liedern, wie das Boulangerlied *En revenant de la revue* — das ganze Repertoir des Chat-Noir, für welches besonders Mac-Nab *(Chansons du Chat-Noir* [Musique nouvelle par C. Baron. Illustrations de H. Gerbault. Paris, Quentin, 1890] im Ménestrel) und Jules Jouy (v. A. France l. c. 388) schreiben — und der etwa 20 grossen, mit vollem Orchester ausgestatteten, und der 50 kleineren Pariser Tingeltangel, genannt *Cafés Concerts* — alle rechtfertigen vollständig das Urteil eines Kritikers: *ce qui est certain, c'est que l'on ne fait plus de bonnes chansons,* lassen aber den tiefen Abgrund erkennen, welcher sie von einer gesunden Entwicklung echten Volkslebens trennt.[2])

Im engsten Zusammenhange mit diesem unverkennbaren Sinken des Geschmacks, und ein äusseres Zeichen desselben ist in unserm Jahrhunderte auch das Ueberhandnehmen des Argot in Kreisen, die sich früher ängstlich davor gescheut hatten, Boileaus Regel *(Art Poétique* II. 177) zu missachten: *du moindre sens impur la liberté l'outrage, si la pudeur des mots n'en adoucit l'image.*

Die Sprache Vadés, das von Francisque Michel, Rigaud, Larcher, Delvau u. A. später gesammelte Argot wurde besonders

---

[1]) v. über die Guilbert, qui chante des choses à faire rougir les singes *Petit Journal pour rire* 230 und 246, 1891; *La Vie Parisienne* 1. 8. und 5. 9. 1891; *Figaro* 22. 1. 1892.

[2]) Zum Gegensatz vergleiche man die Erzeugnisse der Dichtervereinigung Caveau (1. gegründet 1729; 2. 1750; 3. 1806; 4. 1834. Vgl. A. France III, 391, H. Avenel, *Chansons et Chansonniers*, Paris, 1889) oder der Lice *chansonnière*, deren Ehrenpräsident Edouard Huchin 1891 im 89sten Jahre starb — mit jenen jämmerlichen Produkten, denen sich Clovis Hugues' blödsinniges Gedicht „*La France à Moscou*“ würdig anschloss (v. *Vossische Zeitung* 28. 10. 1891).

seit 1848 in weiteren Kreisen Mode (vgl. Baumgarten *A travers la France nouvelle,* Kassel 1880, S. 18, id. *Die komischen Mysterien des franz. Volkslebens in der Provinz,* Coburg 1873. *IX.)* und Balzac (*La dernière Incarnation de Vautrin* Kap. 7) lobt es und empfiehlt seine Aufnahme enthusiastisch, wogegen J. J. Weiss, *La littérature brutale* (1858) sagte: *tous les phénomènes se résument dans une lente et singulière corruption des moeurs publiques, dont la bourgeoisie opulente et les classes aisées ne paraissent point assez craindre de se rendre responsibles. Tout ce qui est idéal est aujourd'hui méprisé.*

Claude (*Mémoires de Monsieur Claude, Chef de la Police de Sûreté sous le Second Empire,* Paris 1881—83, II. 208) sagt: *la langue verte était de mode à la cour de Napoléon III* (wo Eugénie und die Metternich für Lieder der Mlle Thérèse schwärmten); *le langage de Bossuet ne se parlait plus qu'à l'Académie on s'était réfugié à l'opposition* (vgl. *Revue des Deux Mondes* 1. 6. 1869, S. 636; 1. 2. 1887, S. 699; *Petit Journal pour rire* 406. 415. 590; *Journal Amusant* 1078; Paul d'Abrest, *Gegenwart* 1872). — So nennt Sardou (*Famille Benoiton*) das Argot das Französisch der Zukunft, und auch Fr. Michel sagte: das Argot wird das immer mehr in Vergessenheit geratende Französisch ersetzen. Und während Rondelet berechtigt war, ein Buch *De la décadence de la politesse française* zu schreiben, macht sich das Argot jetzt selbst in den Salons breit, wie unter anderen auch Gréville (*Lucy Rodey,* S. 28) beklagt. (Vgl. Fustier im Supplément zu Delvau *Dictionnaire de la langue verte,* Paris 1883).

Dass es aber nicht blos in der Unterhaltung gewisser Kreise, in Klubs und beim Turf einen breiten Boden gewonnen, sondern auch gegen Boileaus Vorschrift (*Art poétique* I. 29): *quoi que vous écriviez, évitez la bassesse* — in der Litteratur sich immer mehr geltend macht, ist erstens eine natürliche Konsequenz der sprachlichen Gepflogenheiten der Romantiker, zweitens aber den Bemühungen der realistischen oder naturalistischen Schule zu verdanken, welche an frühere Spuren ähnlicher Richtung in *Gil Blas* und *Manon Lescaut* anknüpfend, nach Balzac (1790—1850), Flaubert (1821—1880), besonders in *Madame Bovary,* und Goncourt ihren bewussten Kampf gegen die idealistische Richtung (von der *Princesse de Clèves, Nouvelle Héloïse, Delphine, Indiana* bis Feuillet) aufnahm.[1]) Der wichtigste Vertreter dieser Schule, deren Manifest Zola im *Roman Expérimental* schrieb,[2]) welche in der *Jeune France,* der *Revue*

---

[1]) *Revue des Deux Mondes* 1. 2. 1891, S. 693; Balduin Groller, *Wenn man jung ist.* Dresden 1891.

[2]) Man vergleiche auch das von Guy de Maupassant in der Vorrede zu *Pierre et Jean* aufgestellte Programm, wonach der Naturalismus sich auf die Zustände der jetzigen Zeit, auf die Personen der eigenen Nation, *les hommes contemporains,* zu beschränken habe.

indépendante und der von Vast-Ricouard begründeten Wochenschrift *Revue réaliste* ihre Ansichten zur Geltung bringt, ist der hochbedeutende Emile Zola (geb. 1840), der, da ja doch auch das Hässliche real ist, mit Vorliebe bei diesem verweilt, aber doch in lebenswahren Schilderungen und Charakteristik Grossartiges leistet, was sogar seine schlimmsten Gegner anerkennen. Von ihm, den P. Lindau (*Nord und Süd* 15. 10. 1892. S. 345) den Vertreter der neuesten Litteratur der bittersten Enttäuschung, des berechtigten Schmerzes, der rauhesten Wahrheit nennt, sagt Jules Lemaître: *le naturalisme, c'est Zola tout seul.* Ed. v. Hartmann (*Magazin für Litteratur* 1892, die Zukunft der deutschen Litteratur) erklärte ihn für einen abstrakten Idealisten und Romantiker, der sich naturalistisch verkleidet habe, dessen abstrakte Idee zu einer rein negativen Tendenz abgeblasst sei, die sich von dem Pathos des moralischen Entrüstungspesssimusmus nähre — wogegen Rod, Alexis und Goncourt seine Richtung als grossen Fortschritt preisen, der freilich schon seit Bacon, Diderot, Balzac, Littré (Huret *l. c.* S. 104), Flaubert (vgl. A. France II., 195) begonnen sei; der grosse Mage Péladan aber verurteilt ihn als *synchronisme du suffrage universel, et le protagonisme antiesthétique de la canaille!*

Neben Zola sind die bedeutendsten dieser Richtung Alphonse Daudet (geb. 1840), der Autor von *Fromont Jeune, Sapho, Tartarin, l'Immortel, Numa Roumestan* etc. (v. Emil Burger, *Zola, Daudet und andere Naturalisten Frankreichs,* Dresden 1889; Heller *l. c.* p. 322); Guy de Maupassant, der in *La Maison Tellier, Les Sœurs Rondoli, Une Vie* wie in *Bel-Ami* und anderen früheren Werken ganz Realist war, aber seit *La Main Gauche* etwas und in *Pierre et Jean* und *Sur l'eau, l'Inutile Beauté* und *Notre Coeur* ganz die schlüpfrigen Pfade verlassen hat (v. A. France *Vie Littéraire* I., 47; Huret *l. c.* S. 187, 185). Ferner Jean Richepin (geb. 1849 in Algier, v. Gidel III. 380) wenigstens in seinen Anfängen; der Niederländer Huysmans (v. Huret 176; *Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur* XI. 41, Ary Prins *Nieuwe Geds* 1. 6. 1886), der auch bedeutende Wandlungen durchgemacht hat, wie die letzten seiner Romane beweisen, besonders *A rebours,* wo er nicht mehr im Geleise der *Soeurs Vatard, En Ménage* und *En Rade* blieb (vgl. Huret S. 43, 136); die unter dem Pseudonym Gyp schreibende ausgelassene Schriftstellerin, Gräfin Sybille de Martel, welche trotz ihres starken Realismus jetzt von der ihrer ganzen Art homogenen *Vie Parisienne* sogar mit ihrem letzten Werke *Passionnette* in die *Revue des Deux Mondes* Einlass gefunden hat (1891; vgl. *Gegenwart* 12. 1891).

Zu ihnen gehören Paul Alexis, früher der eifrigste Médaniste d. h. Anhänger Zolas und Mitarbeiter an den *Soirées de Médan,* ge-

nannt nach dem Orte, wo Zola wohnte (v. Huret S. 188, 43 und 437), der Verfasser von *Madame Meuriot* (Huret S. 192), *Sac-au-dos, Éducation amoureuse* und *Là-bas;* Bressoré, Henry Céard, Mitarbeiter der *Soirées de Médan,* später nicht mehr dazu gehörig, (v. Huret S. 436, 43, 196), Champsaur, Chevette, Petit Claud, Ernest Depré, Fèvre-Despoy, Marc Floréal, Pierre Giffard, Paul Ginisty, Gabriel Lafaille, Camille Lemonnier *(Le Possédé* 1890), Hugues Le Roux *(Chez les filles* 1889, *les Ames en peine: Les Larrons; Le chemin du crime; Entre hommes* etc.), Livet, Maizeroy, *(La Peau* 1890, sehr anstössig, *Sensations* 1889, *Les Passionnées, La Belle, P'tit Mi, Coups de Coeur),* Maurice Montégut, Paër, Jean Reibrach z. B. mit *la Gamelle;* Hector Scazon, Stapleaux *(Scandales mondains, Les Vicieuses* 1890 und 1891), und Vast-Ricouard, die siamesischen Zwillinge à la Erckmann-Chatrian, welche 1879 die *Revue réaliste* redigirten; ferner ursprünglich Léon Hennique und Édouard Rod, die wir später noch in anderen Gebieten treffen werden.

Heller rechnete zu ihnen auch solche Realisten, die nicht ausschliesslich sittliche und geistige Verkommenheit schildern: About, Claretie, Erckmann-Chatrian, Malot, Ohnet, Rabusson und Theuriet.

Schon der Name Realisten deutet ihre Tendenz an, die Wirklichkeit zu schildern, wie sie das Auge des Schriftstellers anschaut, sie mehr oder weniger scharf zu beobachten und zu zergliedern, und ein möglichst photographisch genaues Bild von Natur- und Geisteszuständen zu geben; die aber, wie Sarcey bemerkt „da die Natur, deren Wiedergabe Aufgabe der Kunst ist, auch Hässlichkeiten aufweist, wie das menschliche Gesicht oft Warzen trägt, sich ein Vergnügen daraus machen, gerade als höchste Kunstentfaltung, die Warzen in ihrer vollsten Hässlichkeit darzustellen."

Während wir oft die scharfe psychologische Entwicklung, die feinste Kleinmalerei und lebenswahre Darstellung bewundern, widert uns doch häufig die allzu krasse realistische Manier in der Schilderung widerlicher Zustände und Vorgänge, das vielfach absichtlich rohe, ja zotige Ausmalen der unsittlichsten oder unästhetischen Begebenheiten, das Haschen nach physisch und sittlich Hässlichem an, wie die häufige Anwendung der rohesten Ausdrücke, welche die plastische Darstellung der geschilderten Verhältnisse erhöhen sollen[1]). Gegenüber der klassischen Gespreiztheit und häufigen Unnatur zeigen viele von den Realisten, noch viel weiter gehend als die Romantiker, bestimmte sprachliche[2]) Manieren und Unsitten, die sie eben so

[1]) Vgl. A France I. 344: *on oppose la réalité à l'idéal, comme si l'idéal n'était pas la seule réalité qu'il nous soit permis de saisir.*

[2]) Vgl. Maupassant's *Préface* zu *Pierre et Jean* über sein *dictionnaire bizarre et chinois;* Pontmartin in seinen Kritiken von Zola.

wohl bewusst, als den ihrem Gegenstande allein konformen Ausdruck ansehen, wie Zola z. B. in der Vorrede zu seiner Buchausgabe des Dramas *l'Assommoir* dasselbe eine hochmoralische Tragödie der Trunkenheit zu nennen wagt. So begegnen wir z. B. in Zola, Huysmans, mehr als in Goncourt *(La Faustin, La Fille Élisa)* den fast stereotypen Wiederholungen von Wörtern wie *buée, odeur, puanteur, suer, pissat, pis, derrière* etc., neben ganzen Seiten voll von Argot, die man mit den gewöhnlichen Wörterbüchern gar nicht verstehen kann — während die tollsten Schilderungen von Dingen, die man sonst nur verschleiert, oder kaum anzudeuten wagt, wie die berüchtigten Stellen in *La Terre: Mais pas d'enfant!...*, die mit dem Kalben der Kuh in engste Beziehung gebrachte Entbindung und die wetteifernden Versuche der zwei Bauern *de péter,* in ihrer nackten Zotigkeit, die ganz unverhüllten Beschreibungen in Goncourt's oben genannten Werken, in Richepins *La Glu,* Daudets *Sapho,* Huysmans[1]) *Les Sœurs Vatard, A rebours* etc., Maupassant's *La maison Tellier* und *Bel-Ami* an Faublas, Rétif, de Sade und die ganze in Frankreich ja leider reiche, aber doch sonst nicht sich so offen hervorwagende pornographische Litteratur heranreichen. Dabei darf nicht geleugnet werden, dass vieles davon geistreich geschrieben ist und immerhin einen bedeutenderen Eindruck macht als die letztgenannten Produkte, oder Paul de Kocks früher so beliebte Romane[2]).

---

[1]) *L'amour, écœurante et banale bestialité;* vgl. die Erklärung l'attouchement de deux épidermes —.

[2]) Hauptwerke über den Realismus und Kritiken Einzelner: W. Reymond, *Etudes sur la littérature du second empire français depuis le coup d'état du deux décembre.* Berlin 1861. p. 26... Heller, *Zeitschrift für nfrz. Spr.* IV. 1. 9. 297. 1879. X. 1888, 308—354, und XIII S. 241 bis 304: *Die schöngeistige Litteratur des Jahres 1890.* H. Breitinger, *Aus neueren Literaturen.* Zürich 1879. p. 84.: *Die Entwicklung des Realismus in der französischen Dichtung des 19. Jahrhunderts.* L. Pfau, *Emile Zola* in *Nord und Süd.* 1880. Baumgarten, *A travers la France nouvelle* Kassel, 1880, S. 28. L. Desprez, *l'Evolution naturaliste,* Paris, Tresse, 1884. Secrétan in *Bibliothèque populaire de la Suisse romande* (April 1882); Brunetière, in *Revue littéraire* passim und *Le Roman naturaliste* (2. ed. Paris 1890). *Le pessimisme dans le roman (Revue des deux Mondes* 1. 9. 1885, p. 215...) und *Le Mouvement littéraire au 19e siècle* (id. 15. 10. 1889. p. 867...). Sarcey, *Le mot et la chose.* Paris 1862 chap. XVIII, p. 183.; Ed. Engel, *Psychologie der fr. Litteratur* p. 296; Amyntor, *Zolaïsmus (Magazin für Literatur* No. 22. 1884; cf. id. No. 43); R. v. Gottschall, *Der naturalistische und photographische Roman in Frankreich* (*Literarische Todtenklänge und Lebensfragen.* Berlin 1885. p. 207 ff.); Alb. Savine, *Les évolutions d'un naturaliste.* Paris; J. Hart, *Der Zolaïsmus in Deutschland (Gegenwart* 40. 1886); Zolling in der *Gegenwart* passim; *Franco-Gallia* VI, 1. XII. 370; ten Brink, *Zola und seine Werke,* Autorisierte Uebersetzung von H. G. Rahstede. Braunschweig 1887; Fr. Mauthner, *Kritische Aufsätze.* Berlin 1887: *Von Keller zu Zola*; *Illustrierte Zeitung* 2014. (5. 11. 1887); G. Brandes,

Das *Petit Journal pour rire* No. 70. 1888 sagt: *Émile Zola, quand il construit des châteaux en Espagne, doit toujours commencer par les cabinets d'aisance* — der *Figaro* 12. 9. 1891 fragt entrüstet bei der Nachricht, dass Jean Reibrach, *un trop parfait élève d'Émile Zola* einen Roman in der *Revue des Deux Mondes* veröffentlicht hat: *où allons-nous, si M. Buloz ouvre le temple aux réalistes?* Moritz Carrière *(Gegenwart* 13, 1891*)* „*Ein Bekenntniss der Moderne*" sagt: Der Realismus gibt neuerdings in Italien, Frankreich, Deutschland die Parole aus: Wahrheit, nicht Schönheit! Der Gegensatz beweist schon, dass er das Niedrige, Widrige, Ordinäre oder Absonderliche als das Wirkliche nimmt, als ob der frische, klare Quell minder wirklich wäre, wie die stinkende, trübe Gosse; die blühende Rose, die reife Traube minder wirklich als der Schierling. Nicht die einzelnen Thatsachen, sondern die Zusammenfassung, die Summe von Wirklichkeiten unter der Herrschaft des Gesetzes ist Wahrheit. Der falsche Naturalismus stellt das Physische dem Seelischen voran, ja, er setzt es an die Stelle desselben und macht das Viehische im Menschen zum Prinzip, während echter Naturalismus auch das Geistige anerkennt und die Grösse, Schönheit, Folgerichtigkeit im Universum betont. Im 3. Teil des Faust, p. 64, lässt sich Faust folgendermassen vernehmen:

> Standhaft erprobet im Kloakenwerke
> des Nasennerves ungewohnte Stärke
> der neuen Zeit Savonarola, Herr Zola,
> und ruft der Klassizistenzunft zum Trutz:
> das wahrhaft Ideale ist der Schmutz.

Gegen die Auswüchse dieser Richtung, besonders in Zolas *La Terre* erhoben sich 5 seiner bisher eifrigsten Anhänger[1]) und veröffentlichten 1887 nach allerhand höchst komischen Vorgängen, die Paul Bonnetain selbst bei Huret (S. 242) beschrieben hat, das Manifest *contre*

Deutsche Rundschau VII. 1. 1. 1888; Max. Harden, *Ein neuer Zola,* Feuilleton der Frankfurter Zeitung 1891; Cherbuliez, *l'Art et la Nature* (Revue des Deux Mondes 15. 8. 1891, p. 726); Bandow, *Zola und der Naturalismus* in *Franco-Gallia* 2. 1889; *Quarterly Review* July 1890. S. 341; vgl. *Rembrandt als Erzieher*, p. 43; Léo Taxil, *la corruption fin-de-siècle* 1891; Groller, *Wenn man jung ist* (Dresden 1891); Klincksiek, *Zur Entwicklungsgeschichte des Realismus im Roman des 19. Jahrhunderts.* Marburg, Elwert 1891; Le Goffic, *Les romanciers d'aujourd'hui;* P. Lindau in *Nord u. Süd* 15. 3. 1892, p. 343: *Über die Jüngsten und Neuesten im literarischen Frankreich*; Leo Berg, *Der Naturalismus. Zur Psychologie der modernen Kunst.* München 1892.; Lévy-Brühl, *le roman contemporain et le naturalisme en Allemagne* (*Revue des Deux Mondes* 15. 3. 1892); Tissot, *Les Évolutions de la critique française,* Paris 1890; A. France, Huret, Lemaitre etc. in den angeführten Werken.

[1]) A. France II. 227, III. 368. Huret 241, 18, 248, 258, 254.

les ordres de la Terre, wie A. France scherzend sagt: am neunten Thermidor, der die Tyrannei Zolas stürzte. Es waren dies neben Bonnetain, dem Redaktionssekretär des *Figaro Illustré* und Autor von *l'Opium*, Lucien Descaves (geb. 1861), der sich durch *La Caserne: Misères du Sabre* und les *Sous-offs*[1]) bekannt gemacht hat, Paul Margueritte [Verfasser u. A. von *Force des Choses, Tous quatre, Pascal Géfosse, Amants, Confession posthume,* einigen kleineren Erzählungen z. B. *Bonne Fortune,* (in *Vie Populaire* 18. 1892), *la Fille de Jacinte* id. 32 und Theaterstücken, besonders Pantomimen], Gustave Guiches (der *Céleste Prudhomat, l'Ennemi, La Pudeur de Sodome, l'Imprévu* und 1892 *Philippe Destel* veröffentlichte) und I. H. Rosny (geb. 1856), der Autor von *Nell-Horn, Marc Face, le Termite* (v. A. France III, 277, Heller, *Zeitschrift* XIII, S. 253), *le Bilatéral* (A. France III. 279), *les Xipéhuz,* und *Daniel Valgraives,*[2]) bei dessen Besprechung in der *Revue des Deux Mondes* 1. 6. 1891, S. 697 von ihm gesagt wird, sein Stil zeige viele Barbarismen und affektierte Ausdrücke, sei aber oft neu und stets persönlich und originell [1892 erschien noch *Vamireh, Roman des temps primitifs*]. Diese Néoréalistes (vgl. Huret 207, Écho de Paris 1891 März) fordern vom Schriftsteller *une compréhension plus profonde, plus analytique et plus juste de l'univers tout entier, acquise par la science et par la philosophie des temps modernes;* daneben eine ernste Reaktion gegen die besonders von slavischen Autoren gezeigte Verleugnung der Zivilisation und des Fortschrittes, wie gegen den Pessimismus. Indem sie als ihr Ideal „*le vrai devenu le beau*" erklären, werfen sie Zola vor, dass bei ihm „*l'observation est superficielle, les trucs démodés, la narration commune, et dépourvue de caractéristiques, la note ordurière exacerbée encore, descendue à des saletés si basses que, par instants, on se croirait devant un recueil de scatologie. Le Maître est descendu au fond de l'immondice*" (Huret 225, A. France I. 226).

Den Neurealisten schlossen sich an: Jean Ajalbert (geb. 1863), der als ultra-décadent in dem von ihm mit Paul Adam gegründeten Blatte *le Carcan*, dann in dem von ihm mitbegründeten *Symboliste* debutierte, später Coppées Anhänger und zuletzt in *En Amour* (1890) Realist wurde. Er bearbeitete auch die *Fille Élisa* als Drama. — Ferner Joseph Caraguel (geb. 1855) aus Narbonne, der zuerst das Manifest nicht unterzeichnen wollte, dann aber *le Boul' Mich'* und *les Barthozouls* im Sinne dieser Schule schrieb, wie er sich auch *évolutioniste* oder *positiviste littéraire* nennt (Huret 223). Gustave Geffroy (geb. 1855 in der Bretagne, wohnt in Belleville) ist der Kritiker der Schule, besonders in „*La Justice*" (Huret 236, 261). Auch

[1]) Gegen diese Schilderungen veröffentlichten G. Darien und E. Dubus *Les vrais sous-offs* 1890.

[2]) A. France I. 226, 3. 277, 283, Huret 230, 438.

Abel Hermant (geb. 1862), der erst Naturalist, dann Psycholog war, schrieb *Cavalier Miserey*, *Surintendante* und *Amour de Tête* (Huret S. 253) nach den Grundsätzen der Neurealisten ebenso wie Jean Jullien, dessen Stücke *la Sérénade*, *Le Maître* u. A. auf dem *Théâtre libre* Aufsehen erregten. In *Art et Critique* erklärte er übrigens, dass *formules* und *théories* zu nichts helfen. Endlich Octave Mirbeau (geb. 1848 in Trevières, Calvados), der nach verschiedenen Autoritäten einer der bedeutendsten der ganzen Richtung ist, der Verfasser von *Calvaire*, *l'abbé Jules* und *Sébastien Rock* (Huret S. 207, 210, 212).

Ebenfalls Naturalisten, doch ohne sich einer bestimmten Schule anzuschliessen, sind George Beaume, der vor allem die Bauern Languedoc's getreu schildert, Jean Blaize, Robert Godet, der Autor von *Le Mal d'aimer*, Amédée Pigeon und François Sauvy.

Wie die Fünf, polemisierte Pierre Loti (d. i. Kapitänlieutnant J. Viaud) bei seiner Aufnahme in die Akademie im April 1892[1]) energisch gegen den Naturalismus Zolas, obwohl er in einem bald nachher an diesen geschriebenen Briefe sein *talent génial et immense* anerkannte, aber auch gegen die anderen neueren Schulen, unter welchen er zuerst die Psychologen tadelt „als Gimpel, die sich diesen wissenschaftlichen Namen beilegen, auf den sie nicht das geringste Anrecht haben, während z. B. Feuillet's, Racine's, Shakespeare's Werke auch psychologisch sind, obschon sie keine langen Abhandlungen über den Seelenzustand der Personen aufweisen". Zu diesen rechnet Huret ausser Paul Bourget (geb. 1852) die zwei Kritiker Anatole France (v. Hermann Bahr in *Neue Freie Presse* 1891), den wir auch als *parnassien* kennen gelernt haben (in *Noces corinthiennes* und *Thaïs* (v. Huret 44, 343 und 291, ferner *Athenaeum* 4. 7. 1891) und Jules Lemaître (Huret 10), ferner Édouard Rod (Huret S. 15, Hermann Bahr in Gegenwart 5. 1892), Maurice Barrès (Huret S. 16), Camille de Sainte-Croix (Huret S. 24), Paul Hervieu (Huret S. 29; er schrieb zuletzt *Flirt*) und Henri Rabusson (*L'illusion de Florestan* 1889, *Idylle et Drame de Salon* etc.); ferner als solche, die sich Zola häufig sehr genähert haben: Maupassant, Hennique, Huysmans, de Maistre, de Voguë und sogar Pierre Loti selbst (vgl. Léon Barracand *Un Monstre* 1888; *Vicomtesse* 1890).

Nun aber erhob sich schon früher gegen die Realisten, deren einzelne Gruppen sich analog den *Impressionnistes*, *Intentionnistes* oder *Tachistes*, in Italien *Veristen* nennen (v. Breitinger *Studien und Wandertage*, Frauenfeld 1890, S. 192 und 196), die allerneueste Aus-

---

[1]) Vgl. F. Vandérem, *le méfait de Loti* in *Revue politique et littéraire* 16, 1892.

geburt der steten Sucht nach neueren (?) Prinzipien und Formen, die der Décadents oder der Décad(ent)isme, auf welchen man das Wort Cariberts in *Gagatisme littéraire* (Paris 1886) nach den verschiedensten Beziehungen anwenden kann: *le roman* (hier auch *la poésie) tend à devenir charcotique* (mit Bezug auf den grossen Pariser Operateur und Sezierer Charcot).

Wenn der Wert einer Sache nach dem Reklamegeschrei, welches dafür gemacht wird und dem Selbstgefühle ihrer Verkünder zu bemessen wäre, so müsste diese jüngste Schule der französischen Literatur unbedingt allen andern ihr vorangegangenen bei weitem überlegen sein. Freilich ist das in Wirklichkeit ebensowenig der Fall, wie der von jenen Männern gemachte Lärm das beabsichtigte Aufsehen gemacht hat — sagte mir doch im vorigen Frühjahr ein angesehener Pariser, den ich auf dem Wege von Marseille nach Nizza im Gespräch auf diese Schule brachte, sie sei selbst in Paris trotz alledem so gut wie unbekannt und ohne jeglichen wirklichen Einfluss auf den Geschmack und das literarische Leben Frankreichs (man vgl. in dieser Beziehung viele Stellen in Huret).

Einige der begeistertsten Anhänger Baudelaires, welche diesen dichterisch veranlagten, aber gleich Schaune-Schaunard sittlich heruntergekommenen Autor[1]) als ihren Vorläufer proklamieren, *écœurés de cette littérature sénile, stérile et terre-à-terre où s'illustre Zola, et qui fait les délices du bourgeois sans âme* (v. Baju, *L'École décadente* S. 2.) protestierten im August 1885 im Namen aller, welche sich für die Künste interessieren, dagegen „durch einen gewaltigen Aufschrei, der von allen Echos in den zwei Welten vernommen und wiedergegeben wurde". Baju *l'École décadente* p. S. sagt: *c'est à l'École décadente qu'était réservé l'honneur de broyer le naturalisme et de créer un goût meilleur qui ne fût plus en contradiction directe avec le progrès moderne.* Was diese hochtrabenden und unklaren Redensarten bezwecken, äussert Baju (p. 12) in folgendem: *La littérature décadente synthétise l'esprit de notre époque, c'est-à-dire de l'élite intellectuelle de la société moderne. On ne saurait faire entrer en ligne de compte, quand il s'agit d'Art, la multitude, qui ne pense pas et qui ne peut être comptée que numériquement. Le haut public intellectuel, le seul qui compte et dont les suffrages sont une consécration, celui-là en a bien assez de toutes ces émotions factices, de ces excitations grossières, de ces conventions banales d'un monde imaginaire que les dernières littératures mettaient en œuvre pour la stimulation des sens. Il est las de tout le fatras romantique et naturaliste qui fascine quelquefois l'imagination, mais qui est impuissant à faire cesser l'engourdissement du cœur. Ce qu'il veut, c'est la vie; il est assoiffé de cette vie intense telle que le*

[1]) v. *Revue des Deux Mondes* 1. 7. 1887. 695.

progrès l'a faite; . . . la litterature décadente se propose de refléter l'image de ce monde spleenétique. Elle ne prend que ce qui intéresse directement la vie. Pas de descriptions: on suppose tout connu . . . faire sentir, donner au cœur la sensation des choses, soit par des constructions neuves, soit par des symboles évoquant l'idée avec plus d'intensité par la comparaison. Synthétiser la matière, mais analyser le cœur.

Man fühlt sich wahrlich bei diesem Wortschwall, der übrigens noch in verhältnissmässig verständigem Französisch geschrieben ist, versucht, mit dem Schüler im Faust zu sagen: Mir wird von alle dem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf' herum. — Grosse Phrasen und das höchste Selbstgefühl[1]) — und Baju gesteht ja auch (p. 3): *J'en parlerai sans modestie comme sans orgueil: la modestie est l'apanage des fats ou bien le pire des orgueils, l'orgueil déguisé. . . . J'ai la conviction d'avoir collaboré à un grand mouvement littéraire. . . .* Freilich, wenn es auch dem grossen Unternehmen nicht an Reiz fehlte, so war es voll bedeutender Schwierigkeiten. Weder Mut noch Initiative fehlte den Begründern; aber es fehlte an Geld.

Den Namen für die selbstbewusste Schule, welche Gautier, Flaubert, Goncourt im Sinne von *raffinement littéraire* gebraucht hatten, gaben Pariser Schriftsteller und besonders Champsaur ironisch der neuen Richtung — und wie der Schimpfname *Gueux, Roué, Jncroyable* etc. von den also bezeichneten freudig adoptiert wurde, so nannten sich auch diese fortan nach Verlaine's Vorgange *les Décadents.* Man vergleiche zu dem Namen noch das Supplément der *Lanterne* 22. 3. 1891, wo es heisst: *J'ai tout vu, tout entendu, tout pensé, tout compris, tout pesé, tout jugé, tout senti, tout éprouvé — et je suis horriblement décadent)*[2]). Als Parteilosungswort brauchte es zuerst Maurice Barrès in den *Taches d'Encre* (Dezember 1884), welcher das Zugeständnis machte: *ni le travaillé, le voulu de Mallarmé, ni le tact et l'infinie nuance de l'oeuvre de Paul Verlaine ne possèdent le public. Mais le flot qui les porte avance chaque jour. Ils ont apporté leurs inquiétudes, leurs perversions douloureuses dans la critique, dans l'étude de la société contemporaine. Ils se complaisent dans le rare et poussent l'amour de l'unique jusqu'au culte du décadent.* Schon vorher (im Februar 1884) hatte das Haupt der

[1]) vgl. Pierre Véron im *Charivari* 3. 10. 1891 bei der Besprechung von Jullien, *La Mer: jadis chacun se contentait d'écrire une œuvre en la faisant aussi éloquente, aussi charmante, aussi intéressante que possible sans avoir pour cela la prétension de fonder une église nouvelle. Les choses ne marchent plus de ce train aujourd'hui. Tout le monde se croit plus ou moins régénérateur de l'art.* Man vergleiche übrigens Molière: *et je vous soutiens, moi, que mes vers sont fort bons.*

[2]) Moréas war gegen diese Bezeichnung, für die Andere das Wort déliquescent aufbrachten.

Verlainistes, der relativ bedeutendste der ganzen Schule, Paul Verlaine, in der Vorrede seiner *Poètes maudits* gesagt: *les vers de ces chers Maudits . . sont . . comme du bronze un peu de décadence* — Lindau nennt sie nach Scherr'scher Manier „Niedergängler“ oder „Verfallsler“ — *mais qu'est-ce que décadence veut bien dire au fond?* Auch den wunderlichen Jules Barbey d'Aurevilly[1]), den Mann mit Schnürleib und Spitzenjabot, den jugendlichen Dandy von 80 Jahren, dessen Stil gesucht, oft manierirt und dunkel, dessen Kritiken bisweilen gelungen, aber meist von trauriger Einseitigkeit und lächerlichem Dünkel zeugen, wie sein berüchtigter Ausspruch über Goethe, den er einen jämmerlichen Zwerg zu nennen wagte — auch ihn, zu dessen wenigen Freunden in späteren Jahren übrigens auch Coppée gehörte, beansprucht Baju als Vorläufer der Décadents, *le psychologue profond dont le regard synthétique est capable d'embrasser la nature entière. . . L'indifférence ou le dédain des plèbes pour ce grand homme, quelle preuve plus éclatante et plus sûre de son vaste génie!* Der in diesen Worten ausgesprochene alberne Standpunkt konnte nur übertroffen werden durch die (p. 19) folgenden Worte, in welchen es von diesem von der gesunden Kritik verurteilten Autor heisst: *Il est bien l'écrivain unique de ce siècle. Victor Hugo, qui passe pourtant pour un géant, n'est qu'un nain auprès de lui. Barbey s'élève autant au-dessus de V. Hugo que celui-ci au-dessus du reste de l'humanité.* Trotz dieser an die Grenze des Wahnsinns streifenden Ideen hatte nicht nur Daudet, sondern auch François Coppée Beziehungen zu den *Décadents,* wie wir noch in seinen *Poésies* (1874—1878) ein Gedicht von Verlaine „*Vitrail*“ finden.

Wie in den oben angeführten Sätzen, zeigt sich bei allen diesen jungen Leuten, welche das Molièresche Wort: *les anciens sont les anciens, et nous sommes les gens d'aujourd'hui* in sehr eigentümlicher Weise zur Geltung bringen, das grenzenloseste Selbstgefühl (Leconte nennt sie deshalb *moïistes, tous fumistes, ces jeunes gens)* und eine kindische Geringschätzung aller Anderen[2]), eine Verachtung der bisherigen Leistungen bedeutender Männer, mit der, wie Loti sagt, gewisse kleine junge Leutchen sprechen, die sich für Schriftsteller halten, weil sie ein paar unverständliche

---

[1]) 1808—89; v. Daudet *Trente Ans de Paris,* S. 18; Barbey d'Aurevilly, *Les Oeuvres et les hommes. Dix-neuvième siècle. Les Poètes.* Paris 1889; Anntole France, *la Vie littéraire* III. 38. Tissot *La critique* l. c. 139; von ihm sind z. B. *Pensées détachées, Fragments sur les femmes* 1889, *Amaïdée, poème en prose* 1890.

[2]) Haraucourt (Huret 334) sagte: le symbolisme est normal, parce qu'il résulte de ce qui l'a précédé, permis, engendré; et puis, il est normal comme l'ingratitude.

blödsinnige Sachen in Käseblättchen veröffentlicht haben, die den Gehirnerweichungen des Tages gewidmet sind.[1])

Zwar heisst es viel Geschrei und wenig —; sie verstehen, wie Célimène im *Misanthrope* II. 5 sagt: *l'art de ne vous rien dire avec de grands discours* — dabei sind die meisten unfähig, etwas zu schaffen, bleiben oft nur bei kindischem Lallen und schwachen Versuchen (Zola bei Huret, S. 173); dazu Einer neidisch auf den anderen, wie eine Schaar von Haifischen, die, weil sie die Alten nicht fressen können, sich unter einander auffressen (id. p. 176); es sind *des mouvements sans direction; pélerins sans pélerinage — personne n'a jamais rencontré deux de ces pélerins ensemble sur la même route* (Remacle bei Huret S. 103) — es sind *tous des paons, qui s'arrachent les plumes en faisant la roue; les boulangistes de la littérature* (Barrès bei Huret S. 23). Daher die oft verneinte Frage, ob es überhaupt eine Schule von Symbolisten[2]) oder Decadenten gebe. So sagt Henri de Régnier (Huret, S. 91): *l'École symboliste doit être considérée comme une sorte de refuge où s'abritent provisoirement tous les nouveaux venus de la littérature* — ähnlich äusserten sich *Morice, Caraguel* (Huret, S. 220, 222, 224), *Huysmans* (id. 180); Verlaine fragte verwundert, ob das Wort *symbolisme* eine deutsche Erfindung sei und *cymbalisme* heissen solle (Huret 67). Andere behaupten, die ganze Sache sei von A. France erfunden (id. 288).

Ebenso wird trotz oder wohl wegen des Wortschwalles der Autoren weder der eigentliche Zweck der Begründung dieser Schule, noch die feinere Unterscheidung der einzelnen Unterschulen klar; so wenn Remacle (Huret, S. 107) sagt, es sei *la recherche de l'inconnu par le connu, du non humain par l'humain* — und so sagte Lemaître, sie wüssten selbst nicht, was sie wollten (vgl. Huret XII). Bonnetain behauptet sogar (id. 247): *ils me produisent l'effet des femmes grosses, discutant du sexe du foetus qu'elles ne sont pas sûres de mener à terme.* Näheres über dieselben erfahren wir ausser durch die (oft zitierten) Werke von A. France und Huret besonders aus René Ghil, der, später ein heftiger Gegner, zuerst 1886 den *Traité du Verbe* mit einem *Avant-dire* von Mallarmé in ihrem Sinne und Stil schrieb (von ihm sagt A. France im *Temps* 8. 10. 1891, er sei so unklar, dass es unmöglich, ihn zu verstehen und zweifelhaft,

---

[1]) Lindau sagte von ihnen (*Nord und Süd* 15. 3. 1892): es giebt für sie keine bessere Bezeichnung als die von Gerardi erfundene „Blödisten" — sie huldigen dem bekannten Grundsatze: es muss Alles verrungeniert werden.

[2]) d. h. derer, welche in der suggestiven Kraft des Wortes, in der Symbolik der Dinge und Töne das wesentlichste Moment der Dichtung suchen; s. Waetzoldt l. c. S. 175—177.

[3]) R. Rossières *Histoire d'une ancienne école littéraire* (1490 bis 1541) in der *Revue politique et littéraire* (16, 1891) vergleicht sie mit Saint-Gelais und seinen Anhängern.

ob er *mystificateur ou aliéné* — ähnlich sprechen sich auch Charles Morice und Jules Tellier über ihn aus. Ferner Anatole Baju in *Le Décadent* und *l'École décadente* (1887), Mallarmé in *Notes de mon cornet*, Verlaine in *Hommes d'aujourd'hui*. Jules Lemaître *Les contemporains*, 4e Série (1889); W. G. C. Byvanck, *Un Hollandais à Paris en 1891. . . .;* Georges Rodenbach *A propos des décadents et des symbolistes* in *Revue* 1. 4. 91; Psichari, *Le vers français et les Poètes décadents* in der *Revue bleue* 6. 6. 1891; J. Texte, *le mysticisme littéraire (Revue des Deux Mondes* 15. 11. 1890); Charles Tétard, *la Réforme de la Poésie. La Poésie française ce qu'elle est . . .*, Paris, 1890, L. Vanier. — Ihre Organe sind (ausser den bald eingegangenen *Le Carcan*, 2 Nummern, s. Huret 273, *la Conque, l'Hermitage, Lutèce*) die *Revue indépendante*, die *R. contemporaine*, die *R. moderniste* und die *R. wagnérienne; La Libre Revue; Entretiens politiques et litteraires;* der *Mercure de France* (von Valette), die *Plume* (von Léon Deschamps) *La Nouvelle Rive gauche; L'art indépendant; la Jeune France;* und besonders der 1887 von Baju mit Maurice de Plessys begründete *Décadent* (bis 1888), die nur in wenigen Nummern erschienene *Décadence* son Ghil, der gleichfalls nicht über 4 Nummern hinausgekommene *Symboliste*[1]) von Gustave Kahn u. A., und die von Léo d'Orfor gegründete, von Kahn redigierte *La Vogue*; in Belgien *la Wallonie* und *la Jeune Belgique*.

Verlegt werden die Werke der sich wieder in mehrere Unterabteilungen spaltenden *Décadents* oder *Déliquescents*, auch *Raffinés* genannt, wie *Mallarmistes, Verlainistes, Mages, Symbolistes, Quintessents,* besonders von Léon Vanier[2]), éditeur des Décadents (Paris 19 Quai St. Michel), Alcan, Lévy und Tresse et Stock (Palais Royal, Rue S. Honoré).

In Bezug auf den Stil gibt der Verfasser eines übrigens recht nachlässig[3]) und ohne Sachkenntnis gearbeiteten *Petit Glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes*, Jacqes Plowert, zu, dass der Hauptvorwurf gegen die Décadents gegen die Sonderbarkeit der von ihnen gebrauchten Ausdrücke gerichtet sei, welche freilich Verlaine und Mallarmé nie anwendeten. Viele von ihnen sind rein latein, wie *albe, alvin, amène, prime, ultime,*

[1]) Vgl. *l'art symboliste, plaquette* und *les premières armes du symbolisme*, beide anonym erschienen. Den Namen erfand Kreutzer (v. Huret 400).

[2]) Daher sagt Ajalbert von ihnen: *les féroces de chez Vanier* (Huret 438); man sehe über ihn A. France III. 194 — dieser machte sich (III. 262) über die feine äussere Ausstattung der Werke dieses Verlages lustig, die nicht immer zum Inhalte passt.

[3]) Unter den 413 von ihm aufgeführten Wörtern stehen 220 schon in meinem Lexikon, nur wenige von ihnen mit anderer als der Décadent-Bedeutung; daneben fehlen 57, die mir beim Lesen einiger Werke dieser Schule aufgestossen sind, einige von diesen stehen sogar in von Plowert zitierten Texten; *pier* aber hält er z. B. auch für ein Décadent-Wort.

vénuste oder nach dem Latein gebildet und aus dem Altfranzösischen erneuert, wie *abscons, abstrus, acuminant* etc., wie auch sonst der Archaismus bei ihnen eine grosse Rolle spielt (v. Huret S. 330, Brunetière in der *Revue des Deux Mondes* 1. 4. 1891. 689., A France III. 35) — andere sind dem Griechischen oder selbst Indischen entlehnt; alte Wörter wie *agnel, aigue, ardre* etc. erneuert. Häufig sind sehr fragwürdige Neubildungen wie *allance, luisance, mirance, navrance* oder auf *ure* wie *moirure, nacrure* versucht, oder Wörter in vom bisherigen abweichenden Bedeutungen gebraucht. Noch mehr aber als diese Wortformen ist ausser vielen absonderlichen Metaphern eine von allem bisher zu recht bestehenden Französisch grundverschiedene Satzstellung, welche, obwohl Baju (p. 27) sagt: *j'aime à rendre justice à la presse parisienne qu'au fond elle nous a parfaitement compris* — doch jedenfalls das Verständnis unendlich erschwert. Man höre z. B. Sätze wie den folgenden: *Ou (toute issue qu'il veut impitoyable laissant du Divin la personnalité sous le vers infrangible sourdre), dur investigateur de la Vie, peut-être il sauvera dans la sûreté des symboles la genèse et l'ouvraison des pubertés: en eux, saisi dans ses métamorphoses les plus douteuses il fera le naturel Désir soupirer, qui dans le pollen et l'ovaire tressaille: du prime trouble au mûr épanouissement de l'attente; poème, saint et tragique autant qu'apprêts de Sacrifice, de l'homme vierge et de la femme non blessée* (Ghil, *Traité du verbe* S. 25). Wo bleibt da die Wahrheit des berühmten Satzes: *ce qui n'est pas clair n'est pas français*, oder Boileaus Regel vom bon sens (*Art Poétique* I. 28) und Guirault de Borneille's Vers: *non a chans preiz entier quan tuich non so parsonier?* (Restori, *Letteratura provenzale*, Milano 1891, S. 67.)[1])

Auch in der äusseren Form und den Arten der Litteratur, welche sie für die zu bevorzugenden halten, unterscheiden sich die Décadents von denjenigen, welche sie nicht in einer *évolution*, sondern durch eine *révolution*, aus welcher sie siegreich hervorgegangen seien — als veraltet bekämpfen. Baju erklärt sich gegen lange Gedichte, gegen *poésie descriptive*, für das Sonnet, für Romane, die nur die Länge einer Novelle erreichen, vor allem wunderbarer Weise gegen das Theater, das nur für ein Volk in seiner Kindheit

[1]) Man sehe noch ausser den obenerwähnten Werken: Brunetière *Le symbolisme contemporain* (*Revue des Deux Mondes* 1. 4. 1891. 681), A. France im *Temps:* 12., 16., 23. September, 6., 7. October 1891; *Bibliothèque universelle* 1888. S .301; *Revue politique et litteraire* 1891, S. 14; Rodenbach, *La poésie nouvelle à propos des décadents et des symbolistes; La Vérité sur l'école décadente* par un bourgeois lettré; ein Gespräch mit Verlaine im *Figaro* 4. 2. 1891 über sie; den *Kunstwart* IV. 20. 1890; Breitinger *Studien* 120; J. Tellier *Les écrivains d'aujourd'hui. Nos poètes*, Paris 1888.

Reiz haben könne: *pour nous le théâtre c'est la vie ou tout au moins le cirque, ce sont les catastrophes, les incendies, l'exécution des condamnés, leur torture au cours d'assises, enfin tout ce qui peut faire vibrer en nous les cordes usées d'une sensibilité trop affaiblie.*

Ueber ihre *curieux artifices* en métrique, die in stärkstem Gegensatze gegen Boileaus Regeln (*Art Poétique* I. 105) stehen, äussert sich Huret mehrfach (v. 77. 89. 113. 260. 339, besonders 292; s. auch Gidel III, 393). — Mit stolzer Verachtung behandeln sie die Kritik) — die pariser Presse, meint Baju p. 26, habe sich mit der *vulgarisation de l'idée décadente* beschäftigt, besonders aus Furcht, *la douceur des rhythmes décadents* könne das Volk gewinnen, während sie selber in ihrer vollständigen Unabhängigkeit vom Publikum das Bedürfnis haben die öffentliche Meinung gänzlich zu ignorieren! Die Presse habe freilich die décadents von Anfang an ernst genommen und nicht ihre Bestrebungen für eine blosse *fumisterie* gehalten. Sie habe sie vollkommen verstanden, was allerdings schwierig ist; freilich z. T. sehr scharf beurteilt wie Edouard Grance im *Journal de St. Denis*, Sutter-Laumann in der *Justice*, Charles Larivière in der *Revue Générale*, Charles Fuster in der *Revue littéraire et artistique de Bordeaux*, Jules Lemaître im *Figaro*. Andere, von denen eine ganze Zahl (p. 28 f.) namhaft gemacht wird und zu denen noch Brunetière in der *Revue des Deux Mondes* 1. 11. 1888 und 1. 4. 1891 zu zählen ist, haben sich sympathischer der Richtung gegenüber gezeigt — und Baju schliesst diesen Teil seiner Schrift (p. 29) mit dem freilich wenig bedeutenden Satze: *il y a eu unanimité à reconnaître que l'École décadente est bien une école nouvelle.* Von grossem Selbstgefühl zeugt endlich noch der Ausspruch (p. 30) *la presse étrangère s'est aussi emparée du bruit fait autour de nous, mais peu de journalistes étrangers nous ont compris.* Unter diesen spricht ein Kritiker in der *Gegenwart* 4 1891. p. 63 von dem Farbendenken und der Farbenriecherei der Symbolisten — ein anderer in der *Vossischen Zeitung* vom 22. Juni 1890 sagt: Alle die armseligen Unfähigkeiten, die durch Reklamegetöse die Aufmerksamkeit zu wecken suchen, die Symbolisten, die Décadents . . und wie diese geistlosen Ulkbrüder sich sonst noch nennen, sehen scheel auf das neue Gedicht (das aus V. Hugos Nachlass neuerdings veröffentlichte Gedicht *Dieu*). V. Hugo ist ihnen lästig. Man vergleicht ihr albernes Gefasel mit seinem dröhnenden Takte und erkennt, dass sie alle zusammen nicht ein Zehntel der Leere ausfüllen, die sein Verschwinden in der französischen Dichtung gelassen hat. — Dass aber der Deutsche nicht härter urteilt als französische Kritiker, mögen einige Besprechungen aus Pariser Journalen erläutern. Im *Journal amusant* No. 1799 lesen wir: *Mr Jean Moréas, assurent les affidés, est un poète immense parce qu'il désordonne les mots conformément à l'ancienne*

formule: Yeux beaux, marquise.[1]) *Mais c'est surtout l'inintelligible qui me paraît faire le charme du nouveau dogme poétique. Le public est toujours enclin à admirer ce qu'il ne comprend pas.* In der Revue bleue (4. 10. 1890) äussert sich Ursus folgendermassen: *Nos jeunes fabricants de vers de onze pieds —, ces éphèbes qui excellent dans la charade symbolique . . . sont une vingtaine qui font du bruit comme cent mille hommes chaque fois que l'un deux découvre un adjectif nouveau. . . Je fais semblant d'admirer des sonnets auxquels je n'entends goutte; je me pâme quand je trouve le sujet d'une phrase à la place du régime et vice versà. . .*

Der *Figaro* vom 15. 3. 1891 nennt sie *les scatologues, les nombrilistes*, die das arme Vaterland seine schöne, frohe und gesunde Natur vergessen lassen möchten — und die *Lanterne* (22. 3. 1891) sagt von den *Chants de Meldovor* des Grafen Latréaumont, es seien *étrangetés barbares et diatribes ordurières, dans un français où les métaphores outrées et inadmissibles fourmillent.* Renan sagt von ihnen: *ce sont des enfants qui se sucent le pouce.*

Die über 180 Autoren dieser Schule, welchen ein schon seit 16 Jahren ediertes *Journal des Abrutis, par une société de ramollis frondeurs* (alle Sonntage in Paris, Rue des Martyrs 18 erscheinend) mit seinem *style abrutical* würdig zur Seite steht — sind in alphabetischer Ordnung: Michel Abadie, der *Couplets d'extase* schrieb; Paul **Adam** (geb. 1862), der Verfasser von *Soi* (1886), *la Glèbe* (1887), *Les Volontés merveilleuses: Être* (1888), *Les Demoiselles-Goubert* (mit Moréas), *Le Thé chez Miranda* (mit Moréas), *Les Volentés merveilleuses: En decor* (1890), *Les Volentés merveilleuses: L'Essence de Soleil* (1890) und zuletzt *Robes rouges* (1891), das abweichend von den früheren als klar, präcis und hübsch gerühmt wird; Jean **Ajalbert,** der u. a. *Paysages de femmes, Sur le vif* und *En amour* schrieb — nach Geffroy ist dieser *poète impressionniste* „*expert dans le jeu des rythmes et des rimes, un esprit gouailleur et mélancolique* — im *Athenaeum* 4. 7. 1891 sagt J. Reinach mit Bezugnahme auf seine *Femmes et Paysages*, er schreibe *timid, though candid verses*, er zeige *a strange mixture of subtle realism and confused symbolism*; Albert Aurier (geb. 1865), Autor von *Vieux* und Mitarbeiter vom *Mercure* (v. Huret 130, 213 und Franco Gallia 5. 1892. p. 78); Noël d'Auray; **Baju**[2]); ein schweizer Graveur Baud; Maurice Barrès, der sich *psychologiste symbolique* nennt, boulangistischer Abgeordneter von Nancy, *conférencier* und Verfasser von *La Culture du moi, Sous l'oeil des Barbares, Un homme libre, Le Jardin de Bérénice*, das schon die 4. Auflage erlebt hat,

[1]) Molière *Bourgeois Gentilhomme* II. 6.

[2]) v. Gidel III 397, Huret 14, 16, 22, 315, 319, 404. A. France III. XIV.

Huit jours chez Mr. Renan, Trois stations de psychothérapie, Sensations de Paris: le Quartier latin, Ces messieurs; Ces dames. Paris Dalou 1888. Maurice Beaubourg, welcher *Contes pour les Assassins* herausgab; Beauclair, der Mitarbeiter an Floupettes *Déliquescences, poëmes décadents* (1885), und Verfasser von *Pantalon de Mme Desnou* (1886), *Une heure chez M. Barrès* (1890), *La Ferme à Goron* (1888); *Obé! l'artiste!*(1887); Paterne Berrichon; Gaston Bertram; Émile Blémont (Huret 378); Antony Blondel, der Verfasser von *La vie privée de Pierre Camus (d'Arras), Le Bonheur d'aimer* und *Le Mal moderne;* Léon Bloy mit *Le désespéré* und *Le Pal;* Jules Bois, Sekretär bei der *Étoile de Marseille,* Verfasser von *Noces de Sathan, Il ne faut pas mourir, Prière,* welche seinen *occultisme mystique* verraten; Georges Bonnamour, von dem *Fanny Bora* und *Représailles* erschienen; Jules Boubert; der mystische Spiritist Maurice Bouchor[1]) (geb. 1855), der 1891 *Michel Sando* (v. *Vie Parisienne* 2. 1. 1892), *Les Chansons joyeuses* und früher u. a. *Symboles* veröffentlichte, Folklore sammelte und zuletzt *Mystères* schrieb: so neben der *légende biblique en vers: Tobie* (1889) das *Mystère de Sainte Cécile* 1892; 1888 übersetzte er Shakespeares Sturm; Elémir Bourges schrieb *Le Crépuscule des Dieux;* André de Bréville; Louis Pilate de Brinn' Gaubast; Henri le Brun; Louis le Cardonnel; François Carny; Jules Case (Huret S. 289); Cazals; der Kritiker Francis Chevassu (Huret 22); Georges Clerc (H. 338); Collière, welcher *Mort de l'espoir* schrieb (H. 340); der Bretone Tristan Corbière, welcher von sich in der Vorrede zu seinen *Amours Jaunes* sagt: *il veut être indéfini, inentologable, pas être aimé, pas être haï, bref — déclassé de toutes les latitudes, de toutes les moeurs,* und in seinem eigenen *Epitaphe* schreibt (v. Figaro 309, 1891):

Mélange adultère de tout,
de la fortune et pas le sou,
de l'energie et pas de force,
la liberté, mais une entorse.
Du cœur, du cœur! De l'âme, non —
des amis, pas un compagnon,
de l'idée et pas une idée,
de l'amour et pas une aimée,
la paresse et pas le repos; —
Vertus chez lui firent défaut,
âme blasée inassouvie,
mort, pas guéri de la vie,
gâcheur de vie hors de propos,
le corps à sec et la tête ivre,
espérant, niant l'avenir,
il mourut en s'attendant vivre,
et vécut s'attendant mourir. —

[1]) Huret 370, 388, A. France II, 294, III, 93, 294.

Darien, Verfasser von *Bas-les-cœurs* und *Biribi;* Rodolphe Darzens, 1865 in Moskau geboren, der *la Nuit,* eine Gedichtsammlung à la Baudelaire schrieb, ferner *Psautier de l'âme; l'Amante du Christ; Notes sur une ville. Nuits à Paris; Pages en prose; Strophes artificielles.* Mit Mendès: *Les Belles du monde* und einen Roman *Ukkò Till* 1891. Nach A. France hat er Anmut und vereint Lamartine und Mendès.

Es folgen Charles Devantière; Louis Denise; Achille Delaroche, Schüler von Moréas; Denfert; Donnay (Huret 338); Gaston Dubrailly; Édouard Dubus; der Analyst Édouard Dujardin (geb. 1861), der von 1883—89 die *Revue indépendante wagnérienne et mallarmiste* redigierte und *Versiculets de la Comédie de l'amour, Les Hantises, Les Laurièrs sont coupés, A la gloire d'Antonia* und *Pour la Vierge du roc ardent* edierte; Louis Dumur, Verfasser von *Albert* (*livre un peu gênant* nach A. France im *Temps* 30. 9. 1891), ein Gedicht *la Néva,* gegen welches Saint-Antoine in der *Revue l'Ermitage* auftrat. Er sieht die betonten Silben für lang an, die anderen für kurz, und schreibt Verse wie:

> *Puissante, magnifique, illustre, grave, noble reine!*
> *O Tsaristsa de glaces et de fastes! Souveraine! —*
> *Matrone hiératique et solennelle et vénérée.*

Auguste Dupont; Duthosal; Charles Evendal; Félix Fénéon, der *Les Hommes d'aujourd'hui, Les Impressionistes en 1886* und *L'art moderne* veröffentlichte; Miguel Fernandez; Adoré Floupette, der Autor von *Les Déliquescences* (1885); Henri Fuzelé, Verfasser von *Fleurs de Caprices* (1891); Gaudefroy; Raoul Geneste (Huret 378); Auguste Germain, der u. a. den Roman *l'Agité à la Dostoiewski* edierte; René Ghil[1]), der ausser dem oben genannten *Traité* u. a. noch *La Légende d'âmes et de sangs* und *Légendes de rêve et de sang* schrieb. Er begründete die Revue: *les Écrits pour l'art,* welche 5 Jahrgänge erlebte, für seine Schule, die er *École évolutive instrumentiste* oder *tromboniste* nannte. Die meisten seiner Schüler haben noch wenig geschrieben, werden aber nichts destoweniger von ihm als grosse Talente mit bedeutender Zukunft gepriesen.[2])

---

[1]) Huret 91, 114.

[2]) Es sind dies: Marcel Batilliat (Huret 114), dessen Gedicht *Elle toute* noch nicht erschienen ist; Mary Berr, Verfasserin von *Poèmes en prose;* Alex. Bourson; J. Clozel; Henri Corbel; Gustave und Jules Couturat, die ein grosses sozialistisches Gedicht schreiben wollen, bis jetzt aber erst *Songe d'une nuit d'hiver* geleistet haben; Edmond Cros, der ein Gedicht *sur les Champs et le Paysan* unter der Feder hat; Charles Cros, gest. 1888 (H. 402); Léon Dequillebecq; Pierre Develuy, der nach seinem Poem *Flumen* an einem andern über die Mission der Frau arbeitet; Auguste Gaud, Verfasser der Novelle *Caboche-de-fer,* der einen soziologischen Roman *Gueule rouge* und ein langes Gedicht *Cataclysme* vorbereitet; Georges K(h)nopff in Brüssel; Albert Lantoine, der *Pierres d'Iris* edierte

André Gide, der *Cahiers d'André Walter* veröffentlichte; Delphin de Girard, unter welchem Pseudonym sich ein hochangesehener italienischer Schriftsteller verbirgt; Rémy de Gourmont (geb. 1861), Autor des Romans *Sixtine;* Seraphin Stanislas de Guaïta, welcher u. a. *Essais de science maudite* und *Rosa mystica* schrieb, ein gedankenreicher Mystiker; Paul Guigou aus Marseille; Haraucourt (H. 259); É. Hennequin, der 1888 30jährig starb und als *critique scientifique* gelobt wird, wie ihm sogar Doucet in der Academie einen ehrenden Nachruf widmete, der *théoricien de l'Esthopsychologie*[1]*;* Léon Hennique, erst Naturalist, dann Symbolist; er schrieb u. a. *Un Caractère,* voll hypnotistischer Ideen, *Poeuf* und ein auf dem Théâtre libre aufgeführtes Stück *la Mort du duc d'Enghien* und 1890 *Amour* (v. Heller, *Zeitschrift* XIII. S. 291). Er gilt für einen ehrlichen bescheidenen Mann, der keine Reklame liebt; er lebt in Ribemont (Aisne); George Hepp; F. Hérold (Huret 344); Paul Hervieu, der Analysen à la Dostoïevsky, *Inconnue* und *Flirt* schrieb; Émile Hinzelin, Verfasser von *André Marsy;* Gustave Kahn, Redakteur, Verfasser der schwer verständlichen *Palais nomades,* der in Brüssel herausgekommenen *Chansons d'Amant* und des *Livre d'images*[2]*;* Frau Marie Kryzinska, deren *Rythmes pittoresques* einen *lyrisme élevé, et le beau stile* enluminé et illuminé zeigen (Huret, S. 69); der 27 Jahre alt gestorbene, aber hervorragende Jules Laforgue[3]), dessen *Complaintes, Imitation de Notre-Dame-la-Lune, Concile féerique* und *Moralités légendaires* sehr gelobt werden, der Herausgeber der Zeitschrift *la Vogue;* der Graf Latréaumont; Bernard Lazare[4]), Parabolist, der in den *Entretiens politiques et littéraires* allerlei veröffentlichte; Jules Leclerq, Charles Le Goffic (Huret S. 378); Henri Leprince; Jules Lermina[5]), der u. A. und eine *éthopie hebraïque „Schélemo"* in der Arbeit hat; H. Mayssonnier, der Autor von *Vers l'occident meilleur;* Stuart Merrill, 1863 in Long-Island geboren, der *Gammes* und *Fastes* geschrieben; er liebt besonders die Alliteration z. B. *la blême lune allume en la mare qui luit, miroir des gloires d'or, un émoi d'incendie* — Paul Page, der an einem sozialen Gedichte *les Corruptions* arbeitet; Jean Philibert; Paul Redonnel, von dem *Liminaires* verfasst ist; Jacques Renaud, Autor von *Fi Balouët,* Sittengemälde der poitevinischen Landschaft; Paul Souchon; Eugène Thébault, dessen Gedicht *Analogies* erscheinen soll; Mario Varvara, der einen Prosaroman *Un Ménage* verfasst hat; Frank Vincent, von dem ein langes Gedicht *Cycle évolutif* in Sicht ist — und 2 Ausländer, der französisch schreibende Portugiese Eugenio de Castro und der Italiener Vittorio Emmanuele Lombardi, dessen *Gloses de l'après-midi d'un faune* und *à l'air nuptial* erschienen sind.

[1]) Huret 43, 208—436; A. France II. 142.; Tissot, la Critique 236 . . .
[2]) Huret S. 44, 400, 392—96.
[3]) Huret S. 136, 213, 275; *Revue hebdomadaire* 1892. II. 297.
[4]) Huret S. 45, 92, 140, 345.
[5]) A. France III. 264.

A brûler, conte astral (1889) und *Histoires incroyables* schrieb; der früh gestorbene Verlainist Lucien Letinois, den Verlaine in *Amour* beklagte; Eliphas Lévi (Huret S. 357); Jean Lombard (Huret 260); Lorand; Jacques le Lorrain; Jean Lorrain, (Pseudonym für P. Duval), Redakteur des *Événement* und Verfasser von *Griseries, Très russe* (1886), *Dans l'oratoire* (1888), *Le Sang des dieux* (1882), *Les Lépillier* (1881), *Songeuse,* u. s. w.; Noël Loumo, unter welchem Namen sich der Vicomte Bégouën verbirgt, Autor von *Vers de Couleur;* Mac-Nab, der *Poèmes mobiles* und *Poèmes incongrus* neben den *Chansons du Chat Noir* verbrach; Jacques Madeleine (Huret S. 378); Maurice Maeterlinck, ein 1862 geborener Genter Advokat, der 7 Monate in Paris lebte und viel in der brasserie Pousset (Faubourg Montmartre) mit Villiers und anderen Symbolisten verkehrte. Er nennt als grundlegend für seine Richtung des Symbolismus Goethes Faust (Theil II) und sein Märchen aller Märchen, d. h. das Stück 7 in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter (vgl. Meyer v. Waldeck, *Goethe's Briefwechsel mit Schiller* I. 92.) Ausser seinem Einakter *Les Aveugles: l'Intruse* (1890), den der „Verein für modernes Leben" in Wien im Mai 1892 in der Übersetzung des Malers Baratan nach einem Vortrage von Hermann Bahr über „Maeterlinck und seine Schule" aufführte — veröffentlichte er *Jalouse,* einen Band Verse *Les Serres Chaudes* 1889 und *La Princesse Maleine,* Drama in 5 Akten, das ihm bei seinen Verehrern den Namen des neuen Shakespeare eintrug und das er selbst so hoch schätzt, dass er den ihm vom Ministerium angebotenen Ehrenpreis von 1000 Francs als unwürdig zurückwies. Es erschien 1892 in englischer Übersetzung von Gerard Harrey zusammen mit *The Intruder,* übertragen von William Wilson, with an introduction by Hall Caine, London[1]). 1892 edierte er noch ein Drama *Pelléas et Mélisande* in Brüssel.

Wie er sind einzelne belgische Autoren Anhänger der Décadents, so Albert Giraud, Georges Eekhoud, George Elskamp, A. Fontainas, Valère Gille, Iwan Gilkin, Th. Hannon, Georges Kenopff, Van Zerbergh(e), Albert Morkel, Grégoire Leroy, Émile Van Arenbergh, Raymond Nyst, Fernand Roussel, Grégoire Le Roy, Fernand Séverin, Emile Verhaeren, Waller etc. (v. *Parnasse de la Jeune Belgique, œuvres choisies de 18 poètes belges modernes, Figaro* 3. August 1892, Huret S. 282—392, und die Revue *Literary opinion,* October 1891) und die belgischen Kritiker Camille Lemonnier, und Georges Rodenbach.

---

[1]) vgl. über ihn *L'Art de M. Maeterlinck* von Camille Mauclair in *Essais d'Art libre* 1. Januar 1892, *Athenaeum* 19. 3. und 23. 4. 1892.

Einer der bedeutendsten Symbolisten ist Stéphane Mallarmé (geb. 1842), von dem Baju (p. 24) rühmt, sein Talent sei zu allgemein anerkannt als dass es nötig sei ihn noch besonders zu loben, der Verfasser von einer Ekloge, *l'Après-midi d'un Faune* (1876), *Le Spectacle interrompu*, *Au Parnasse*, *Pages*, und Übersetzer der Gedichte des seinem Wesen höchst sympathischen Edgar Poë, den auch Baudelaire aus gleichem Grund ins Französische übertragen hatte (v. Huret S. 55—65).

Wir schliessen hier zunächst die absonderlichste Abzweigung der Schule an: Die Mages, welche nach Peladans Zählung (Huret S. 39) durch 6 Autoren repräsentiert werden[1]): Paul Adam, der erst Realist war und *Chair molle* schrieb (nach Lindau ulkt er in der vierten Dimension herum und macht sich nichts daraus, dass er nicht verstanden wird) und Jules Bois werden von ihm nicht als solche anerkannt, wohl aber Barlet, der Abbé Lacuria, der Marquis de Saint-Yves; de Guaïta in seiner *Rosa mystica*; und Papus, der bei Huret (p. 52) selbst seine widerlichen Theorien entwickelt (eigentlich Gérard Encausse genannt). Diesem schloss sich auch Albert Ihouney an, der in seiner Revue *l'Étoile* den messianischen Esoterismus verkündet und dessen *le Royaume de Dieu*, wie *Étoile sainte*, *Lys noirs*, und *Livre du jugement* christlichen Sozialismus predigen; er hat auch Zohar paraphrasiert.

Ihr Haupt ist der wunderliche Grossmeister des Rosenkreuzes, Joséphin Peladan, der, wie neulich das *Petit Journal pour Rire* (1892, S. 260) witzelte, auf dem Montmartre den jungen Mädchen abends ein imposantes Schauspiel giebt, wenn er in seiner Verkleidung als Sar oder Mage durch die Strassen zieht. Nach ihm ist der Magismus „die äusserste Kultur, die Synthese, die alle Analysen voraussetzt, das höchste kombinierte Ergebnis der mit der Empirie vereinigten Hypothese, das Patriziat der Intelligenz, und die Krönung der Wissenschaft mit der Kunst". Das mindeste, was man von einem Mage fordern muss, ist: Genie, Charakter, Unabhängigkeit — excusez du peu! Er findet den Patriotismus etwas vulgär, ist aber streng katholisch, liebt das dreizehnte Jahrhundert und schimpft auf die Revolution. Er erkennt nur an: *l'art pour l'idée — et des lors j'alourdis mes romans de toute la métaphysique que suscite le sujet, méprisant trop le public pour songer un instant à son plaisir, et fémininement satisfait de rester difficile à lire comme à aborder.* Den letzten Punkt erreicht er vollständig, und A. France sagt selbst, er verstehe nicht, was es heissen solle, wenn der Sar davon spricht: *de pentaculer l'arcane de l'amour suprême;* doch gibt

[1]) Lindau (*Nord und Süd* 15. 3. 1892) sagt, sie seien die ehrlichsten von Allen, da sie erklären, sie seien sich selbst darüber im Unklaren, was sie eigentlich wollten —

er zu: *il a beaucoup de talent. Avec d'effroyables défauts et un tapage insupportable du style, il est écrivain de race et maître de sa phrase.* Seine Gedichte sind *des féeries sans raison, mais pleines de poésie,* wenn auch ohne Naivität, *candeur et bonhomie.*[1]) Er veröffentlichte im *Artiste* „*La seconde renaissance française et son Savonarole;* sein Drama *le Prince de Byzance* ist vom Odéon-Theater zurückgewiesen, und dieselbe Aussicht stellt er selbst als wahrscheinlich hin für ein anderes Drama *le Sar Merodach (c'est théâtralement ce que j'ai le moins mal réalisé),* worin er hergestellt hat: *la psycholologie héroïque, des entités scéniques aussi différentes des individus des vivants qu'un masque tragique grec diffère d'une tête ordinaire.* Einige seiner anderen Werke, in denen er auch in tollster Wagnerschwärmerei behauptet: *avoir restitué l'eumolpée ou troisième mode poétique de la littérature ancienne* sind: *La victoire du Mari, avec commémoration de Jules Barbey d'Aurevilly (Éthopée VI de la Décadence latine); l'Initiation sentimentale (La Décadence latine: Éthopée III), Androgine* (v. Franco-Gallia VIII. 7); *Fils des Etoiles, wagnérie caldéenne* mit Musik von Satie; *Le Panthée* (1891), roman de la décadence latine; *A cœur perdu (La Décadence latine. Éthopée IV)* — er hat auch ein Schriftchen: *Comment on devient mage* im Jahre 1892 ediert (v. Athenaeum 2. 7. 1892).

Es folgen André Maurel (mit seinem viel getadelten Werke *Candeur)*; der Kritiker Charles Maurras (geb. 1868 in Martigues), nach Paul Redonnel „*catholique païen*", Sekretär des Felibre Vire-Soullé, Mitbegründer der neuen *École romane* von Moréas, über den, wie über den provenzalischen Dichter Aubanel, er neben seinen Gedichten kritische Arbeiten verfasste; Fernand Mazade aus Alais, schrieb als Schüler Verlaines *Du Sable et d'or*; Merky; Oscar Méténier, der sein Drama *En famille* auf dem *Théâtre libre* aufführen liess.[2])

[1]) v. Huret 39. A. France III. 233 bis 241. Figaro 13. 4. 1892 und Loti's Rede s. o.

[2]) v. Brazier, *Chroniques des petits Théâtres de Paris, réimprimée avec notice, variantes et notes* par G. d'Heylli (Paris 1883). Dasselbe unter Leitung von Antoine, wie 2. das früher *Théâtre mixte*, jetzt *Théâtre d'Art* genannte, 3. das *Th. d'application*, 4. das *Th. moderne* und 5. das von Roinard, dem Redakteur eines anarchistischen Blattes geplante *Théâtre socialiste*, das im September 1892 mit einem Liebe und Guillotine verquickenden Drama in Versen über Danton: „*La légende rouge*" eröffnet werden sollte — bemühen sich alle Clareties wahren Satz Lügen zu strafen: *au théâtre le spectateur n'a pas seulement sa propre pudeur, il a aussi la pudeur des autres.* Das erste, über dessen Vorstellungen eine komische Schilderung im Gil Blas (17. 3. 1891) zu vergleichen ist, gab im Jahre 1891 15 Stücke, von welchen die grössere Zahl die schärfste Kritik herausforderte (s. Bellaigue in der *Revue des Deux Mondes* 15. 3. 1891, 416, *Figaro* 21. 9. 1891 Sarcey etc.): so von Jean Ajalbert, *La Fille*

In der Reihe der Symbolisten folgt der Autor von *De l'Ésotérisme dans l'art*, É. Michelet (Huret S. 338); dann einer der meistgenannten unter ihnen Jean Moréas (geb. 15. 5. 1856 in Athen), der gegen Romantiker, Naturalisten und Parnassier eiferte, 1885 für den Namen Symboliste eintrat (Huret S. 76), aber für die Integrität seines Ideals sich von Verlaine und Mallarmé trennte und 1891 die *École Romanitas* begründete: *le besoin se faisant sentir d'une nouvelle école qui affirme que notre langue se meurt depuis le jour où, après Racine, elle s'est écartée du dialecte roman, père du dialecte français* (s. Fi-

Élisa, von Georges Ancey, *l'École des Veufs* und *les Inséparables;* von Maurice Boniface, *Tante Léontine;* von Céard; von François de Curel, *l'Envers d'une Sainte* (13. 11. 1891); von Henry Fèvre, *l'Honneur;* von de Goumont; von Hennique; von dem bedeutendsten dieser Autoren Jean Jullien (v. Alb. Wolff im *Figaro* 1. 10. 1891, *République Française* 5. 10. 1891; *Franco-Gallia* VIII. 2. 2. 1891) *Sérénade, l'Echéance* und *le Maître,* während sein letztes Stück, *la Mer,* im Odèon gegeben wird; von Georges Lecomte das alberne Drama *la Meule;* von Auguste Linert, *Conte de Noël, mystère moderne;* G. de Porto-Riche; von Marcel Prévost, *l'abbé Pierre* in 1 Act (13. 11. 1891); von Sutter-Laumann (gest. 1892), *Cœurs Simples,* das einen ähnlichen Stoff wie Tennysons *Enoch Arden,* aber ganz abweichend behandelt; von Adolphe de Taburant, *Père Goriot* (20. 10. 1891); von Maurice Vicaire einen Einakter *Un beau soir* (13. 11. 1891); von Pierre Wolff, *Jacques Bouchard.*

Das zweite war der Hauptschauplatz der homerischen Kämpfe zwischen Symbolisten und Naturalisten, von welchen z. B. das Journal *La Fin de Siècle* (28. 3. 1891) berichtet. Hier wurde ein Stück von Chirac durch die Symbolisten ausgezischt, welche ein Drama von Rachilde, *Madame la Mort,* mit grossem Beifall begrüssten. Es kam zu Ohrfeigen und Faustschlägen, wobei das Journal, das auf Seite der Realisten steht, die Frage aufwirft: *Les mystiques symbolistes, si hautains, si dédaigneux, en théorie du moins, sont-ils donc capables de manifestations bruyantes et passionnées? d'en venir aux vulgaires râclées, pour imposer leur littérature?* Man wird hier unwillkürlich an die ähnlichen Kämpfe zwischen Klassikern und Romantikern um 1830 erinnert. Auch der *Figaro* (4. 3. 1890) gab eine komische Schilderung dieser Theaterzustände im Stile der Décadents unter dem Titel *l'Art dans l'avenir,* in welcher Platon mit folgenden Worten Bossuet anredet: *si ne me trompe mon regard, voici Bossuet, avec lequel permis me sera d'échanger quelques aperçus.*

Im *Théâtre d'application* wurden unter anderen *la Passion, De fil en aiguille, Jean Trémoutiers* und *l'Enfant Jésus* gegeben; Paul Desjardins hielt dort 1891 z. B. eine Causerie: *le droit au Réalisme, le Théâtre et la littérature libre.*

Das *Théâtre moderne* führte (15. 3. 1892) ein grosses Mysterium *le Christ* von Grandmongin auf, da diese Gattung jetzt wieder Mode geworden und selbst im lebensfrohen modernen Nizza im Frühjahr 1891 viel Beifall fand.

Endlich das *Théâtre réaliste* (Rue Rochechouart 42), über das sich selbst die *Vie Parisienne* (24. 10. 1891) sehr scharf aussprach, brachte *Le Gueux, la Prostituée, l'Amour des Humbles* und zuletzt *l'Avortement,* wegen dessen der Direktor de Chirac und seine Hauptschauspielerin am 13. 1. 1892 vom Zuchtpolizei-Gerichte zu längerer Freiheitsstrafe verurteilt wurden.

garo 13. 9. 1891). Er wird wegen seiner grenzenlosen Eitelkeit getadelt (Huret 172. 180. 401) und während hier und da sein Talent gerühmt wird (Huret 9. 19; Athenaeum 4. 7. 1891), und Paul Adam (Huret 44) ihn als *byzantin épris des orfévreries du vers et du chatoiement des vocables* preist, verdammen andere seine archaistische Manier (Huret 9, 76; Gidel III p. 398); auch seine Aussprache des *e* wie *é* wird getadelt. Er schrieb *Les Syrtes, Cantilènes* und *Le Pèlerin passionné*, ferner mit P. Adam: *Les Demoiselle Goubert* und *Le Thé chez Miranda*. Aus einem Gedichte des zweiten Werkes möge hier eine Probe seiner dichterischen Sprache stehen, aus *Agnès et Galathée: Claire était la face de la Dame, telle la fine pointe du jour et ses yeux étaient cieux marins; Claire était la face de la Dame et de parfums ointe. Claire était la face de la Dame, et plus que purpurins fruits, franche était la bouche jointe de la Dame, et pour ses crins recerclés, ne fussent les entraves d'ivoire, eussent encourtiné ses reins. C'était (tu dois bien t'en souvenir) c'était la plus belle dame de la cité. Cieux noirs étaient les yeux de la dame et lacs que rehaussa la sertissure des neiges, et calice, cependant qu'il éclôt, était sa bouche; et ni la blonde Isex, ni la fausse Cresside ni Hélène, pour qui tant de barons descendirent dans la fosse, ni Florimel la fée, et ni l'ondine armée de son trident, ni aucune mortelle ou déesse telle beauté en sa force ne montrèrent, de l'aurore à l'occident.* (v. Fénéon, Biographie de Moréas).

Es folgt Albert Mockel, der Redakteur der *Wallonie*[1]; Gaston Morcillon; der Schweizer Mathias Morhardt, der Dichter von *Hénor, poésie idéologique* mit dem Grundgedanken: *l'homme est fait pour être seul, il crée son univers* (v. Tissot, *les Évolutions* . . S. 355); der Mallarmist Charles Morice (geb. 1861), *le Cerveau du Symbolisme* (Huret 93), *le roi des esthètes*, der seit 6 Jahren in *Jeune France, Revue contemporaine, Revue indépendante, Mercure* als Ästhetiker der Symbolisten auftrat. (A. France, der ihn zum Teil lobt, tadelt jedoch seinen unklaren Stil II 207: *non plus exprimer, mais suggérer, c'est là toute lapoétique nouvelle.)* Er nennt den Roman (Huret 85) die Fäulnis des Epos, und dieses nichts anders als das litterarische Lallen der Völker, als sie noch in den Windeln lagen. Er schrieb besonders *La Littérature de tout à l'heure* (Huret S. 89) und einige noch nicht veröffentlichte Verse wie *Madeleine aux serpents, Chérubin*, die von seinen Freunden fliessend und harmonisch genannt werden, aber den alten offiziellen Vers festhalten (Huret S. 89).

Wir nennen ferner Mostrailles (Pseudonym für Léo Trézenik), welcher *Têtes de pipes* und *Toute la bile. Le Venin 1885* schrieb; den schweizer Bildhauer Niederhaussen, genannt Rodo; J. Noro; Léo d'Orfor; Benjamin Pifteau; Maurice du Plessys

[1] v. Atheneum 2. 7. 1892.

(v. *Temps* 8. 10. 1891), den Schüler von Moréas (Huret S. 82); Plowert; Francis Poictevin (Huret S. 141), den Verfasser von *Songes, Les derniers songes, Seuls* etc.; Pop; Alfred Poussin, den Autor der mit einer Vorrede von Richepin edierten *Versiculets;* Paul Pradel, der *Grande Roulotte* edirte; Marcel Prévost, von dem die *Revue des Deux Mondes* (1. 6. 1891) unter dem Titel *Le Roman de l'Avenir* einen Roman „*La Confession d'un mort*" besprach; Jean Psichari, einen Griechen von Geburt, Hellenist, der *Ancaeus* und *Palais Nomades* veröffentlichte (v. A. France III. 352 und *Revue des Deux Mondes* 1. 4. 1890. S. 689); den bretonischen Dichter Quellien (Huret 378); Pierre Quillard, Mallarmist, der *Gloire du Verbe,* und *Mystère de la Fille aux mains coupées* schrieb; Maurice Quilllot, der (nach Huret 21) bald *l'Entrainé* mit einem interessanten Kapitel *les Psychoses* edieren wird; Rachilde (d. i. Mme A. Valette), die Verfasserin der Dramen *Madame Adonis, Monsieur Vénus* und von *la Marquise de Sade;* Rall, den Genossen von Trézenik, mit dem zusammen er unter dem Pseudonym Mostrailles schrieb; Ernest Raynaud, der Verfasser von *Cornes de Faune*, nach Moréas „*sonnets exquis, d'un art délicat, un peu précieux et toujours charmant* — von *Cymodocée, le Signe, Chairs profanes, Chaque, le Carnet d'un Décadent,* und einem Roman *Deux Ménages,* Mitarbeiter der *Lutèce;* Henri de Régnier (geb. 1864), Mallarmist, der *Lendemains, Apaisement, Poèmes anciens et romanesques* und *Épisodes, Sites* und *Sonnets* edierte; Adrien Remacle, den Begründer der *Revue contemporaine,* der den Roman *l'Absente* und das Drama *Fêtes Galantes* schrieb; Jules Renard, den Autor von *Sourires pincés;* Maurice Renault, der mehrere Novellen schrieb; den früh verstorbenen Adolphe Retté, den Verfasser der düsteren *Cloches en la nuit,* der für Swinburne schwärmte; Arthur Rimbaud, dessen *Premières Communions* (1871) und *les Illuminations* Baju und Kahn sehr lobten (Huret S. 69, 402, 416; über ihn v. Verlaine in *Poètes Maudits;* Rodenbach, *La Poésie Nouvelle;* Ch. Morice, *la Littérature de tout à l'heure;* Rodolphe Darzens: *A. Rimbaud* in der *Révue Indépendante* Januar, Februar 1889 und Stephan Waetzoldt loc. cit. 180); Édouard Rod den schweizer Intuitivisten, der von Zola abfiel, dessen einer Roman von der Academie gekrönt wurde. Jetzt ist er Bussprediger der reinen Sitten, der zur Einfachheit und Demut ruft. Man rühmt seinen Takt, Feinhörigkeit für die stillsten Regungen der Seele, tadelt aber das Uebermass von Reflexion in seinen *Études sur le 19. siècle, Le sens de la vie* (v. E. Scherer im *Temps* 1890), *La course à la mort, Les trois coeurs, Les idées morales du temps présent (v. Vie Parisienne* 18. 7. 1891 u. *diese Zeitschrift* XIV, S. 75—83, A. France III. 266, Huret S. 14, H. Bahr in der *Gegenwart* 5. 5. 1892, *Bibliothèque Universelle,* Janvier 1892, 55—84); George Rodenbach den bedeu-

tendsten unter den jungen belgischen Dichtern, Verfasser von *Tristesses, Jeunesse Blanche, Du Silence, L'Art en exil, La Mer élégante* etc.; M. Rollinat; Émile Rouard; Albert Saint-Paul (Huret S. 83), Anhänger von Moréas; Camille de Sainte-Croix, halb Symbolist, halb Psychologe, der in seinen Romanen *Mauvaise Aventure (histoire romanesque), Contempler* (1887) und dem von ihm redigierten Montagsblatte *Bataille* den Mund sehr voll nimmt; Saint-Pol Roux, auch Paul Roux oder S. P. R. *le Magnifique* genannt, dem zwar A. France Gefühl für das Schöne, schönen Geschmack und angenehme Farbengebung nachrühmt, der aher bei riesigem Selbstbewusstsein (Huret S. 153) oft nahezu an höheren Blödsinn streift (v. die lange Auseinandersetzung bei Huret S. 143 . ., Lindau l. c. 356); er liebt archaistische Ausdrücke wie *ambuler, compaing, epistole, impavide, tabide, vétuste etc.* Er nennt den Dichter den *Sage-homme* (Lindau, Hebammerich) *de la Beauté;* ob ihm diese Kunst gelungen ist in den Versen:

> *heraldique et svelte avalanche*
> *où mâles yeux parent d'aveux*
> *certaine demoiselle blanche*
> *ayant des guèpes pour cheveux?*

Wir nennen ferner Albert Samain, von dessen zwei Novellen über Cléopatre A. France (*Temps* 12. 9. 1891) sagt: *l'Égyptienne est trop nue pour figurer ici;* Sapeck, Pseudonym von Bataille (Huret 400); Jehan Sarrazin; Schiroky; Marc Stephane, den Verfasser einer nicht prüden Novelle *A toute volée* 1891; Laurent Tailhade (v. Huret, S. 326 etc.); Raymond de la Tailhède aus Moissac, der nach dem Tode seines Freundes drei Gedichte *A la Mémoire de Jules Tellier* schrieb, und eine Ode an Jean Moréas — noch unediert ist *Triomphes* und *Choses merveilleuses qui sont au-delà de Thulé.* Nach Barrès ist er *le seul vrai magnifique* in der von Saint-Pol Roux inaugurierten Schule des *magnificisme.*

Es folgen Thiernesse; Louis Tiercelin, der Verfasser des *Livre Blanc* in Versen 1892 und anderes; Trézenik, Pseudonym von Léon Épinette, der mit Milly zusammen *Histoires normandes* herausgab, von welchen *la Vie Parisienne* (18. 7. 1891) sagt: *elles sont normandes, elles fleurent le cidre,* Autor von *Gouailleuses, En jouant du mirliton, L'art de se faire aimer, Les Hirsutes, Proses décadentes;* (vgl. Tissot l. c. 189); Gabriel Trarieux (geb. 1874), Verfasser des Gedichtes *Dolor;* Alfred Vallette; Daniel de Venancourt, der hübsche Gedichte an Tailhade schrieb und 1891 *les Adolescences,* eine Sammlung, in welcher besonders das Gedicht *la petite Ève* gelobt wird; Émile Verhaeren, ein Flamländer, Autor von *Les Flamands, les Moines, les Soirs, Les Débâcles, Contes de minuit.*

Wir kommen jetzt zu einem der Koryphäen der ganzen Bewegung, Paul Verlaine (geb. 1841), von der *Vie Parisienne* (26. 3. 1870), die ihn freilich anklagte der *amitié-passion* zu huldigen[1]), *le plus moderne de nos poètes* genannt. A. France (III. 312) beschreibt ihn folgendermassen: *à le voir, on dirait un sorcier de village. Il a l'air à la fois farouche et câlin, sauvage et familier. . Le crâne nu, cuivré, bossué comme un antique chaudron, l'oeil petit, oblique et luisant, la face camuse, la narine enflée, il ressemble, avec sa barbe courte, à un Socrate sans philosophie et sans la possession de soi-même.* Ähnlich schildert ihn Huret, S. 66, der ihn in seinem Café, le François-Premier, am Boulevard Saint Michel aufsuchte (vgl. *St. Waetzoldt*, S. 168[2]). Sein Leben war das eines richtigen bohème; er hat die verschiedensten Wandlungen durchgemacht, war erst Beamter der Präfektur, und *parnassien* (A. France III. 310, Huret 80), schrieb 1866 *Poèmes saturniens*, 1869 *Fêtes galantes*, dann 1870 als Bräutigam *La bonne chanson*, 1874 *Romances sans Paroles;* dann verschwand er aus dem Gesichtskreise selbst seiner Freunde und trat erst wieder nach längeren Jahren als reuiger Verfasser des frommen Gedichtes *Sagesse* auf (1881). Aber auch seine mystischen frommen Verse, von denen A. France III. 316 einige mitteilt, und auf die 1885 *Jadis et Naguère*, 1888 *Amour* folgten, wechselten mit den wieder ganz ausgelassenen in *Parallèlement* ab, die 1889 herauskamen. Ausser dieser edierte er noch *Bonheur, Chansons pour Elle, Liturgies intimes,* ein einaktiges Lustspiel, *Les uns et les autres* und eine Anthologie *album de vers et de prose,* und arbeitet an *Odes en son honneur, Elegies* und *Invectives.* A. France nennt ihn *le poète le plus singulier, le plus monstrueux et le plus mystique, le plus compliqué et le plus simple, le plus troublé, le plus fou, mais à coup sûr le plus inspiré et le plus vrai des poètes contemporains.* Seine *vers libres* sind wie die eines Musikers, der absichtlich falsch spielt, aber doch mitunter uns durch sein Spiel packt, jedenfalls neu und sonderbar, wie z. B. in *Clair de lune*:

Votre âme est un paysage choisi
que vont charmant masques et bergamasques
jouant du luth et dansant et quasi
tristes sous leurs déguisements fantasques.
Tout en chantant sur le mode mineur,
l'amour vainqueur et la vie opportune,
ils n'ont pas l'air de croire à leur bonheur,
et leur chanson se mêle au clair de lune.
Au clair calme de lune triste et beau,
qui fait rêver les oiseaux dans les arbres,

---

[1]) v. Gidel, III. 389, Wætzold l. c.
[2]) A. France III. 310 . . ., Huret 62.

et sangloter d'extase les jets d'eau,
les grands jets d'eau sveltes parmi les marbres.

Seine Charakteristik möge noch Huret, S. 66, vervollständigen: *Sous son ample mac-farlane à carreaux noirs et gris, rutilait une superbe cravate de soie jaune d'or, soigneusement nouée et fichée sur un col blanc et droit. Il n'est pas causeur: c'est l'artiste de pur instinct qui sort ses opinions par boutades drues, en images concises, quelquefois d'une brutalité voulue, mais toujours tempérées par un éclair de bonté franche et de charmante bonhomie.* Jedenfalls ist er ein grosser Verskünstler (v. Waetzoldt l. c. S. 168 und 193, der S. 193 eingehend über seine Poetik spricht). Er hat sich selbst in den *Poètes maudits* (1888) unter dem Anagramm *Pauvre Lelian* geschildert (v. Huret p. 189). In Prosa veröffentlichte er *Poètes maudits* (1884), *Louise Leclercq, suivie de: Le Poteau, Pierre Duchatel et de Mme Aubin* (1886), *Mémoires d'un veuf* (1887), *Mes hôpitaux, Mes prisons,* und 26 litterarische Biographien in den *Hommes d'aujourd'hui.* Von ihm handeln noch Ch. Morice *P. Verlaine* Paris 1887), No. 214 der *Hommes d'aujourd'hui;* Baju in *L'Ecole décadente* p. 19; Morice *La littérature de tout à l'heure* 232 etc.; Éd. Rod, *P. Verlaine et les Décadents in der Bibliothèque Universelle* November 1888; Byvanck in *Revue politique et littéraire* 13. 1892; Adolf Ernst, *Nouvelle Revue* 15. 11. 1892.[1])

Es folgen Francis Vielé-Griffin, von englischer Abkunft, der *Cueilles d'avril, Ancaeus, Cygnes, Joies* und *Dyptique* (1891) schrieb (v. Huret, S. 44. 308); Charles Vignier, ein Schweizer, der mit Moréas, Barrès und Taillade die *Déliquescence* begründete, ein höchst selbstbewusster Schwätzer, was uns besonders seine Auslassung bei Huret (S. 97, 98) zeigt; eine Probe seiner Alliterationswut ist der Vers aus seinem *Centon:*

dans une coupe de Thulé
où vient pâlir l'attrait de l'heure
dort le sénile et dolent leurre
de l'ultime rire adulé;

ferner Henri de Villars, Engène Vivier (Huret, S. 400) und Paul Vorsin, denen sich als letzter in der alphabetischen Reihenfolge einer der vielen zur Schule gehörigen Ausländer, der Pole Teodor Wyzewa, anschliesst, welcher in der *Revue bleue* und der *Nouvelle Revue* allerhand Aufsätze über deutsche, norwegische und englische Litteratur veröffentlichte, dann in der *Revue politique et littéraire* (18. 1891) *Frédéric Nitzsche, le dernier métaphysicien* und (*ib.* 24) *Un romancier naturaliste allemand*, eine Studie über Fontane herausgab,

---

[1]) Vgl. auch Baju 19, 21, Ghil, *Verbe* 19; P. Verlaine, *l'homme de l'œuvre* und *Gegenwart* (40. 1881).

und der sogar mit einer freilich zum Teil sehr deutschfeindlichen, übrigens in nicht *décadent* französisch geschriebenen Abhandlung: *La Vie et les Mœurs de l'Allemagne d'aujourd'hui* in der *Revue des Deux Mondes* (15. 3. 1891. S. 375 etc.) Aufnahme fand. Er schrieb ausserdem *Les Arts du feu*; *Les grands peintres de l'Allemagne* 1890; *Les grands peintres des Flandres et de la Hollande* 1889; *Les grands peintres de la France* 1889; *Les grands peintres de l'Italie* 1889 und zuletzt *Le mouvement socialiste en Europe, les hommes et les idées* (Paris 1892) und *Parabole de Baptime de Jésus* (v. Gil Blas 11. 8. 1892).

Dass diese grosse Zahl von meist jungen Autoren, welche alle Goethes Worte im Faust II (Akt 2, p. 92 Cotta):

Gewiss! das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Not;
Hat einer 30 Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie todt —

in vollstem Maasse auf sich anwenden möchten, durchaus unter sich über die Prinzipien und die Mittel, sie zur Geltung zu bringen, nicht einig sind, deutet ausser anderen zitierten Stellen auch Baju (p. 31) in den Worten an: *je souhaite à nos jeunes artistes de taire leurs rancunes personnelles au bénéfice de l'Art. C'est le fort de la plupart d'entre eux de s'entre-déchirer ou de conspirer le silence autour de quelques-uns. Qu'ils sachent que celui qui est vraiment supérieur ne connaît pas d'obstacles et ne s'offense de rien. Il n'y a que les hommes médiocres pour être offusqués de ce qui les entoure et qui s'imaginent ne pouvoir briller qu'en faisant un grand vide autour d'eux.*

Auch Andere haben sich in ähnlichem Sinne geäussert, und Haraucourt (v. Huret S. 537) meint deshalb, die ganze literarische Kundgebung sei nicht lebensfähig, es sei nur Modesache, werde aber zu Grunde gehen, *car, en toutes choses comme en tout temps, la France a prouvé qu'elle aimait à comprendre. Elle a le génie net et précis, l'esprit droit et le parler clair* — und ähnlich sagt auch Charles Morice, (A. France II. 92), er habe wenig Vertrauen auf ihre Zukunft, wenn er auch nicht mit Brunetière viele von ihnen als *mattoïdes à la Lambroso* erklärt, sondern noch an der von Mephisto (Faust II 2. p. 93) ausgesprochenen Ansicht festhält:

Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet,
er giebt zuletzt doch noch 'nen Wein.

BRANDENBURG, JUNI 1892. K. SACHS.

Die Memoiren des Fürsten Talleyrand.[1]

„Habent sua fata libelli", wenn irgendwo, so trifft dieses Dichterwort bei den Memoiren Talleyrands zu. In seinem Testamente hatte der am 17. Mai 1838 verstorbene Diplomat angeordnet, dass seine Aufzeichnungen 30 Jahre nach seinem Tode erscheinen sollten, aber sechs Jahre vor Ablauf dieser Frist stirbt seine Erbin und Rechtsnachfolgerin, die Herzogin von Dino. Sie hinterlässt das wichtige Vermächtnis dem ehemaligen Sekretär Talleyrands, Adolphe de Bacourt, aber auch dieser lebt nur bis 28. April 1865. Vor seinem Tode hat er eine Kopie der Memoiren angefertigt und erläuternde Noten dem Manuskripte beigefügt, beide überlässt er dem Notar Châtelani und dem Advokaten Paul Andral, indem er in seinem Testamente die Veröffentlichung noch um 20 Jahre hinausrückt. Aber Châtelani ist bereits todt und Andral sterbenskrank, als der späte Termin herankommt. Für ihn tritt der Herzog von Broglie als Herausgeber ein und fügt den Noten Andrals noch eine Fülle von Erläuterungen hinzu.

Man hat beim Erscheinen des ersten Bandes der Memoiren von einer willkürlichen Aenderung und theilweisen Fälschung des Manuskriptes gesprochen, die Bacourt begangen haben sollte, man hat seiner Enttäuschung darüber Ausdruck gegeben, dass Talleyrand so wenig Neues mitteile und so vieles für ihn Unerwünschte übergehe. Aber der erstere Vorwurf ist nie hinreichend begründet worden und würde auch zu den Erklärungen der Herzogin von Dino und Bacourts, dass das Manuskript „die einzige originale Abschrift" der Memoiren sei, schlecht stimmen (s. *Préface*, XIII und XIV), der andere wird durch Talleyrands mehrfach gegebene Andeutung, dass er manches, was nicht zur Rechtfertigung seines politischen Verhaltens diene, absichtlich unerörtert lasse, sehr entkräftet.[2] Nicht ein vollständiges

---

[1] *Mémoires du prince de Talleyrand*, p. avec une préface et des notes p. Le Duc de Broglie, Paris. Calmann Lévy, T. I.—V. 1891—92.

[2] Auf den Gedanken, dass die Memoiren interpolirt und somit teilweise gefälscht sein könnten, wäre man nicht gekommen, wenn nicht der Publikation eine von Bacourt gemachte Abschrift zu Grunde gelegen hätte. B. war aber durch die wenig sorgsame und genaue Herausgabe

der Correspondenz Mirabeaus mit Lamarck *(Corresp. entre le comte de Mirabeau et le comte de La Marck, Par. 1851)* etwas verdächtig geworden. In der That geht denn auch der französische Gelehrte, welcher die volle Echtheit der Memoiren am ehesten und nachdrücklichsten bestritten hat, Aulard *(s. Revue bleue* 14. und 28. März 1891, *Révolut. française*, 14. April 1891) von dieser nicht abzuleugnenden Thatsache aus. Aber die Interpolationen, welche er in B's Copie nachzuweisen sucht, würden sich nur als solche kennzeichnen, wenn der Copie ein druckreifes Original-Manuscript Talleyrands zu Grunde gelegen hätte. Ein solches Manuskript ist aber weder jetzt vorhanden, noch als früher vorhanden aufzuweisen. Dass T. selbst seinem Freunde, Baron de Vitrolles, aus „grossen Heften" Stellen seiner Aufzeichnungen vorgelesen und von einer „Beendigung" derselben gesprochen hat *(Mém. et relat. polit. du baron de Vitrolles* p. p. E. Forgues, T. III. p. 444), beweist nur die endgiltige Redaktion einzelner Partien der Memoiren. Wie Pierre Bertrand (*Revue encyclopédique*, 1. August 1891, p. 499—504, und *Revue historique*, t. XLVIII, 1892, p. 301—316), gestützt auf die Zeugnisse der Herzogin von Dino, sowie der Comtessen de Martel und de Mirabeau, der Grossnichte und der Nichte Bacourts, ausführt, habe Talleyrand nur Notizen auf vereinzelte Blätter geworfen und nach diesen Bacourt seine Abschrift gemacht. Das schliesst natürlich die Aufnahme der von Talleyrand für die Memoiren gesammelten Aktenstücke nicht aus und bei ihrer Kopierung sind Bacourt einzelne Ungenauigkeiten untergelaufen, die de Broglie bereits in den Anm. seiner Ausgabe berichtigt hat. Sehr zweifelhaft ist auch die von Funk-Brentano (*Nouvelle Revue* T. XXX, 1. Juni 1891) gemachte Angabe, dass Talleyrands eigenhändiges Manuskript von der Herzogin von Dino zum Teil verbrannt sei, denn er nennt seinen Gewährsmann nicht mit Namen. Jules Flammermont *(Revue historique* t. XLVIII, 1892, p. 72—80) hat diese Mittheilung willkürlich dahin erweitert, dass die Dino und Bacourt das ganze Manuskript zerstört hatten, um einem unerwünschten Vergleich desselben mit der Abschrift unmöglich zu machen. Sonst bringt Fl. a. a. O. nur die von Aulard, Funk-Brentano und einigen Anderen gegen die Echtheit der Memoiren gemachten Einwände vor. Aus einer Notiz des Prof. Alfr. Stern (*Revue historique*, t. XLVIII, 1892, p. 299—300), ergiebt sich allerdings, dass die Schilderung eines Konzerts zu Valançay, bei dem die von Napoleon gefangen gehaltenen spanischen Prinzen zugegen waren, ursprünglich in den Memoiren gestanden hat, aber in Bacourts Kopie verschwunden ist. Doch kann Talleyrand selbst schon diese unwichtige Episode ausgeschieden haben. Sehr willkürlich ist E. Bourgeois' Annahme *(Bulletin des travaux de l'université de Lyon*, Mai 1891), dass Bacourt in Talleyrands Auftrag das Ganze nach den von seinem Herrn gesammelten Materialien zusammengestellt habe. Auch Flammermont verwirft diese Hypothese. Wie weit Interpolationen in der Kopie Bacourts anzunehmen sind, hat übrigens Aulard garnicht beweiskräftig festgestellt (vgl. A. Sorel im Temps vom 27. März 1891.) Für die Annahme, dass jener Kopie nicht ein vollständiges Manuskript, sondern nur zerstreute Aufzeichnungen Talleyrand's zu Grunde lagen, spricht die Ungleichartigkeit der einzelnen Abschnitte und die allmähliche sprungweise Entstehung, für welche Talleyrand selbst als Merkzeichen die Daten: August 1816, Januar 1824, November 1834, angegeben hat. So lange das Original-Manuskript nicht vorhanden und seine frühere Existenz nicht erwiesen ist, lässt sich die Frage mit voller Gewissheit auch nicht entscheiden, doch sind die Zeugnisse der Talleyrand und Bacourt nahestehenden Personen nicht durch blosse Vermutungen zu widerlegen.

und parteiloses Bild des langjährigen Lebens und Wirkens Talleyrands sollen wir in den Memoiren suchen, sondern in erster Linie eine Schutz- und Verteidigungsschrift seiner Handlungen, über welche die Nachwelt und sein eigenes Gewissen zu urteilen hätten (s. *Préface*, IV). Mit wohlberechneter Ansicht geht Talleyrand über sein Verhältnis zur französischen Revolution, das dem späteren Vorkämpfer der Legitimität wenig zur Ehre gereichte, hinweg und erwähnt auch sein Leben vor 1789 nur in kurzer, summarischer Darstellung. Aber wir erhalten auch auf diesen etwa 100 weitgedruckten Seiten ein ziemlich treues, ungefärbtes Bild des alten Frankreich mit seiner feinen gesellschaftlichen und litterarischen Bildung und seinen verderblichen politischen und finanziellen Missständen. Talleyrand stellt sich auf die Seite des Königtums, nicht nur der Revolution, sondern auch der Reform gegenüber. Ja er macht nachträgliche Vorschläge zur Beschränkung des Wahlrechtes bei der Berufung der États généraux, die jede energische Mitwirkung des Bürgerstandes von vornherein erstickt und jede durchgreifende Reform unmöglich gemacht hätten. Als Talleyrand diesen Teil seiner Memoiren schrieb (1815), war er auf dem Wiener Kongresse als erfolgreicher Beschirmer der Legitimität aufgetreten, hatte den Bourbonen ihr altes Ansehen wieder zu verschaffen und den treuen Bundesgenossen Frankreichs, den König von Sachsen, in seiner bedrohten Existenz zu schützen gesucht. Wie nahe liegt die Annahme, dass Talleyrand seine Ansichten über politisches Herkommen und revolutionäre Neuerung mit seiner damaligen Stellung in nachträgliche Uebereinstimmung gebracht habe? Aber so naheliegend diese Auffassung ist, so scheint sie uns doch eine ungerechte und grundfalsche zu sein. Talleyrand war in den Anschauungen des s. g. ancien régime mit all' ihren Schwächen und Vorzügen auferzogen worden, zudem verband ihn schon seine kirchliche Stellung gerade mit den Missständen der alten Staatsform, an deren Zerstörung die Revolution mit rücksichtsloser Gewalt gearbeitet hat. Mag seine politische Einsicht auch jenen Reformen nicht abgeneigt gewesen sein, wie sie Turgot anstrebte, so hielt er doch an der Prärogative des Königthums und des weltlichen, wie geistlichen Adels fest und wollte von einem Emporkommen des unterdrückten dritten Standes nur in sehr eingeschränktem Masse etwas wissen. Daher seine milde Beurteilung von Männern wie Choiseul, Calonne, Brienne, die dem alten, bevorrechteten Adel angehörten und gut bourbonisch gesinnt waren und seine scharfe Abneigung gegen den bürgerlichen, mit den neuen Ideen liebäugelnden Necker. Talleyrands Teilnahme an den umstürzenden Beschlüssen der constituierenden National-Versammlung, auch an denen, welche die politische Machtstellung des Clerus und des weltlichen Adels untergruben, spricht nicht dagegen. Wollte

der ehrgeizige, schlaue Mann in jenen Wirren eine Rolle spielen und zu den Herrschenden, nicht zu den Verfolgten gehören, so gab es für ihn keine andere Politik, und felsenfeste Ueberzeugungstreue auf Kosten des eigenen Wohles wird man einem Talleyrand nicht zumuthen dürfen. Als aber die Bewegung höher und höher stieg und die Grundlagen der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung hinwegschwemmte, brachte er seine Person in Sicherheit, indem er sich zum Gesandten in London ernennen liess und später die neue Welt als Asyl aufsuchte, wo ihn das weite Meer von seinem zerrütteten Vaterlande trennte.

Als ein abgefallener Spross der Bourbonen, als Verräther am Königtume und am Adel gilt ihm Herzog Louis Philipp von Orléans, dessen Intriguen Talleyrand einen längeren Abschnitt widmet. Wenn er von dessen Miturheberschaft an den Oktobertumulten in Versailles nichts sagt, so hat dies nur darin seinen Grund, dass der Autor über die *fameuses journées* und andere Ereignisse der revolutionären Bewegung ein tunlichstes Stillschweigen beobachtet. Rücksicht auf die Dynastie Orléans lag ihm 1815, wo dieser Teil der Memoiren geschrieben wurde, ganz fern.

Das Ende der Schreckenszeit bringt Talleyrand nach Paris zurück; mit dem hervorragendsten der s. g. Direktoren, mit Barras, kommt er in nähere Beziehung. So wird ihm am 18. Juli 1797 das Ministerium des Auswärtigen übertragen, zu einer Zeit, wo Bonaparte als Sieger über Östreich den Frieden von Campo-Formio zu schliessen sich anschickte. Nun beginnt auch Talleyrands Verbindung mit dem späteren Kaiser der Franzosen, in dem er den Wiederhersteller der durch die Revolution zerstörten Ordnung im Voraus erblickte. Wenn er späterhin sagt, er habe Napoleon aufrichtig geliebt und ihm treu gedient, so ist das soweit richtig, als es bei Talleyrands Charakter richtig sein kann. Wie er sich, um emporzukommen, den revolutionären Machthabern in die Hände geworfen und selbst den Bund mit einem Danton nicht verschmäht hatte (in den Memoiren ist von demselben natürlich keine Rede), so stellte er jetzt sein Schicksal auf Bonapartes Genie. Selbst das gewaltsame Vorgehen B.'s gegen den Herzog von Enghien machte ihn nicht irre, wiewohl er sich selbst gegen den Vorwurf der Teilnahme an diesem Verbrechen ausführlich und mit überzeugender Kraft zu rechtfertigen sucht. Seine Verteidigung gegen den Einwand, warum er auch nach dem offenen Kampfe Napoleons gegen die Bourbonen trotz seiner legitimistischen Gesinnung im Staatsdienste geblieben sei, ist die, er habe sein Vaterland in einer ernsten Lage nicht in Stich lassen dürfen. In Wirklichkeit hielt er bei Napoleon aus, bis sein treffender Spürsinn erkannte, dass der Kaiser durch sein Streben nach einer Weltmonarchie sich auf abschüssigen Bahnen verliere. Das geschah nach dem Tilsiter Frieden; am 9. August

1807 quittierte Talleyrand den auswärtigen Dienst. Zu bedauern bleibt es, dass der Autor auch über die 10 Jahre, in welchen er der Leitung der Dinge so nahe stand, nichts Neues und Vollständiges sagt. Wir erfahren weder über Napoleons Emporkommen, noch über die Kämpfe mit England, Östreich und Preussen etwas Genaueres oder Richtigeres. Ja, Talleyrand flösst uns falsche Vorstellungen ein, wenn er Bonaparte die Absicht unterschiebt, er habe in Ägypten als Beschützer der Christen auftreten wollen und damals noch nicht an den Sturz der französischen Regierung und an die Usurpation der höchsten Machtstellung gedacht. Der Grund, dass B. in seiner Armee selbst den republikanischen Fanatismus gegen Thron und Altar zu entflammen suchte, beweist nicht das Gegenteil. Die Offiziere mit denen er zu rechnen hatte, waren ehrgeizige Streber, welche die Revolution aus dem untersten Range emporgehoben hatte, die aber ihrem Feldherrn, der für ihr Avancement und ihre Bereicherung so trefflich sorgte, blindlings folgten. Mit aufrichtigen Vaterlandsfreunden und Republikanern, wie Moreau, wusste seine überlegene Schlauheit schon fertig zu werden. Seine kühle, völlig selbsüchtige Berechnung bei dem scheinbar abenteuerlichen Unternehmen gegen den Orient war die: Wenn das Direktorium nach Innen und Aussen abgewirtschaftet hat, wird Frankreich dem heimkehrenden, siegreichen General willig die dargebotene Retterhand nicht ausschlagen. Der Entschluss, das Direktorium zu stürzen, stand in Bonapartes Seele schon fest, als er nach dem Frieden von Campo-Formio heimkehrte. Die unbefugte Einmischung der fünf Machthaber in die Kriegsführung und deren offenes Bestreben, den angeblichen Kampf für die Völkerfreiheit nur zu einem Raub- und Ausbeutungssystem zu machen, hatte seine Abneigung gegen Männer, die von militärischen Dingen so wenig verstanden, wie von den politischen Kombinationen, nur noch verschärft. Mit Spannung folgte er im fernen Osten allen Nachrichten über die Unglücksfälle im Kriege gegen Östreich und Russland und über die steigende Zerrüttung im Innern. Als der rechte Zeitpunkt gekommen war, liess er seine Armee im Stich und landete an der französischen Küste. Wie ist nun die Stellung Talleyrand's gegenüber Napoleon? Im Ganzen geben sie seine Memoiren richtig an. Er billigt alles, was der Kaiser zur Unterdrückung der revolutionären Partei und zur Wiederherstellung der öffentlichen Ordnung gethan hat, er sieht auch ein, dass damals nur ein durch Revolution emporgekommener Mann, wie Bonaparte, nicht die heimkehrenden Bourbonen Frankreich beherrschen konnten. Er verwirft auch die Eroberungspolitik Napoleons nicht unbedingt, aber er hält den Anschluss Frankreichs an Östreich für notwendig. Darum erscheint ihm die Schwächung des habsburgischen Staates, die Russlands Ehrgeize zu Gute kam, als ein grober Fehler, auch Preussens

Demüthigung, welche die Zahl der Feinde Frankreichs vermehrte, billigt er keineswegs. Als Napoleon zu Tilsit dem Zaren über das gänzlich niedergeworfene Preussen und das erschöpfte Östreich hinweg die Hand reichte, gab er seine Entlassung ein. Um Frankreichs, nicht um Preussens willen, bedauert er die schimpfliche Demüthigung, welche der Sieger von Friedland der preussischen Königsfamilie und insbesondere der edlen Königin Luise bereitete. Die feine, gesellschaftliche Bildung des Kavaliers der alten Zeit empfindet auch eine tiefe, ungeheuchelte Abneigung gegen die rohen, brutalen Manieren des corsischen Emporkömmlings.

Genauere Nachricht, als über die Zeit, wo Talleyrand besser als ein anderer in die Geheimnisse der Politik eingeweiht war, erhalten wir über die spanischen Händel und über den Zwist Napoleons mit Papst Pius VII. Allerdings wurde er nach wie vor vom Kaiser um Rat gefragt und mit diplomatischen Aufträgen betraut, aber seine ausführliche Darstellung der Ruchlosigkeit Bonapartes gegen die spanische Königsfamilie beruht doch in der Hauptsache auf dem Werke des Marquis de Pradt: *Mémoires historiques sur la révolution d'Espagne*, das Talleyrand auch als Quelle (I, 373) anführt. Sein Standpunkt gegenüber den neuen Vergewaltigungen Napoleons ist offen und klar ausgesprochen. Die Besitznahme Spaniens diente den Interessen des schlimmsten Feindes der französischen Monarchie, Englands, sie war daher ein unbegreiflicher Fehler. Sie musste den Abfall der spanischen Kolonien vom Mutterlande und deren Anschluss an die englische Handelspolitik zur Folge haben, schädigte somit die Lebensinteressen Frankreichs. Während der Kaiser durch sein Kontinentalsystem Englands Welthandel zu zerstören suchte, eröffnete er selbst dem Erbfeinde neue Absatzquellen. Sonach unterliegt es keinem Zweifel, dass ein schlauer Staatsmann wie Talleyrand das spanische Abenteuer gemissbilligt und dessen für Frankreich verderbliche Folgen vorausgesehen hat, aber er stellt sein Eintreten für die legitime Dynastie anders hin, als es war. In Wirklichkeit hat er damals Napoleon gar keine offene Opposition gemacht, denn sonst hätte er jeden Einfluss verloren und für seine persönliche Sicherheit fürchten müssen, vielmehr liess er sich das wenig ehrenvolle Hüteramt über die gefangenen spanischen Prinzen aufbürden. Dass er das letztere mit aller zarten Rücksicht für die Angehörigen der bourbonischen Königsfamilie geübt und die gesellschaftliche Noblesse eines vornehmen Herren der alten Zeit gezeigt hat, wollen wir ihm gern glauben. Werkzeug Bonapartes blieb er gleichwohl. Eine Art Anerkennung der in dieser schimpflichen Sache geleisteten Dienste war es, dass Talleyrand von Napoleon mit als Berater auf den Erfurter Kongress genommen wurde, auf dem der Bund mit Russland enger geknüpft und der drohende

Zwist wegen der russischen Ansprüche auf die türkischen Donaufürstenthümer ausgeglichen werden sollte. Hier hat Talleyrand nach seiner eigenen Aussage heimlich den Interessen Napoleons entgegengearbeitet und thunlichst jeder weiteren Schädigung Östreichs vorzubeugen gesucht. Um Östreichs willen, warnte er den Czaren vor einer unvorsichtigen Hingabe an Napoleons Absichten und ging mit dem anwesenden Vertreter Östreichs Hand in Hand. Nicht Sympathie für Russland oder die Sorge vor Napoleons masslosem Ehrgeize trieb ihn dazu an, sondern nur der Gedanke an Frankreich, das nicht der letzten Schutzwehr gegen den moskowitischen Eroberungsdrang beraubt werden sollte. Mit innerer Genugthuung kann Talleyrand erzählen, dass Napoleon auf jenem glänzenden Kongresse nicht sein Ziel, auch Russland zum willfährigen Werkzeuge seiner Weltbeherrschungspolitik zu machen, erreicht habe. Die Streitfrage mit Russland blieb nur vertagt, der geplante Ehebund mit einer russischen Prinzessin kam nicht zu Stunde, vielmehr ward schon damals die Heirat Napoleons mit der östreichischen Erzherzogin Marie Luise vorbereitet. Talleyrands schlaue Rechenkunst hatte hier einmal über Napoleons Leidenschaft triumphiert. Was uns der Autor im Übrigen von den Erfurter Begebenheiten erzählt, sind längst bekannte Einzelheiten, nur über die Unterredungen des Kaisers mit Goethe und Wieland erhalten wir einen sehr ausführlichen, authentischen und sonstigen Nachrichten ergänzenden Bericht (I, 426—428, 436—437, 442—446). — Sehr eingehend, auf 90 Seiten, berichtet uns Talleyrand über Napoleons Zwist mit dem Papste, den er als einen ebenso grossen Fehler hinstellt, wie die spanischen Händel, denn er habe dem Kaiser auch die Stütze entzogen, welche derselbe in dem französischen Klerus und der katholischen Bevölkerung Frankreichs fand. Hier kramt Talleyrand sein kirchengeschichtliches Wissen reichlich aus und nimmt in allen Hauptpunkten die Partei des Papstes und der Kirche. Es ist schwer zu entscheiden, wie weit seine Sympathie für den geknechteten Papst und die vergewaltigte Kirche eine aufrichtige ist. Damals, als er jene Schilderungen niederschrieb, war er als Vorkämpfer der mit der Kirche verbündeten Legitimität aufgetreten, und diese Rücksicht auf seine Stellung musste seine Auffassung beeinflussen. Aber andrerseits hatte doch Talleyrand nie ganz vergessen, dass er selbst mit Hilfe seiner geistlichen Verbindungen emporgekommen war und eine angesehene Stellung innerhalb der Kirche bekleidet hatte. Wie wenig überzeugungsvoll er für geistliche Interressen einzutreten wusste, zeigt allerdings seine Mitwirkung bei den kirchenfeindlichen Beschlüssen der Konstituante, aber gewiss war es nicht seine Meinung, dass das geistliche Regiment einer alles unterdrückenden Säbelherrschaft weichen sollte. Napoleons Zwist mit dem Papste,

der in der Hauptsache schon alle Forderungen des Kaisers befriedigt und nur hinter unwesentlichen Formalitäten sich verschanzt hatte, beurteilt er ebenso, wie die spanische Affaire, vom Standpunkte des kühlen, leidenschaftslosen Politikers. Das Mitgefühl, welches er in so auffälliger Weise den spanischen Prinzen und dem römischen Bischofe kundgibt, ist eine wohlberechnete Retouchierung, die seine spätere Stellung als Vorkämpfer für Thron und Altar nötig machte. Sehr unparteiisch schildert Talleyrand den Sturz des Kaiserreiches und die unmittelbar vorgehenden Fehler Napoleons, wie die harte Durchführung des Kontinentalsystems, die willkürlichen „Reunionen" in Deutschland und Italien, den Zug gegen Russland. Napoleon erscheint ihm mit Recht als ein vom leidenschaftlichsten Ehrgeize Verblendeter, der alle Fürsten und Völker sich zu erbitterten Feinden machte, die materiellen Interessen Europas durch sein Kontinentalsystem, seine ewigen Kriege und seine rücksichtslose finanzielle Aussaugung aller eroberten Provinzen zerrüttete und auch nach der Niederlage bei Leipzig die Friedensvorschläge der Verbündeten, welche ihm seinen Kaiserthron und Frankreich die Eroberungen der Revolution noch teilweise erhalten hätten, zurückwies. Er verschweigt auch nicht, wie wenig Aussichten die Bourbonen bis zur Einnahme von Paris hatten, wie der Czar nur, weil jede andere politische Kombination unmöglich war und Talleyrand selbst die Gunst der Umstände schlau zu benutzen wusste, sich für Ludwig XVIII. entschied. Als echtem Franzosen erscheinen ihm die überaus günstigen Friedensbedingungen, welche dem besiegten Frankreich gewährt wurden, durchaus berechtigt; den Unwillen, der sich darüber bei den preussischen Offizieren und selbst im deutschen Volke regte, kann er nicht verstehen. Klug aber und leidenschaftlos wie seine Politik war, billigt er die Reaktionsbestrebungen der französischen und spanischen Bourbonen, die Wiederauflebung des religiösen Fanatismus im Süden Frankreichs und die harte Behandlung der Napoleonischen Offiziere und Soldaten keineswegs. Gegenüber der rachsüchtigen Partei des Grafen von Artois und der heimkehrenden Emigranten, stellt er sich auf die Seite der konstitutionellen Freiheit. — Mit der Wiederherstellung Ludwigs XVIII. beginnt eine nur kurze Glanzzeit für Talleyrand. Als Minister des Auswärtigen hatte er den Frieden zu schliessen und später übernahm er die schwierige Vertretung Frankreichs auf dem Wiener Kongress. Von jetzt ab haben seine Memoiren (Bd. II, S. 275—560 und Bd. III—V) einen unbestreitbaren Wert. Früher war die Darstellung eine lückenhafte und nur hie und da auf Aktenstücke gestützte, die Schilderungen des Wiener und des Londoner Krongresses dagegen sind in der Hauptsache nur die Wiedergabe von Talleyrands diplomatischem Briefwechsel mit verbindendem Texte. Talleyrand leistete auf dem Kongresse seinem

Vaterlande und seinem Könige die grössten Dienste. Die noch bestehende Koalition der vier Mächte wollte das unterworfene Frankreich nicht als gleichberechtigt anerkennen und das feindliche Verhältnis, welches gegen Napoleon gerichtet war, auch gegen die Bourbonen fortbestehen lassen. Talleyrand, der das Prinzip der Legitimität als unangreifbaren Schild emporhielt und die Sache des Usurpators von der des rechtmässigen Königs zu trennen wusste, brachte es dahin, dass Frankreich nicht nur als gleichberechtigt, sondern auch in manchen Fragen als ausschlaggebend auftrat. So rettete Talleyrand, indem er die Interessen Östreichs und Englands denen Preussens und Russlands gegenüberstellte, die Souveränität Sachsens, bewirkte die Rückgabe Neapels und Siziliens an die Bourbonen und liess in wohlberechneter Anbequemung an Englands Wünsche die Schöpfung des disparaten, halb katholischen, halb protestantischen Königreichs der Niederlande zu, dessen Ungefährlichkeit für Frankreich und dessen kurzen Bestand er voraussah. Es fragt sich nur, ob Talleyrand hier seine persönliche Bedeutung nicht übertreibt. Die Rettung Sachsens war die Folge des alten Gegensatzes zwischen Habsburg und Hohenzollern, dem sich Englands Politik nur in eingeschränktem Masse dienstbar machte, und der Unentschiedenheit Kaiser Alexanders, wie Hardenbergs. Talleyrand hat in der Hauptsache nur den versöhnenden Mittelsmann beim König von Sachsen gespielt. Neapel ging dem Napoleoniden Murat durch seinen unüberlegten Krieg gegen Östreich verloren, die zunächst für Frankreich unerwünschte Schöpfung des Königsreichs der Niederlande vermochte Talleyrand nicht zu hindern. Indessen als Beauftragter einer besiegten, im Innern noch nicht konsolidierten Macht hat er gethan, was er irgend konnte, wie es denn schon ein wichtiger Erfolg für die Bourbonen war, dass der Erinnerungstag an Ludwigs XVI. Hinrichtung von den Diplomaten des Kongresses kirchlich begangen wurde. Als Napoleons plötzliche Rückkehr von Elba den Kongress auflöste, hielt Talleyrand die dort vertretenen Mächte wenigstens so lange zusammen, bis alle Beschlüsse unterzeichnet waren. Die Gefahr, welche von Napoleon drohte, musste Talleyrand anfänglich unterschätzen, weil er die Missgriffe der bourbonischen Regierung, durch welche die Sache des Exkaisers am besten gefördert wurde, in der Ferne nicht völlig übersehen konnte; doch als er mit dem vor Napoleon geflohenen König in dem belgischen Asyle zusammentraf, wurde ihm die Sachlage klar und er that alles, um sein ehemaliges Dienstverhältniss am kaiserlichen Hofe vergessen zu machen. Schon 1814 hatte er so energisch gegen Bonapartes Interesse gewirkt, dass man ihm die leicht zu widerlegende Anschuldigung eines Mordplanes gegen den Gestürzten gemacht hat, auch jetzt zeigte sich sein Eifer für die bourbonische

Sache. In der Hauptsache ging sein Streben, die bedrohte Sache der Legitimität zu retten, auch in Erfüllung, freilich war es mehr die Furcht vor Napoleon, als die Rücksicht auf Ludwig XVIII., was die englisch-preussische Armee zu so schnellem, entscheidendem Vorgehen bestimmte. Aber die Friedensbedingungen des Jahres 1815 waren keine so unverdient günstigen, wie die von 1814, obwohl Frankreich so gross blieb, wie unter Ludwig XIV. und die zeitweilige Besetzung des französischen Bodens durch fremde Truppen war dem erregbaren Patriotismus der von den Weltherrschaftsgedanken Napoleons noch erfüllten Franzosen ein Anblick tiefer Demütigung. Parteiisch, wo nationale Antipathien in Frage kommen, macht Talleyrand, der den Frieden von 1814 als selbstverständliche Rücksicht auf Ludwig XVIII. hingenommen hatte, den Verbündeten einen Vorwurf daraus, dass sie von Frankreich geringe Opfer an Geld und Land verlangten und verargt es Preussen, einen Teil der von Napoleon geraubten Kontributionen zurück gefordert zu haben. Aber Talleyrands Stellung selbst war erschüttert. Die Reaktion gegen alles, was die Revolution verschuldet, musste sich auch gegen den eidbrüchigen Priester, der 1790 dem s. g. Versöhnungsfeste die kirchliche Weihe gegeben hatte, richten. Der Einfluss des Czaren, dem er in der sächsischen Frage entgegengetreten war, wurde ihm nachteilig, mit seinem Verlangen nach einer freisinnigen, zeitgemässen Verfassung an Stelle der „octroyirten Charte“ stiess er auch bei Ludwig XVIII. auf Widerspruch. So musste er als Minister zurücktreten und 15 Jahre fast vergessen in der Abgeschiedenheit zubringen. Die Julirevolution (1830) zog den noch geistig frischen Greis von Neuem in den Vordergrund der diplomatischen Kreise. Ohne Prinzipientreue schloss sich der einstige Verteidiger der Bourbonen dem „Bürgerkönige“ Ludwig Philipp an. Wie 1815 den Grundsatz der Legitimität, so verfocht er jetzt den der konstititutionellen Freiheit. Auf dem Londoner Kongress, der das Schicksal des aufrührerischen Belgien entscheiden sollte, hatte er einen ähnlich schweren Stand, wie auf dem Wiener Kongresse. Die Stellung der französischen Regierung war noch eine schwankende, von den extremen Parteien rechts und links bedrohte, sie verstiess zudem gegen das Legitimitätsprinzip der heiligen Allianz. Mit geschickter Schwenkung wusste nun Talleyrand einen Frontwechsel vorzunehmen und sich als Vertreter der liberalen Ideen den Beistand des englischen Ministeriums und Parlamentes zu sichern. So traten die Westmächte (England und Frankreich) den nicht einigen drei Ostmächten gegenüber, die Selbständigkeit des mit stattlichem Landumfange ausgerüsteten Belgiens wurde auch von dem hochkonservativen Czaren anerkannt. Mit Talleyrand zusammen wirkte der starre Tory, Lord Wellington, der Besieger Frankreichs. Die gegen den französischen Staat ge-

richtete Schöpfung des Königreichs der Niederlande wurde zerstört und in dem mit den Orléans verwandten „König der Belgier“ Frankreich ein freundnachbarlicher Bundesgenosse gewonnen. So schloss die diplomatische Karriere Talleyrands mit einem Triumphe seiner schlauen, zweckdienlichen Berechnung ab.

Fassen wir unser Urteil über den Wert der Memoiren zusammen. Weit entfernt, ein vollständiges Bild der grossen Umwälzungen von 1789—1830 zu geben oder auch nur eine umfassende Biographie des Helden zu entfalten, bieten sie uns doch einen klaren Einblick in das, was Talleyrand unter Napoleon, Ludwig XVIII. und Louis Philipp gewesen ist und gethan hat. So sehr sie das verschweigen und beschönigen, was den Charakter Talleyrand's selbst in ungünstiges Licht setzen kann, so deuten sie doch die gewissenlose Wandelbarkeit dieses diplomatischen Proteus genügend an. Eine wertvolle Quelle der Zeitgeschichte sind sie erst von 1814 ab, bis dahin müssen wir sie oft aus Talleyrands eigener Korrespondenz ergänzen und berichtigen. Einen schlau kombinirenden, im Einzelnen irrenden, aber den Umschwung der Dinge voraussehenden Politiker zeigen uns jene Aufzeichnungen, wenn sie auch hie und da post eventum retouchiert sein mögen. Wo aber Talleyrand den unwandelbaren Verfechter der Königstreue und den Vorkämpfer des Rechtes spielt, mögen wir dem aalglatten, geschmeidigen Diplomaten misstrauen. Mit ungeschwächter Geistesfrische hat er noch nach 1832 den letzten Teil seiner Memoiren niedergeschrieben und das Ganze mit geschicktester Berechnung der oratorischen Lichteffekte redigirt. Zur gerechteren Würdigung des Mannes, der wenigstens dem Wohle seines Vaterlandes in allen Wandlungen der Politik nachstrebte, werden diese Aufzeichnungen sicher beitragen.

R. Mahrenholtz.



Die französische Novellistik und Romanlitteratur über den Krieg von 1870—1871.

I. Novellen.

Die Erregungen und Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges konnten nicht vorübergehen, ohne in Frankreich wie bei uns eine umfangreiche Litteratur zu erzeugen. Schon während des Krieges brachten die französischen Tages-, Wochen- und Monatsblätter zahllose Berichte, Feldpostbriefe, Mittheilungen der Kriegsberichterstatter, aufklärende Darstellungen, theoretische Betrachtungen u. dgl. Bald nach Abschluss des Krieges wurden dann zahlreich die während desselben erschienenen Aufsätze und Mittheilungen als Kriegserinnerungen, Kriegsbilder, Feldzugsgedanken u. dergl. gesammelt. Zu diesen Sammlungen traten in grosser Menge vorher ungedruckte Tagebücher von einfachen Liniensoldaten, Mobil- und Nationalgardisten, Freischärlern, Kriegsfreiwilligen, Lazarethbeamten, Aerzten, niederen und höheren Offizieren, auch von Verwaltungsbeamten, Gefangenen und anderen. Ferner die Veröffentlichung von amtlichen Aktenstücken und von während des Krieges in den besetzten Landestheilen und anderwärts angestellten Betrachtungen und Beobachtungen. Dieser während des Feldzuges entstandenen Litteratur schlossen sich weiter an ausgeführte Schilderungen einzelner Vorgänge; Schriften, die zur Beurtheilung oder Rechtfertigung bestimmter Persönlichkeiten und Verwaltungen, zur Aufhellung der erlittenen Niederlagen oder der errungenen Erfolge dienen sollten. Endlich erschienen bald auch zusammenfassende Darstellungen von der Thätigkeit der einzelnen Heere oder der gesammten französischen Heeresmacht, die einen von bürgerlichen Schriftstellern für einen grösseren Leserkreis, die andern von Offizieren für eine fachkundige Leserschaft bestimmt. Diese Litteratur hat, von der entsprechenden deutschen mit beeinflusst, bis heute einen ununterbrochenen Fortlauf genommen.[1])

[1]) Vgl. die allerdings unvollständige und nur bis 1885 reichende Bibliographie von Alb. Schulz: *Bibliographie de la guerre franco-allemande* (1870—1871). Paris, 1886.

Neben der geschichtlichen entwickelte sich gleichzeitig die novellistische Kriegslitteratur. Fabuliert wurde schon während des Krieges; das in der Feldzugszeit begonnene brauchte also auch hier nur fortgesetzt zu werden. Geschichtliche Vorgänge und in sie hinein verlegte erdachte Thaten gaben den Grundstoff der Erzählungen; die selbst empfangenen Kriegseindrücke, die in Frankreich üblich gewordene Gesammtauffassung der Kriegsereignisse und ihrer Ursachen, vielfach insbesondere der Gedanke an spätere Widervergeltung bestimmten Ton und Tendenz; die künstlerische Ausführung blieb von den Anlagen der Verfasser oder von der Beschaffenheit des gesuchten Leserkreises abhängig. Die meisten Erzählungen verfolgten zugleich den Endzweck: Erwerbung oder Wachhaltung des Patriotismus. Die Vaterlandsliebe zeigt sich nicht nur in den Erzählungen, die durch Vorführung von rühmlichen Thaten des Muthes, der Tapferkeit und der Aufopferung berichten und zu ihrer Nachahmung anspornen, oder die gelungene Rachehandlungen schildern und die spätere Widervergeltung in Aussicht stellen, sondern auch in denen, die es ausschliesslich auf Verspottung des fast immer verzerrt dargestellten Siegers absehen und ihn als einen Gegenstand berechtigten Hasses vorführen, und in denen, wo die Satire der eignen Verhältnisse, die Brandmarkung feiger Handlungen und schlechter Patrioten zu dem Zwecke vorgenommen werden, um vor Nachahmung abzuschrecken. Neben diesen vorwiegenden Erzählungen spielen diejenigen eine geringere Rolle, die nur im Allgemeinen das Treiben des Krieges schildern, und die als tendenzlose Stimmungsbilder von dem Landesfeinde ganz absehen. Die gehässigsten und rohesten Darstellungen findet man begreiflicherweise in den kunstlosen Erzeugnissen unbedeutender Schriftsteller, die durch Anschlagung der patriotischen Saite sich für ihre geringwerthige Waare einen Leserkreis sichern wollen oder die für die niederen Volkskreise schreiben; die absichtslosesten und wahrsten Darstellungen in den Erzählungen der hervorragenderen Schriftsteller, unter denen die der naturalistischen Schule angehörigen durch Treue und Unparteilichkeit ihrer Schilderungen die erste Stelle einnehmen.

A. Helden- und Racheerzählungen.

Die Erzählungen, worin heroische Einzelthaten gefeiert werden, stehen der Menge, wenn auch nicht der Beschaffenheit nach, durchaus im Vordergrunde. Heldenkinder werden der heutigen französischen Jugend als leuchtende Beispiele vorgeführt, heldenhafte Väter, Greise, Mütter, Jungfrauen und Jünglinge dem erwachsenen Geschlechte. Häufig sind es grimme Rachethaten, die diese verschiedenartigen Helden verrichten; die dichterische Gerechtigkeit wird dann gewöhnlich

dadurch hergestellt, dass den der Vernichtung geweihten Deutschen schwere Vergehen zugeschrieben werden. Der Gerechte muss allerdings oft mit dem Ungerechten leiden. Bei psychologisch vertiefteren Erzählungen wird auch die natürliche Wildheit der vorgeführten französischen Charaktere entschuldigend angemerkt, und tritt eine Sühne auch bei ihnen ein. Bei den plumper aufgebauten wird eine solche Ergänzung nicht für nöthig erachtet; es genügt ihren Verfassern, zur Erbauung ihrer Leser die gelungene Hinmetzelung einiger Deutscher zu berichten, die, wie als selbstverständlich vorausgesetzt wird, stets solche Scheusale sind, dass ihre Ausrottung unter allen Umständen ein Verdienst um das französische Mutter-Vaterland (die *mère-patrie)* ist.

Wir führen denn, ohne hier oder in den übrigen Abschnitten auf Vollständigkeit ausgehen zu wollen, diese Helden- und Racheerzählungen an erster Stelle vor, die wir, so weit als thunlich, nach der Lebensstellung ihrer Hauptträger anordnen. Das Hauptgewicht legen wir in der ganzen folgenden Arbeit auf Wiedergabe des Inhalts, aus dem sich die Leser psychologische oder kulturhistorische Folgerungen nach Belieben ableiten können. Eine aufreizende Absicht liegt uns gänzlich fern. Höher gebildete Franzosen, die Deutschland kennen, urtheilen nicht anders als wir Deutsche selbst über den überspannten Chauvinismus und die haarsträubenden Albernheiten, die wir in manchen der vorzuführenden Erzählungen antreffen werden. Ferner verlangt die Gerechtigkeit, dass wir Deutsche uns in die Lage der Besiegten hineindenken: die uns begegnenden Ausschreitungen erscheinen dann in milderem Lichte. Auch unsre Franzosenerzählungen entwerfen oft nichts weniger als schmeichelhafte Bilder von unsrem Nachbarvolke, und wir singen noch heute Lieder aus der Zeit der Befreiungskriege, die von unbändigem Durste nach Franzosenblut beseelt sind. Ich wählte das Thema, theils weil mich der Zufall darauf führte, theils wegen des hohen Interesses, das naturgemäss für uns die französische Litteratur über die Kriegstage von 1870—71 besitzt, die wir grossentheils noch aus eigner Anschauung kennen.

Wir beginnen mit der Jugend.

Einem ersten Heldenknaben begegnen wir in Siebecker's *Die Nudeln des Fräulein Mina*[1]). Das Oberhaupt einer elsasser Familie, der bejahrte Dorfkrämer Müller, hat von seinen Angehörigen vor Beginn des Feldzugs nur seine erwachsene hübsche Tochter Mina und seinen vierzehnjährigen Sohn Franz übrig behalten. Wie alle Knaben des Dorfes ist auch Franz durch die Kriegs-

[1]) *Les Noud'les de Mlle Mina* in des Verfassers *Récits héroïques.* Paris, o. J. S. 1ff.

erklärung in stürmische Aufregung versetzt. Seine kriegslustige, patriotische Stimmung wird noch gehoben durch die gleiche Gesinnung seiner Schwester und durch die Einwirkung eines Lohgerbers, eines etwas anrüchigen Mitgliedes der Dorfgemeinde, der nicht begreifen will, wie man ungehindert die feindlichen Späher durch das Land ziehen lassen könne. Dieser Lohgerber, der selbst aus dem Hinterhalte auf deutsche Reiter schiesst und einen derselben tötet, bewaffnet auch den Knaben mit einer alten Pistole und veranlasst ihn, ebenfalls nach den durcheilenden deutschen Reitern zu schiessen, von denen er allerdings niemand trifft. Die deutschen Späher entfliehen in rasender Eile; französische Lanzenreiter jagen hinter ihnen her. Das ganze Dorf feiert nun den Gerber und seinen Zögling; Vater und Schwester sind stolz auf den Knaben. Die Freude dauert an, so lange französische Truppen, die Abtheilung Douays, die Ortschaft durchzogen, und alles sich sicher und siegesgewiss fühlte. Da, am Geburtstage Franzens, wo Mina eben ihm zu Ehren ein Gericht ihrer berühmten Nudeln bereitet, ertönt in der Ferne anhaltender Schlachtendonner. Erst erscheint ein Flüchtling; bald folgen ihm auf dem Rückzuge und in traurigem Zustande befindliche französische Truppenmassen. Das Mahl der Familie Müller wird durch diesen Anblick unterbrochen; die Nudeln bleiben unangerührt auf dem Tische. Birckle, der Lohgerber, zieht mit anderen ab, um sich einer Freischar anzuschliessen. Der Krämer muss um seines Geschäftes willen zurückbleiben. Sein Sohn wird von den das Dorf besetzenden Deutschen als unberechtigter Angreifer erkannt und wegen seiner That standrechtlich erschossen. Seine Schwester wird vor Schreck darüber wahnsinnig und siecht langsam an der Seite ihres Vaters hin, der später Güterverwalter in der Nähe von Paris geworden ist. Unaufhörlich entströmen ihren Lippen die Worte: „Zu Tisch, Franzle, meine Nudeln werden kalt.“

Etwas weniger kindlich in Stoff und Darstellung ist eine zweite Erzählung Siebecker's, in deren Mittelpunkte gleichfalls ein Heldenknabe steht: *Das Neujahrsgeschenk des kleinen Jakob.*[1]) Die Handlung spielt hier vor Paris, während der Belagerungszeit. Am 28. Dezember 1870 wird einem wachthabenden Offizier ein wiederum vierzehnjähriger Knabe vorgeführt, der wegen seiner elsässer Aussprache für einen Spion gehalten worden ist. Er will bei der Artillerie eintreten, um Rache an den Schwaben *(schwobs,* elsasser Schimpfwort für Altdeutsche) zu nehmen, die ihm Vater und Bruder getötet haben. Gefragt, ob er nicht Furcht habe, antwortet er achselzuckend: ich bin ein Elsasser. Weil sein Bruder an fünf Kugelwunden gestorben ist, will er fünf Deutsche töten. Eine

[1]) *Les Étrennes du petit Jacques,* a. a. O. S. 149 ff.

Mutter hat er nicht mehr, des Schiessens ist er kundig. Unter diesen Umständen hegt der französische Offizier kein Bedenken, den Knaben einer Freischar zur Aufnahme zu überweisen. Am Sylvesterabend nimmt er auf eignen Wunsch an einem Streifzuge theil; er überrascht mit einem anderen Freischärler einen deutschen Doppelposten und erdolcht den einen Soldaten, während sein Gefährte den zweiten niedermacht. Darauf überrumpeln die beiden noch zwei weitere Deutsche; der kleine Jakob trifft den einen derselben schlafend an, knebelt ihn mit seinem Halstuch, bindet ihm die Hände mit einer Peitschenschnur, noch ehe er zu sich gekommen ist, und schleppt ihn als Gefangenen mit sich fort. Er findet bald auch noch Gelegenheit, einen dritten Deutschen durch einen Bajonettstoss zu vernichten. Die Freischärler, die sich zu weit vorgewagt, werden indess verfolgt; beim Rückzug streckt der Knabe noch einen deutschen Feldwebel durch einen Flintenschuss nieder. Den gefangenen Preussen vor sich hertreibend, setzt er mit seinem Genossen den Rückzug weiter fort. Ein ungeschickter Mobilgardist aber, die deutsche Uniform erkennend, schiesst nach dem Gefangenen und trifft dabei den Knaben. Jakob stirbt und hat nur noch Zeit, seinen Preussen aufzufordern, er möge seinen Kameraden erzählen, wie er, Jakob Keller, für seinen getöteten Bruder die geplante Rache genommen habe.

Die Erzählung zeigt überraschende Aehnlichkeit mit der eines begabteren Schriftstellers, mit Richepin's *Chassepot des Christkindes.*[1]) Statt der Sylvestergeschichte haben wir hier eine Weihnachtserzählung. Französische Freischärler finden im besten Pachthofe eines verlassenen Dorfes, worin die Preussen in schrecklicher Weise gehaust haben, einen dreizehnjährigen Knaben vor. Sein Vater hatte einen deutschen Offizier beschimpft und ihn, als er von ihm dafür geohrfeigt worden, zu erwürgen versucht. Zur Strafe sind Vater und Mutter erschossen worden. Der muthige Kleine will Rache nehmen und bittet innig, in die Freischar aufgenommen zu werden. Die Franzosen nehmen den Verlassenen mit. Seinen Schmerz vergessend, legt der Knabe nach französischem Weihnachtsbrauch am heiligen Abende seinen Schuh in den Kamin, damit das Christkind ein Geschenk hineinlege. Ein Freischärler bescheert ihm an Stelle des Christkindes ein Kepi, eine Patronentasche und ein kleines Kavalleriechassepot. Einige Tage darauf stösst die Truppe, noch immer von dem Knaben begleitet, auf eine preussische Abtheilung. Plötzlich ruft dieser: „Da ist er, da ist er, hinter der grossen Eiche". Er hat den Ulanenoffizier erkannt, der seine Eltern töten liess. Hastig springt er auf ihn zu, bricht aber

---

[1]) *Le chassepot du petit Jésus* in *les Morts bizarres.* Paris. S. 197 ff.

von einer Revolverkugel des Offiziers getroffen zusammen. Der Ulan stürzt bald darauf unter sein von einem Freischärler verwundetes Pferd, wird gefangen genommen, vor den sterbenden Knaben geschleppt, und dieser findet noch soviel Kraft, um den Verhassten niederzuschiessen. „Der Offizier hatte den Kopf zerschmettert, und das Kind war tot.“

Einen noch jüngeren Heldenknaben treffen wir an in dem nur elfjährigen *Kleinen Franz* Lacertie's[1]), lem einzigen Sohne eines Schmiedes in Niederbach bei Bitsch. Der blonde Krauskopf, ein frühzeitiger Verehrer der neunjährigen Etiennette, spielte gern mit ihr in dem benachbarten prächtigen Walde, durch den die Heerstrasse nach Deutschland geht. Ein Seitenweg führt von da nach dem Teufelsloch, einer Art mit Wasser angefülltem Abgrund, dem Schrecken der Kinder Niederbachs. Die Idylle der kindlichen Freundschaft und des Zusammenspielens wird durch den hereingebrochenen Krieg gestört. Der Vater unsres Franz hat zur Flinte greifen müssen; er fällt auf dem Felde der Ehre. Der Schlag war für die Mutter so schrecklich, dass sie, ohnehin von schwächlicher Gesundheit, nach einigen Tagen Krankheit ebenfalls verschied. Franz hört am Grabe der Mutter die patriotische Leichenrede, die in dem Rufe: „Tod dem Feinde“ gipfelt. Dieser Ruf findet in seinem jungen Herzen einen lebhaften Widerhall: Rachepläne keimen in seinem Haupte. Eines Tages begegnet er im Walde zwei kräftigen preussischen Landwehrmännern, mit dichtem Schnurrbart, rother Nase, kleinen Augen, die spielend ihr schweres Gepäck tragen. Sie fordern den Kleinen auf, ihnen den Weg nach Niederbach zu zeigen. Er weigert sich dessen; sie ziehen infolge dessen den Ladestock aus ihren Flinten und drohen ihn damit zu züchtigen. Da erhellt plötzlich ein Freudenstrahl sein Gesicht; er verspricht ihnen alle Wege zu zeigen, die sie wissen wollen, wird liebenswürdig und heiter, während in seinem Herzen die am Grabe der Mutter gesprochenen Worte „Tod dem Feinde“ widertönen. Die beiden grossen Preussen sind von dem unterhaltenden kleinen Führer entzückt; gutmüthiger Natur lachen sie und scherzen sie mit ihm, sie nehmen ihn sogar abwechselnd auf ihren Rücken. In die Nähe des Teufelsloches angekommen, fordert Franz sie zu einem Wettrennen auf: lachend stürmen sie mit ihm auf dem abschüssigen Pfade hinab, nur von Etiennette, die ihren Spielgefährten sucht, gesehen. Sie hörte den unheimlichen Krach des dünnen Eises, womit das Teufelsloch bedeckt ist, zwei dumpfe Flüche und das Geräusch mehrerer schwerer Körper, die in das schwarze Wasser sanken. „Alle drei sind verschlungen. Das Wasser

---

[1]) *Le petit Franz* in des Verfassers *Nos patriotes.* Paris 1886. S. 163 ff.

wird wieder ruhig und klar, nur der Bruch des Eises bildet einen breiten dunkeln Fleck, ein schwarzes im Schnee klaffendes Loch."

Die bisher vorgeführten heroischen Knaben verdanken ihre litterarische Behandlung ihrem thätigen Eingreifen in die Schrecken des Krieges. Einen mehr leidenden Heroismus finden wir bei dem fünfzehnjährigen Knaben, der in J. Montet's *Stummem*[1]) verherrlicht wird. Sein älterer Bruder ist in eine Freischar eingetreten und hat das gefährliche Amt übernommen, Depeschen durch die deutschen Linien nach Metz und zurück zu tragen. Drei Mal hat er seinen Auftrag glücklich ausgeführt; sein alter Vater hat es aber nicht unterlassen können, im Kreise seiner Bekannten die Thaten des Sohnes zu feiern. So haben denn auch die Preussen davon Wind bekommen und überwachen nun aufmerksam die Hütte des Alten. Richtig überraschen sie auch den Sohn, wie er beim Vater auf Besuch ist; es ist ihm unmöglich, aus dem umstellten Hause zu entrinnen. Da fordert er seinen jüngeren Bruder, Jean, auf, ein ihm übergebenes Packet Papiere, das er an das Hemd angenäht hatte, zu retten, indem er durch die Stalllucke hinauskriecht und es im Felde vergräbt. Dies gelingt. Der Vater und der ältere Sohn, den die zerrissene Stelle an seinem Hemde verräth, werden als Spion und Hehler gefangen genommen; auch Jean fällt in die Hände der Deutschen, und es entgeht ihnen nicht, dass er die Papiere verborgen. Der deutsche Offizier fordert den Knaben auf, anzugeben, wohin er sie gebracht; wolle er nicht sprechen, so werden Vater und Bruder erschossen werden. Der Alte legt dem Knaben aber ans Herz, auch dann nicht zu sprechen, wenn diese Drohung wirklich ausgeführt würde. Ehe es zur Erschiessung kommt, lässt der Offizier Jean noch eine halbe Stunde bei den seinen; ohne Erfolg. Der Knabe muss zuschauen, wie Vater und Bruder an eine Mauer gestellt werden, und wie man auf sie anlegt. Noch einmal fordert ihn der Offizier auf, zu sprechen; da speit ihm der Knabe seine Zunge, die er mit seinen Wolfszähnen abgebissen, an die Brust. Vater und Bruder werden nun erschossen. Den Knaben findet man zu Beginn der Erzählung als stummen Briefträger wieder.

Den fünf Heldenknaben unsrer Litteraturgattung stehen zwei Heldenmädchen zur Seite, die indess, ihrem Geschlechte entsprechend, nicht eigenhändig an der Vertilgung der deutschen Eindringlinge mitwirken.

Das eine finden wir in dem *Weihnachtsabend* des Volksschullehrers Arnaud[2]). Ein Grossvater und seine Enkelin Eugenie

---

[1]) *Le Muet* in des Verfassers *Contes patriotiques.* 2e éd. Paris 1885, S. 27ff.

[2]) *Une veillée de Noël,* Paris, o. J.

erwarten mit ihrem Knechte den älteren Bruder des Mädchens, einen Soldaten, der trotz des Kriegszustandes einen Weihnachtsurlaub erhalten und seinen Besuch zum heiligen Abend angekündigt hat. Da er nicht kommt, wird ohne ihn nach südfranzösischer Sitte das grosse Weihnachtscheit in das Kaminfeuer geworfen, und der Ahne ist eben im Begriff, den Weihnachtstrunk, ein Glas seines besten Weines, zum Munde zu führen, als er ein heftiges Geräusch vernimmt. Fünf preussische Soldaten dringen in das Zimmer; ihr Führer entreisst dem Greise das Glas und will es austrinken, aber ein heftiger Schlag ins Gesicht hindert ihn daran. Das Glas entfällt ihm, sein Antlitz blutet: die kleine Eugenie hat den wuchtigen Hieb geführt. Der Offizier, von seinem ersten Schreck erholt, begnügt sich zur Strafe zu fordern, dass ihm und seinen Leuten von Eugenie in eigner Person ein reichliches Mahl aufgetragen werde. Der alte Bauer ist über dieses Verlangen tief entrüstet, erhebt aber keinen Widerspruch, und das Mädchen gehorcht. Der Knecht schaut grimmig zu, wie den Sauerkrautvertilgern[1]) ein leckeres Abendessen vorgesetzt wird. Die ermüdeten Preussen machen sich mit Heisshunger über die Speisen her; mit Faustschlägen auf den Tisch verlangen sie nach Getränk. Dem herbeigebrachten Weine sprechen sie tüchtig zu; der Offizier trinkt, seinem Grade entsprechend, mehr als die andern. Aber, als er eben mit einem Riesenmesser in den Braten einhaut, ertönt ein französisches Hornsignal. Die Preussen verstummen, erbleichen, halten sich für verloren. Das Mädchen erbietet sich, „die Mörder der französischen Soldaten“ zu verbergen, und schliesst sie in einen festen Keller ein. Die Preussen vergessen in ihrer Herzensangst, Waffen und Gepäck mit zu nehmen. Die Franzosen kommen an; es sind ihrer nur zwei, der erwartete Bruder Georg und ein von ihm eingeladener Freund, ein Hornist, der zufällig auf den Gedanken kam, ihre Ankunft durch ein Signal anzumelden. Die Eingetroffenen setzen vergnügt das Mahl der Deutschen fort. Tags darauf nehmen sie die fünf Preussen gefangen, indem sie sie einzeln aus dem Keller herauslassen, binden und knebeln. An Stelle des Mädchens erhält der Bruder zur Belohnung für den Fang ein Kriegsehrenzeichen.

Den Charakter einer Jugendgeschichte trägt, wie die eben geschilderte, so auch eine zweite Erzählung desselben Verfassers, in der ein zwölfjähriges Mädchen, *die kleine Johanna*[2]), die Hauptrolle spielt. Mit ihrem jüngeren Brüderchen kehrt sie von der Schule heim nach der im Walde einsam liegenden Hütte ihrer Eltern, eines

---

[1]) *Mangeurs de choucroûte* ist in unsrer Litteratur eine Lieblingsbezeichnung für Deutsche. Es schliesst das nicht aus, dass in Frankreich mindestens ebenso viel Sauerkraut verzehrt wird, wie in Deutschland.

[2]) *La petite Jeanne,* a. a. O. S. 1 ff.

in dürftigen Verhältnissen lebenden Köhlerpaares. Unterwegs hören sie einige Schüsse. Preussische Soldaten haben ihren Vater getötet, der einen der ihren mit seiner alten Steinflinte erschossen hatte; die Mutter hat sich zwischen die Kugeln und ihren Gatten geworfen und so ebenfalls das Leben eingebüsst. Die Kinder, denen der Offizier dies aus Mitleid anfangs verheimlicht, erfahren von ihm erst am folgenden Tage, was geschehen. Das Mädchen stellt sich leicht getröstet, sinnt aber im Herzen auf Rache. Ihr gleichmüthiges Aussehn, das sich der Preusse als eine Folge des leichtsinnigen französichen Charakters auslegt, veranlasst ihn, der Kleinen 20 Franken zu übergeben, mit dem Auftrage, Speisevorräthe in der benachbarten Ortschaft für ihn und seine sechs Mann einzukaufen. Spät am Nachmittage kehrt Johanna mit ihren Einkäufen zurück, von denen besonders ein fettes Kaninchen[1]) und vier Flaschen Branntwein das Entzücken des Offiziers erwecken. Das Mädchen bereitet die Speisen; der Kaninchenbraten und der Schnaps werden mit Hurrah entgegengenommen. Ein dicker Baier, von dem man nicht erfährt, wie er unter die Preussen gerathen, macht den Mundschenk. Den Gläsern wird eifrig zugesprochen. Um mit dem Brüderchen entwischen zu können, trägt Johanna auch dem auf Wache stehenden Posten eine reichliche Portion Essen, Apfelwein und Branntwein zu. Die Nacht bricht herein. Johanna hat, während sie zwecks ihrer Einkäufe in dem benachbarten Dorfe war, dort den Schulzen für ihren Gedanken gewonnen, die Preussen mit zwanzig entschlossenen Männern zu überrumpeln und gefangen zu nehmen. Um dies zu erleichtern, war sie so reichlich mit dem geistigen Getränke versehen worden, das nach der Ansicht des Verfassers die meiste Anziehungskraft selbst auf deutsche Offiziere ausübt. Die bewaffneten Dörfler schleichen sich im Dunkel der Nacht an die „Räuberhöhle“ heran; der wackere Schulze erdolcht eigenhändig den schlafbefangenen Posten und dringt mit seinen Leuten in das Zimmer, wo die Preussen „in dem schweren und bestialischen Schlafe“ der Trunkenbolde liegen. Die Waffen werden ihnen weggenommen, ehe sie es gewahren, die Unbewaffneten nach unbedeutendem Widerstande gefangen fortgeführt. Die Köhlerkinder marschieren voraus; den bösen Blicken der Preussen antworten sie mit einem kräftigen: „Es lebe Frankreich“.

Die arme Johanna wird später die Gattin des Schulzensohnes, eines der reichsten Gutsbesitzer aus der ganzen Gegend.

Nicht alle Kinder, denen wir in unsern Erzählungen begegnen, sind indess so gut gerathen, wie die bisher vorgeführten. So finden

---

[1]) Eine französische Lieblingsspeise, deren Beliebtheit hier wie öfters irrthümlich auch für Deutschland angenommen wird.

sich zwei missrathene, verrätherische Knaben in der A. Daudet'schen Erzählung: *Das spionierende Kind*[1]). Ein pariser Knabe, Sohn eines Promenadenwärters, lässt sich durch einen älteren Gassenbuben verführen, mit ihm Zeitungen durch die französischen Vorposten hindurchzuschmuggeln und an deutsche Offiziere zu verkaufen. Der ältere Knabe verräth dabei auch den unterwegs gehörten Plan der französischen Truppen, einen Angriff gegen Le Bourget vorzunehmen. Durch den Verrath wird der Anschlag der Franzosen vereitelt, sie selbst gerathen in einen Hinterhalt. Dem jüngeren Knaben hat unter dem vorwurfsvollen Blicke eines deutschen Offiziers das Gewissen zu brennen begonnen; er gesteht seinem Vater seine schwere Schuld. Verzweifelt über die That des missrathenen Sprösslings, greift dieser zur Flinte und schliesst sich eben ausziehenden Mobilgardisten an, um durch Theilnahme an den Kämpfen vor Paris das Vergehen des Sohnes zu sühnen. Man hat ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Wir stossen hier auf einen heroischen Vater, den das Gefühl der Scham über sein Kind in den Tod trieb. Gesuchte Rache für den Verlust des ehrenvoll im Felde gefallenen Sohnes ruft einen sechzigjährigen Helden und Greis zu den Fahnen in De Launay's Erzählung: *Der Preussenhelm*[2]). Auf seine Veranlassung hat sein Sohn, ein siebzehnjähriger Jüngling, sich in das Heer einreihen lassen; die erste Kugel bei Forbach war für ihn. Die Mutter macht dem Alten bittere Vorwürfe; er kann es unter dem doppelten Drucke zu Hause nicht mehr aushalten, und, ein alter Reitersmann, sucht und findet er Aufnahme in einem französischen Kürassierregiment. Unermüdlich nimmt er an allen Strapazen theil. Unter dem Vorwande, auf die Kaninchenjagd zu gehen, zieht er auf die Menschenjagd aus; es gelingt ihm, an einen preussischen Posten heranzuschleichen, ihn zu erdolchen und seinen Helm als Trophäe zurückzubringen. Er übergiebt das Siegeszeichen seinem Offizier mit der Bitte, es seiner Alten zu senden. Einige Stunden später kommt es zu einem Ausfallgefecht vor Paris, das den gewöhnlichen unglücklichen Verlauf nimmt. Eine Kugel trifft den Greis; er stirbt zufrieden. Seine Alte wird sich nun das Brummen abgewöhnen, und er kommt eher als sie zu seinem Sohne.

Einen gleichgesinnten Heldenvater begegnet man auch in A. Daudet's *Schlechtem Zuaven*[3]). Die Handlung spielt hier allerdings nach dem Kriege und gehört der Litteratur an, die sich bemüht, die Wiedererweckung des Deutschthums im Elsass zu

---

[1]) *L'enfant espion* in *Contes du lundi*. Nouv. éd. Par. 1873. S. 27 ff.
[2]) *Le Casque du Prussien* in *Culottes rouges*. Paris 1883. S. 247 ff.
[3]) *Le Mauvais Zouave* in *Contes du lundi*, S. 57 ff.

bekämpfen. Doch gestattet der Inhalt, der eine Wirkung des deutsch-französischen Feldzuges schildert, die Novelle unseren Beispielen heroischer Erzählungen einzureihen.

Der grosse Schmied Lory in Markirch ist ungehalten, weil er fünf bis sechs Elsasser gesehen hat, die in französischer Uniform mit Baiern Arm in Arm einhergehen. Sie haben die französische Fremdenlegion verlassen, um für Deutschland zu optieren. Seine Frau nimmt sie in Schutz: Algier ist so weit, und ihr Heimweh war zu gross. Sie wird aber dafür von ihrem Gatten heftig angefahren. Diese Überläufer sind Lumpen, Renegaten, Feiglinge. Wenn sein Sohn eine gleiche Ehrlosigkeit beginge, so würde er, Lory, der sieben Jahre bei den französischen Jägern gedient, ihm seinen Säbel durch den Leib rennen. Der Sohn ist aber zurückgekehrt. Er tritt in das elterliche Haus, nachdem der Vater es verlassen. Die Mutter möchte ihm schmollen, vermag es aber nicht, als er ihr von seiner Sehnsucht nach Hause spricht, von der weiten Entfernung, der strengen Mannszucht im französischen Heere, von der Verhöhnung, die ihm dort als Elsässer wegen seiner Aussprache des Französischen zu theil ward. Als der Vater zurückkehrt, verbirgt sie den Sohn hinter den Ofen. Aber sein Kepi ist auf dem Tische liegen geblieben. Der Alte begreift, was geschehen; mit schrecklicher Miene fasst er nach seinem Säbel; doch die Mutter wirft sich zwischen Vater und Sohn und behauptet, um diesen zu retten, sie habe ihn zum Kommen veranlasst. Der Alte giebt nach. Er geht aber nicht zu Bett; die ganze Nacht hört man ihn hin- und hergehen, weinen und seufzen, Schränke öffnen und schliessen. Am andern Morgen nimmt er dem Sohne die Uniform ab, die er sorgfältig zusammenpackt, führt ihn nach der Schmiede, dem Garten und sagt ihm, alles dieses solle ihm angehören, da er diese Dinge seiner Ehre vorgezogen. Er reise ab und werde an seiner Stelle die fünf Jahrè abdienen, die Frankreich zu fordern habe. Ohne von seiner Frau Abschied zu nehmen, verlässt er die Heimstätte. „In Sidi bel Abbes gab es bald darauf einen fünfundfünfzigjährigen Freiwilligen.“

Ein rührendes Bild von einem alten Krieger und seiner heldenmüthigen Enkelin entwirft derselbe Daudet in seiner Montagserzählung: *Die Belagerung von Berlin*[1]). Der Oberst Jouve, ein Kürassier aus dem ersten Kaiserreiche, Vater eines Stabsoffiziers, ist bei der Nachricht von der Niederlage bei Weissenburg vom Schlage getroffen worden. Seine Enkelin ist darüber in Verzweiflung. Drei Tage lang bleibt der Kranke fast unbeweglich. Da kommt die falsche Siegeskunde von der Schlacht bei Reichshofen. Als er sie mehr

[1]) *Le siège de Berlin* in *Contes du lundi*, S. 46ff.

fühlt als hört, findet er die Kraft, dem Arzte ein „Sieg" entgegenzustammeln. Arzt und Enkelin beschliessen, den Kranken in Unkenntniss von den traurigen Schicksalen Frankreichs zu belassen, um ihn zu retten. Die Aufgabe war anfangs leicht, da der arme Greis schwachköpfig geworden war und sich wie ein Kind täuschen liess. Aber mit der zunehmenden Gesundheit werden seine Gedanken wieder klarer. Man musste ihn über die Bewegungen der Heere auf dem Laufenden erhalten, Kriegsberichte für ihn aufsetzen. So lag denn die Enkelin Tag und Nacht über ihrer Karte von Deutschland, um mit Fähnchen den Vormarsch der Franzosen anzumerken. Der Arzt musste dabei helfen; am meisten half aber der alte Oberst selbst, dessen Voraussetzungen immer eintrafen. Nur ging es ihm mit den Erfolgen der französischen Waffen immer noch zu langsam. Zur Zeit, wo die Preussen Paris nahten, begann für ihn die Belagerung von Berlin. Auch während der Belagerung von Paris gelingt es, ihn weiter zu täuschen. Den Kanonendonner der Forts konnte er nicht hören; von seinem Bette aus sah er nur ein Stück des Triumphbogens de l'Etoile, in dessen Nähe er wohnte. Berlin wird langsam genommen. Die arme Enkelin, die den Vater kriegsgefangen in Deutschland weiss, muss, um den Greis zu unterhalten, Feldzugsbriefe von ihm erdichten. Wurde der Alte ungeduldig, schnell kam ein Brief aus Deutschland an. Die Pariser Belagerung schreitet voran; mit unglaublicher Mühe gelingt es, bis zum letzten Augenblicke Weissbrot und frisches Fleisch für den Kranken aufzutreiben. Während die Enkelin, für die es nicht langte, vor Entbehrung blass und mager wird, trägt sie ihm die guten Dinge auf, die ihr versagt sind. Während sie selbst längst Pferdefleisch verzehrt, erzählt ihr der Alte aus seinen Feldzugserinnerungen, dass er in Russland einmal sogar Pferdefleisch essen musste. Das Gehör des Obersten bessert sich; man muss einen neuen Sieg erfinden, um ihm einen vernommenen Kanonendonner begreiflich zu machen. Am Tage vor dem Einzug der Deutschen überrascht er in der Unterhaltung von Arzt und Enkelin das Wort Einzug. Er glaubt, es handle sich um den Siegeseinzug der Franzosen in ihre Hauptstadt, den man ihm verheimlichen wollte, um ihn mit der Rückkehr seines Sohnes zu überraschen. Er findet am 1. März 1871 so viel Kraft, um verstohlen sich in seine Kürassieruniform zu kleiden; in ihr setzt er sich auf den Balkon, um die heimkehrenden Truppen zu begrüssen. Anfangs verwundert ihn die Stille der Strassen. Dann sieht er die Reihen der Soldaten heranmarschiren, hört er sie den Schubert'schen Siegesmarsch am Triumphbogen anstimmen. Plötzlich erkennt er, dass es Deutsche sind, und mit den Rufen „Zu den Waffen!", „Die Preussen!" bricht er tot zusammen.

Weniger anmuthend als diese, leider sehr unwahrscheinliche

Erzählung Daudet's ist Siebecker's *Schwabenscheune*[1]), als deren Held ein blinder und gelähmter alter Gutspächter in Lothringen erscheint. Seine Tochter, die schöne Therese, war von einem seiner Knechte, einem „Rothseppel" beigenannten Rheinpreussen, verführt worden, und hatte sich, als dieser bei Ausbruch des Krieges das Gut verliess, um sich in der Heimath zum Kriegsdienst zu stellen, aus Verzweiflung über ihr Verlassensein das Leben genommen. Bei der Leiche fand der Vater einen Brief des Treulosen, der darin nicht nur anmeldet, dass er seiner Fahnenpflicht folge, sondern auch, dass er nun wohl anderes zu thun haben werde, als zu heiraten. Er empfiehlt der Verlassenen, sich mit einem Einheimischen zu vermälen: die Thoren, die Mädchen mit einem fremden Kinde heirateten, seien unter ihnen nicht selten. Wenige Tage darauf trifft die Nachricht ein, dass auch der ältere Sohn des Gutspächters bei Reichshofen den Tod gefunden hat. An einem Septembertage erreicht ein von Rothseppel geführter Ulanentrupp das Dorf des Alten. Der Deutsche wird von seinem früheren Herrn freundlich aufgenommen, mit seinen vierzehn Genossen in einer Scheune einquartirt und dort auf das reichlichste mit Speise und Wein bewirthet. Der Pächter stösst sogar mit ihnen an und singt auf ihren Wunsch mit ihnen die Wacht am Rhein. Als er sie aber verlassen, verschliesst er fest die Thüre der Scheune, bewaffnet sich mit einem Chassepot und steckt, nachdem die Deutschen eingeschlafen, das sie beherbergende Gebäude in Brand: „Wahnsinniges Geheul stieg mit den Flammen zum Himmel". Von Zeit zu Zeit drang ein Unglücklicher aus dem Feuerherde heraus. Aber hinter dem gegenüberliegenden Hügel stehend, schoss der Alte, von der Helle des unheimlichen Feuers begünstigt, nach ihm, und der Flüchtling rollte auf die Erde nieder. Nach einer halben Stunde blieb nur ein Haufen Asche übrig. Dann zündete der Pächter eine Laterne an und zählte die Erschossenen. Es waren ihrer fünf, darunter Rothseppel. Er nahm den Toten auf den Rücken, trug ihn nach dem Kirchhof und warf ihn auf den Grabhügel seiner Tochter . . . Dann hob er die Flinte in die Höhe, rief mit schrecklicher Stimme: „Es lebe Frankreich" und begab sich mit seinem zweiten, vierzehnjährigen Sohne auf die Flucht, die glücklich gelang.

Die Siebecker'sche Erzählung erinnert lebhaft an ein ähnliches Nachtstück aus der Feder Guy de Maupassant's: *Die wilde Mutter*[2]). Eine etwas verwilderte Alte, deren Mann, ein Wilddieb, von den Gendarmen getödtet worden ist, und deren dem gleichen Gewerbe obliegender Sohn als Kriegstreiwilliger ins Heer getreten war, bewohnte allein ein einsames, behagliches Häuschen

[1]) *La grange aux Schwobs* in *Récits héroïques*, S. 59 ff.
[2]) *La mère sauvage* in *La Lecture*, 1881, S. 63 ff.

am Waldessaume. Der Winter war bereits hereingebrochen. Um der Wölfe willen mit der Flinte ihres Sohnes bewaffnet, kam die Frau wöchentlich nur einmal nach dem ziemlich fernen Dorfe, zu dem ihr Haus gehörte, um Brot und etwas Fleisch einzukaufen. Eines Tages erscheinen die Preussen. Vier kräftige blonde Burschen fallen der Alten als Einquartierung zu. Sie sind gegen sie sehr zuvorkommend. Des Morgens sah man sie alle vier ihre Wäsche am Brunnen vornehmen, ihr weisses und rosiges Nordländerfleisch reichlich mit Wasser beplätschernd, während die Alte die Suppe kochte. Dann sah man sie die Küche scheuern, Holz spalten, Kartoffeln schälen, Wäsche waschen, kurz wie gute Söhne bei der Mutter alle Hausarbeit verrichten. Sie hatte sie darum recht gern, um so mehr, als Bauern ein patriotischer Hass unbekannt zu sein pflegt. Nur musste sie immerfort an den eigenen Sohn denken. Da erhält sie eines Tages einen Brief mit der Nachricht, dass derselbe, durch eine Kugel mitten durch getroffen, im Felde gefallen ist. Ihr Schmerz ist stumm und quälend. Wenn sie wenigstens seinen Leichnam besessen hätte! Die vier Preussen kommen inzwischen aus dem Dorfe zurück, entzückt über ein wahrscheinlich gestohlenes Kaninchen, das ihnen die Alte zubereiten soll. Sie versteckt den Brief und geht in die Küche an die Arbeit; aber der Anblick des toten und blutenden Kaninchens lässt sie am ganzen Körper erbeben. Es erinnert sie an den Sohn, wie er gleichfalls blutend und zitternd von der feindlichen Kugel zu Boden gestreckt wurde. Sie kann nichts essen; stumm blickt sie den Preussen bei ihrer Mahlzeit zu. Dann lässt sie sich von ihnen ihre Namen auf einen Zettel schreiben, den sie zu dem Unglücksbrief legt; trägt, dabei von ihren Gästen unterstützt, Heubunde nach dem Bodenraum, der ihnen zum Nachtlager dient, um wie sie sagt, damit der Kälte zu wehren; zieht, nachdem die Deutschen sich zur Ruhe begeben, die Leiter zurück, die zu der Fallthüre des Hausbodens führt, und füllt die darunter befindliche Küche ebenfalls mit Heu- und Strohbündeln, die sie in Brand steckt. In einigen Sekunden ist die Hütte ein einziges Feuer. Lautes Geschrei, herzzerreissende Schreckensrufe ertönen aus ihrem obern Theile. Die Fallthür stürzt herab, das Feuer schlägt zu dem bald darnach einstürzenden Strohdache heraus; binnen Kurzem hört man nichts mehr als das Knistern des Feuers und das Krachen der fallenden Balken. Die Sturmglocke läutet in der Ferne. Bauern und Preussen eilen herbei. Ein des Französischen vollkommen mächtiger Offizier befragt die Alte, die stumm und zufrieden auf einem Baumstumpf sitzt. Sie erklärt ruhig, dass sie das Feuer angelegt, und beschreibt, als man sie für irrsinnig hält, alle Einzelheiten, überreicht auch dem Offizier das Namensverzeichnis der Deutschen. Er solle den Müttern der Getöteten

schreiben, dass sie, die „Wilde“ ihre Söhne vernichtet hat. Sie wird darauf von zwölf Soldaten erschossen. Der Erzähler nimmt einen vom Feuer geschwärzten kleinen Stein zum Andenken an dieses Begebnis mit sich.

Besser fort kommt der rächende Held in der ähnlichen Erzählung J. Montet's: *Der gute Wein.*[1]) Man hat es darin mit einem alten Junggesellen zu thun, der es den Siegern nicht verzeihen kann, dass sie sein mit grösster Zärtlichkeit in Stand gehaltenes Häuschen mit schmutzigen Stiefeln betreten und ihn selbst wie einen Dienstboten behandeln. Die Handlung spielt in der Nähe von Tours. Bei dem von Haus aus sehr zaghaften und ängstlichen Helden ist eine „geputzte Horde“ von etwa sechs höheren deutschen Offizieren einquartiert, die sich beklagen, dass der ihnen vorgesetzte Wein in letzter Zeit so schlecht geworden sei, und deshalb bessern verlangen. Der Quartiergeber besorgt sich zwei Fässchen guten Weines, zugleich aber auch ein Weinfass voll Pulver. Die drei Fässer werden gleichzeitig in seinen Keller geschafft. Während die missliebigen Gäste sich an dem guten Weine beim Abendmahle gütlich thun, geht der Wirth in den Keller, verbindet eine Zündschnur mit dem Pulverfass und zündet sie an. Darauf macht er sich davon, die Hände in den Hosentaschen, ein Jagdlied trällernd. Eine Viertelstunde später springt sein Haus mit seinen Insassen in die Luft. Unser Junggeselle tritt dann in das französische Heer ein und bringt es darin trotz seiner Jahre und seiner gewöhnlichen Hasenfüssigkeit zum Unteroffizier.

Häufiger sind Frauen Trägerinnen von patriotischen Kriegserzählungen. Doch wie die Heldenmädchen greifen auch sie für gewöhnlich nicht eigenhändig zur kriegerischen Waffe, um ein Rachewerk zu verüben. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Worte, mit denen rohe Angreifer gezüchtigt, und französische Männer zu kühnen Thaten angespornt werden. Oefter bestehen ihre Handlungen auch in Werken der Barmherzigkeit, der Aufopferung und Entsagung. Die Liebe zum Vaterlande besiegt bei ihnen selbst die heisseste ihrer Herzensleidenschaften.

Eine Heldenjungfrau, eine neue Judith, wird uns vorgeführt in der patriotischen Novelle Edgar La Selve's: *Eine Lothringerin*[2]). Den Hintergrund der Erzählung bildet die Schilderung der Belagerung und Beschiessung von Longwy. Aus ihm hebt sich eine rüstige Kellnerin ab, die sich am Tage der Bekanntmachung der bevorstehenden Belagerung mit einem Steuer-Unterbeamten vermählen sollte. Der Bräutigam ist unglücklich, weil in

[1]) *Le bon vin* in des Verfassers *Contes patriotiques*, S. 71 ff.
[2]) *Une Lorraine.* Nouv. éd. Paris 1880.

Folge dieses Ereignisses die Amtssäle geschlossen sind, und die Verehelichung aufgeschoben werden muss; die Braut aber findet, dass die Zeit zum Heiraten nicht geeignet ist und verlangt von ihrem Verehrer, dass er sich das Kreuz der Ehrenlegion verdiene. Der arme Teufel, dessen Kriegseifer nur ein mässiger zu sein scheint, lässt sich unter die Vertheidiger der Stadt einreihen und wird bei einem Ausfallgefecht erschossen. Sein Leichnam ist in den Händen der Preussen geblieben. Die Braut beschliesst ihn zu erwerben und zu bestatten und macht sich zu diesem Zwecke in das feindliche Lager auf, in das sie auch Zutritt erhält. Der die Feldwache befehligende Hauptmann liefert ihr den Körper aus und lässt ihn auf ihren Wunsch ausserhalb der Vorposten an eine von ihr bezeichnete Stelle tragen; zum Danke aber begehrt er ihre Liebe. Sie geht auf dieses Ansinnen ein, aber ermordet den Frechen während der Liebesnacht und entflieht; darauf bestattet sie den Leichnam des Bräutigams, bekleidet sich mit der Uniform eines unter ihrer Pflege verstorbenen französischen Kürassiers, dessen Signalement auf sie passt, und tritt unerkannt als Artillerist in die Besatzung von Longwy ein. So findet sie bei der Verteidigung einen rühmlichen Tod und wird erst nach demselben erkannt.

Der Verfasser hat freiwillig und unfreiwillig dafür gesorgt, dass in seinem tragisch-heroischen Stoffe auch der Humor nicht fehle. Die Träger der Komik sind natürlich bei den preussischen Belagerern, und zwar in den Personen des Feldwebels Ochsenbein und des Unteroffiziers Kuhschwanz zu finden, die der, offenbar auf seine Sprachkenntnisse stolze Verfasser in ihrer Sprache, d. h. in einem recht unwahrscheinlichen Deutsch sprechen lässt. Als sich die des Deutschen kundige Heldin dem ausgestellten Posten der deutschen Feldwache nähert, entspinnt sich folgende Unterhaltung:

Posten: „Wer da?"

Mädchen: „Eine Frau die den Offizier zu sehen wünscht."

Posten: „Tritt vorwarts!"

Das Mädchen naht, von Kopf bis zu den Füssen bebend.

Posten: „Bist Du auch ein Weib?"

Gleichzeitig kost er mit der Bewegung eines Bären die Brust der Kellnerin und ruft aus:

„Der Teufel! man hiesse das die Spitzen des Erz-Gebirges meiner heimatlichen Berge."

Der Verfasser gibt dazu die Erklärung, dass der deutsche „Barbar" aus Sachsen stammt, der germanischen Schweiz, „einer ebenso, wenn nicht mehr gebirgigen Gegend als der Schwarzwald."

Als der Hauptmann abends mit dem Mädchen allein geblieben ist, führen Ochsenbein und Kuhschwanz folgende Unterhaltung:

Ochsenbein (leise ins Ohr von Kuhschwanz): „Ich glaube der

Hauptmann macht sich bereit eine gute Nacht zu haben . . . Sie wird ihm nicht theur zu stehen kommen. Ein alter Welscher halb verfault, den ich, Feldweibel Ochsenbein, für eine Talgkerze gegeben hatte, aus der ich mir drei gutte „Gagarismen“ machen würde.“

Kuhschwanz (vom Vertrauen seines Vorgesetzten hoch geehrt): „Ihr Schumpfen ist sehr stark, Sie haben Recht. Wollen Sie die wollenen Strümpfe, die ich im Hause gefunden, ich trage sie erst seit zwei Monaten.“

Ochsenbein (nimmt das brüderliche Anerbieten herablassend an und antwortet): „Ich muss mich schonen für das blonde Lischen, deren Haare weisser sind als Flachs. Wenn sie hier wäre, das zarte Madchen, so würde sie sicher für ihren grossen Hans ein „lait de poule“ (in heissem Wasser mit Zucker geschlagenes Eigelb) machen. Ich werde ihr eine Uhr bringen, ich habe sie ihr in meinem letzten Briefe versprochen.“

Kuhschwanz (wie der Gendarm im Liede immer zustimmend): „Ohne Zweifel, Feldweibel.“

Damit schliesst die interessante Unterhaltung, die der Verfasser in deutscher Sprache zu geben versucht hat, offenbar um ihre Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel zu erheben.

Sein Werk ist von der Dichterakademie Frankreichs mit einem Preise gekrönt worden. Es ist identisch mit desselben Verfassers: *Der Artillerist von Longwy*[1]), worin nur einige leichtere Aenderungen vorgenommen worden sind.

Von La Selve wird eine zweite Heldin gefeiert in seiner Erzählung: *La Laüvetto* (die Lerche)[2]), die wenn möglich noch breitspuriger angelegt ist, als die eben geschilderte. Der Leser muss hier wie oft in den einschlägigen für die Jugend bestimmten Erzählungen geschichtliche und geographische Erörterungen mit in Kauf nehmen, die nichts Neues oder Fesselndes an sich haben und auch für Franzosen nur mit der patriotischen Absicht des Verfassers zu entschuldigen sind, unter seinen Landsleuten nützliche Landeskenntniss zu verbreiten. Auch drängt sich hier die Persönlichkeit des Verfassers und die von ihm beabsichtigte Verherrlichung seiner engeren Heimath im Perigordischen mehr als gebührend hervor. Unter der Fülle nebensächlicher Dinge wird die Haupterzählung fast erdrückt. Die Lauvetto ist ein Findling, der von einem Müller aufgenommen und mit seinen etwas älterem Sohne aufgezogen worden ist. Als der Krieg beginnt, und der Sohn Jean eingezogen wird, kommt es bei ihm und Lauvetto zur Erkenntniss und zum Geständniss ihrer gegenseitigen Liebe. Lauvetto beschliesst,

[1]) *L'artilleur de Longwy.* Paris. 1883.

[2]) Paris. 1882.

als Marketenderin seines Bataillons mit in's Feld zu ziehen. In der That gelingt es ihr, mit Hülfe Jeans und des Majors, der für Lauvetto, die ihn an sein eignes verlorenes Kind erinnert, eine innige Sympathie empfindet, zunächst in einer Soldatenwirthschaft beschäftigt zu werden und diese dann selbst zu übernehmen. Sie zieht mit dem fünfzigsten Linienregiment, dem Jean angehört, in den Kampf.

Hierauf lässt der Verfasser eine Schilderung der ersten Feindseligkeiten folgen. Während der zweiten Hälfte des Monats August stiegen fünf Ulanen waghalsig in einer Wirthschaft am Sierck bei Diedenweiler ab, vertilgten dort eine stattliche Menge von Maassen und ritten dann zum Schrecken des Gastwirths davon, ohne ihre Zeche zu bezahlen. Am 24. desselben Monats wagte sich eine Schwadron Ulanen in die Gegend von Schröckling, auf dem Wege von Diedenweiler nach Saarlouis, wo sich eine Steuerwache befand. Der befehligende deutsche Offizier und ein Steuerbeamter schiessen auf einander; der Offizier wird verwundet. Die Dorfbewohner eilen darauf mit Heugabeln und Sensen bewaffnet herbei und verjagen die Ulanen. Aber gegen Ende der folgenden Nacht kehren die Deutschen zurück. Der eine Zollwächter wird mitten durchs Herz geschossen; ein Ulan zerschmettert ihm ausserdem mit dem Kolben seiner Muskete den Kopf. Ein zweiter Zollwächter wird zweimal in die Brust gestochen, erhält eine Kugel in den rechten Arm, eine zweite in die linke Hand, zwei Säbelhiebe auf die Beine, bleibt aber trotzdem am Leben, und stellt sich nur tot, um die Gegner zu täuschen. Die Ulanen stecken darauf das Zollhaus in Brand. Von neu hinzugekommenen Zollwächtern werden ihnen zwei Mann und zwei Pferde verwundet, aber diese Helfer ergreifen dann die Flucht und werden vergebens verfolgt. Es wird nun ein Wagen requiriert. Sein Besitzer muss aus dem Bett heraus, anschirren und die Verwundeten nach Deutschland fahren. Dort wird er als Gefangener zurückbehalten. Erst nachdem man nach Berlin um Weisungen telegraphiert, wird er wieder entlassen; sein Wagen aber bleibt zurück.

Der Verfasser schliesst daran eine Beschreibung der Schlacht bei Weissenburg, die den Vorzug vor allen übrigen habe, genau die Wahrheit zu berichten. Danach beabsichtigte Douay mit seiner Division die Deutschen zu dem Glauben zu bringen, sie haben es mit einer grösseren Heeresmacht zu thun; er wollte dann staffelweise zurückgehen und den Feind zwischen die Truppen des ersten, von Mac Mahon befehligten, und des fünften, von Failly geführten französischen Corps bringen, zwischen denen die Deutschen zermalmt worden wären. Diese Absicht Douay's wurde aber durch das allzu ungestüme Vordringen seiner Soldaten vereitelt. Die zu grosse Tapferkeit derselben hatte zur Folge, dass ihm nicht ein

Bataillon, nicht eine Kompagnie übrig blieb. Als er dies sah, ertheilte er seinen Adjutanten Befehle, die sie nach allen Richtungen hin zerstreuten. Allein geblieben, steigt er vom Hügel herab, dem Feind entgegen; in der Schlucht angekommen, erschiesst er sein Pferd, und mit dem blossen Degen in der Faust, klimmt er den entgegengesetzten Berg hinan. Seine Soldaten wollen ihn von dem Wagnis abhalten; vergebens, unaufhaltsam schreitet er, von einigen Getreuen gefolgt, voran. Plötzlich aber bleibt er stehen und schwankt. Eine Marketenderin eilt auf ihn zu, um ihn zu stützen, fällt aber selbst, durch ein Kugel in die Brust getroffen. Es ist Lauvetto, die schwer verwundet in ein Lazareth gebracht wird. Douay ist tot.

Der Bräutigam Lauvettos wird in derselben Schlacht gefangen genommen und nach Magdeburg gebracht, wo einer seiner Kameraden die Geliebte in einem mitgetheilten Gedichte besingt. Heimgekehrt kann Jean die frühere heitere Stimmung nicht mehr wieder finden; es drückt ihn, ohne Nachrichten von Lauvetto zu sein, von der er nur gehört, dass sie verwundet war. Da erscheint unerwartet eines Tages sein früherer Major, erzählt ihm, wie er Lauvetto im Lazareth angetroffen, und wie sie in seinen Armen gestorben sei; er hat im letzten Augenblicke an einem Medaillon in ihr seine Tochter erkannt, die als Kind von einer gewissenlosen Pflegerin ausgesetzt worden war. Der Major bleibt bei der Müllerfamilie, mit der ihn der Schmerz um dieselbe Person verbindet, und alle weilen nun auf dem Grundstücke La Selve's, des Verfassers, der nicht umhin konnte, diese ebenso rührende wie einfältige und natürlich unwahre Geschichte seiner Schwester zu erzählen und auch weiteren Kreisen bekannt zu geben.

Ohne Blutvergiessen geht es ab in einer weiteren hierher gehörigen Erzählung, worin eine unternehmende Grafentochter die Hauptrolle spielt: in Siebecker's *Depeschenträger*[1]). Die Heldin, die Tochter eines Voltairianers und einer überfrommen Mutter, hat unter der Einwirkung einer bigotten Erzieherin beschlossen in ein Kloster zu treten, verpflichtet sich aber ihrem Vater, der dies für eine vorübergehende Laune ansieht, damit bis zum Eintritt in ihre Majorennität zu warten. Um sie auf andere Gedanken zu bringen, hat der Graf einen in das Mädchen bis über die Ohren verliebten Neffen eingeladen; allein der schüchterne und gelehrte Jüngling, der wie ein Schneider zu Pferde sass und auf der Jagd die Hunde statt des Wildes erschoss, hat nicht vermocht, die Umworbene auf andere Gedanken zu bringen. Der Krieg bricht aus. Eine Ulanenschwadron besetzt die Ortschaft, und der Major und fünf Offiziere quartieren sich im Erdgeschosse des gräflichen Schlosses ein, während der Besitzer sich mit seiner Tochter in die

---

[1]) *Le porteur de dépêches*, a. a. O. S. 93 ff.

oberen Stockwerke zurückzieht. Die Offiziere haben eben ihr Mittagmahl eingenommen und sich mit Kaffee, Likör und Cigarren an einem Tische vor der Veranda niedergelassen, als ihnen ein als Bauer gekleideter, militärisch aussehender Bursche mit gebundenen Händen zugeführt wird. Er behauptet von den Deutschen zu einer Ochsenlieferung requirirt worden zu sein; den Requisitionsschein habe er weggeworfen, um nicht von den französischen Freischärlern als Spion erschossen zu werden. In Wirklichkeit ist er Unteroffizier bei den französischen berittenen Jägern und mit einer wichtigen Depesche unterwegs, die er auswendig gelernt und verschluckt hat. Als Verdächtiger wird er in einen Schlossthurm gesperrt. Die Grafentochter befreit ihn aber ohne Vorwissen ihres Vaters, indem sie durch eine von den Deutschen unbeachtete Fallthür von oben zu ihm dringt und den als Pfarrer Verkleideten auf ihrem Ponywagen aus dem Bereiche des deutschen Heeres führt. Als sie zurückkehrt, sind infolge in der Nähe gehörten Kanonendonners auch die Deutschen aufgebrochen, ohne weiter an ihren Gefangenen zu denken. Die Rettung hat dem muthigen Mädchen den von ihr befreiten, wohl erzogenen und wohlhabenden Jüngling näher geführt als das Kloster, und so kann denn später der Graf drei niedliche Enkel auf ihren Ponys herumgaloppieren sehen. Der zum Hauptmann beförderte Schwiegersohn hat der Kirche ihre Beute glücklich entrissen.

Zwei heroische Frauen, eine Deutsche und eine Französin, treten neben einander auf in der phantastisch überspannten Erzählung Richepin's: *Die Ulanin*, in der dem gläubigen Sinn selbst der französischen Leser eine recht starke Zumuthung gestellt wird[1]). Von einer Freischar von 1200 Mann, die sich dem Bourbaki'schen Heere angeschlossen hatte, sind nur 22 Unglückliche übrig geblieben, die sonnverbrannt, abgemagert und zerlumpt sich nach der Schweiz flüchten müssen. Der Hauptmann der gesprengten Schar, ein ehemaliger Zuavenunteroffizier, kann es dort nicht aushalten. Der Gedanke, dass jenseits der Grenze der Kampf weiter wüthe, lässt ihm keine Ruhe, bis er vier seiner Getreuesten bestimmt, mit ihm nach Frankreich zurück zu entweichen. Es gelingt ihm, nach Besançon und dort in Besitz von sechs Chassepotgewehren zu gelangen. Seine Frau, die schon vorher an dem Parteigängerkriege Theil genommen, gesellt sich zu ihm und seinen Genossen, und der Kleinkampf kann nun von neuem beginnen. Der Hauptmann überrascht

[1]) *La Uhlane*, in *Morts bizarres*, S. 10 ff. Als Grundlage scheint dem Verfasser das Kriegsmärchen vorgeschwebt zu haben, wonach Preussen einen französischen Offizier in Schloss Pouilly mit Petroleum übergossen und von unten herauf lebendig verbrannt hätten. Ueber diese Fabel und den richtigen Thatbestand vgl. Hirth, Tagebuch des deutsch-französischen Krieges, Berlin 1871, III, 5063 ff.

in einem verlassenen Dorfe eine Ulanenschildwache, die er niedermacht; auf dem Pferde des Getöteten entgeht er der Verfolgung. Dafür ergreifen die verstärkt anrückenden Ulanen einen ausgestellten Einzelposten der Freischärler. Sie misshandeln und knebeln den bereits Verwundeten; schliesslich sperren sie ihn in ein Haus, das sie anstecken, um ihn lebendig darin zu verbrennen. Der Vorschlag dazu ging von der als Ulan gekleideten Frau des vom Hauptmann Erschossenen aus, die den verlorenen Gatten rächen will. Der Freischärler, noch im letzten Augenblick von seinen Freunden den Flammen entrissen, erliegt seinen zahlreichen Wunden; seine Genossen, besonders die Hauptmannsfrau, schwören den Deutschen, vor Allem der Ulanin, furchtbare Rache. Wirklich gelingt es ihnen bald darauf, fünf Ulanen, darunter die Ulanin, gefangen zu nehmen. Die Männer werden erschossen, die Ulanin wird gefangen gehalten. „Sie war finster und sagte nichts oder sprach von ihrem Manne, den der Hauptmann getötet hatte. Sie sah diesen fortwährend mit wilden Augen an, und wir fühlten, dass sie ein grausames Rachebedürfniss quälte. Dies schien uns die beste Strafe für die schreckliche Qual, die sie unsern Gefährten hatte erleiden lassen“. Aber eines Nachts findet sie Gelegenheit, den sie bewachenden Hauptmann zu überfallen und mit seinem eigenen Bajonettsäbel zu erstechen. Er stirbt in den Armen seiner Frau, und diese übernimmt es nun, allein an der gefesselten Feindin Rache zu nehmen. Sie schickt sich an, dieselbe lebend zu verbrennen. Aber der Racheakt kommt nicht zur Ausführung. Sie erfährt von der muthvoll dem Tode entgegengehenden Ulanin, dass sie Mutter zweier Kinder ist; sie nimmt ihr ihre Brieftasche ab und findet darin die Photographie eines Knaben und eines Mädchens mit den guten und sanften Gesichtern der deutschen Babys, zwei blonde Haarlocken und einen Kinderbrief mit der Aufschrift „Mütterchen“. Rührung und Mitleid ergreifen die Französin; sie befreit die verhasste Feindin, die ihr in die Arme fällt, und tötet sich schliesslich selbst an der Leiche ihres Mannes.

Weniger mildherzig als die Französin dieser Erzählung ist die Heldin der Féval'schen Spionennovelle: *Frau Joyeux*[1]). Die lebhaft geschriebene, aber nichts weniger als glaubhafte Erzählung beginnt mit der charakteristischen Anrede: „Lothringer, Lump, Verräther an Gott und dem Nächsten, Schuft, Taugenichts, Schurke schlimmer als ein Hund . . . aber kein Preusse; Bürger, kauft mir meine Wurst ab, ihr werdet sehen, sie ist geschenkt“[2]), mit der ein

---

[1]) *Madame Joyeux* in *L'Offrande.* Paris, 1873, S. 31 ff.

[2]) Französisch mit besserem Klange: *Lorrain, vilain, traître à Dieu, à son prochain, gredin, vaurien, coquin, pire qu'un chien . . . Mais pas Prussien, citoyens, achetez mon boudin, vous verrez bien, c'est pour rien!*

Lothringer Wurstmacher auf dem Schinkenmarkte von Moulin seine Kunden begrüsst. Veranlassung gibt ihm dazu das tragische Geschick seiner Frau. Eine rosige Bauerntochter war sie die Gattin eines der vielen deutschen Meyer geworden, die vor dem Feldzuge das reiche Land Lothringen überschwemmten. Der Krieg bricht aus; der Gatte ihrer älteren Schwester schliesst sich einer Freischar an; ihr eigener Gemahl, ein Spion, tritt wie die übrigen Meyer derselben Ortschaft ohne ihr Wissen ins deutsche Heer ein. In der Schlacht bei Gravelotte ist ihre Schwester durch eine feindliche Kugel getötet worden. Nach dem Kampftage erscheint ihr Gemahl in der Uniform eines deutschen Kürassieroffiziers, und fast gleichzeitig ihr Schwager Franz, schwerverwundet den alten gleichfalls verwundeten Vater auf den Schultern heimschleppend, dem aus offner Schläfe das Blut entströmt. Franz berichtet, ohne den Erstgekommenen zu bemerken, dass ihr Untergang durch einen mit der Gegend wohl bekannten Kürassieroffizier veranlasst worden ist. Er erkennt dann den Mann seiner Schwägerin als den Verräther; bei dem Anblick lässt er seine Bürde fallen und stürzt nieder auf den Greis, der nicht mehr athmet. Die junge Frau erschiesst ihren Mann mit seiner eignen Pistole: er fällt zu Boden mit den Worten: „Ich habe recht gethan; Du auch; das ist der Krieg; ich liebe Dich“. Die nun alleinstehende Frau ist von ihrem Unglück so tief getroffen, dass sie ihre Angehörigen schwerlich lange überleben wird; der patriotische Wurstmacher hat ihr seine Hand gegeben, um später die Fürsorge für ihren kleinen Sohn zu übernehmen.

Noch heldenhafter erscheint die Trägerin der Erzählung der Frau M. L. Gagneur: *Eine grosse Patriotin*[1]). Eine elsasser Gutsbesitzerswittwe hat zwanzig Jahre lang ihr Landgut selbständig mit gutem Erfolge bewirthschaftet und ihre vier unmündigen Kinder auf das Beste herangezogen. Die beiden älteren Söhne sind Offiziere; der jüngere, ein Landwirth, soll die Wirthschaft übernehmen; ihre Tochter ist mit einem jungen würtembergischen Kaufmann verlobt. Da bricht der Krieg aus. Der deutsche Bräutigam nimmt Abschied. Gleich in den ersten Schlachten fallen die beiden älteren Wittwensöhne. Dem jüngsten, Franz (diesen Namen scheinen alle elsasser Patrioten-Knaben und -Jünglinge führen zu müssen), der schon früher ebenfalls zur Flinte greifen wollte, und dem sie dies vorher verweigert, gestattet sie zur selben Stunde, wo sie die Trauerbotschaft vernommen, seinen Willen auszuführen. Er tritt in eine Freischar ein. Die Wittwe bleibt allein mit ihrer Tochter zurück. Ein „Bataillon“ schwarzer Dragoner (die es nicht giebt, und) die, wie es scheint, von einem Ulanenoffizier befehligt

[1]) *Une grande patriote* in *L'Offrande,* S. 193ff.

werden, wollen in ihrem Hause rasten. Sie werden aber von der Freischar des Sohnes angegriffen und dadurch von dem Hause abgezogen. Während der folgenden Nacht zieht Franz mit vierzig Gefährten in das Gut ein, das in Vertheidigungszustand versetzt wird. Die Dragoner kehren zurück und bestürmen dasselbe. Die Belagerten können sich nicht halten, und die Wittwe ermöglicht ihnen ein Entkommen nur dadurch, dass sie mit eigner Hand ihr so lange gehegtes Landhaus in Brand steckt. Auch dieses Opfer bleibt nutzlos. Die Freischärler werden ergriffen; die Wittwe und ihre Tochter finden sie wieder, an der Landstrasse in Reihen aufgehangen, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. Eine Anmerkung behauptet dazu, dass diese noch an den Lebenden vorgenommene Verstümmlung thatsächlich im Elsass verübt worden sei.[2]) Der letzte der Gehangenen ist Franz, der jüngste Sohn der schwer geprüften Wittwe.

Zwei Jahre sind vergangen, der Elsass ist wieder eine deutsche Provinz geworden. „Der hassenswerthe Eroberer hat den Missbrauch der Gewalt auf die höchste Spitze getrieben, indem er seine neuen Unterthanen zwang, sich für eine der beiden Nationalitäten zu entscheiden.“ Die Wittwe ist zwar der Meinung, „es müssen Franzosen im Elsass bleiben, damit das Land wie ein Krebsgeschwür an der Seite Preussens hafte, damit am Tage der Widervergeltung alle Elsasser sich in Waffen gegen den Unterdrücker erheben“, zieht aber doch für ihre Person vor, die Heimat zu verlassen, da sie ihren Hass nicht verbergen könne. Sie ist mit den Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt, als der deutsche Bräutigam ihrer Tochter sich bei ihr einstellt. Er fragt nach der Geliebten, der er die Treue gewahrt. Die ihn kalt empfangende Mutter führt ihn in eine dunkle Zelle, wo er drei Metallsärge erblickt. Der eine umschliesst die Braut, die an der Liebe zu dem ihr versagten Landesfeinde zu Grunde gegangen ist. Die Wittwe versichert dem Betrübten, dass sie diesen Ausgang der Vermählung ihrer Tochter mit einem Deutschen vorziehe; nicht einmal die Reste der ihrigen sollen im Lande zurückbleiben. Der Würtemberger, durch diesen unversöhnlichen Hass tief betroffen, versichert ihr, Preussen gleich ihr zu verabscheuen. „Ich hasse“, sagt er, „Preussens Erpressungen, Eroberungen und Verbrechen. Sind wir Würtemberger nicht auch ein geopfertes Volk? Nicht alle Deutschen sind Preussen. Es gibt in Deutschland eine zahlreiche Partei, bereit das verhasste Joch Preussens abzuschütteln. Und wenn der Tag der Gerechtigkeit kommt, der schreckliche Tag, wo der Elsass sich erhebt, so werde ich unter den Rächern zu finden

---

[2]) Das amtliche Rundschreiben Bismarcks vom 9. Januar 1871 belegt umgekehrt, dass derartige Verstümmlungen an deutschen Verwundeten von Franzosen vorgenommen wurden. S. Hirth, III, 4579. Vgl. auch ebd. III, 5024 ff.

sein. Ich schwöre es bei der Asche der Geliebten." Bei diesen Worten des deutschen Jünglings fühlt die Wittwe einen Augenblick ihren Hass erweichen, die ersten Thränen seit dem eignen Unglück, seit dem Unglück Frankreichs entbrechen ihren Augen. Aber dennoch mag sie in die entgegengestreckte Hand des Preussen hassenden Würtembergers nicht einschlagen. Erst an dem Tage kann sie ihm die Hand wieder reichen, wo der Elsass Frankreich zurückgegeben sein wird. So blieb dem Jüngling, der sein Vaterland verleugnet, selbst dieser kleine Lohn für seine verrätherische Gesinnung versagt.

Weiblicher gedacht und dargestellt sind die patriotischen Frauen in den beiden inhaltlich einander nahe verwandten Erzählungen: *Eine Rache* von Legouvé und *Die Wittwe* von Lacertie. In Legouvé's *Rache*[1]) haben sich zwei preussische Offiziere bei ihrer Strassburger Wirthin beklagt, von ihr nicht zu ihren Freundinnenabenden eingeladen zu werden. Am folgenden Tage erhalten sie die vermisste Einladung. „Sie kommen um acht Uhr an; das Gesellschaftszimmer ist ziemlich dunkel, und bei dem Lichte der einzigen es erhellenden Lampe finden sie sechs schwarz gekleidete, im Hintergrunde sitzende Frauen vor. Die Herrin des Hauses empfängt sie, führt sie zu der ersten Dame und stellt diese mit den Worten vor: „Meine Tochter, deren Mann während der Belagerung getötet wurde". Die beiden Preussen erbleichen. Sie führt sie zu der zweiten Dame: „Meine Schwester, die ihren Sohn bei Fröschweiler verloren hat". Die beiden Preussen sind bestürzt. Sie führt sie zu der dritten: „Frau Spindler, deren Bruder als Freischärler erschossen wurde". Die beiden Preussen zittern. Sie führt sie zu der vierten: „Frau Brown, deren alte Mutter von den Ulanen ermordet wurde". Die Preussen weichen zurück. Sie führt sie zu der fünften: „Frau Kuhlmann, die . ." Aber die beiden Preussen haben nicht die Kraft, sie enden zu lassen; stotternd und verwirrt ziehen sie sich schleunigst zurück, als ob sie all den Trauerflor auf ihr Haupt fallen fühlten. Sie glichen Nathan, dem Fluche Joads entweichend."

Etwas abgeschwächter und mit störendem theatralischen Aufputz erscheint derselbe Stoff in Lacertie's *Wittwe*[2]). Hier ist ein wohlgestalteter und wohlerzogener Ulanenoffizier bei einer jungen Wittwe einquartiert, deren Mann bei Champigny gefallen ist, und die nun mit ihrer Mutter in einem Landhause bei Neuilly den Tod des Geliebten beklagt. Der deutsche Offizier verhält sich ruhig und zuvorkommend, bis eines Abends ihn fünf Kameraden besuchen und mit lautem Lachen und geräuschvollen Unterhaltungen bis spät in die Nacht hinein die Ruhe der Quartiergeberinnen stören. Am

[1]) *Une vengeance* in *L'Offrande*, S. 293.
[2]) *La Veuve* in *Nos patriotes*, S. 183.

folgenden Morgen erklärt die Wittwe ihrem ungeladenen Gaste, sie würde, wenn diese Vorgänge sich wiederholen, gezwungen sein, ihr eignes Heim zu fliehen. Der Ulan erwidert mit der Bitte, ihn zu den Abendunterhaltungen des häuslichen Herdes zuzulassen, er werde dann gern auf die störende Unterhaltung seiner Kameraden verzichten. Einige Tage später erhält er die begehrte Einladung: im Salon findet er einen Katafalk und dahinter ein Gemälde des Gefallenen mit Schleifen in den französischen Farben geziert und mit der Unterschrift: „Getötet durch die Preussen“. Dem Ulanenoffizier wird erklärt, man werde gern seine Theilnahme am Gebet für die Seele des Dahingeschiedenen zulassen. Er zieht aber vor, die traurige Umgebung und selbst das Haus der Wittwe vollständig zu verlassen. Die beiden Frauen haben ihn niemals wiedergesehen.

Für ihr hartes Urtheil über eine klagende Soldatenmutter findet grausame Strafe die patriotische Marketenderin eines Dragonerregiments in De Launay's Erzählung *Niobe*[1]). Ein fiebernder Dragoner hat ihr sein Leid geklagt und ihr den Brief seiner Mutter vorgelesen, worin dieselbe fragt, ob es wahr sei, dass es abermals Krieg geben, dass abermals die Männer und Kinder zur Schlächterei geschickt werden sollen. Sie habe bereits einen Sohn im italienischen Feldzug verloren, solle sie nun auch noch ihren jüngsten und letzten hingeben? Der Vater sei krank, und Besserung nicht zu erwarten. Die Schwestern sind noch Kinder. Was solle aus ihr werden? Der Schulmeister, der Verwandte jenseits des Rheines besitze, habe gesagt, die Deutschen, die den Krieg schon seit mehr als sechzig Jahren vorbereitet hätten, behaupteten, sie würden in Frankreich wie in Butter einziehen, das Land verheeren, und es werde gar kein Frankreich mehr geben. Dieser Brief empört die Marketenderin; die Mutter des Dragoners hätte nach ihr besser gethan, ihr Papier und die Briefmarke zu sparen. Auch sie habe einen geliebten Sohn; wenn der sich zaghaft erwiese, dann werde sie an seiner Seite marschieren, um ihm seine Pflicht zu lehren. Bald darauf erscheint dann dieser Sohn, freudig darüber erregt, dass der Krieg nun endlich erklärt ist, und glühend vor Vaterlandsliebe stimmt die Marketenderin mit ihm den Ruf an: „es lebe Frankreich“, in den eine Menge Dragoner mit unsagbarer Begeisterung einstimmen.

Die menschenmordende Schlacht bei Gravelotte ist geschlagen worden. Das Regiment der Marketenderin hat an dem Kavallerieangriff gegen die Bredow'schen Kürassiere theilgenommen. Des Abends eilt die Marketenderin im Biwak umher, überall ihren Sohn Franz, den Trompeter, suchend. Niemand weiss, wo er geblieben. Sie trifft

---

[1]) *Niobé* in *Culottes rouges,* S. 197.

den Dragoner, dessen Mutter sie so hart verurtheilt; mitleidig will er sie trösten. Er begleitet sie in der düstern Nacht nach der Stelle des Schlachtfeldes, wo der Zusammenstoss der französischen Dragoner und der deutschen Kürassiere stattgefunden. Verzweifelnd, sinnlos, klagend durcheilt die Marketenderin das Blutfeld, mit ihrer Laterne die vom Tode gebleichten Gesichter beleuchtend, in Blutlachen tretend, um neue Gruppen von Leichnamen zu betrachten, unempfindlich für alles, ohne Herz für die Klagen der Verwundeten. Sie kennt nur ein Ziel: ihren Sohn wiederzufinden.

Schon schöpft sie, da sie ihn nirgends sieht, wieder einige Hoffnung, und gelobt der hl. Jungfrau eine Stiftung, wenn der Sohn noch lebt. Da zieht eine Anhäufung von Stahl und Kupfer in einer Bodenfalte ihre Aufmerksamkeit auf sich; zwei Leichname liegen dort auf einander; der Tod hat die beiden Streiter mitten im Kampf zu gleicher Zeit erfasst; ihre Züge tragen noch den Ausdruck der Wuth und des Hasses. „Der oben liegende war ein (französischer) Dragoner. Er hatte die Finger seiner linken Hand tief in den Hals seines Gegners gebohrt; seine rechte Hand, von der eine zerbrochene Säbelklinge herabhing, hielt eine blutbedeckte, verbogene Trompete. Der unten liegende war ein deutscher Kürassier; seine Beine umflochten die des Dragoners, und sein linker Arm presste ihn auf die Kante seines Panzers, um ihn zu zerbrechen oder zu ersticken; mit der rechten Hand hatte er ihm das Auge ausgerissen, und sein Finger war noch in der Augenhöhle. Seine Schläfe war zerschmettert. Der mit ihm ringende Dragoner hatte ihm mit dem Mundstück seiner Trompete das Stirnbein zerschlagen, da er sich seines Säbels nicht mehr bedienen konnte. Der Trompeter war von einem Säbelhiebe im Rücken durchhauen.“ Mit Mühe zog die Marketenderin das starre Haupt des Dragoners an sich, beleuchtete es mit der Laterne, und stiess einen lauten Schrei aus. Der getötete Trompeter war ihr Sohn. Ihre Verzweiflung war herzzerreissend, unermesslich; ihr Wehklagen erfüllte das weite Schlachtfeld. Sie stürzte sich auf den Körper des Sohnes, zu ihm sprechend, noch bezweifelnd, dass er wirklich tot sei; dann schmähte sie Gott und die Menschen und verwünschte die Fruchtbarkeit ihres Schoosses. Und inmitten der Verwünschungen ihres tragischen Schmerzes ertönte unter Thränen die weichere Klage der jammernden Mutter: Mein armes Kind! mein armes Kind! Nur mit grosser Anstrengung konnte man die beiden Feinde, die tötlicher Hass so eng verbunden hatte, trennen. Man lud den Trompeter auf einen Karren, und die unglückliche von tausend Schmerzen gefolterte Frau folgte ihm, mit ihren Wehklagen das Schweigen der Nacht zerreissend und ihre Seufzer zum Himmel sendend.

Eine noch mehr geprüfte Frau führt Siebecker vor in

seiner flüchtig ausgeführten *Mater dolorosa*[1]). Sie ist die Gattin eines wohlhabenden Dorfschulzen. Ihr ältester Sohn, ein Kürassier-Hauptmann, ist in der Schlacht bei Wörth gefallen, eine Wittwe und zwei Knaben hinterlassend; ihr zweiter Sohn, fällt als Artillerie-Hauptmann am Spichernberge; seine Gattin, die im Begriff stand, ihn mit einem zweiten Kinde zu beschenken, kommt infolge der Todesbotschaft zu früh nieder und stirbt bei der Geburt. Ihr dritter Sohn wird als Militärarzt bei Le Mans durch einen versprengten Granatensplitter getötet. Ihr vierter und letzter Sohn hat bei Ausbruch des Krieges seine schweizer landwirthschaftliche Schule verlassen, um sich einer Freischar anzuschliessen. Er wird in dem Gefechte bei Nompatelize verwundet und stirbt, vom Vater heimgebracht, in den Armen der Mutter, die nun alle ihre Söhne und eine Schwiegertochter verloren hat. Auch die andre Schwiegertochter welkt hin und erlischt. Die schwer geprüften Eltern bleiben im deutsch gewordenen Elsass zurück; der Vater behält auf Bitten seiner Landsleute selbst seine Schulzenstelle in Frankenfeld. Erst 1880 legt er sie nieder, als er mit 4000 Mark Busse bestraft wird, weil er seinen ältesten Enkel dem deutschen Militärdienste entzogen hatte. Ein Jahr später empfängt er die Kunde, dass dieser Enkel bei einem Gefechte der Fremdenlegion gefallen ist. Entziehung, Strafe und Todesfall wiederholen sich bei dem zweiten Enkel, der ebenfalls in die Fremdenlegion eintrat. Auch der Schulze stirbt, und seine nunmehr achtzigjährige Frau bleibt allein zurück. Sie lässt trotz allem, was geschehen, auch ihren letzten Enkel in die französische Fremdenlegion eintreten. — Der Verfasser dieser übertraurigen Erzählung verzichtet auf alle schildernden Einzelheiten; sie liest sich daher wie ein Totenverzeichniss, das des Ueberblickes halber auch wirklich wiederholungsweise gegeben ist und durch seine Absichtlichkeit alle Wirkung aufhebt.

Liebe des braven Mannes ehrt ein tolosaner Mädchen, das einem neuen, allerdings sehr unwahrscheinlichen Mutius Scävola die Hand reicht, in J. Bernard's *Pascalou*[2]). Dieser Pascalou oder Pascal ist der natürliche Sohn eines Pariser Ministerialbeamten, der die Mutter, ein Fabrikmädchen, verführt und dann verlassen hat, ohne sich um das Schicksal seines Sprösslings irgendwie zu kümmern. Die Mutter ist an Herzeleid gestorben; die Grossmutter hat sich des Kleinen angenommen und ihn zu einem wackern Jüngling herangezogen. Seine guten Eigenschaften und seine prächtige Gestalt haben ihm die stille Neigung Mariens, der Tochter wohlhabender Eltern, erworben, der ein besser gestellter Advokatengehilfe zum

[1]) in *Récits héroïques*, S. 273 ff.
[2]) *Pascalou* in *Qui vive? France!* S. 25 ff.

Gatten bestimmt ist. Der Krieg wird erklärt. „Im Süden Frankreichs war infolge der nervösen und reizbaren Gemüthsart seiner Bewohner die Erregung grösser als irgendwo sonst. Die ganze Bevölkerung von Toulouse war sofort auf den Beinen; man begleitete die nach der Grenze ziehenden Soldaten mit dem Gesange der Marseillaise, und in der alten Stadt erschallte wie überall der berüchtigte Ruf: Nach Berlin! nach Berlin! wo leider nur unsre Gefangenen, gedemüthigt, entwaffnet und besiegt einziehen sollten". Pascal und sein Nebenbuhler werden zur Artillerie der Mobilgarde eingezogen. Da erhält ersterer von seinem Vater, der sich hier zum ersten Mal an ihn erinnert, ein Telegramm, das ihm empfiehlt, sich schleunigst bei den algerischen Zuaven einreihen zu lassen, die Afrika während der Kriegszeit nicht verlassen würden. Die Grossmutter lässt sich, ehe sie es Pascal zeigt, dasselbe durch den Advokatengehilfen vorlesen; dieser, ein Feigling, benutzt den darin ertheilten Rath für sich, während Pascal unter Billigung seiner Grossmutter ihn ablehnt. Er wird bald darauf nach Belfort geschickt, an dessen Vertheidigung er theilnimmt. Bei einem Ausfallgefecht nimmt Pascal die Fahne auf, deren erster Träger gefallen war, und stürmt mit ihr auf eine Barrikade, wo er sie aufpflanzen will. Aber zehn Finger, stark wie Zangen, fassen ihn an der linken Hand und wollen ihn auf die andere Seite hinabziehen. Die dort befindlichen Preussen hätten ihn leicht erschiessen können, aber dann wäre die Fahne auf die französische Seite gefallen; sie wollten sie mit dem Träger haben. Ein zu Hilfe eilender Mobilgardist ruft Pascal zu, die Fahne loszulassen, aber dieser hört nicht auf den verständigen Rath, er hält sie fest und fordert den Gefährten auf, ihm mit einem Beil die festgehaltene Hand abzuschlagen. Die Feinde sollen sie, nicht aber die Fahne in ihre Gewalt bekommen. Zitternd gehorcht der Mobilgardist seinem Wunsche. Pascalou, so befreit, kann dem Kommandanten die Fahne selbst überreichen. Das Kreuz der Ehrenlegion belohnt die tapfere That noch am selben Tage. Nach dem Friedensschluss kehrt unter den ersten sein Nebenbuhler, der Advokatengehilfe, aus Algier heim. Er bewirbt sich um Marie, wird aber abgewiesen. Pascal, der geheilt mit der Belforter Artillerie zurückkehrt und in seiner Rechten die Fahne trägt, findet die alte Grossmutter verschieden, die den Schmerz der langen Trennung nicht überwinden konnte, wird aber trotz seiner Verstümmlung für seine Tapferkeit mit Mariens Hand belohnt.

In andern Erzählungen sind Frauen, die durch die deutschen Krieger eine unwürdige Behandlung finden, wenigstens der Anlass zu Ruhmes- oder Rachethaten ihrer Gatten oder Verehrer. Ein erstes Beispiel dieser Gattung ist die Schauererzählung Assollant's: *Die*

Heimkehr[1]). Ein Kind tritt als Erzähler auf. Seinen Vater, einen wohlhabenden Strassburger Brauer, konnte nach den ersten für Frankreich unglücklichen Schlachten nichts mehr zu Hause halten; er verliess seine Frau und seine beiden Kinder, ein Mädchen und den erzählenden Knaben, um mit fünf seiner Arbeiter in die Berge „auf die Deutschenjagd“ zu ziehen. Einige Tage nachher umlagerten „die Preussen, die Badenser und all das Bettelvolk, das ehemals in Strassburg Almosen und Arbeit suchte,“ diese Stadt. Die Schrecken der Beschiessung nehmen ihren Anfang. Die Brauersfrau sucht mit ihren Kindern in den Kasematten eine Zufluchtsstätte; aber das kranke Töchterchen verlangt nach Bewegung im Freien. Man wählt dazu die Zeit, wo die Deutschen beim Essen sind („denn die Schwaben müssen immer auf einmal essen, damit die Anwesenden nicht den Antheil der Abwesenden aufzehren“); kaum haben Mutter und Kind drei Schritte zurückgelegt, als auch schon wieder das Feuer der Deutschen beginnt. Eine platzende Bombe tötet das Mädchen, ohne den sie Begleitenden Schaden zuzufügen.

Die Deutschen ziehen in die Stadt ein. In das wohlerhaltene Haus des Brauers werden ein Hauptmann, ein Lieutenant und dreissig Mann einquartirt. Der Hauptmann, ein grosser dicker Westfale, „roth wie ein Schinken“, verlangte für sich und den zweiten Offizier vierzig Zigarren, zehn Flaschen Wein, sechs Gänge Fleisch, drei Gemüse und eine süsse Speise für jede ihrer vier täglichen Mahlzeiten. Luden sie Gäste ein, so musste auch für diese gesorgt werden. Als die Frau erklärte, nicht die nöthigen Weinvorräthe zu besitzen, giebt sich der Hauptmann als ihr ehemaliger Dienstbote zu erkennen; er hat selbst die Flaschen im Keller aufgestellt. „Es hiess also gehorchen und alle diese Vielfrasse vollstopfen, die sich auf den Möbeln herumwälzten, mit ihren betalgten grossen Stiefeln alles beschmutzten, Wein und Bier im Uebermass vertilgten, überall rauchten und herumspieen und vor den Frauen unanständige Dinge sagten“. Eines Tages sieht der Hauptmann die goldene Taschenuhr der Brauerin; er bittet sie darum als Andenken; sie wirft sie mit den Worten zum Fenster hinaus, er möge sie auf der Strasse suchen. Der Hauptmann holt sie auch von da und schickt sie mit den Stutzuhren des Salons und des Schlafzimmers nach Deutschland. Der Lieutenant muss sich mit einer alten silbernen Taschenuhr des Brauers und der seines Söhnchens begnügen, ärgerlich, nicht auch eine Stutzuhr erhalten zu haben.

Der Frieden wird geschlossen. Der Brauer kehrt heim, mit einem Ehrenzeichen für kühne Thaten versehen. Er erfährt von seiner Frau den Verlust seines Töchterchens; im gleichen Augenblick hört er den westfälischen Hauptmann, den der Verfasser in un-

[1]) *Le Retour* in *L'Offrande,* S. 117 ff.

verfälschtem elsasser Französich reden lässt, wie er für sich und von ihm geladene Gäste vom besten Weine fordert und singt:

> Fife le fin!
> Fife ce chis tivin!
> Che veux chisqu'à la fin
> Qu'il ékaie ma fie.

Der Heimgekehrte wird von dem Hauptmann zum Mahle eingeladen. Der Brauer zieht aber aus seiner Tasche einen Revolver und erschiesst ihn; dann löscht er schnell die Lichte aus und schliesst die Thüre. Im Finstern aufs Gerathewohl schiessend, tötet er noch zwei andere deutsche Offiziere. Als die herbeigeeilte Wache die Thür öffnet, findet sie fünf Tote und zwei Verwundete: denn in der Finsterniss haben die Deutschen sich gegenseitig getötet. Auch der Brauer ist tötlich verletzt und stirbt, indem er wie Hamilkar seinem Sohne einprägt, nie zu vergessen, was die Deutschen an ihm gethan.

Auf höherer Stufe als diese Schaudererzählung steht Zola's Novelle: *Der Angriff auf die Mühle*[1]. Eine zu Vertheidigungszwecken günstig gelegene Wassermühle wird von einer kleinen Abtheilung französischer Soldaten besetzt. In ihr befindet sich ein idyllisches Liebespaar: ein etwas verwilderter, aber gutherziger Bursche, ein Belgier, und die hübsche Müllerstochter, deren Hochzeit am nächsten Tage stattfinden soll. Preussische Soldaten greifen die Mühle an. Die Braut wird dabei leicht verwundet. Darüber wuthentbrannt nimmt auch der Belgier ein Gewehr zur Hand und, ein trefflicher Schütze, tötet er mit sicherem Schusse einen Preussen nach dem andern [illegible] als nach tapferem Widerstande die französischen Soldaten sich in den [illegible] Wald geflüchtet haben. Der preussische [illegible] den auf der That Ertappten trotz [illegible] und trotz des Unwillens [illegible] das Leben [illegible] wenn er ihm [illegible] Weg [illegible] Dem sich Weigernden gewährt [illegible] der Braut gelingt es aber dem [illegible] das Fenster zu entweichen: den am [illegible] Der preussische [illegible] der Braut anheim. [illegible] Stunden herbeizuschaffen [illegible] sich indessen freiwillig [illegible] gestellten schrecklichen Wahl [illegible] das Anerbieten aus, die Preussen [illegible] den Wald zu führen, und [illegible] Inzwischen sind französische Truppen [illegible] den Preussen.

[1] [illegible] Ausg. 1880. S. 1 ff.

die Mühle zu vertheidigen. Sie unterliegen der Uebermacht und verlieren sämmtlich das Leben. Auch der alte Müller findet durch eine verirrte Kugel den Tod. Der triumphierende Führer der französischen Schar begrüsst die an den Leichen der Geliebten knieende Braut mit dem Rufe: Sieg, Sieg!

In der Erzählung De Launay's: *Das ist der Krieg*[1]) steht eine junge Gräfin im Mittelpunkte, die ein Landschloss vor Paris bewohnt und nach einem Kampfe das Schlachtfeld aufsucht, um zu sehen, ob sich Gelegenheit zu einem Werke der Barmherzigkeit fände. Sie bemerkt unter den Leichen einen jungen bretonischen Mobilgardisten, der, von einem Granatsplitter schrecklich verwundet, noch leicht athmet. Sie lässt ihn auf ihr Schloss fahren und pflegt den Armen mit solcher Aufopferung, dass er allmählich den Weg der Besserung betritt. Als er nach langem Fieber und Delirium und darauf folgendem schweren Schlafe zum ersten Male zu sich kommt, bemerkt er mit Staunen die Pracht des Zimmers, in dem er sich befindet, und die Schönheit seiner aristokratischen Pflegerin. Er glaubt sich in ein Feeenschloss versetzt und vermag nur langsam sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass alles Wirklichkeit sei. Sein Dank ist wortlos, aber ohne Grenzen: sein Leben ist seiner Retterin geweiht. Ein deutsches Regiment besetzt das Dorf, worin sich das Schloss der Gräfin befindet; die Quartiermacher bestimmen die schönsten Zimmer der Gräfin für den Befehlshaber. Dieser aber, der der Wirthin mit plumper und frecher Artigkeit begegnet, will sich mit den Räumen des Erdgeschosses begnügen. Die Schlossherrin lehnt sein von dreisten Andeutungen begleitetes Anerbieten, das obere Stockwerk für sich zu behalten, mit kaltem Stolze ab und zieht es vor, mit ihrem Kranken in den Gartenpavillon zu übersiedeln. Sie erfährt bei der Gelegenheit, dass ihr Gatte als Gefangener in Deutschland weilt, und dass der Genesende nach seiner Heilung ebenfalls in Gefangenschaft abgeführt werden soll. Der Bretone muss unter Bewachung im Schlosse zurückbleiben. Die Gräfin sucht ihn zur Flucht zu bewegen; schwer entschliesst er sich, von der verehrten Pflegerin zu scheiden, die seines Schutzes bedürfen könnte. Einige Tage später, nach einem neuen Erfolge der deutschen Waffen, soll ein grosses Fest im Schlosse gefeiert werden, das wieder zu bewohnen die Gräfin inzwischen genöthigt worden ist. Der Regimentsinhaber ladet die in der Umgegend liegenden Offiziere dahin ein. Das Schloss wird mit deutschen Fahnen geschmückt, die Keller werden geleert, und die Offiziere im Herrenhause, die Mannschaft im Gartenhause bewirthet. Indessen ist der verwundete Bretone mit Hilfe der Gräfin entflohen und hat den Befehlshaber einer aus

---

[1]) *C'est la guerre* in *Culottes rouges*, S. 299 ff.

Seesoldaten gebildeten französischen Hauptwache zu einem Ueberfalle der Deutschen bewogen. Die Orgie der deutschen Offiziere ist auf ihren Gipfel gestiegen. Alle vaterländischen Trinksprüche sind ausgebracht worden, und die durch pantragruelische Trinkopfer überreizte Begeisterung hat die Gehirne in Siedehitze gebracht. „Man trank auf die deutsche Weltherrschaft, auf die völlige und endgültige Vernichtung Frankreichs, auf den Einzug in Paris und die Plünderung der hochmüthigen Stadt". „Die Soldaten im Gartenhause, von der Mannszucht in Schranken gehalten, stopften sich stillschweigend voll und berauschten sich schwer; die meisten verloren das Gleichgewicht und schnarchten auf den Tischen. Hin und wieder schwankten einige von ihnen zu den ausgestellten Wachen, um mit der Grossmuth der Trunkenen auch diesen durch Spendung von Wein und Branntwein an der Freude Theil zu gewähren." Ein Artillerieoffizier ladet, um das Vergnügen zu erhöhen, die Gäste nach seiner benachbarten Batterie, um sie dadurch zu ergötzen, dass er mit seinen weittragenden Geschützen einige pariser Häuser in Brand stecken lässt. Zuletzt kommt der Kommandant auf den Gedanken, die stolze Hausherrin bändigen zu wollen. Er ladet seine Gäste zu Zeugen seiner Eroberungskunst ein, und es finden sich auch einige Offiziere, die mit ihm in das Zimmer der Besitzerin hinaufstolpern. Die empörte Gräfin droht, sich mit einem bereit gehaltenen Dolche zu erstechen, falls ihr der Deutsche zu nahe komme; er versichert ihr, nur ihre Fingerspitzen küssen zu wollen, naht sich ihr achtungsvoll, entreisst ihr dann aber plötzlich den Dolch und umschlingt sie, ihr Haupt seinen Lippen nähernd. „In dem Augenblicke glitt ein Schatten vorüber, eine menschliche Gestalt sprang herbei, ein Blitzen von Stahl, ein erstickter Schrei, und der Kommandant ist mit einem Bajonettstich an die Mauer geheftet." Der junge Bretone hat ihn getötet. Wie „Dämonen und Tiger" fallen nun die französischen Seeleute über die deutschen Offiziere her; „ihre Beile spalteten die Schädel, ihre Säbel durchbohrten die Brüste, ein Blutstrom floss die Stufen hinab; der Mord ging mit solcher Geschwindigkeit vor sich, dass kein Opfer Zeit fand, um Hilfe zu rufen". Die Gräfin ist in Ohnmacht gefallen, vier Matrosen tragen sie hinweg; auch der junge Bretone, der sich kaum schleppen kann, wird wie eine Feder von einem Seemann davon getragen. Indessen haben die deutschen Soldaten im Pavillon entdeckt, was vorgegangen; die Verfolgung beginnt, der Seemann mit dem Bretonen wird erschossen, der Bretone fällt in die Hände der Deutschen, die übrigen entkommen. Mit dem Rufe: Es lebe Frankreich! sinkt der knabenhafte Jüngling unter den Kugeln der ihn erschiessenden Preussen zusammen. Das Schloss mit seinem Zubehör wurde mit Petroleum begossen und verbrannt.

Auch in P. Alexis' *Nach der Schlacht*[1]) rettet eine Edelfrau einen bretonischen Soldaten, den sie verwundet auf dem Schlachtfelde auffindet. Aber die plumpe de Launay'sche Darstellung deutscher Soldaten und Offiziere bleibt hier ohne Entsprechung, und die Heldin endet bedauernswerther Weise nach dem Muster des Weibes von Ephesus. Der Verfasser hat sich viel Mühe gegeben, den alten Stoff neu zu beleben, und sucht mit allen Mitteln, das Vorgetragene psychologisch wahr erscheinen zu lassen. Der verwundete Bretone ist ein Geistlicher, der das Priestergewand mit dem Waffenrock vertauscht hat; er wird von der gleichfalls bretonischen Edelfrau gefunden, als sie auf einem Bauernwagen den Leichnam ihres gefallenen Gemahls in weissem Sarge nach der nächsten freien Bahnstrecke zu führen im Begriff ist. Der Verfasser giebt sich nicht die Mühe zu erklären, warum sie dieses Werk ohne jegliche Begleitung von Dienerschaft unternimmt. Mit einigem Widerstreben hilft sie dem Verwundeten auf den Wagen, wo er sich auf Stroh neben dem Sarge austreckt. Auf dem Kutschersitze, einem einfachen Brette, gedenkt die in den stillen Abend hineinfahrende Baronin ihrer Vergangenheit: ihrer einsamen Jugend auf dem elterlichen Schlosse, der herzlosen Plackereien, denen sie von ihrem Vetter und späteren Gatten ausgesetzt wurde, ihrer Jugendträume, des Erwachens ihrer Sinne, als sie in der Schlossbibliothek eine versteckte Abtheilung von schlüpfrigen Büchern entdeckt und durchgelesen hat, ihrer Enttäuschung, als sie die Gattin des ihr von Kindheit an zugewiesenen älteren Vetters ward, der mürrisch seine Tage in der Bretagne verbringt, nachdem er in Paris ein ausgelassenes Genussleben geführt hat. Durch seinen plötzlichen, ihm selbstverständlich erscheinenden Entschluss, dem Vaterlande als Krieger zu dienen, ist er in ihrer Achtung gestiegen; sie beginnt ihn aufrichtig zurück zu ersehnen. Auch in dem verwundeten Kleriker erweckt die Nähe einer Frau, deren schönes Gesicht er flüchtig gesehen, allerlei Gedanken. In seiner Kindheit hat er gern die reife Tochter einer Freundin seiner Eltern umarmt und geküsst; als zehnjähriger Knabe betrachtete er mit Vorliebe ein ihm gegenüberwohnendes Mädchen; die Erinnerung an dasselbe hat ihn in seiner Seminarzeit rein erhalten, und keuschen Leibes ist er in den Priesterstand getreten. Im Beichtstuhl lernte er alle Schwächen des Weibes kennen; ihm blieb unbewusst, dass in Ausübung dieses geistlichen Amtes das Weib ihn anzog und ihm seinen Beruf werth machte. Trotz seiner Reinheit ist er beim Erzbischof von Rennes angeschwärzt und seiner Stelle entsetzt worden. Als er vom Unglück des Vaterlandes vernahm, hat er sich als Kriegsfreiwilliger

[1]) *Après la Bataille* in *Soirées de Médan*, S. 257 ff.

gestellt. Nachdem er, mit dem Rücken an den Sarg des Edelmannes gelehnt, sich ausgeruht, und sich der Schmerz seines verwundeten Fusses besänftigt hat, beginnt er eine Unterhaltung, die von der Wagenlenkerin aber kurz abgelehnt wird. Nachher thut der Baronin ihre barsche Abweisung leid. Sie fasst Mitleid mit dem Soldaten, zumal sie ihn jung und weinend sieht; sie gibt ihm zu essen und zu trinken, ja, sich erinnernd, dass sie daran gedacht, dem Beispiel ihres Gatten zu folgen und als Krankenpflegerin ins Feld zu ziehen, lässt sie es sich nicht nehmen, ihm den Fuss zu verbinden, so sehr er sich dagegen sträubt, weil er sich der Hässlichkeit seiner Wunde schämt. Ihr Verbandzeug findet auf dem Sarge des Verschiedenen Platz. Unendliche Wonne erfüllt den gepflegten Kleriker. Auf seine Bitte vertauscht darauf die Edelfrau mit ihm den Platz; er will den Wagen an ihrer Stelle lenken. Sie setzt sich in seine Nähe, denkt des kalten Empfanges, der sie zu Hause erwartet, und frägt ihren Begleiter nach seinen Verhältnissen. Allmählich verstummt das Gespräch. Die Baronin streckt sich hin, den Kopf auf dem Sarge ruhend. Der Verwundete meint, sie schlafe; er wagt es, sich neben ihr hinzulegen, und lässt dem Pferde freien Lauf. Es ist finstere Nacht. Beide sind in Wirklichkeit munter; plötzlich liegen sie einander in den Armen, ihre Lippen suchen und finden sich, und sie schmiegen sich liebend eng an einander. Das Pferd setzt langsam seinen Weg weiter fort, ohne über den blutrothen Schein zu erschrecken, den fünf brennende Dörfer von sich werfen.

„Als der Krieg zu Ende, trat der junge Geistliche bei seinem Bischof wieder in Gunst. Er hatte sich auf dem Schlachtfelde so brav bewährt! Er hinkte noch immer! Die Edelfrau hat sich mit einem Wechselagenten wieder vermählt.“

Ein natürlicheres Kriegsgemälde wird entrollt in Aderer's: *Die Hochzeit des Lieutenants*[1]). Ein Bataillon des 17. französischen Linienregiments vertheidigt während der Sedanschlacht den Pachthof der Virée vor La Chapelle. Zwei bairische Infanterieregimenter rücken gegen diesen Posten unaufhaltsam und mit bewunderungswürdiger Tapferkeit vor. Plötzlich erscheinen Feinde auch an der rechten Flanke der Franzosen. Der Lieutenant Roger, der eben erst die Cadettenschule zu Saint-Cyr verlassen hat, um zum Heere zu stossen, wird mit einer Compagnie zur Deckung des Rückzugs dem von der Seite heranstürmenden Feinde entgegengestellt. Es gelingt ihm, denselben aufzuhalten, bis sich das Bataillon nach Chapelle zurückgezogen hat; er wird aber dabei verwundet und von seinem getreuen Burschen aus dem Gefecht getragen. Auch La Chapelle kann nicht auf die Dauer

---

[1]) *Le Mariage du lieutenant.* Paris 1884. S. 1—72.

gehalten werden; es bleibt nur die Flucht nach Belgien frei. Der selbst verwundete Bursche belastet sich abermals mit seinem Lieutenant und bringt ihn bis ganz nahe an die Grenze; er sieht noch, wie ein andrer französicher Soldat, den er darum gebeten, Roger glücklich nach Belgien rettet; er selbst bleibt zurück und fällt den verfolgenden Ulanen zum Opfer; einer derselben durchsticht ihn mit der Lanze. Roger findet in Bouillon bei einem menschenfreundlichen Steuereinnehmer Aufnahme und Pflege. Der Gesundende erweckt und empfindet Neigung zu Jeanne, der stattlichen Nichte seines Wirthes, einer Französin, die mit ihrem Vater Mauger aus der Umgebung von Metz den Kriegsgefahren entwichen ist. Roger, wieder hergestellt, kann den Gedanken nicht ertragen, unthätig zu bleiben, während im Vaterlande der Krieg weiter wüthet. Da auch Mauger und seine Tochter zur Entgegennahme einer Erbschaft nach Toulouse reisen wollen, schliesst er sich ihnen mit ihrer Einwilligung an. Der Steuereinnehmer besorgt falsche Reisepässe, in denen alle drei als Belgier, und der Lieutenant als der Gatte Jeanne's ausgegeben wird. Es gelingt glücklich, die von den preussischen Gendarmen bewachte Grenze zu überschreiten, nicht ohne dass die Geduld des feurigen Lieutenants auf eine harte Probe gestellt wird. Der wachhabende preussische Sergeant, der eben mit einer langen Pfeife im Munde durch seine Brille eine Karte der Umgegend von Paris studirt hat, erlaubt sich nämlich, nachdem er in fliessendem Französisch nach dem Passierscheine gefragt, ein unzartes Wortspiel mit Hilfe des Wortes *neutre*, dass er auf Roger und die Geliebte anwendet. Nachdem man einem Sachsen für zwanzig Franken Wagen und Pferd abgekauft, geht die Fahrt glücklich weiter von Statten, bis man in Dijon ankommt, wo sich nach Süden zu die letzten deutschen Truppen befinden. Unterwegs stiess man auf die wohl geordneten Säulen des von dem eingenommenen Metz abziehenden deutschen Heeres. Im Speisezimmer des Dijoner Gasthofes, in dem die Reisenden absteigen, finden sie die Haupttafel von bairischen Offizieren besetzt, die so eifrig zechen, dass kaum vier Kellner ausreichen, um ihre Gläser mit den edlen Weinen, die sie trinken, gefüllt zu halten. Die eintretende Jeanne erweckt die Bewunderung einiger der jüngeren Offiziere, und einer der vorlautesten, Konrad, kann ein vernehmliches *Jolie Française!* nicht unterdrücken. Unbekümmert um die ungeduldigen Geberden Rogers behält er das schöne Mädchen fortwährend im Auge, und, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, ladet er in gutem Französisch ihren Vater zu einem Trunk Champagner ein. Als der dadurch gereizte Roger sich als belgischer Offizier zu erkennen giebt, bricht die bairische Tafelrunde in Lachen aus. Konrad fragt ihn spöttisch, ob etwa sein Spazierstock sein Degen sei, und fordert Jeanne auf, ihren (Pseudo-)gatten zum Schweigen zu

bringen. Roger schlägt dem Frechen seinen Stock ins Gesicht. Es kommt zum Zweikampf, in dem der Franzose seinen Gegner schwer verwundet. Der kommandirende General räth den drei Franzosen, noch des Nachts von Dijon abzureisen, damit nicht neue Herausforderungen eintreten. Sie folgen dem höflich ertheilten und gut gemeinten Rathe. Roger, der sich nicht für einen belgischen Kriegsgefangenen hält, tritt von Neuem in Dienst, und wird sofort zum Hauptmann befördert. Vor der Trennung von Jeanne und Mauger kommt es zu der bis dahin zurückgehaltenen Liebeserklärung und Verlobung. Roger entgeht glücklich allen Gefahren des Feldzuges im Südosten Frankreichs und wird der Gatte der geliebten Jeanne, die ihm am Schluss der Erzählung auch bereits mit einem kleinen Patrioten beschenkt hat.

Verhältnissmässig selten stösst man in der uns beschäftigenden Litteratur auf Erzählungen, worin heroische oder Rache-Thaten von Männern im kräftigen Alter ohne weiblichen Einfluss verrichtet werden.

Das rührende Ende eines französischen *Fahnenträgers* berichtet A. Daudet in einer seiner Montagserzählungen.[1]) Ein französisches Regiment ist auf der Böschung einer Eisenbahn dem Feuer eines ganzen preussischen Kriegsheeres ausgesetzt gewesen. Zwei und zwanzig Mal ist die in Fetzen zerrissene Fahne mit ihrem Träger gesunken; ein alter Sergeant ergreift sie als Dreiundzwanzigster. Er bleibt von allen feindlichen Geschossen verschont und am Abend des Schlachttages ernennt ihn der Oberst endgiltig zum Fähndrich, womit er ihn zum Glücklichsten aller Sterblichen macht. Der so Beförderte trägt mit stolzem Selbstbewusstsein die Regimentsfahne in die mörderischsten Schlachten, ohne Schaden zu leiden. Er wird schliesslich mit Bazaines Heere in Metz eingeschlossen; die geliebte Fahne wird in der Wohnung des Obersten niedergelegt. Als es zur Uebergabe kommt, denkt der Sergeant nur an sie. Er will sie unter allen Umständen retten. Er dringt nach dem Zeughaus, wohin man sie gebracht, und findet dort auch die andern Fahnenträger, fünfzig oder sechzig an der Zahl, alle schmerzerfüllt, stillschweigend, wie bei einem Begräbniss. Die Fahnen liegen in einem Winkel auf einander gehäuft; ein Verwaltungsoffizier nimmt sie einzeln entgegen, den Fahnenträgern Empfangsscheine ausstellend; zwei preussische Offiziere überwachen unbeweglich und steif die Uebergabe. Die Reihe kommt auch an unsern Sergeanten. Die Fahne ist vor ihm. Er glaubt sich noch einmal in das Schlachtengewühl versetzt, sieht einen nach den anderen seiner Vorgänger fallen; das Blut steigt ihm zu Kopf, trunken, sinnlos stürzt er auf den preussischen Offizier,

[1]) *Le porte-drapeau* in *Contes du lundi*, S. 123 ff.

entreisst ihm die Fahne, sucht sie noch einmal hoch, recht hoch zu heben — aber sie entsinkt ihm und er selbst stürzt vor Aufregung tot zu Boden.

Neben einem wirklichen Helden tritt in Audebrand's *Ehernem Herzen*[1]) eines jener Geschöpfe auf, die, ein Erzeugniss der modernen Zweifelsucht, nichts für heilig halten, alles besudeln, die nur das eigene Ich verehren und sich von allen Mühen und Strapazen sorgfältig fern zu halten streben. Der Anfang der Erzählung führt in das Jahr 1867, die Zeit der ersten Weltausstellung. Alles ist in Frankreich von diesem Schauspiel berauscht, nur ein junger Artilleriehauptmann nicht, der, aus Afrika auf Urlaub gekommen, das Komödienhafte des Unternehmens erkennt und an der von Preussen ausgestellten Krupp'schen Riesenkanone lebhaft Anstoss nimmt. Was er an den pariser Frauen und im Hause eines wohlhabenden Vetters beobachtet, drückt ihn noch mehr nieder. Bei diesem wird ihm ein Groom vorgestellt, den der Vetter auf der Strasse aufgelesen und aus einem Gassenjungen zu seinem Leibpagen erhoben hat. Er sieht, wie dieser Musterknabe den Blumenstrauss eines Gastes mit einem Briefchen der Herrin des Hauses überbringt und so für die ihm erwiesene Wohlthat damit dankt, dass er in dem Hause seines Herrn den Ehebruch unterstützt. Von dem pariser Treiben angeekelt, kehrt unser Held, ohne das Ende seines Urlaubs abzuwarten, nach Afrika zurück. Er betheiligt sich dort an der Unterdrückung eines Aufstandes, wobei ihm der rechte Arm von einer Kugel zerschmettert wird, nimmt seinen Abschied und zieht sich in ein Landhaus bei Rethel in den Ardennen zurück. Ein Heirathsversuch scheitert; er entdeckt noch rechtzeitig, dass die von ihm Auserkorene insgeheim für einen blondbärtigen Laffen schwärmt. Der unglückliche Krieg beginnt. Unser Hauptmann tritt zuerst in eine Freischar im Ardennerwalde ein und stösst dann, als er sieht, dass aller Einzelheroismus nutzlos ist, zum Chanzy'schen Heere bei Orleans. Nach dem Treffen bei Coulmiers wird er zum Obersten ernannt. Aber er ist dreimal verwundet worden. Er wird in einer Herberge verpflegt; der Schmerz darüber, Frankreich nutzlos verbluten zu sehen, quält ihn mehr als seine Wunden, die die grösste Ruhe erheischen, wenn er genesen will. Unweit von ihm unterhalten sich einige Männer köstlich über die Redereien eines geflüchteten Parisers, der sich für einen Krankenpfleger ausgiebt, aber augenscheinlich lieber Vorträge hält, als für sein Vaterland thätig ist. Sein Glas zu den Lippen erhebend, behauptet er, es gebe nur Verräther im Heere. Erzürnt darüber, will der Oberst aufstehen und dem Frechen Stillschweigen auferlegen, aber es gelingt dem Arzte noch rechtzeitig, ihn zurückzuhalten und

[1]) *Cœur de bronze* in *Qui vive? France!* S. 3.

zu beruhigen. Einige Minuten später erscheint ein junger Kürassieroffizier, barhäuptig, von Pulver geschwärzt, die Stirn mit einer blutigen Binde bedeckt. Er trägt eine wichtige Depesche, von der aller Heil abhängt; um ohne Verspätung anzukommen, erbittet und erhält er von dem Gastwirth das letzte, schlechte Pferd desselben, da das seine vor Ermüdung gestürzt ist. Der dies sehende pariser Bube hat dafür nur die Betrachtung: Wieder einer, der sich rettet. An der Stimme erkennt diesmal der Oberst den ehemaligen Groom seines Vetters; er kann sich nun vor Zorn und Unwillen nicht mehr halten, der Arzt ist nicht mehr anwesend: er erhebt sich, stellt den Elenden zur Rede, und als dieser den Muth hat, das Wort *capitulard* in den Mund zu nehmen, schiesst er ihn mit seinem Revolver nieder. Mit zerschmettertem Gehirn stürzt der Getroffene zur Erde; seine Genossen enteilen heulend vor Furcht. Drei Stunden später, bei hereinbrechender Nacht, wirft sich der Oberst, um eine Infanterietruppe herauszuhauen, mit dem Säbel in der Faust dem Führer der deutschen Vorhut entgegen; er findet dabei seinen Tod, aber die Trümmer des kleinen französischen Heeres werden durch seine That gerettet.

Weniger ansprechend ist die Daudet'sche Erzählung: *Der Preusse Bélisaire's*[1]). Der pariser Schreinermeister Bélisaire macht auf Wunsch seiner Frau nach beendeter Belagerung mit seinem Söhnchen einen Ausflug nach einem ihm in Villeneuve la Garenne gehörigen Häuschen. Mit Unwillen sieht er unterwegs die vielen Pickelhauben; noch mehr wächst sein Zorn, als er Villeneuve verheert und ausgeplündert findet. Auch sein Häuschen ist ganz ausgeleert. Es giebt darin nichts mehr als Strohbündel; das letzte Bein seines grossen Lehnsessels flackert im Kamine. Alles roch nach Preussen, aber er sieht keinen. Da scheint sich ihm im Keller etwas zu regen. Er steigt ohne das Kind hinunter und sieht einen Preussen auf sich zukommen, der ihn mit einem Haufen Flüchen anredet. Beim ersten Wort der Erwiderung zieht der Soldat seinen Säbel; da steigt dem Schreinermeister die Galle auf, er fasst den Hobelstock und schlägt darauf los. Der Preusse bricht beim ersten Schlage tot zusammen. Nach der That kommt Bélisaire das Zittern an; erst der Gedanke an sein ihn rufendes Kind giebt ihm wieder frischen Muth. Er versteckt den Leichnam unter der Hobelbank, deckt ihn mit Spähnen zu und macht sich eilends davon. In Saint Denis überlegt er: die Preussen werden, wenn sie den Toten finden, sein Häuschen anstecken und seinen Nachbar Jacquot zur Verantwortung ziehen. Er schickt das Kind nach Hause, kehrt zurück und findet den Preussen, wo er ihn gelassen; eine Ratte zernagt bereits

[1]) *Le Prussien de Bélisaire* in *Contes du Lundi*, S. 85 ff.

seinen Helm. Der Zapfenstreich ertönt; Soldaten rufen nach dem Verschwundenen. Der Schreiner birgt sich im Keller, den Säbel des Getöteten in der Faust, auf sein Ende gefasst. Das Rufen hört aber auf; die Einquartirten beginnen über ihm zu schnarchen. Es ist finstere Nacht. Nun ladet sich Bélisaire den Toten auf die Schulter und schleppt ihn fort. Unterwegs glaubt er jemand hinter sich zu hören: es ist der aufgehende Mond. Er kommt zur Seine; sie ist ganz flach, er muss ins Wasser. Dort wirft er den Leichnam ab und stösst ihn von sich; der Körper geräth endlich in Bewegung. Als der Schreiner über die Brücke von Villeneuve heimgeht, sieht er etwas Schwarzes wie einen Fischkasten im Wasser schwimmen: es war der getötete Preusse.

Daudet gibt diese Begebenheit als wahr und von ihm in einer Schenke des Pariser Arbeiterviertels von Montmartre von dem Schreiner selbst gehört, den er in der Sprache des Volkes seine grauenhafte Erzählung vortragen lässt.

Ein Freischärlerstreich mit geschichtlicher Grundlage bildet den Inhalt von Siebecker's *Eierhändler*[1]. Am 11. November Vormittags hörte man in dem Städtchen Chatillon an der Seine einen höllischen Galopp. Alle Fenster öffnen sich; vier bairische Dragoner durchrasen den Ort. Der Schreck der Bewohner wächst, als an den folgenden Tagen, bis zum 16., Regimenter auf Regimenter die Stadt durchziehen, und als schliesslich dem Bürgermeister befohlen wird, Quartier für 600 Infanteristen und 150 Reiter bereit zu halten. Chatillon soll dauernd besetzt werden. Die angemeldeten Truppen lassen sich am 17. nieder. Der Gasthof zur Côte d'or wird mit Offizieren gefüllt; die Soldaten nehmen Bürgerquartier; der Kommandeur, Major v. Alvensleben, quartirt sich bei dem reichsten Bürger der Stadt, Herrn Barrachin, am äussersten Ende der Ortschaft ein. Zur Ernährung all dieser Leute brauchte man Lebensmittel aus der ganzen Umgebung. So hielt denn am 18. November vor dem Gasthofe ein kleiner Bauernwagen, geführt von einem etwa vierzigjährigen Bauern und einem ziemlich hübschen, aber sehr frech dreinschauenden, etwa zwanzigjährigen Mädchen. Der Gasthofbesitzer kauft dem Bauern Eier ab und erzählt ihm die Verhältnisse der Besatzung. Während dessen scherzen die deutschen Offiziere mit der Bauerndirne, und einer, der etwas Französisch radbrecht, bittet sie um ihren Besuch, den er auch für den andern Morgen zugesagt erhält, zum Aerger der zuschauenden Frauen, die über die Schamlosigkeit des Mädchens empört sind. Der Bauer mit seiner Nichte macht die Runde durch die andern Gasthöfe und Wirthschaften; schliesslich treten sie in ein Kaffeehaus, der Souspräfektur gegenüber, wo Landwehroffiziere mit

---

[1] *Le Marchand d'œufs* in *Récits héroïques*, S. 231 ff.

ihnen eine Unterhaltung beginnen, sie ausfragen und mehr noch sich ausfragen lassen. Einer von ihnen theilt dem Bauern mit, dass die Kasse mit 10000 Mark sich im Gasthofe zur Côte d'or befinde: „*plus d'archent que tu n'en as chamais vu*". Eine Magd, die die bäuerlichen Gäste erblickt, erbleicht und meldet bestürzt der Besitzerin der Wirthschaft, dass sie eben ihren Vetter, einen früheren Unteroffizier und jetzigen Garibaldianer, gesehen habe. Am nächsten Morgen, im Frühnebel, dringen unter Ricciotti Garibaldi Bewaffnete von verschiedenen Seiten in die Stadt; Flintenschüsse ertönen in einzelnen Häusern, Soldaten stürzen heraus, um die Offiziere zu benachrichtigen; sie werden aber gefangen genommen oder getötet. Man klopft leise an die Hausthüren; Männer treten ein, gleiten in die Zimmer und metzeln die Deutschen nieder, die Widerstand leisten wollen. Im Gasthof zur Côte d'or erkennt ein Kellner erschreckt in einem Freischarenoffizier den Bauern vom vorigen Tage; dieser frägt nach dem Zimmer mit der Kasse. Man schlägt sich auf der Treppe und im Flur, endlich überrascht man in dem Kassenzimmer einen Offizier in Hemdsärmeln. Der ehemalige Bauer ruft ihm zu, er käme die Kasse zu holen; ein Revolverschuss antwortet ihm, ohne zu treffen. B. Logniot, so heisst der Freischärler, nagelt den Deutschen mit einem Säbelstosse an die Wand. Es fallen ihm und seinen Genossen 70000 Franken und elf gefangene Offiziere zur Beute. Inzwischen schleicht sich ein junger Sergeant aus der Freischar der Vogesen mit einem Gefährten in das Haus des deutschen Lieutenants, der am Tage vorher das Bauernmädchen zu sich geladen. Er dringt plötzlich in dessen Zimmer, legt auf ihn an und sagt zu ihm: „Lieutenant, Sie sagten mir gestern, als ich eine Frau war, sie brännten darauf, sich mir zu übergeben; ich erinnere Sie an Ihr Versprechen". Ein Schuss, vom Burschen des Lieutenants abgeschossen, reisst dem Sergeanten das Kepi vom Kopfe; der Deutsche wird dafür von dem zweiten Freischärler mit dem Bajonett durchstochen; dem Lieutenant wird, als er nach einem Revolver greifen will, der Kopf zerschmettert. — Man schlug sich weiter auf den Strassen, schoss aus den Fenstern: Ricciotti Garibaldi und der aus Metz entflohene Hauptmann Riu bringen, geführt von B. Logniot, ihren Handstreich glücklich zu Ende. Der Major Alvensleben erfährt den Ueberfall zu spät. Er kleidet sich eilends an, schwingt sich auf sein Pferd und will mit zwei Adjutanten entfliehen; kaum hat er einige Schritte zurückgelegt, als ihn eine Kugel mitten in die Stirne trifft. „Der Tag war schön . . . . Ruhm Baptiste Logniot!"

Der Verfasser schliesst mit folgenden Worten: „Unglücklicherweise war um neun Uhr alles beendet, und Ricciotti verliess Chatillon. Die Deutschen rächten sich, wie sie sich zu rächen verstehen, an einer wehrlosen Stadt". Er hat vergessen, dass er zu Anfang seiner

Erzählung selbst wenigstens die Honorationen dieses Städtchens des Einverständnisses mit den Freischärlern zeiht, und dass nach seiner eigenen Schilderung die Einwohner den Angreifern hilfreiche Hand leisteten[1]).

In legendenhafter Einkleidung schildert die Gräfin v. Mirabeau einen heroischen Vaterlandsvertheidiger so, dass über der Einkleidung der Held in den Hintergrund tritt, in ihrer kurzen Erzählung: *Die Legende von Ludre*[2]). Auf einem Spazierritt im Mosellande trifft sie unweit des Schlosses der Herren von Ludre auf eine Stelle, wo kleine schwarze Kreuze bei einer Hecke in den Rasen gesteckt sind. Ein fast hundertjähriger Greis erzählt ihr, dass nach einer unwahren Sage die Kreuze vom Himmel herabkamen, als eine Frau von Ludre an dieser Stelle ihren Pfarrer hatte verbrennen lassen; im Wirklichkeit habe der Schutzengel der Familie von Ludre die Kreuze aufgestellt. Er zeigt der Reiterin zwei neue Löcher, die er ihr als schlimmes Vorzeichen erklärt; die beiden erwachsenen Söhne der Familie seien in Gefahr. Ungläubig reitet die Erzählerin von dannen; indess zwei Monate später ist das Moselthal von den deutschen Siegern überfluthet. Freilich sind diese selbst in Schreckensstimmung; in einem Mischmasch von deutschen und französischen Worten drücken sie aus, welch grosse Menge der ihren sie bei Reichshofen verloren haben. Sie rufen: „Mac Hon, todhen! morts! todhen! morts!“ Und ihre Wunden zeigend, wiederholen sie: „Mac Hon! Mac Hon!“ Die beiden Herren von Ludre sind im Felde; der eine weilt als Offizier in Toul. Obgleich er an einer Augenkrankheit leidet, die die aufmerksamste Pflege erheischt, ist er in Kriegsdienst getreten, und hat er die Leitung eines in Toul eingeschlossenen Bataillons übernommen. Der andere ist im Vertheidigungsheere vor Paris. Im Frühling 1871 kommt die Erzählerin wieder nach der geschilderten Stelle: die kleinen Kreuze stehen immer noch da; aber kein neues ist hinzugetreten. Der noch gebrechlicher gewordene Greis erzählt diesmal ihr, die nun auch an seine Sage zu glauben scheint, dass der eine Ludre heil und gesund zurückgekehrt ist; der andere hat, wie er vorausgesehen, sein Augenlicht verloren. Im Traum hat der Alte einen Schutzengel bei ihm gesehen und diesen später in der Wirklichkeit als die Frau des wackeren Offiziers wiedererkannt.

Ein wackerer Patriot ist auch *Der Sergeant* J. Montet's[3]). Der Held wird von seinen Kameraden wegen seiner sieben bis acht

---

[1]) Deutsche Schilderungen des Überfalles von Chatillon s. bei Hirth, III, 3313 ff.

[2]) *La légende de Ludre* in *L'Offrande*, S. 91 ff.

[3]) *Le sergent* in des Verfassers *Contes patriotiques*, S. 51 ff.

Kriegsdenkmünzen und Ehrenzeichen der „Eisenkrämer" genannt. Er hat den Krimkrieg, den italienischen und den Feldzug nach Mexiko mitgemacht. Er nimmt auch an der Sedanschlacht Theil, die der Verfasser als einen „Verrath" bezeichnet: „denn es ist Verrath, mit einem Federstriche hundertfünfzigtausend Mann zu entwaffnen, die nur zu sterben verlangen". Mit den andern Gefangenen wird auch der Sergeant aus der Stadt herausgeführt. Einige Meter ausserhalb derselben wird der Weg, den die Gefangenen zu nehmen hatten, von einem andern geschnitten. Dort stand eine glänzende Gruppe preussischer Offiziere in grosser Uniform; in ihrer Mitte, zu Pferde wie die andern, ein General von mächtigem Wuchs und hochmüthigem Aussehen. Der Sergeant schaut dieser „anmassenden Gruppe" ins Gesicht; das Blut steigt ihm in die Wangen, er reisst im Vorbeigehen alle seine Kreuze und Denkmünzen von der Brust und wirft sie nach dem Gesichte des Generals, trifft aber nur seinen Waffenrock. Er wird sofort von der Begleitungsmannschaft gepackt und umringt; alles erwartet schweigend, was der gekränkte Sieger befehlen würde. Dieser sagt aber nichts, sondern winkt nur einem Soldaten, dem Franzosen seine Dienstauszeichnungen zurückzugeben. Als er die Zurücknahme verweigert, werden sie einem seiner Kameraden übergeben, der sie getreulich bewahrt, auch dann noch, als die beiden in einer Kasematte an der Ostsee untergebracht sind. Erst später nimmt der Held unserer Erzählung seine Denkmünzen zurück, um Tags darauf mit ihnen zu entweichen. Er tritt, glücklich entronnen, in das Heer Faidherbe's ein: in einem der letzten Kämpfe des französischen Nordheeres ereilte ihn der Tod. Man fand alle seine Denkmünzen auf seiner Brust. Nur das Kreuz der Ehrenlegion fehlte; eine Kugel hatte es ihm ins Herz genagelt.

Eine wohl nur erfundene heroische That schildert Gervais, ein ehemaliger Offizier, in seiner Novelle *In Gefangenschaft*[1]). Anlage und Ausführung derselben sind recht mangelhaft. Der in ihr als Berichterstatter auftretende Sergeant stellt in seinem Munde ganz unwahrscheinliche moralische und geschichtliche Betrachtungen an, während er an anderen Stellen in schlichter und einfacher Weise spricht. Ausserdem werden dem Erzähler häufig Gedanken und Beobachtungen untergelegt, die während des Krieges dem französischen Volke ganz fern gelegen haben, ein Fehler, der auch anderwärts in unserer Kriegsnovellistik auftritt. Den Kern der Erzählung bildet das Opfer des Lebens, das ein lediger Unteroffizier einem mit ihm in Mainz in Gefangenschaft befindlichen Familienvater bringt, der bei einem Fluchtversuch einen deutschen Posten ermordet hat, und an dessen Stelle er sich freiwillig und unschuldig

---

[1]) *En Captivité.* Paris, o. J. S. 1, ff.

erschiessen lässt. Das Uebrige ist auf Belehrung ausgehende Schilderung. Der Sergeant ist bei der Uebergabe von Metz in Gefangenschaft gerathen; in Viehwagen wurde er und seine schlecht bekleideten und ernährten Genossen nach Mainz und dort in eine Kaserne gebracht, wo sie einer engen Ueberwachung und nicht unbeträchtlicher Arbeit unterworfen wurden. „Die Deutschen", heisst es S. 30 f., „haben nichts Ritterliches an sich; Takt und Grossmut sind ihnen ungewohnte Empfindungen; der Besiegte ist ihnen nicht, was er uns ist; wir beklagen ihn, sie verachten ihn . . . Man behandelte die gefangenen französischen Truppen wie elendes Vieh, das kaum der Mühe lohnt zu versorgen. Dünkel, Hochmut bis zu völligem Mangel an Menschlichkeitsgefühl waren 1870/71 für die deutschen Behörden kennzeichnend." Es fehlt indess an Angaben, die dies beweisen; denn die angeführten aufgebauschten Schilderungen der Gefangenhaltung der Franzosen bei Sedan und der Erschiessung einiger Bewohner von Bazeilles berichten eben, so weit sie wahr sind, unvermeidliche Härten des Krieges. Was sonst aus Mainz erzählt wird, ist ohne jegliches Interesse. Die eingeflochtene Heldenthat ist von einem der Stubengenossen des Erzählers ausgeführt worden. Der Gerettete hat die Leiche seines Retters nach seiner Heimat bringen lassen, wo dessen Andenken von der gesamten Familie des Befreiten in hohen Ehren gehalten wird.

In die deutsche Gefangenschaft führt auch, aber nur episodisch, die Erzählung Fr. Coppée's: *Verfehlte Heiraten*,[1]) worin ein Hauptmann kurz erwähnt, er sei als Gefangener nach Pommern gebracht und bald darauf durch ein Kriegsgericht zu sechs Monaten Festung verurtheilt worden, weil er einen deutschen Hauptmann angefahren habe, der sich erlaubte, gegen einen kriegsgefangenen Soldaten seiner Batterie die Hand zu erheben. Kaum aus dem Gefängniss entlassen, noch krank und vor Fieber zitternd, hat der Franzose den deutschen Hauptmann in Magdeburg aufgesucht, ihn öffentlich in einem Bierhause gefordert, so dass ein Ausweichen nicht möglich war, und ihn im Zweikampf durch einen Degenstoss in die rechte Lunge getötet. Diese Heldenthat macht den französischen Hauptmann in Saint-Germain, wohin er sich zu seiner Erholung begeben, in seiner Umgebung interessant und führt dann zu einem der beiden Heiratsunternehmen, die den Hauptinhalt der Erzählung bilden.

Eine vollständigere Gefangenenerzählung, die allerdings in ihrem Hauptinhalt über die Kriegszeit hinaus reicht, bringt Siebecker in seinem *falschen Zuaven Jacob*[2]). Der echte Zuave Jakob hat den Marschall Canrobert von einer Lähmung geheilt. Dies bringt einen deutschen

[1]) *Mariages manqués* in *Contes rapides*, Paris 1889. S. 149 ff.
[2]) *Le faux zouave Jacob* in *Récits héroïques*, S. 289.

Oberst, einen Polen, der, von derselben Krankheit heimgesucht, durch die Ärzte keine Heilung gefunden hat, auf den Gedanken, diesen Zuaven zu sich zu bescheiden. Sein Telegramm fällt aber in die Hände eines anderen Zuaven, eines ehemaligen Sergent-Major, der, seitdem er aus der deutschen Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt ist, sich dem Trunke ergeben hat, an dem er später auch zu Grunde geht. Er sieht dem echten Jakob etwas ähnlich, kennt dessen Heilverfahren und übernimmt an seiner Stelle die Reise nach Deutschland, in Begleitung eines elsasser Kameraden, der den Vorzug besitzt, „Stroh hacken", das soll heissen, deutsch sprechen zu können. Die Reise erfolgt auf Kosten des Obersten. Am Bestimmungsorte angekommen, werden die beiden Franzosen von einem Diener mit den Worten empfangen: „Die Herren kommen vom Frankreich" und mit der weiteren Anrede „Ist der Herr nicht Herr hochwohlgeboren, Doctor Soifchacob?" Sie werden darauf in einen Gasthof geführt, dort wohl bewirthet, und dann von der Nichte des Obersten, einer langen hageren Frau mit ernstem Gesicht, empfangen. Die Wohnung des Obersten finden sie mit Perlenrahmen, Perlenleuchtern, Photographien von deutschen Offizieren, einen Stich von Kosciusko, wie er auf dem Schlachtfelde stirbt, ferner mit wie preussische Soldaten aufgestellten Stühlen ausgestattet, vor denen sich kleine Teppiche befinden. Das Ganze glich der Wohnung einer alten Provinzialjungfer vom Jahre 1840. Zu dem der Sprache beraubten Oberst geführt, hält ihm der Zuave vor, dass er ihm während seiner Festungshaft habe zehn Stockschläge reichen lassen, weil er einem dicken Landwehr-Feldwebel, der ihm auf seinen Gruss nicht dankte, einen Tritt irgend wohin versetzt habe. Er will nun dem zitternden Alten die zehn Hiebe wiedergeben; sein Freund hält ihn indess davon ab: die Franzosen müssten ihren alten ritterlichen Ruf bewahren. So kommt der Oberst mit der Angst davon, deren Wirkungen seiner Umgebung als eine Folge der Kur erscheinen. Der falsche Jakob beschäftigt sich dann damit, in der deutschen Stadt verschiedene Studenten anzurempeln; er wird dafür auf die Wache geführt, aber sofort wieder entlassen, als man hört, er sei der „Hochwohlgeboren Herr Doctor Soifchacob". Nachdem die beiden Franzosen Tags darauf den Dank der Nichte erhalten, und der Zuave durch Bestreichungen den Oberst noch einmal in Aufregung gebracht hat, fahren die beiden Biedermänner nach Frankreich zurück. Das empfangene Honorar übergab der ehemalige Sergent-Major der Gesellschaft für Elsass-Lothringen.

Ueber die Kriegszeit hinaus führt auch desselben Verfassers *Hass in Tonkin.*[1]) Bei einem Fabrikarbeiter zu Phramond, einem Dorfe am Fuss des Donon, wohnte vor dem Kriege ein hessischer

[1]) *Une haine au Tonkin* in *Récits héroïques*, S. 217 ff.

Arbeiter, der wie zur Familie gehörig betrachtet wurde. Bei Beginn des Krieges wird er zur Fahne nach Deutschland einberufen und reist dahin ab. Sein Wirth und dessen Bruder treten dagegen in eine französische Freischar ein; nur der Grossvater und die Frauen und Kinder bleiben zurück. Die Franzosen haben die ersten Schlachten verloren. Eines Tags wird der vor der Hausthür seine Pfeife rauchende Grossvater von einem preussischen Soldaten begrüsst, den ersten, den er zu sehen bekommt: es ist Paul, der Hesse, der mit vierzehn anderen Deutschen sich bei ihm einquartiert. Paul wird als des Landes kundig beauftragt, eine Depesche nach Lorquin zu bringen; er nimmt den zwölfjährigen Wirthssohn und dessen gleichaltrigen Vetter als Geisseln mit, für den Fall, dass er Freischärlern begegnet, belastet aber die Knaben unvorsichtiger Weise mit seinem Tornister und Gewehr. Die Knaben machen unbeachtet das Gewehr unbrauchbar, werfen es dann mit dem Tornister dem Soldaten in die Beine, so dass er fällt, und enteilen zu einer Muhme. Tags darauf wird zur Strafe das Haus des Grossvaters bis auf die Mauern niedergebrannt.

Die Knaben sind herangewachsen, entziehen sich dem deutschen Militärdienst wie alle jungen Leute des Ortes, und der Sohn des Fabrikarbeiters tritt in die Fremdenlegion ein. In ihr macht er den Feldzug in Tonkin mit. Bei einem Treffen sieht er einen Kameraden von Chinesen umgeben; er eilt ihm zu Hilfe, befreit ihn, aber eine Kugel zerschmettert ihm die Schulter. Im Lazarett kommt er neben den Geretteten, einen alten Soldaten, zu liegen, und erkennt in ihm den Hessen Paul. Er schwört ihm Rache, trotz der seit dem Kriege verflossenen Zeit. Nach der Genesung soll ein Zweikampf auf Leben und Tod zwischen ihnen stattfinden. Derselbe wird aber überflüssig; denn der Hesse „krepiert" im Hospital am Fieber.

B. Satirische Schilderungen französischer Verhältnisse.

Weniger zahlreich als die in einer Anzahl Proben vorgeführten heroischen Erzählungen, in denen wir einer sehr gemischten Gesellschaft französischer Helden und Heldinnen und einer stattlichen Sammlung deutscher Bösewichter begegnet sind, wirkliche litterarische Leistungen aber nur wenige angetroffen haben, sind kürzere Erzählungen, in denen französische Zustände oder Charaktere gegeisselt werden. Bei mancher der in diese Gattung gehörigen Novellen ist die Satire eine mehr unbeabsichtigte; so insbesondere in den Schriften naturalistischer Verfasser, die nur die nackte Wahrheit darstellen wollen. Herbe Wahrheiten lassen sich nicht sagen, ohne dass ihnen ein satirischer Beigeschmack anhinge, und man kann nicht behaupten, dass bei der Stoffwahl dieser Erzählungen die satirische Wirkung hätte vermieden werden sollen. Bei anderen Erzählungen

liegt die satirische Tendenz und die damit verbundene patriotische Absicht, entdeckte Schwächen zu bekämpfen, offen zu Tage. Ihrem litterarischen Werte nach stehen die hier anzuführenden Erzählungen hoch über dem Durchschnitt der unsern ersten Abschnitt bildenden Heldenerzählungen.

Drei hierher gehörige Novellen finden sich in den Médaner Abenden, einer Sammlung naturalistischer Kriegserzählungen, der wir schon oben (S. 102f.) den Inhalt von Zola's Angriff auf die Mühle und von Alexis' Nach der Schlacht entnahmen.

H. Céard's *Aderlass*[1]) beginnt mit Schilderung der aufgeregten Stimmung der Pariser nach der Erstürmung von Le Bourget durch die Deutschen, am 30. Oktober. Die Bewegung erreicht auch den kommandierenden General (Trochu, der nicht mit Namen genannt wird). Polizeiberichte haben ihm mitgetheilt, dass in den Arbeitervierteln der Aufstand droht. Er hat deshalb seine Stabsoffiziere um sich versammelt. Sie sind gleich ihm der Meinung, dass alles geschehen ist, was geschehen konnte, und dass einige Worte genügen würden, das Volk zu beruhigen. Eine neue Proklamation wird beschlossen, und während sie abgefasst wird, hört man draussen die Kehrverse der Marseillaise singen. Der General verliest die schnell entworfene Kundgebung, worin er die weisen Gründe seines Zögerns, die zahllosen Schwierigkeiten des Widerstandes auseinandersetzt und von Hoffnung, schliesslichem Erfolge, künftigem Triumphe spricht, während ein ironisches Lächeln seine beschnurrbartete Lippe faltet. Zerstreut hören die Stabsoffiziere zu; ein Spötter unter ihnen skizziert die Scene. Während einer Pause der langen Vorlesung hört man draussen vor dem Stabsgebäude Kommandorufe, Wagengerassel, das Gestampf und Geheul einer ungeduldigen Menge. Das Geschrei wird immer grösser, ein Ruf der Bitte und der Drohung übertönt alle übrigen: „Der Durchbruch, der Durchbruch!“

Ein Stabsoffizier tritt auf den Balkon: der Rathhausplatz ist von Nationalgarden dicht besetzt. Die Menge hält den Offizier für den Oberstkommandierenden; beleidigende Rufe und ironischer Beifall schallen ihm entgegen; etwas blass zieht er sich zurück; der gewaltige, wüthende Drohruf: Kapitularden, Kapitularden, tönt ihm nach. „Die guten Wallschnecken!“ sagt er, indem er das Fenster schliesst; „man wird ihnen einen Aderlass beibringen müssen, sonst haben sie keine Ruhe“. Das Wort findet im Kreise der Stabsoffiziere lächelnden Beifall, auch der Oberstkommandierende nickt beistimmend. Noch ist die Verlesung der neuen Kundgebung nicht beendet, da tritt ein junges, elegantes Weib in den Berathungssaal und begrüsst vertraulich den General und seine „Koterie“. Es ist die Maitresse des Komman-

[1]) *La Saignée*, a. a. O., S. 149ff.

danten. Sie nimmt die eben ausgearbeitete Kundgebung in die Hand, durchliest sie mit spöttischen Betrachtungen, und wirft, des Lesens müde, mit einem:

Et patati et patata. Et cetera pantoufle.

das Papier in die Luft. Die Stabsoffiziere schauen verdutzt drein. Der General findet vor innerem Aufruhr keine Worte. Als aber seine Maitresse ihnen allen den Vorwurf an den Kopf wirft, dass sie ihre Kundgebung nicht ernst nehmen, und, sich ein Kepi aufsetzend, die Versammlung für geschlossen erklärt, erhebt er drohend die Faust gegen sie. Sie weicht aus und fordert in familiärer Wendung die anwesenden Herren auf, den Saal zu verlassen, was auch geschieht. Es kommt nun zur Auseinandersetzung zwischen den beiden Zurückgebliebenen. Die Frau, Mme Pahauen, wirft dem General seine Unentschlossenheit vor; zählt alle Mangelhaftigkeiten der Vertheidigung von Paris auf: die Kämpfer ohne Ordnung, die dem Zufall anheim gegebenen Gefechte, die fehlenden Munitionen, die zu kurzen Brücken u. s. w.; und nennt ihm endlich die Reihen der Männer, mit denen sie ihn betrogen, um seine ihr lächerlich erscheinende Eifersucht noch mehr zu reizen. Gleichzeitig dauert der Lärm vor dem Hause fort; man hört die Rufe: Nieder, nieder, Entlassung! Unter dem doppelten Eindruck der ihn treffenden Vorwürfe gewinnt der General endlich die nöthige Entschlossenheit, um die Geliebte zu verjagen; selbst ihre Drohung, nach Versailles zu den Preussen zu gehen, ändert seinen Entschluss nicht mehr. Als sie fort ist, athmet er auf; seine Machtfülle berauscht ihn. Indessen wird vom Platze aus in den Saal geschossen. Ruhig schliesst er das Fenster, und der Menge die Faust weisend, ruft er aus:

A nous deux maintenant!

Des andern Tags ist der Aufstand besiegt, die Führer desselben sind verhaftet, die Zeitungen unterdrückt, und Frau von Pahauen wird aus den französischen Linien herausgebracht. Traurig bleibt der General zurück; er kann die Sehnsucht nach der Vertriebenen nicht unterdrücken. Er ist auch nicht der einzige Traurige. Durch ihr heiteres Temperament und ihr familiäres Wesen hat die vornehme, in allen Lastern erfahrene Kokette, als Krankenpflegerin und als Begleiterin des Kommandanten auf allen seinen Besichtigungen, überall zu bezaubern und zu begeistern verstanden: sie fehlt dem ganzen Heere ebenso sehr, wie dem obersten Befehlshaber. Im Uebrigen wird sie von Céard genau in der für Frauen ihres Standes in den französischen Romanen hergebrachten Weise geschildert, von der weder die pariser Autoren noch ihr Leserkreis übersättigt werden zu können scheint. Der Kommandant dagegen tritt auf als ein ehrgeiziger Streber, dem es an Kenntnissen und Talent nicht fehlt, dem aber die Entschlossenheit und die Fähigkeit gebricht, sich

schnell in gegebene Verhältnisse zu finden und aus ihnen Nutzen zu ziehen.

Frau von Pahauen findet in Versailles nicht, was sie dort suchte. Sie fällt in die Hände einer gewissenlosen Elsasserin, die ehemals das Gewerbe einer Hebamme nicht allzu ängstlich ausgeübt hat, und die nun einen Gasthof mit Schankwirthschaft besitzt, nebenbei auch Kuppelgeschäfte betreibt. Den Franzosen macht sie sich durch geheuchelte patriotische Redensarten annehmbar, die Deutschen sind ihr lieb und werth als willkommene Miether ihrer theuren Zimmer und als gute Abnehmer ihrer gefälschten Spirituosen und Weine. Diese ehrenwerthe Frau Worimann wünscht in ihrem Herzen nichts sehnlicher, als eine pariser Belagerung auf Ewigkeit. Sie plündert ihre neue Mietherin in der schamlosesten Weise aus. Aber auch sonst ist Frau von Pahauen nicht glücklich. Freudenmädchen waren in Versailles nicht selten, und ihre pariser Berühmtheit übte auf die davon nichts ahnenden deutschen Offiziere keinerlei Anziehung aus. Die erwarteten Huldigungen bleiben darum aus. Sie bemerkt infolge bei ihr eintretenden Mangels an Verschönerungsmitteln sogar mit Schrecken, dass sie zu altern beginnt. Allmählich tritt bei ihr auch Geldmangel ein; die Wirthin, die darauf gelauert, will sie für eine bestimmte Summe einem deutschen höhern Offizier verschachern. Dagegen bäumt sich ihr Stolz auf: sie, deren Launen sich das ganze französische Heer beugte, die früher für einen Kuss Familien zu Grunde richtete und Bankiers zum Bankerott brachte, soll wie eine gewöhnliche Dirne für einen bestimmten Preis ihr Lächeln an einen Landesfeind verkaufen! Niemals. Ihr eigner Verfall lässt sie zum ersten Mal das Unglück ihres Vaterlandes mitempfinden, ihr Patriotismus wird mächtig erregt, und zornig sieht sie Preussen an ihrem Fenster mit Hurrahruf vorbeimarschieren. Mit schmerzvollem Entsetzen hört sie von neuen deutschen Siegen, sieht sie den Beginn der Beschiessung von Paris. Sie will nun unter allen Umständen nach Paris zurück. Um dies zu erreichen, geht sie auf den Vorschlag ihrer Wirthin ein, unter der Bedingung, dass ihr deren Schutzbefohlener die Rückkehr nach Paris ermögliche. Ihr Wunsch wird erfüllt.

Während dessen ist in Paris Mangel an Nahrungsmitteln eingetreten. Die Fleischportionen sind immer kleiner geworden; der Bäcker wird durch den Chemiker vertreten; Hunde, Katzen und Ratten, mit Widerwillen gekauft, ohne Butter zubereitet, mit Ekel verzehrt, vermehren die Magenkrankheiten. Es gibt keine Milch mehr; die Kindersterblichkeit macht Riesenfortschritte. Die Beschiessung und die Kälte erhöhen die Leiden der pariser Bevölkerung. Alle Nachrichten bleiben aus. Begeisterung und Hoffnung schwinden. Der Kommandant unterlässt allmählich seine wortreichen Kund-

gebungen. Die Nachrichten, die er erhält, sind schlecht; ein durch die feindlichen Linien gedrungener Bote berichtet die beklagenswerthesten Einzelheiten. Der Gedanke an Uebergabe beginnt sich bei ihm einzuschmeicheln. Er will sich indess aus eigner Anschauung überzeugen, ob nicht dennoch ein heroischer Durchbruch ausführbar ist. Vom Triumphbogen aus schaut er nach der Umgebung, melancholisch sich an die verlorene Geliebte erinnernd, die ihn für das Fehlen von Ruhm trösten würde, zu dem er sich verbannt sieht. Da meldet ihm ein Telegramm, dass an der Sèvresbrücke ein Parlamentär für die Frau von Pahauen Einlass begehrt. Mit Freuden genehmigt er denselben. Er stürzt in die Arme der Vermissten, die er in das Generalstabsgebäude hat bringen lassen; aber sie bleibt ernst und kühl. Sie wirft ihm vor, dass er noch immer keinen Durchbruch durch das Belagerungsheer unternommen; sie widerholt das Gerede, die falschen Nachrichten, all die einfältigen Erzählungen, die ungereimten Erfindungen, die unwahrscheinlichen Einzelheiten, die sie in Versailles gehört; sie hält ihm das Elend der Pariser vor, sie fasst ihn beim Ehrgeiz und weiss wirklich eine Art Siegesstimmung bei ihm zu erwecken. Er entschliesst sich zu einem letzten Versuch mit allen Mitteln, auch unter Verwendung der Nationalgarde, und er gedenkt dabei der Worte seines Stabsoffiziers: „Diese guten Wallschnecken; man muss ihnen zur Ader lassen". Er sagt der Frau von Pahauen das Unternehmen zu. Sie springt ihm vor Freuden an den Hals und bittet nur noch um einen guten Platz, wo sie das alles ohne Gefahr sehen könne.

„Acht Tage später fand der Ausfall[1]) statt, tappend im Nebel. Des Abends, nach einem Tage des Bangens und der Erwartung, bei dem flüchtigen Lichtschein von Streichhölzern las man an den Bürgermeistereien die genaue Meldung des endgiltigen Misserfolges, der unvermeidlichen Uebergabe. Zugleich verlangten die Anschläge Männer, Pferde und Wagen, um die Todten und Verwundeten der Nationalgarde dem Kothe zu entreissen, die da oben in den Wäldern aus allen Adern blutete."

In eine niedrigere Sphäre führt L. Hennique in seiner *Affaire der grossen Numero 7*[2]). Die Satire ist hier noch weniger ausgesprochen als in Céard's Erzählung; aber es ist nicht möglich, in der Hennique'schen Schilderung die absichtslose Darstellung einer Schattenseite des französischen Soldatenlebens zu sehen.

Der Verfasser führt uns in eine kleine, verlorene Garnisonstadt, deren Besatzung nicht daran glaubt, je mit dem Feinde in Berührung zu kommen. „Diese immer angemeldeten, nie sichtbaren

[1]) Die Schlacht am Mont Valérien vom 19. Januar 1871.
[2]) *L'affaire du grand 7* in *Soirées de Médan*, a. a. O. S. 225.

Preussen werden sich schwerlich um unser Nest und seine dreitausend Mann Unbequemlichkeiten machen". Ein Soldat, dem aus der Heimat Geld zugeflossen, ist aus der Kaserne entwischt. Abends um elf Uhr kehrt er schwer verwundet in seine Stube zurück; seine Zimmergenossen lauschen ihm, ehe er stirbt, nur noch die Mittheilung ab, dass der Wirth der grossen Nummer 7, eines Bordells, den tötlichen Schlag gegen ihn geführt. Empört greifen sie zu den Waffen; die ganze Kaserne, die Wachen folgen ihnen, auch die Bewohner einer anderen Kaserne, die Artilleristen, schliessen sich an; die ganze Garnison ist in Aufruhr. Die Numero 7 wird bestürmt, beschossen. Der Bordellwirth ist entflohen; an seiner Stelle finden die Insassinnen seines Hauses sämtlich ihren Tod. Auch einen Offizier, der bei dem Lärm herbeigeeilt ist und seinem Unwillen Ausdruck verleiht, trifft die Kugel eines Soldaten. Die übrigen Offiziere versammeln sich bei ihrem Kommandanten, um zu erfahren, wie dem Aufstande zu begegnen sei. Sein Bescheid lautet: abwarten! Er entlässt sie mit sarkastischem Lächeln in seinem weissen Schnurrbart und sagt: „Ihr versteht das nicht! Lassen wir eine Woche vergehen, und wir werden sehen, wer die Sache bedauern wird. Diese Kerle sind dümmer wie Kinder . . . Sie haben ihr Spielzeug zerbrochen".

Die Hauptscene, die Ermordung der Freudenmädchen, ist nachdrücklich, mit aller Unbarmherzigkeit eines rohen Naturalismus ausgemalt, und es lässt sich ihr deutlich das Behagen des Verfassers an Schilderung eines obscönen Stoffes anmerken.

Eine ebenso zweifelhafte Heldin wie in Alexis' *Nach der Schlacht*, welche Erzählung wir auch hier hätten einflechten können, findet sich in Guy de Maupassant's *Fettkugel*[1]). Die Hauptrolle spielt hier ein Mädchen der Halbwelt, eine gewöhnliche Dirne, die aus ihren etwas fetten Reizen (daher ihr Beiname: Fett-, oder genauer, Talgkugel) einen Erwerbszweig gemacht hat. Ihr Arbeitsfeld ist die normannische Hauptstadt Rouen. Auch dort sind die Preussen eingerückt. Die biederen Rouener Freischärler und Nationalgarden sind vor ihrer Ankunft spurlos verschwunden. Manche dunkle Rachehandlungen werden an den Eindringlingen verübt, doch stellt sich im allgemeinen zwischen ihnen und den Einwohnern ein leidliches Verhältniss heraus. „In vielen Familien speiste der einquartierte deutsche Offizier mit am Tische. Er war „manchmal" gut erzogen, beklagte aus Höflichkeit Frankreich, und verlieh seinem Widerwillen an der Theilnahme am Kriege Ausdruck. Man war ihm für diese Empfindung dankbar; ausserdem konnte man den einen oder andern Tag seines Schutzes bedürfen. Wenn man ihn schonte, erhielt man vielleicht ein paar Mann weniger zu beköstigen

[1]) *Boule de suif* in *Soirées de Médan*, S. 53 ff.

Und warum jemand verletzen, von dem man gänzlich abhing? So zu handeln wäre weniger Tapferkeit als unbesonnene Verwegenheit gewesen. — Und die Verwegenheit ist kein Fehler der Rouener Bürger mehr, wie zur Zeit der heroischen Vertheidigungen ihrer Stadt. — Man sagte sich endlich, dass man wohl in seinem Heim höflich sein konnte, wenn man sich nur nicht öffentlich mit dem fremden Soldaten vertraut zeigte. Ausserhalb kannte man sich nicht, aber im Hause plauderte man gern, und der Deutsche blieb jeden Tag länger, um sich am gemeinsamen Herde zu wärmen.“ „Die Stadt gewann ihr gewöhnliches Ansehen wieder. Die Franzosen gingen wenig aus, dafür wimmelten die preussischen Soldaten auf den Strassen umher. Die Offiziere, die blauen Husaren, die ihre grossen Mordwerkzeuge anmassend auf dem Pflaster herumschleppten, schienen übrigens für die einfachen Bürger nicht unendlich viel mehr Geringschätzung zu hegen, wie die Chasseuroffiziere, die ein Jahr früher in denselben Kaffeehäusern verkehrten.“ „Da endlich die Fremden keine der Schauerthaten verübten, die das Gerücht ihnen auf ihrem Triumphmarsche zugeschrieben hatte“, so wagte sich selbst der Handel wieder hervor, und man benutzte namentlich den Einfluss deutscher Offiziere, um sich Erlaubnissscheine zum Reisen zu verschaffen.

So hatten denn auch ein französischer Graf, ein reicher Weinhändler und ein Baumwollenfabrikant, mit ihren Gattinnen, zwei Nonnen, ein Demokrat und unsre Heldin die Erlaubniss zur Abreise erhalten. Sie fuhren gemeinsam in einem schwerfälligen Omnibus von demselben Gasthofe ab. Bei dem tiefen Schnee und der Ungefügigkeit des Fuhrwerks ging die Fahrt nur langsam von Statten. Ausser „Fettkugel“ hat niemand daran gedacht, etwas zum Essen mitzunehmen. Als sie daher ihren Mundvorrath herausnimmt, schauen ihr die andern mit sehnsüchtigen Blicken zu. Sie bietet gutmüthig von ihren reichlichen Speisen an. Die Würde verbietet aber ihren Reisegefährten von ihr etwas anzunehmen; indess der Hunger unterdrückt allmählich das Würdegefühl, und nachdem der Demokrat den Anfang gemacht, nehmen Graf und Gräfin, Nonnen, Bürger und Bürgerfrauen die dargebotenen Speisen dankbar an. Die Gesellschaft ist endlich nach vierzehnstündiger Fahrt in Tôtes angelangt und wird von dem im Gasthaus einquartirten Besatzungskommandanten, einem jugendlichen Husarenoffizier, in Empfang genommen, dem die Pässe vorzuweisen sind. Aus ihnen ersieht er das Gewerbe der „Fettkugel“. Er beschliesst sie zu einer Ausübung desselben zu veranlassen, und als sie dem aus Patriotismus widersteht, untersagt er der ganzen Gesellschaft so lange die Weiterfahrt, bis das Mädchen nachgegeben habe. Sie wird für ihr patriotisches Verhalten von ihren Reisegenossen auf das Wärmste belobt. Die Männer machen darauf einen Rundgang durch die Ortschaft, um dabei nach dem

Kutscher zu suchen. Mit Staunen sehen sie einen preussischen Soldaten Kartoffeln schälen, einen zweiten einen Barbierladen waschen, während ein dritter, bärtig bis an die Augen, ein kleines weinendes Kind küsst und auf seinen Knieen wiegt, um es zu beruhigen. Die dicken Bäuerinnen, deren Männer im französischen Heere standen, deuteten ihren gehorsamen Besiegern die zu leistenden Arbeiten, wie Holzspalten, Suppe anrichten, Kaffee mahlen durch Zeichen an. Einer wusch sogar seiner Wirthin, einer alten Grossmutter, die Wäsche. Den Kutscher findet man in dem Dorfcafé brüderlich mit dem Offizierburschen bei Tische sitzend. Allmählich wird der Gesellschaft die Zeit in Tôtes lang. Da am zweiten und dritten Tage immer noch keine Erlaubniss zur Fortsetzung der Reise erfolgt, ändert sich ihre Stimmung vollständig. Der Graf unternimmt es, die Heldin zur Nachgiebigkeit umzustimmen; die mitreisenden Damen zeigen ihr schmollende Gesichter. Aber erst als auch die frommen Schwestern von den Opfern sprechen, die oft Heilige zum Wohle der Menschheit gegen bessere Ueberzeugung gebracht, lässt sie sich bereden. Während „Fettkugel" bei dem deutschen Offiziere weilt, ergeht sich die übrige Gesellschaft in heiter belebten Gesprächen; zur Feier der bevorstehenden Erlösung wird ein besserer Wein getrunken, und des Nachts ergreift die Ehepaare eine erregte erotische Stimmung. Der Abfahrt steht am folgenden Tage nichts mehr entgegen. Diesmal hat aber „Fettkugel" in tiefer Niedergeschlagenheit vergessen, sich mit Nahrungsmitteln zu versorgen, während alle übrigen reichlich mit solchen versehen sind. So sehnsüchtig sie auch nach dem Essen der andern schaut, niemand gönnt ihr ein freundliches Wort, niemand denkt daran, ihr durch eine Gegengabe seinen Dank abzustatten. Weinend und hungernd muss sie bis zur Ankunft in Dieppe ausharren.

Die Erzählung hat einen ungewöhnlichen Erfolg gehabt. Ein Maler, Boutigny, hat die Heldin im Augenblick, wo sie verlegen den von Rouen abfahrenden Wagen besteigen soll, um mit der geschilderten Honoratiorengesellschaft abzureisen, in einem Gemälde verherrlicht; die französische Regierung hat dasselbe angekauft und dem vom Schauplatze der Handlung etwas abgelegenen Museum von Carcassone überwiesen, hoffentlich nicht zur Belehrung der unreifen Jugend, die, wie mich der Augenschein überzeugte, dieses an Nacktheiten besonders reiche Museum fast ausschliesslich bevölkert.

An diese naturalistischen Erzählungen lassen sich einige der realistischen Montagserzählungen A. Daudet's anreihen. Die eine derselben: *eine Partie Billard*[1]), geisselt die Gewissenlosigkeit

---

[1]) *Une partie de billard,* a. a O. S. 13ff. Uebersetzt von Gerstmann, A. Daudet, S. 133ff, wo S. 130f. dem Kriegsjahre und seinem Einflusse auf Daudet ein besonderer Abschnitt gewidmet ist.

eines höheren französischen Offiziers. Zwei Tage hat man sich herumgeschlagen. Die armen Soldaten haben die Nacht mit dem Tornister auf dem Rücken unter strömenden Regen verbracht; man lässt sie drei Stunden lang unthätig, Gewehr bei Fuss, in den Lachen der Landstrassen, im Kote der aufgeweichten Felder stehen. Auf das tiefste ermüdet, mit durchnässter Kleidung, drängen sie sich eng aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen und sich aufrecht zu erhalten. Manche schlafen stehend; ihre Ermattung und ihre Entbehrungen lassen sich ihnen auf den Gesichtern ablesen. Ihre nach dem Walde gerichteten Kanonen scheinen auf etwas zu warten; die versteckten Kugelspritzen schauen starr zum Himmel auf; alles scheint zum Angriff bereit. Warum wird aber nicht angegriffen? Es fehlt an Befehlen, und das Hauptquartier sendet keine. Dasselbe ist aber nicht fern; es liegt in einem prachtvollen Schlosse, an dem nichts bemerken lässt, dass es von seinen Besitzern verlassen ist. Der Regen, der da unten bei den Soldaten einen so tiefen Schmutz erzeugt, fällt hier als zierlicher Guss herab, der das Roth der Ziegeln, das Grün der Anlagen nur um so glänzender hervortreten lässt. Die Pferde ruhen im Stalle, Offizierburschen stehen müssig an den Küchenthüren oder rechen gelassen den Sand der Gartenwege. Im Speisesaale herrscht laute Unterhaltung, erschallt fröhliches Gelächter. Der Marschall spielt seine Partie Billard, und deshalb muss das Heer auf die Befehle warten. Das Billard ist die schwache Seite des grossen Kriegsmannes. Er ist mit ganzer Seele dabei, ernst wie auf dem Schlachtfelde; die Adjutanten bewundern jeden seiner Stösse. Sein Partner ist ein kleiner geschniegelter Stabsoffizier, ein ausgezeichneter Billardspieler, der sich bemüht, nicht zu gewinnen, aber auch nicht zu leicht zu verlieren: ein Offizier, der eine Zukunft hat. Wenn er seine Partie geschickt zu Ende führt, langsam vorspielend, so hat er für seine Beförderung mehr gethan, als wenn er draussen mit den andern im strömenden Regen seine schöne Uniform beschmutzte, das Gold seiner Achselschnüre um ihren Glanz brächte, Befehle erwartend, die nicht eintreffen. Das Spiel ist im besten Gange. Plötzlich steigt die Flamme eines Kanonenschusses zum Himmel. Alles zittert, man sieht sich unruhig an. Nur der Marschall hat nichts gehört und nichts gesehen; auf sein Billard geneigt, bedenkt er die Wirkung einer von hinten zu nehmenden Kugel, seine Hauptstärke. Ein neuer Blitz und noch einer. Die Kanonenschüsse folgen immer rascher auf einander. Die Adjutanten eilen an die Fenster. Sollten die Preussen angreifen? „Mögen sie angreifen", sagte der Marschall, seine Kugel aufsetzend; „Sie sind daran, Herr Hauptmann." Der Stab bebt vor Bewunderung. Turenne auf einer Lafette schlafend, ist nichts gegen diesen Marschall, der während eines Gefechtes so

ruhig bei seinem Billard bleibt. . . Der Lärm nimmt zu. Kanonendonner mischt sich in das Knattern der Kugelspritzen und das Rollen des Rottenfeuers. Der Hintergrund des Parkes ist geröthet, die Rosse, Pulver riechend, bäumen sich im Stalle. Das Hauptquartier wird lebendig; Depesche auf Depesche trifft ein; Eilboten reiten mit verhängten Zügeln heran, man frägt nach dem Marschall. Er ist nicht zu sprechen. Sein Partner hat zerstreute Augenblicke, er gewinnt fast die Partie. Der Marschall wird darüber wüthend; Ueberraschung, Unwille malen sich auf seinem männlichen Gesichte. Ein kotbespritzter Adjutant sprengt heran, er lässt sich nicht zurückhalten und dringt auf die Freitreppe vor. Der Marschall wird darüber roth vor Wuth wie ein Kampfhahn, und heisst ihn auf Befehle warten. Das geschieht; auch die Soldaten warten, während ihnen der Wind den Regen ins Gesicht peitscht. Ganze Bataillone werden niedergeschmettert, während andere unthätig bleiben, Gewehr bei Fuss: sie haben keine Befehle. Da man zum Sterben keine Befehle nöthig hat, fallen die Männer zu hunderten hinter den Büschen, in den Gräben, im Angesicht des ruhigen Schlosses. Selbst die Gefallenen zerfleischt noch der Kugelregen, aus ihren Wunden strömt das edle Blut Frankreichs. . . Auch da oben im Schlosse geht es heiss her, der Marschall macht Fortschritte, der kleine Hauptmann wehrt sich wie ein Löwe. Das Schlachtengewühl nähert sich; der Marschall spielt nur noch um eins. Schon fallen die Kugeln in den Park, eine berstet über dem Teich. Es ist der letzte Schuss. . . Stillschweigen tritt ein; man hört nur noch das Tröpfeln des Regens und etwas wie das Gestampfe einer eilenden Herde. . . „Das Heer ist in voller Flucht. Der Marschall hat sein Spiel gewonnen“.

Daudet's humoristische *Vertheidigung von Tarascon*[1]) ist von gleicher Frische. Bis zur Sedanschlacht waren die Tarasconer ruhig geblieben: Für die stolzen Söhne der Alpinen starb da oben (in Nordfrankreich) nicht das Vaterland, sondern das Kaiserreich und seine Soldaten. Aber nach dem vierten September erwachte Tarascon. Man begann mit einer Kundgebung der Liedertäfler. Die Musik wird ja im Süden mit wahrer Wuth gepflegt: in Tarascon singen alle Fenster; alle Balkone werfen dem Vorübergehenden Romanzen an den Kopf. In jedem Laden seufzt eine Guitarre; die Pharmazeutenlehrlinge bedienen trillernd ihre Kunden. Die Liedertafel zum hl. Christoph hatte den Vorzug, mit ihrem dreistimmigen Chor: „Lasst uns Frankreich retten“, zuerst in die nationale Bewegung einzutreten. Damit war der Anstoss gegeben. Nun tönte keine Guitarre, keine Barkarole mehr; die spanische Laute wich der Marseillaise, und

[1]) *La défense de Tarascon* in *Contes du lundi*, S. 73 ff.

zweimal wöchentlich drängte man sich auf der Esplanade, um den Gymnasialchor den *Chant du Départ* anstimmen zu hören. Aber man ging noch weiter. Nach den musikalischen Kundgebungen kamen die historischen Aufzüge zum Besten der Verwundeten. Es giebt nichts anmuthigeres, als diese tapfere tarasconer Jugend in weiten und engen Stiefeln mit grossen Hellebarden und Schmetterlingsnetzen galoppieren zu sehen. Den Glanzpunkt bildete ein patriotisches Reiterfest: „Franz I. in der Schlacht bei Pavia". Patriotische Thränen funkelten in den Augen aller Zuschauer. Die Schauspieler, die Lieder, die heisse Sonne der Provence und die frische Luft des Rhonestromes berauschten alle Köpfe. Die Aufrufe der Regierung brachten die Begeisterung auf den höchsten Gipfelpunkt. Die Leute redeten einander nur noch mit drohender Geberde an, mit auf einander gepressten Zähnen, die Worte wie Kugeln ausstossend. Die Unterhaltungen rochen nach Pulver. Man musste die Tarasconer im Wirthshause beim Mittagmahle hören: „Was machen denn die Pariser und ihr verd . . . Trochu. Niemals brechen sie durch! Ja, wenn das Tarascon wäre! . . trr!" . . Und während Paris sein Haferbrot herunterwürgte, vertilgten die tarasconer Herren schmackhaften Hühnerbraten mit edlem Pabstwein begossen, und leuchtend, voll gestopft, mit Fleischtunke bis an die Ohren, riefen sie: „Aber macht doch endlich Euren Durchbruch!" . . Inzwischen rückten die „Barbaren" immer weiter nach Süden vor. Schon brachten die wohlriechenden Kräuter des Rhonethales die Stuten der Ulanen zu freudigem Wiehern. „Bereiten wir uns zur Vertheidigung vor", lautete nun die Tarasconer Losung. Im Handumdrehen war die Stadt gepanzert, mit Verhauen und Kasematten versehen. Jedes Haus wurde eine Festung. Vor dem Laden des Waffenschmiedes befand sich ein zwei Meter tiefer Laufgraben mit Brückenaufzug. Am beträchtlichsten waren die Vertheidigungsarbeiten beim Klub; die Theaterwirthschaft war uneinnehmbar, die Esplanade unterminirt! Die Barbaren würden es sich wohl überlegen, Tarascon anzugreifen. Die anfangs gegründeten Freischaren wandelten sich infolge eines Regierungsbefehls in ein Bataillon ehrbarer Nationalgarde um, unter dem Oberbefehl des wackeren General Bravida, eines ehemaligen Capitain d'armes. Eine neue Verfügung bewirkte die Zerlegung der Nationalgarde in eine Feld- und in eine sesshafte Abtheilung: in Feld- und Gartenkaninchen, wie der Steuereinnehmer Pegoulade witzig bemerkte. Die Feldkaninchen spielten anfangs die schönere Rolle. Während die Gartenkaninchen bescheiden die ausgestopfte Eidechse des Museums behüteten, übten sie auf der Esplanade unter der Bewunderung der Tarasconerinnen, von denen dort nicht eine fehlte. Als aber die Feldkaninchen auch nach drei Monaten immer noch nicht ausrückten, liess die Begeisterung für sie nach. Die tapferen Nationalgardisten verlangten

nun selbst stürmisch den Ausmarsch. Ihr General ging zum Bürgermeister; dieser war aber ohne Befehle; er geht nach Marseille zum Präfekten; durch einen glücklichen Zufall gelingt es ihm, dort den richtigen zu finden. Er trägt ihm den dringenden Wunsch seiner Mannschaft vor, auszurücken; dieser aber zeigt ihm lächelnd die jammernden Eingaben, die seine Feldkaninchen an die Präfektur gerichtet, um zu Hause bleiben zu können. Solche Leute kann man nicht ins Feld schicken. Etwas kleinmüthig kehrt Bravida nach Hause zurück. Dort hat man inzwischen einen Abschiedspunsch veranstaltet. Der General mag protestieren wie er will; auf den Punsch ist subskribiert worden, er muss getrunken werden. So findet denn die Abschiedsfeier in den Sälen des Rathhauses statt, und bis in den hellen Tag hinein ertönen die Trinksprüche, patriotischen Lieder und Reden. Jeder wusste, dass die Feldkaninchen zu Hause blieben, dies hinderte aber nicht, dass alles schliesslich bis zu Thränen gerührt war; und alle Welt war dabei aufrichtig, sogar der General! . . .

Mehr melancholisch als satirisch ist Daudet's Augenblicksbild: *Das Konzert der achten Kompagnie.*[1]) Seit drei Tagen (30. November bis 2. Dezember) schlug sich das Heer Ducrots bei Champigny, und der Nationalgarde wurde eingeredet, sie hätte die Reserve zu bilden. Alle Bataillone aus den Vierteln von Marais und St. Antoine lagerten in Baracken auf der Daumesnilstrasse. Nichts trauriger als dieses Lager unter Fabrikschornsteinen und leeren Bauhöfen, nichts eisiger, schmutziger als diese langen Baracken auf dem trocknen, harten Dezemberboden, mit ihren schlecht schliessenden Fenstern, immer offenen Thüren und qualmenden Lampen, worin man weder lesen, noch schlafen, noch sitzen kann. Die stumpfsinnige Unthätigkeit in der Nähe einer Schlacht hatte etwas schimpfliches, entnervendes. Der ganz verfrorene Erzähler wird in die Baracke der achten Kompagnie eingeladen, wo ein Konzert veranstaltet wird. Sie war etwas mehr erhellt als die übrigen, voller Menschen; auf Bajonettspitzen aufgesteckte Lichter warfen ihren Schein auf die gewöhnlichen, von Trunkenheit, Kälte und Müdigkeit verthierten Arbeiterköpfe. In einer Ecke schläft die Marketenderin mit offnem Munde auf einer Bank hinter ihrem mit leeren Flaschen und schmutzigen Gläsern bedeckten Tische zusammengekauert. Man singt. Liebhaber steigen einer nach dem andern auf die improvisirte Bühne, und deklamiren mit jenen schnarrenden, rollenden Stimmen, die man gern beim Klappern des Werkzeugs hört, die aber auf der Bühne lächerlich und abstossend wirken. Ein denkender Arbeiter, ein langbärtiger Maschinenbauer, besingt die Leiden des Proletariers mit einer Kehlstimme, in der die Internationale all ihren heiligen Zorn hinein-

---

[1]) *Le concert de la huitième* in *Contes du lundi*, S. 172 ff.

gelegt hat; ein andrer singt schläfrig das berühmte Lied von der Kanaille: *C'est la canaille . . . Eh bien . . . j'en suis.* Zwischenein hört man das Schnarchen der in den Winkeln Schlafenden. Plötzlich bringt ein weisser Blitzstrahl die rothe Flamme der Lichter zum Bleichen, und ein Knall, dem rasch andre folgen, erschüttert die Baracke. Die Schlacht beginnt von Neuem. Doch was ging das die Herren Musikliebhaber an? Das Konzert nimmt einen noch begeisterteren Verlauf. Ein Sänger verdrängt den andern. Ein dichtender Tapezier, eine Berühmtheit des Viertels, trägt mit einem Sprachfehler die eigne Dichtung vor: den Selbstsüchtigen, mit dem Kehrvers: „Jeder für sich". Draussen singt die Kanone ihren tiefen Bass zu den Trillern der Kugelspritze, von den Verwundeten, die vor Kälte im Schnee sterben, von dunklem Tode, der durch die Nacht eilt; in der Baracke werden ausgelassene Schwänke vorgetragen. Ein alter Lustigmacher wird mit Bravo's und Da Capo's überhäuft, seine zweideutigen Scherze erheitern alle Gesichter; die von Aller Augen verschlungene Marketenderin erwacht und wälzt sich ebenfalls vor Lachen. Der Erzähler verlässt angeekelt die Baracke. Langsam geht er an die Seine. Auf dem Wasser sieht er ein Kanonenboot sich abarbeiten, um stromaufwärts zu gelangen. Wüthend schlägt dasselbe mit seinen Rädern das Wasser, ohne von der Stelle zu kommen. Endlich ist das Hinderniss beseitigt, und mit dem Rufe der Schiffsleute: „Es lebe Frankreich" setzt es seine Fahrt fort. Welch ein Kontrast mit dem Konzert der achten Kompagnie!

Zwei der hieher gehörigen Daudet'schen Montagserzählungen liegen mit ihren Stoffen zwar wieder nach dem Feldzuge, behandeln aber die Nachwirkungen desselben, so dass ihre Aufnahme in unserer Aufzählung keiner Rechtfertigung bedarf. Die eine, *Die Fähre,*[1]) nimmt die in Frankreich schon während des Krieges oft beklagte selbstsüchtige und unpatriotische Hart- und Engherzigkeit der französischen Bauern zum Vorwurf, die in einem Beispiel grell beleuchtet wird.

An Stelle einer zerstörten Seinebrücke ist eine Fähre getreten, auf der man Wagen und Pferde, Menschen und Zugthiere über das Wasser setzt: Wagen, Gespann und Vieh in der Mitte, die Menschen zur Seite. Fährmann ist ein junger Schiffer, der aber aus dem Feldzuge, den er als Artillerist mitmachte, mit Rheumatismen, einem Bombensplitter im Schenkel und zerhacktem Gesicht zurückgekehrt ist. Früh Morgens stellen sich zur Ueberfahrt ein: eine Bäuerin mit zwei grossen Körben unter den Armen, dann eine Frau, die mit sanfter, thränenreicher Stimme einen sonnverbrannten, verwitterten

[1]) *Le bac* in *Contes du lundi,* S. 110 ff.

alten Bauern im Sonntagsstaate anfleht, er möge mit ihrem Manne Mitleid haben, ihm die Pfändung durch den Gerichtsvollzieher ersparen. Sie findet kein Gehör. Grimmig erzählt der Bauer der auf der Fähre befindlichen Landfrau, dass ihm der Mann der Bittenden vier Miethszinsen und den Wein schuldig sei. Er sei ein Dummkopf, der mit den Preussen hätte vorzügliche Geschäfte machen können, aber dies nicht wollte. Statt ihnen wie die andern Gastwirthe so viel als möglich zu verkaufen, hat er seine Wirthschaft geschlossen und sich für seine Unverschämtheiten ins Gefängniss stecken lassen. Was ging ihn denn die ganze Soldatengeschichte an! Ihm soll es beigebracht werden, den Patrioten herauszukehren. Die Bäuerin hört ihm zu, wie er roth vor Entrüstung seinem Zorne Ausdruck verleiht, und stimmt ihm bei. Es ist unsinnig, dem Glücke den Rücken zu kehren. Der Fährmann glaubt einige Worte zu Gunsten des Verurtheilten sagen zu sollen, muss aber nun ebenfalls die Vorwürfe des alten Bauern über sich ergehen lassen. Er sei ebenfalls einer von den Patriotennarren; mit fünf Kindern auf dem Halse und ohne einen Groschen habe er sich einfallen lassen, ohne Noth Kanonen abzuschiessen. Wozu habe ihm das gedient? Das Gesicht habe er zerschlagen bekommen, eine gute Stelle verloren, und nun müsse er wie ein Zigeuner in der Baracke eines Fährmanns hausen, wo seine Kinder allen Winden Preis gegeben sind. Auch er sei ein Dummkopf. Und der Fährmann muss blass vor Zorn und schweigend seinen Ingrimm an dem Ruder auslassen; eine Antwort könnte ihn um seine Stelle bringen, denn der dicke alte Bauer ist eine Autorität im Lande: er gehört dem Gemeinderathe an.

Nach dem in deutschen Besitz gelangten Elsass führt die letzte hier zu besprechende Daudet'sche Erzählung *Die Vision des Colmarer Richters*,[1]) in der einen Elsasser, der für Deutschland optiert hat, eine gespenstige Rache trifft. Bevor er dem Kaiser Wilhelm seinen Eid geleistet, war der Colmarer Richter Dollinger der glücklichste Mensch von der Welt. Mit welchem Vergnügen hatte er sich dreissig Jahre lang alltäglich auf dem Gerichte auf seinen weichen runden gepolsterten Ledersessel niedergelassen, um, ein würdiges Mitglied der angesessenen Gerichtsbarkeit, auf ihm sein Schläfchen zu halten! Dieser Ledersessel war sein Verderben. „Kaiser Wilhelm hatte zu ihm gesagt: Bleiben Sie sitzen, Dollinger, und Dollinger war sitzen geblieben". Sonst blieb am Kolmarer Gerichte alles beim Alten; aber Dollinger kann nicht mehr ruhig schlafen, unruhige Träume hindern ihn daran. Er sieht sich auf einem hohen Berge des Elsass, ganz allein, im Talar, auf seinem Sessel. Eine rothe Sonne beleuchtet die vor ihm liegenden Thäler, ein unendlicher Trauerzug wandert

---

[1]) *La vision du juge de Colmar* in *Contes du lundi,* S. 20 ff.

an ihm vorbei, zum Lande hinaus. Auf Ochsenwagen rollen vorbei: Mobilien, Kleider, Werkzeuge, Hausgeräth, der Inhalt ganzer Häuser. Dahinter drängt sich eine schweigende Menge jeden Alters. Greise, den altmodischen Dreispitz auf dem Kopfe, Säuglinge, gesunde und kranke Männer und Frauen, alles zieht stolz auf der Landstrasse an ihm, dem Colmarer Richter, vorbei, und jeder der Vorübergehenden wendet das Gesicht mit Zorn und Widerwillen von ihm ab. Der unglückliche Dollinger möchte entfliehen, aber sein Sessel ist in den Berg und er auf seinen Sessel festgewachsen. Er begreift, dass er wie am Schandpfahl sitzt. Und der Zug vor ihm geht weiter, Dorf um Dorf wandert aus; dann folgen die Städte mit ihren Handwerkern, Geistlichen und Beamten. Auch die Seinen sind in der Menge, Frau und Kinder gehen mit gesenktem Haupte an ihm vorüber. Sogar sein kleiner vielgeliebter Michel scheint Scham vor ihm zu empfinden. Nur sein alter Präsident bleibt einen Augenblick vor ihm stehen und fordert ihn leise zum Mitkommen auf. Aber Dollinger kann nicht fort. Der ganze Elsass ist ausgewandert, und er bleibt allein zurück, an seinen Sessel festgenagelt, angesessen und unabsetzbar. Dann wechselt das Bild. Eibenbäume, schwarze Kreuze und Gräber erscheinen vor ihm, eine Menge in Trauer. Es ist der Colmarer Kirchhof und der Begräbnisstag des Gerichtsrathes Dollinger. Der Tod hat ihn von seinem Sessel abgeschraubt. Mit herzdurchbohrendem Gefühl erblickt er seine eigene Beerdigung. Unter der ihr beiwohnenden Menge sieht er keinen Freund, keinen Verwandten, nur Preussen. Preussische Soldaten geben ihm das Geleite, preussische Beamte leiten die Trauer und preussische Reden werden an der Gruft gehalten, in die man die so kalte preussische Erde wirft. Plötzlich tritt achtungsvoll die Menge zur Seite. Bismarck erscheint; Dollinger fühlt sich hochgeehrt; aber ein unendliches Gelächter bricht aus: Bismarck legt den so lange fest behaupteten Ledersessel auf das Grab des Richters mit der Inschrift:

Dem Richter Dollinger.
Der Zierde der sesshaften Gerichtsbarkeit.
Zu bleibender Erinnerung.

Wie es scheint, ist unter dem Einfluss dieser Daudet'schen Vision Lacertie's *Renegat*[1]) entstanden, der in Tendenz, Stoff und Ausführung mit der eben wiedergegebenen Phantasie eng übereinstimmt. Ein Hagenauer Leinwandhändler, das Musterbild eines engherzigen, kleinstädtischen Geschäftsphilisters, dessen Geschäft aber auf das Beste gedeiht, hat nach Abschluss des Feldzuges für Deutschland gewählt. Ihm gelten Franzosen und Deutsche gleich, sie fallen für ihn beide unter die höhere Einheit der Kunden. Dafür wird er von

[1]) *Le Rénégat* in *Nos patriotes*, S. 197 ff.

den Altdeutschen, dem neuen Bürgermeister und den Offizieren hochgefeiert und ihm eine Bedeutung beigelegt, die er vor dem Kriege niemals besessen. Er könnte vollkommen glücklich sein, wenn er nicht Abends und des Nachts fortwährend von gespenstischen Erscheinungen geängstigt würde. Bald erscheint ihm beim abendlichen Heimgang am Friedhof ein getöteter französischer Soldat mit zerschmettertem Schädel, der aber ruhig, die Hände in den Taschen und die Pfeife im Munde, herumspaziert und nur vor dem Helden unsrer Erzählung, wenn er vorübergeht, ausspeit. Bald sieht er Abends aus dem Wasser der Moder die französischen Soldaten emporsteigen, deren Leichen in diesen Fluss geworfen wurden, alle verstümmelt und mit seltsamem Lächeln auf den Lippen. Sie umringen ihn fragend und ziehen dann einzeln an ihm vorüber; jeder von ihnen speit im Vorbeigehen das im Munde behaltene Wasser der Moder vor ihm aus. Ein ander Mal erblickt er des Nachts schwer verwundete französische Offiziere in seinem Zimmer, die vergnügt seinen Champagner heruntersäbeln. Jedes Mal, wenn sie ein Glas ausgetrunken haben, spritzen sie die letzten Tropfen auf sein Bett, wo sie sich in Blut verwandeln. Oder er sieht seinen Vorrathsspeicher in ein Lazareth verwandelt und seine Mutter als Krankenpflegerin thätig, die ihm einen durchdringenden und verächtlichen Blick zuwirft. So geht es fort. Der arme, tief unglückliche Kaufmann gilt schliesslich als nicht recht gescheut; er wird von der französisch und deutsch gesinnten Bevölkerung Hagenau's gleich gering geschätzt; seine Kundschaft verlässt ihn, und sein Laden wird getauft: „Zum Renegaten!"

Einige jammervolle Typen führt uns auch die satirische Feder P. Véron's im zweiten Theile seiner *Kulissen eines grossen Drama's* vor. In dem *Kreuze Barbanzac's*[1]) findet ein südfranzösischer Bramarbas aus der Familie der von Daudet gegeisselten Tarasconer seine Schilderung. Als der Krieg erklärt wurde, bewohnte er Paris. Wie patriotisch zeigte er sich dort! Chauvin in Person hätte nicht besser als er des Abends auf den Boulevards deklamiert: „Sie thun mir leid mit ihrem Deutschland! . . Und ihre Landwehr! . . Nationalgarden dritter Ordnung! Wenn man mir erlaubte, zehntausend Freiwillige von meiner Sorte auszuheben, da könnte das französische Heer ruhig zu Hause bleiben; ich brächte ihren Bismarck in einem Käfige nach Paris!" Und er stimmte mit den andern an: *Mourir pour la patrie!*

Weissenburg, Reichshofen waren vorüber. Eines Morgens hört man das Unglück von Sedan. Barbanzac ist auf dem Pariser

---

[1]) *La croix de Barbanzac* in *Coulisses d'un grand drame.* Nouv. éd. Paris 1882. S. 307 ff.

Konkordienplatz und schreit stärker als jemals: „Paris wird ihr Grab sein! . . Es gilt einem Kampfe auf Tod und Leben zwischen beiden Völkern: . . Schwören wir, uns alle unter den Trümmern unsres letzten Hauses zu begraben, ehe wir uns ergeben!“ Und er sang von Neuem: *Mourir pour la patrie!*

Acht Tage später, als Maueranschläge verkündeten, dass bald die Verbindungen von Paris mit der Provinz abgeschnitten sein würden, ergiesst sich ein ungeheurer Menschenstrom nach den Bahnhöfen. Am Lyoner Bahnhofe erblickt man einen Mann, der über einen wegen des allzu grossen Andrangs geschlossenen Zaun hatte setzen wollen und mit seinem Hosenboden an ihm hängen geblieben ist. Mit Hilfe einer Leiter macht man den Gefangenen frei: er drängt Frauen, Kinder und Greise zur Seite, er muss unter allen Umständen fortreisen. Es ist Barbanzac. Ein Bekannter interpellirt ihn. Er erklärt ihm, soweit die Eile es ihm gestattet, er müsse in die Provinz, um, wie Paris, so auch diese in Begeisterung zu setzen. Der ganze Süden müsste hinter ihm einher marschiren. Seine Frau lasse er in Paris zurück.

Einen Monat später wird an der Rhonemündung mit Bildung der Mobilgarden begonnen. Barbanzac hätte seinem Alter nach in sie eintreten müssen. Sonderbarerweise erhält er aber gerade zu dieser Zeit einen Brief aus Tours, der ihm zur Pflicht macht, der Regierung beizuspringen. Aber beim ersten Kampfe werde er nicht fehlen. Durch Begünstigungen findet er wirklich in Tours Beschäftigung beim Kriegsministerium. Er erhält den Auftrag, für Soldatenschüsseln zu sorgen, und soll eben eine Lieferung nach Orléans hinschaffen. Unterwegs hört er aber Kanonendonner. Da springt er bei der nächsten Station vom Zuge ab, noch ehe dieser angehalten. Die Soldatenschüsseln mögen sich selber weiter helfen. Beim Abspringen verstaucht er sich den Fuss; und er muss nun bis zum Friedenschluss auf seinem Lehnsessel verbringen. Solche Verstauchungen wollen manchmal gar nicht heilen. Wie klagt daher Barbanzac! Bei jedem neuen Schlage hörte man ihn rufen: „Ach, wenn ich mich nur aufrecht erhalten könnte! Diese pappenen Generäle verstehen ihre Sache nicht! Hätte man mich doch nützlich verwandt, als ich noch brauchbar war, statt mich in ein Amtszimmer zu stecken! Armes Frankreich, wie selten sind doch Männer wie ich!“

Der Kommüneaufstand hat begonnen. Barbanzac ist nach Paris zurückgekehrt. Man wollte ihn in ein Bataillon der Föderirten stecken; er verbarg sich aber im Keller eines Freundes, bis er einen Pass erobert hatte. In Saint Denis streitet er mit einem Herrn um den letzten Wagenplatz; dieser schlägt die Thür zu, und Barbanzac werden dabei zwei Finger eingequetscht. Er kommt mit dem Arm

in einer Binde in Versailles an, um sich dem Stabe vorzustellen. Er hat, so brüstet er sich, den Widerstand gegen die Kommüne bei der Börse bewerkstelligt und dabei einen Säbelhieb auf die Hand erhalten. Beim Einzug der Truppen nach Paris drückt er sich zur Seite. Während er in den rauchenden Trümmern des Finanzministeriums nach etwas Bemerkenswerthen sucht, fällt ein Balkenstück bei ihm hin und bringt ihm eine Schramme im Gesicht bei. Des Abends erzählt er, dies sei ihm bei den Löscharbeiten zugestossen.

„So viel Verdienst muss natürlich seinen Lohn finden. Letzte Woche las man im Amtsblatte unter den Ernennungen zu Offizieren der Ehrenlegion:

Barbanzac. Ausgezeichnete Dienste während des Krieges und des Aufstandes. Vier Verwundungen."

Von keiner besseren Beschaffenheit sind Véron's *beide Wiedergeborenen,*[1]) ein Zwiegespräch zwischen Oheim und Neffen, die der vornehmen Welt angehören, und die beide bereits Ende August 1870 Frankreich verlassen hatten, um allen Unbequemlichkeiten des Krieges aus dem Wege zu gehen. Der Oheim hofft, dass der Neffe sich unter dem Eindruck des Unglücks, das Frankreich getroffen, abgewöhnen werde, jährlich 20000 Franken Schulden zu machen. Dieser verspricht es ihm gerne, weil ja doch ihm niemand mehr borgen wolle. Der Neffe fragt dann den Oheim, ob er noch immer Geld zu 8 Prozent ausleihe; er erhält die Antwort, er sei nicht Thor genug, sich bei den schlechten Zeiten mit weniger als 12 Prozent zu begnügen. Die Unterhaltung geht im gleichen Sinne weiter: auf jeden Vorwurf des Oheims antwortet der Neffe mit einer Frage; das Endergebniss ist stets, dass beide ungebessert geblieben sind. Der Neffe vergeudet immer noch seine Zeit mit Theaterbesuchen und mit Frauenzimmern; der Oheim bringt noch immer seine politischen Ueberzeugungen dem Ehrgeiz und dem Geschäft zum Opfer und jagt noch immer nach Ordensbändern. Für den zu erwartenden nächsten Krieg spekuliert der Oheim bereits auf Uebernahme von Lieferungen, während der würdige Neffe daran denkt, sich in der Schweiz naturalisieren zu lassen, um dem französischen Kriegsdienste aus dem Wege zu gehen.

Ein Seitenstück zu den beiden Skizzen bildet die *Idylle*[2]) derselben Sammlung. Der Verfasser macht nach beendetem Feldzuge einen Spaziergang nach Saint Cloud, dessen Trümmer den Pariser Photographen so schöne Einnahmen verschaffen. Er trifft den Ort in Festlichkeit. Auf dem Platze, wo früher die Barrikade stand, stehen Wirthschaften, deren Besitzer sich über den Ertrag freuen,

[1]) *Les deux régénérés* in *Coulisses d'un grand drame,* S. 217 ff.
[2]) *Idylle,* a. a. O. S. 199.

den ihnen die Einschiessung des Schlosses durch die dahin strömenden Besucher bringt. Im Park trifft er auf die Gäste von sechs Hochzeiten. Das sonst von ihnen aufgesuchte Boulogner Wäldchen ist aus der Mode gekommen; dort hat man nur Bäume getötet. Die Brautpaare mit ihrem Gefolge ziehen nicht etwa zur Kirmess, sondern nach den Ruinen, auf denen sie munter scherzend wie Katzen herumhüpfen. Die eine Hochzeit kommt an einem Häuschen vorüber, von dem nur zwei Mauerstücke übrig sind. Eine Alte steht weinend daneben. Einer der Brautführer fragt sie scherzend, für wie viel sie ihr Grundstück verkaufen wolle, und erweckt damit das Beifallsgelächter der ganzen Gesellschaft. Während die Alte vor sich hinmurmelt, dass in dem Häuschen ihre Tochter durch eine Kanonenkugel den Tod gefunden hat, stimmt die Hochzeitsgesellschaft ein lustiges Liedchen an. Sie klimmt dann hinauf zum Bahnhof von Montretout. Kutscher bieten ihre Wagen an, um sie nach den Gräbern von Buzenval oder anderswohin zu fahren. Alles stimmt für Buzenval, das sehr hübsch zu sehen sein muss. Man unterhandelt mit den Kutschern; einer verlangt mehr als die andern. Man findet ihn zu theuer, er aber beruft sich darauf, dass er die Stellen kennt, wo die Franzosen hingemetzelt wurden, ja eine Stelle, wo man noch Uniformknöpfe und Tuchstücken findet! — Der Erzähler hatte nicht den Muth, das Ende zu sehen.

C. Spotterzählungen auf Deutsche und Wiedervergeltungsphantasien.

In den an erster Stelle vorgeführten Heldenerzählungen waren Zerrbilder von Deutschen eingeflochten, um diese Landesfeinde als hassenswert darzustellen und dadurch die an ihnen verübten Rachetaten zu rechtfertigen, oder um zu späterer Wiedervergeltung an ihnen aufzureizen. Es eignete ihnen darin nur eine Nebenstellung, insofern sie dazu dienen mussten, die handelnden französischen Helden in Bewegung zu setzen. In einer kleineren Anzahl von Erzählungen wird Deutschen der Vorzug zu teil, als Hauptträger der Handlung zu erscheinen. Es sind aber keine Heroen, die uns hier vorgestellt, und keine Ruhmesthaten, die ihnen zugeschrieben werden. Entweder rufen schlechte oder thörichte Unternehmungen ein strafendes Geschick über sie herbei, oder sie müssen auch ohne besondere Verschuldung dafür büssen, dass sie zur Waffe gegen Frankreich gegriffen haben. Selbst ihre aufrichtige Liebe zu Französinnen findet keinen Lohn, sondern Strafe. An ihrem Charakter ist wenig lobenswerthes zu finden, auch wenn er nicht ganz schlecht ist; und was ihnen zustösst, ist nicht nur bedauerlich, sondern macht sie auch noch lächerlich. In Bezug auf die Erfindung des Stoffes haben

sich die französischen Verfasser keine allzugrosse Mühe genommen. Bestrafte Spionage, verunglückte Heirathsunternehmungen, und das zu Tode gerittene französische Kriegsmärchen von den durch Deutsche im Kriege gestohlenen Stutzuhren stehen im Vordergrunde. Eine ruhige und wahre Darstellung deutschen Lebens und Treibens darf man in diesen Tendenzerzählungen natürlich nicht erwarten: eine französische Erzählung, die deutsche Personen oder Zustände ohne schreiende Unkenntniss schildert, ist überhaupt in der französischen Litteratur eine Seltenheit.

Satire gegen französische und deutsche Verhältnisse findet sich vereint in A. Assollant's *Doctor Judassohn.*[1]) Der Löwenantheil fällt aber dem deutschen Hauptthelden zu. An den Franzosen wird nur ihre Eitelkeit und ihre Vertrauensseligkeit getadelt, und ausserdem tritt in einer Nebenrolle ein französischer Philosoph auf, der wie ein Korken im Wasser immer oben schwimmt, weil er mit schönen Worten und Redensarten zu bestricken und stets den herrschenden Richtungen zu schmeicheln versteht. Von Charakter ist bei ihm nichts zu finden. Was man von dem Hauptträger der Erzählung, dem Dr. Judassohn zu erwarten hat, lässt schon sein Name erschliessen. Es ist ein aus Glogau gebürtiger jenenser Doctor der Philosophie, Berichterstatter der Kronfelder Zeitung, der im Auftrage eines ungenannten Herrn von . . . (später wird Bismarck als Auftraggeber nahe gelegt) in Paris Spionendienste leistet, von einem deutschen Bankier dabei gefördert. Er weiss sich durch demüthiges Verhalten und stark aufgetragene Lobhudeleien und Bewunderungsäusserungen bei ein paar angesehenen Schriftstellern und Gelehrten einzuführen, die ihren Verehrer dann in ihre Kreise bringen und ihm die Thüren aller einflussreichen Männer öffnen. Da man ihm, der sich als einen zum Tode verurtheilten ehemaligen Aufständischen ausgiebt, volles Vertrauen entgegenbringt und ihn für einen harmlosen deutschen Gelehrten hält, werden in seiner Gegenwart die wichtigsten Staatsangelegenheiten ohne Rückhalt besprochen. Es gelingt ihm auch, indem er nach Othellos Muster durch Erzählung abenteuerlicher Heldenthaten, die er verrichtet, das romantische Köpfchen der hübschen Tochter eines Professors am Collège de France verdreht, die Hand dieses reichen Mädchens für sich zu erobern. Einige Schwierigkeiten macht ihm dabei eine heissblütige junge Frankfurterin, die er einst verführt und die sich nun fest an seine Sohlen geheftet hat und ihn mit Dolch und Revolver bedroht, wenn er sie verlassen will. Sie ist ihm nach Amerika gefolgt, wo sein Bruder einen Schinkenhandel betreibt, und nach Paris, wo sie, als seine Schwester ausgegeben, bei ihm wohnt. Sie ist ihm dadurch noch

---

[1]) *Le docteur Judassohn.* Paris 1873. S. 1 ff.

besonders gefährlich, dass sie um sein heimliches Gewerbe weiss. Allein nach einigen heftigen Auseinandersetzungen, bei denen Liebe und Hass unvermittelt zum kräftigsten Ausdruck gelangen, und nachdem es zwischen ihnen beinahe zu Mord und Totschlag gekommen, weiss er ihren Willen unter den seinen zu beugen. Er droht ihr, sie als Irrsinnige oder als Dirne einsperren zu lassen, macht sie auf den gemeinsamen Vortheil einer Geldheirat aufmerksam, verspricht, ihr auch nach seiner Vermählung Liebe und Treue zu bewahren, und so giebt sie endlich nach und lässt seine Verheiratung ungehindert vor sich gehen. Wirklich blieb er, obgleich er seine Gattin liebt und mit ihr mehrere Kinder zeugt, aus Berechnung und alter Anhänglichkeit mit ihr in engen Beziehungen. Während des Krieges und der Belagerung von Paris weilt er in dieser Stadt; durch Wohlthätigkeiten und Errichtung und Unterstützung von Lazarethen erwirbt er sich allgemeines Vertrauen; mit Hilfe des Geldes seiner Frau und glücklicher Spekulationen, bei denen ihm seine zahlreichen Verbindungen zu Statten kamen, hat er es schon vorher zum angesehenen Millionär gebracht. Als der Krieg zu Ende, wird er von Frankreich für seine Verdienste mit dem Kreuze der Ehrenlegion, von Preussen mit der Ernennung zum Baron belohnt, und er beschliesst nun, reich und unabhängig geworden, sein Spionagewerbe aufzugeben und nur noch sich und den Seinen zu leben.

So wäre Judassohn, der auch die Liebe seiner ahnungslosen Frau besitzt, nun alles auf das beste geglückt. Aber von Assollant wird auch ein strafender Rächer eingeführt. Es ist der Schwager Judassohn's, ein französischer Offizier, der, nach Mexiko ausgewandert, zu Beginn des Krieges nach Frankreich zurückgekehrt ist und eine Freischar gebildet hat, mit der er die Sologne unsicher macht. Er überrascht dort unter anderm einen deutschen Proviantzug. Einer seiner Getreuen, Jaguar, schiesst in einen Munitionswagen; die darauf befindlichen Patronen explodiren und bringen die Begleitungsmannschaft in Verwirrung. Die Freischärler schiessen, vom Mondschein begünstigt, die neben dem Wagen Herziehenden massenhaft nieder; die zurückkehrende Vorhut, Ulanen, die offenbar mondblind sind, weil sie ihre Gegner nicht sehen, werden durch zwischen den Bäumen ausgespannte Seile zurückgehalten; es kommt keiner von ihnen auf den Gedanken, sie mit ihren scharfen Säbeln zu durchhauen. So bleibt ihnen nur die Flucht. Vom Proviantzug wird alles weggenommen, was die abgerissenen und hungrigen Freischärler brauchen können; den deutschen Leichen (Pardon wird nicht gegeben) werden die Taschen ausgeräumt, was einen Ertrag von 60000 Franken für die französischen Helden ergiebt. (Assollant scheint keine Ahnung davon zu haben, dass er seine Landsleute als

unverfälschte Strassenräuber malt.) Auch Martha, die Geliebte Judassohn's, die mit einem Auftrage an einen deutschen Grafen unterwegs ist, fällt in die Hände des Freischarenführers. Er erkennt in ihr trotz ihres falschen Passes die angebliche Schwester seines Schwagers und erfährt aus dem Taschenbuche, das er der Verdächtigen abnimmt, was für eine Rolle sie und Judassohn spielen. Er lässt sie gefangen wegführen; dagegen macht er mit ihrem als Kutscher verkleideten Begleiter, einem Obersten von Kraubitz, Sohn des Statthalters von Brandenburg, kürzeren Prozess. Er frägt ihn zuerst verbindlich, ob er lieber gehangen oder erschossen werden wolle. Nachdem dieser ihm geantwortet, dass er, in die Hände von Banditen und Meuchelmördern gefallen, es ihnen vollständig überlasse, was sie mit ihm anfangen wollten, bietet ihm der Franzose die Erhaltung des Lebens an, wenn er seinen Auftrag verrathe. Da Herr von Kraubitz diesen Rettungsvorschlag ablehnt, wird er mit fünf Kugeln erschossen; mehr können aus Mangel an Munition nicht auf ihn verwendet werden. Nach beendigtem Kriege sucht der Offizier seinen Schwager Judassohn auf; er entführt ihn mit Hilfe Jaguar's von einem Bankett, wo er eben auf das höchste gefeiert worden war, an eine einsame Stelle des Boulogner Wäldchens, zwingt ihn dort, einen Brief zu schreiben, wonach er sich freiwillig das Leben nehme, und dann zu einem Zweikampf, bei dem aber nur die eine Pistole mit einer Kugel geladen ist. Durch das Loos fällt Judassohn die ungeladene zu; er wird von seinem Schwager todt niedergestreckt und, später aufgefunden, mit Pomp und unter allgemeinem Beileid begraben, auch von den Seinen innig betrauert. Der Offizier behält sein Geheimniss für sich und kehrt nach dem geliebten Mexiko zurück.

Zur Kennzeichnung des Gesammttons der Erzählung diene die kleine Unterhaltung, die der Schwager Judassohn's mit seinem jungen Neffen (S. 137) führt:

„Hast Du viele Preussen niedergesäbelt, Onkel?“
„Ja, viele.“
„Sind sie sehr hässlich?“
„Hässlicher als Raupen.“
„Und sehr böse?“
„Böser als Nattern.“
„Ist es wahr, dass sie sich niemals waschen?“
„Doch, einmal alle halben Jahre.“
„Hast Du viele Gefangene gemacht, Onkel?“
„Nein, niemals.“
„Warum nicht?“

„Weil sie so schmutzig sind, dass man sie nur mit der Zange anfassen kann. Ich habe deshalb darauf verzichtet. Man hat nicht immer eine Zange zur Hand."

„Was machtest Du denn da mit ihnen?"

„Ich tödtete sie, das giebt einen sehr guten Dung" u. s. w.

Assollant lässt seinem Doktor Judassohn in demselben Bande noch zwei weitere Erzählungen folgen, die sich bestreben, die in Frankreich während der Kriegszeit und nachher oft behauptete Erbärmlichkeit des deutschen Charakters, namentlich die Mischung von Heuchelei und Spitzbüberei, die Verbindung von salbungsvollen, pharisäischen Worten mit den Thaten abgefeimter Lumpen, die hündische Unterwürfigkeit des gemeinen Mannes und den rohen Uebermuth der Offiziere und Junker bei den Deutschen an Beispielen zu zeigen. In der einen Erzählung: *Der Oberst Happethaler*[1]) trägt ein preussischer Sergeant ein Stück seiner unrühmlichen Biographie vor. Bei Trautenau, am 3. Juli 1866, hatte er mit seinen Gefährten ein Haus anzustecken begonnen, als dessen Besitzer, ein Krämer, die Flinte in der Hand mit einigen österreichischen Soldaten hervorbricht und die Preussen überrascht. Der Sergeant befiehlt seinen zwanzig Mann, durch Umkehren der Gewehre sich scheinbar zu ergeben; als der feindliche Offizier mit seinen Leuten ahnungslos naht, befiehlt er plötzlich: Mit Gott für König und Vaterland, Feuer! So werden die Oesterreicher überrascht und in die Flucht gejagt. Der Krämer soll erschossen werden; seine Frau und Tochter legen Fürbitte für ihn ein und wollen dem hinzugekommenen Oberst Happethaler alles Geld ihrer Kasse für seine Befreiung ausliefern. Der Oberst nimmt das Geld und lässt dann den Krämer trotzdem erschiessen. Die Schlauheit des Sergeanten hat ihm so gefallen, dass er ihn in seine Dienste nimmt. Nach beendetem Kriege wird der Oberst mit einer geheimen Mission nach Paris betraut, auf der ihn der Sergeant, der früher drei Jahre lang in Paris als Haarkünstler gelebt, begleitet. Vorher nimmt Herr v. Happethaler von Ulrike, seiner Braut, einer Bankiertochter, der er nicht recht traut, einen rührenden Abschied, bei dem Treuschwüre, erinnernde Sternbilder und Klopstock'sche Verse eine grosse Rolle spielen. Die ihm ausgesetzte Geldentschädigung ist gering; Bismarck muss erst einen energischen Druck ausüben, ehe es ihm gelingt, dem geizigen Preussenkönig eine einigermassen anständige Summe für den wichtigen Zweck zu entreissen. Herr und Diener gelangen glücklich in dem Seinebabel an. Obgleich letzterer täglich mit Fusstritten und Stockprügeln in ausgiebigster Weise versorgt wird, dient er trotzdem seinem Obersten eifrig „mit Gott für König und Vaterland". Er unterscheidet sich dadurch ganz

[1]) *Le colonel Happethaler*, a. a. O. S. 241 ff.

wesentlich von einem französischen Stallknechte, dem Herr v. Happethaler dieselbe Behandlung zutheil werden lassen will, der aber, minder geduldig, seinerseits zur Reitpeitsche greift und den deutschen Offizier damit erbarmungslos bearbeitet. Auf Wunsch des Obersten tritt der Sergeant später in das Haus eines französischen Generals als Diener ein, und beide spionieren nun dort gemeinsam alles aus, was ihnen für die deutsche Heeresleitung wissenswerth erscheint. „Nichts ist ja leichter, als die Franzosen hinter's Licht zu führen. Wenn man ihnen von Zeit zu Zeit versichert, sie seien das erste, das tapferste, geistreichste, grossmüthigste, reichste und mächtigste Volk der Welt, und das Weltall halte die Augen fortwährend auf Paris gerichtet, so kann man von ihnen haben, was man will." Die ihm von seinem Hauptzwecke freigelassene Zeit verbringt Herr v. Happethaler mit Spielen und Kurschneiden, was ihm aber nicht allzuviel Unkosten verursachen darf. Seine Liebeleien mit einer berühmten Modeschönheit, der auch die Huldigungen des Generalsohnes gelten, führen seine Entlarvung herbei. Eines Tages, als er bei ihr weilt, kommt der berechtigtere Nebenbuhler hinzu. Von Happethaler wird in einen Schrank gesteckt, aber sein Taschenbuch, das ihn als Spion enthüllt, fällt in die Hände des Eifersüchtigen. Es gelingt jedoch dem Obersten und seinem Getreuen, noch rechtzeitig nach Belgien zu entschlüpfen.

Heimgekehrt und wegen seiner Unvorsichtigkeit ausser Dienst gestellt, vermählt sich v. Happethaler eiligst mit Ulrike. Auch hierbei ist er unglücklich, denn sein Schwiegervater hat, ohne ihm davon Mittheilung zu machen, inzwischen sein Vermögen verloren, und Ulrike bleibt ohne die an ihr am meisten begehrenswerthe Mitgift. Es kommt zu gewaltigen häuslichen Auseinandersetzungen in der edelbürtigen Familie, wobei auch Prügel freigebig ausgetheilt werden. Der Krieg von 1870 unterbricht die häusliche Idylle. Niemals zeigte sich die Hand Gottes sichtbarer zu Gunsten des tugendhaften Preussenvolkes als in ihm. „Hatten wir einen Feind gegenüber, so war es Failly oder Frossard; lenkte ein Generalstabschef das französische Heer, so war es Leboeuf; belagerte man Paris, so liess sich Trochu einschliessen und wollte nicht mehr heraus; als das erste Heer vernichtet war, so stellte man uns nur schlecht bewaffnete, schlecht genährte und bekleidete Truppen gegenüber". Der wieder im Dienst befindliche Freiherr v. Happethaler benutzt den Feldzug, um bei den Franzosen so viel Schätze als möglich zusammenzurauben; wer ihm nicht gutwillig seine Habe auslieferte, wurde erschossen, sein Haus verbrannt. So bringt er etwa 150000 Franken in Geld zusammen; ausserdem konnte er 24 Frauenuhren, 12 goldene Armbänder, 28 Halsbänder, 9 kostbare Pendeluhren, 200 Dutzend Tücher u. dgl. m. an seine theure Ulrike abschicken. Auch sein

Diener hat so viel als möglich zusammengerafft; aber statt seines Lohnes bekommt er Fusstritte, und er muss seine Erzählung mit der schwermüthigen Betrachtung schliessen: „Was ist der Ruhm ohne Bier und Sauerkraut? Eitler Dunst!"

Die dritte Assollant'sche Erzählung: *Die Beichte eines guten Baiern*[1]), ist ganz in demselben Tone und Geiste gehalten. Der gute Baier ist ein Schuster, der mit fünfzehn Jahren mit einem Gulden Reisegeld versehen von seinem Vater, der in München dem gleichen Gewerbe obliegt, ausgeschickt wird, um in Paris sein Glück zu machen. Er bettelt sich auch, dank der Freigebigkeit und Gutmüthigkeit der Franzosen, bis dahin durch, und wird aus Mitleid von einem pariser Schuhmacher, der ihm Kost und Wohnung gewährt, in die Lehre genommen. Kaum hat er es zu einiger Fertigkeit gebracht, als er undankbar seinen Meister verlässt, weil ihm anderwärts fünf oder sechs Sous täglich mehr geboten werden. Im Frühjahr 1866, nach abermals vier Jahren, ist er einer der besten Arbeiter auf der Montmartrestrasse und verdient er täglich neun Franken „mit Hilfe des HErrn". Die Mitgesellen wollen ihn zum Tanz mit hübschen Mädchen und zum Trinken verleiten; aber er weist diese Verführungen Satans zurück. Sein Herz ist ausschliesslich erfüllt von der dicken und fetten, hochblonden Lolotte, einer regensburger Fleischertochter, die als Köchin in einer wohlhabenden pariser Familie dient und ihm auf Kosten der Herrschaft manchen guten Bissen und Schluck zusteckt. Als der österreichische Feldzug ausbricht, wird er zur Fahne einberufen; aber wie er nach München kam, war alles bereits beendet. Mit dem Segen der Eltern und deren Heirathserlaubniss ausgestattet, kehrt er nach Paris zurück, wo ihn Lolotte mit einem reichen Mahle in der Küche der Herrschaft empfängt. Schliesslich, da Lolotte allmählich zu Jahren kommt und dank der gemachten Schwänzelpfennige eine recht anständige Mitgift zusammengebracht hat, vermählen sich die beiden, ohne dass etwas an ihrem Dienstverhältniss geändert wird. Lolotte's Herrschaft nimmt an der Hochzeit theil, bringt die beiden Kinder des Paares, um die Köchin behalten zu können, bei einer Landamme unter und will ihnen sogar eine grössere Geldsumme leihen, damit sie sich selbstständig machen können. Der Krieg von 1870 hindert die Ausführung dieses Planes. Hans, der Schuster, wird zur bairischen Landwehr eingezogen, Lolotte bleibt in ihrer alten Stelle zurück. Während des Feldzuges kommt unser Held nach dem Elsass; er hört dort einen Bauern deutsch sprechen, und da er aus dem Liede weiss, dass Deutschland überall ist, so weit die deutsche Zunge reicht, bittet er ihn um einen frischen Trunk Bier: sie wollen zusammen auf

[1]) *La Confession d'un bon Bavarois,* a. a. O. S. 193.

das deutsche Vaterland trinken. Der Elsasser will Hans jedoch mit einer Heugabel umbringen, erreicht aber nur seinen Rock, und wird dann mit Hilfe der herbeigeeilten Kameraden des Schusters durch fünf Kugeln und neun Bajonettstiche umgebracht. Seine alte Frau schreit so stark, dass ihr die Halsadern springen. Sie wird auf Befehl des Hauptmannes von Kröben im Hause gelassen und mit ihm verbrannt; „denn man muss diese Verruchten, diese Ausschweifenden, diese Gottesfeinde davon abbringen, auf ehrbare Deutsche zu schiessen". Der Hauptmann findet dafür später seinen Lohn durch einen französischen Gefangenen, den er wegen seiner losen Zunge durchprügeln liess, und der dann einem Posten das Gewehr entreisst und ihn damit erschiesst. Der Franzose wurde zwar dafür wieder erschossen, aber dadurch kam von Kröben nicht wieder zum Leben. Vor Paris führt der Schuhmacher seine Kameraden in das Landhaus des Herrn seiner Frau. Sie plündern den darin befindlichen Weinkeller und stecken das Haus an. Den besten Wein hatten vorher die deutschen Offiziere für sich in Anspruch genommen. Dieser Vorgang war das Unglück unseres Helden. Ein Gärtner, der ihn kannte, hat ihn dabei gesehen und dies dem Besitzer gemeldet. Zur Strafe wird Lolotte entlassen; sie schleppt sich kümmerlich durch, aber ihre Kinder sterben aus Mangel an Nahrung. Als der Frieden geschlossen, sucht der Schuhmacher wieder Arbeit in Paris; aber niemand will mehr etwas von ihm wissen, und so muss er denn mit seiner Frau, nun ärmer als Hiob, nach Deutschland zurückkehren.

Zwei preussische Offiziere spielen eine beklagenswerthe Rolle in eines pseudonymen Verfassers Erzählung: *Guten Katzen gute Mäuse.*[1]) Die Handlung findet während der dem Kriege folgenden Okkupation statt. Der Lieutenant Erick von Felkenheim, höchstens fünfundzwanzig Jahre alt, eine schöne germanische Erscheinung von hochadligem Wesen, ist in einer Familie einquartiert, deren Oberhaupt von unzweifelhafter Achtbarkeit erscheint. Der Mutter verleiht ihr steifes provinzielles Wesen einen tugendhaften Anstrich; das ganze Haus verräth Wohlhabenheit. Seine höchste Zierde bildet Louise von Trécourt, eine niedliche, rosige Blondine, schön wie der Tag, wohlerzogen und rein wie ein Engel. Sie entgegnet den feurigen Blicken des bald bis über die Ohren in sie verliebten Lieutenants mit liebenswürdigem Lächeln, seinen glühenden Erklärungen mit zarten und ungezwungenen Bemerkungen. Der Hauptmann Rudolf Reickenbach, ein gut gehaltener Vierziger, wohnt bei Frau von Champneuf, die ein hübsches, gut ausgestattetes Haus, Pferd und

---

[1]) *A bons chats bons rats* (Ratten) in Trois Étoiles, *Allemandes,* Paris 1886. S. 225 ff.

Dienerschaft, einen guten Tisch und eine reiche Ausstattung ihr eigen nennt, und unzweifelhaft ein beträchtliches Vermögen besitzen muss. Er wurde bei ihr vom ersten Tage an mit grösster Aufmerksamkeit behandelt. Die Köchin unterbreitete ihm die Tafelkarte zur Bestätigung, die Zimmerfrau besorgte seine Wäsche, die Hausfrau legte ihm die besten Bissen vor und schenkte ihm die edelsten Weine ein. Dieses angenehme und bequeme Leben lässt ihn die etwas reife, den fünfzigern nahestehende Wirthin mit vielem Wohlwollen betrachten. Sie war nicht gerade schön, von einer bei ihrem Alter unerklärlichen Schüchternheit, und lebte in vollständiger Zurückgezogenheit zwischen ihrem Vogelhaus und ihrer Katze. Sie erschien aber in jeder Hinsicht geeignet, mit Waffen und Gepäck requiriert zu werden. Unser Hauptmann richtet denn auch bald an sie einige kühne Worte und bringt dadurch ihre gealterten Wangen zu schamhaftem Erröten. Durch einige neue Angriffe findet er siegreich den Weg zu ihrem Herzen. Die beiden Offiziere beschliessen, die Auserwählten zu ehelichen und entdecken sich dem Feldmarschall, dessen Bedenken sie überwinden, und der schliesslich seine Einwilligung zur Verlobung ertheilt. Kaum sind die deutschen Truppen abgezogen, als unsere beiden Verliebten auch schon zurückkehren, um die Bräute heimzuführen. Empfindsam und brüderlich gesinnt, wollen sie an einem Tage Hochzeit feiern. Sie können beide kaum den Festtag erwarten. Der eine ist von der Schönheit der Geliebten entzückt, der er als Hochzeitsgabe einen Granatschmuck, einen mit Türkisen besetzten Haarkamm und eine Halskette von Feldkrystall verehrt. Der andere wird von dem Gedanken belebt, wieviel schöne Sachen ihm angehören sollen. Da seine Braut schon so viele Schmuckgegenstände besitzt, wagt er ihr nicht das geringste Kleinod anzubieten. Am Tage nach der Hochzeit fordert Hauptmann Reickenbach seine ältliche Gattin auf, zum Zweck der Abreise das Einpacken ihres Mobiliars zu beginnen. Er erfährt dabei, vor Schrecken starr, dass sie durch ihre Wiederverheirathung desselben sowie ihres gesammten Einkommens, das sie ihrem ersten Gatten verdankt, verlustig gegangen ist. Eine ehemalige Modistin, ist sie später die Frau eines alten reichen Herren gewesen, der ihr die Nutzniessung seines Vermögens mit der Bedingung ausgesetzt hatte, sich niemals wieder zu verheirathen. Eines längeren Glückes erfreut sich Lieutenant Erick von Felkenheim. Aber als er zwei Jahre später von einem Manöver heimkehrt, ist seine Frau verschwunden. Erst nach einem Jahre erfährt er, dass sie in Paris lebt und dort ihr Glück gemacht hat: Wagen, Pferde und viele Schmucksachen sind ihr Eigentum. Wütend sucht er sie auf, aber sie lässt ihn nicht erst zu Worte kommen. Sie hat sich in Deutschland zu sehr gelangweilt; in Paris lebe sie unter dem Namen einer Gräfin von Trécourt; ihr gegenwärtiges

Treiben ginge ihn also nichts an. Er droht Rache zu nehmen und erhält zur Antwort: „Ach, Sie müssten sich dann mit so vielen Leuten schlagen.“ Die beiden Helden „haben oft bedauert, den weisen Rathschlägen Sr. Excellenz des Feldmarschalls keine Folge gegeben zu haben.“

In naher Geistesverwandtschaft mit der eben geschilderten Erzählung steht die einem Léon Cahn gewidmete Erzählung Siebecker's: *Die Rache des Rabbiners*[1]). Der Premierlieutenant eines in Strassburg stehenden Kavallerieregimentes, Otto von Haeringshaff, hat eben in einem Bierhause sein aus zwei Knackwürsten, einem Maul- und Füsssalat und drei Schoppen Münchener Bier bestehendes Abendbrot verzehrt, als er einen Brief von seiner „Hochwohledelgeborenen Frau Graffinn“ Mutter erhält. Aus ihm ersieht er, dass es zu Hause sehr schlecht steht. Es reicht nicht einmal mehr dafür, seinen vier Schwestern neue Anzüge zu beschaffen. Der Vater hat den Fehler begangen, nicht alle französischen Möbeln und Uhren zu verkaufen, mit denen die Zimmer überfüllt sind, weil sie ihn an seine Siege erinnern. Der Jude Mayerle hat schon zum zehnten Mal eine Abschlagszahlung auf die ihm schuldigen 3000 Thaler verlangt. Der Sohn könne ihr altes Wendengeschlecht[2]) retten, wenn er die reiche Nichte Mayerle's, die Sore Kahn, Tochter eines verstorbenen Ochsenhändlers heirate, die in Lobsann bei Sultz bei ihrem Grossvater Reb David Kahn wohne. Einige Tage später macht sich der Lieutenant in seiner glänzendsten Uniform, das Bein gespreizt, die Hüfte eingeschnürt, mit schleppendem Säbel und fächerartig ausgebreitetem rothen Barte nach Lobsann zu dem Rabbiner David auf. Die Juden feiern eben das „Soukkoth“fest; er begiebt sich zu ihnen und setzt dabei die Gesellschaft in nicht geringe Aufregung, denn er ist nicht nur ein Goi (Christ), sondern auch ein „Rache“ (Feind) und ein „Schwob“ (Deutscher). David liest den Empfehlungsbrief Mayerle's, während Sarah, eine jüdische Schönheit, Laubgewinde mit blau-weiss-rothen Blättern schmückt. Der Rabbiner verspricht dem Lieutenant, Bescheid nach Strassburg zu senden, nachdem er mit seiner Enkelin Rücksprache genommen. Nach allerlei Berathungen in Lobsann, an denen sich die Priester aller drei Religionen und auch noch ein Voltärianer betheiligen, erhält der Bewerber zur Antwort: die schöne Sore würde über den Religionsunterschied nur dann hinweggehen, wenn sie einen Franzosen heiratete. Es werde dem Herrn Lieutenant anheimgestellt, den hemmenden Unterschied verschwinden zu lassen;

---

[1]) *La revanche du rabbin* in *Récits héroïques*, S. 331.

[2]) Eine Anmerkung sagt wörtlich: „Die Preussen wollen keine Germanen sein und rühmen sich, von den Wenden oder Vandalen abzustammen.“

vielleicht werde das Mädchen dadurch gerührt. Auf den Zuspruch seiner Mutter entschliesst sich Herr v. Haeringshaff zur Beschneidung, mit dem Hintergedanken, später zur Religion seiner Väter zurückzukehren. Das Opfer wird aber umsonst gebracht: die schöne Sore erklärt nunmehr, sie heirate keinen Renegaten. Der Getäuschte verabreicht Mayerle eine strafende Tracht Prügel, dieser enterbt seine Nichte, und Sore heiratet einen französischen Hauptmann.

Noch schlimmer ergeht es dem bairischen Vaterlandsvertheidiger Hermann Schmidt in P. Véron's *Kehrseite des Ruhms.*[1]) Im Alter von fünf und zwanzig Jahren, eben verheiratet, Mitglied eines freisinnigen Vereins, hört er mit Staunen von dem Bettel der Spanier um einen deutschen Prinzen und von der intelligenten französischen Staatskunde, die mit solchem Glanz eine Kriegserklärung einleitete. „Man denke sich jemand an der Gasttafel sitzend, beim Nachtisch. Er verzehrt eben Chokoladenkrême und denkt nicht daran, noch ein Stück Hammelkeule zu essen. Plötzlich redet ihn ein Nachbar, ihm in das Weisse der Augen sehend, an: Ich verbiete Ihnen, noch einmal Hammelkeule zu verlangen; sonst haben Sie es mit mir zu thun. Natürlich ruft der so Angeredete sofort nach der Kellnerin", um sich die ihm untersagte Keule zu bestellen. So war man in Frankreich verfahren, und so kam es denn auch, dass H. Schmidt begeistert gegen das Land ins Feld zog, das Deutschland Vorschriften machen wollte. Während des Krieges hatte er seinen Antheil an den Gefahren, dem Muthe, den Grausamkeiten; er verfuhr grade so wie seine Brüder in Pickelhauben. Bei einem Gefechte zerschmetterte ihm eine Kugel das Knie; man nahm ihm das Bein ab und schickte ihn geheilt nach Hause. Kaum angekommen, staunt er über die Veränderungen in seinem engeren Vaterlande. Baiern ist unter den Lorbeeren erstickt. Er geht zu seinem Notar, um sich nach dem Stande seines Vermögens zu erkundigen, und erfährt dort, dass seine Frau es grösstentheils verzehrt hat. Nach Hause zurückkehrend, hört er zufällig, wie zwei Bekannte ihn beklagen, weil allem Anscheine nach seine Frau ihn immer noch betröge. Er verjagt die wirklich Ungetreue und ist nun allein in seinem Hause mit seinem Elend. Er tröstet sich mit dem Gedanken an ein Kriegsandenken, das er mitgebracht, und holt eine sorgfältig eingepackte Pendeluhr hervor: O Unglück, er hat eine mitgenommen, die nicht geht!

Das Thema hat unserm Verfasser so sehr gefallen, dass er auf dasselbe noch ein zweites Mal zurückkommt, in seiner noch etwas phantastischeren Erzählung: *Die Spieluhr*[2]). Ihr Held, Herr v. Chippen-

[1]) *L'envers de la gloire* in *Coulisses d'un grand drame,* S. 183.
[2]) *L'horloge à musique* in *Coulisses, etc.* S. 277 ff.

berg (v. *chiper*), hat in einem französischen Schlosse eine reizende Spieluhr vorgefunden. Ihr Anblick versetzt ihn in Entzücken, er sagt sich leise: „Lieber verlier ich meinen Namen, als dass sie nicht mein wird.“ In der That nimmt die Uhr am zweitnächsten Tage wohl verpackt ihren Weg nach Baden. Der Krieg ist zu Ende. Herr v. Chippenberg, allen Gefahren entronnen, kehrt vergnügt heim. Gleich auf dem Bahnhofe, wo ihn seine Frau empfängt, frägt er: „Du hast doch die Spieluhr richtig erhalten?“ „Freilich,“ antwortet sie, und unser Held stösst einen Seufzer der Zufriedenheit aus. Nach der Bewillkommnungsmahlzeit wird die Uhr aufgezogen, und die Familienunterhaltung beginnt. Ein praktischer Geist, frägt der Hausherr nach dem Stande der Geschäfte und vernimmt mit Schrecken, dass er so gut wie zu Grunde gerichtet ist. Im selben Augenblick spielt die Uhr:

Dans le service de l'Autriche,
Le militaire n'est pas riche.

Als Herr v. Chippenberg am folgenden Tage aufstehen will, kann er sich nicht rühren. Der herbeigerufene Arzt frägt ihn, ob er im vergangenen Winter auf Schnee geschlafen, sich sonst erkältet und schlecht genährt habe, und, nachdem diese Fragen bejaht sind, stellt er das Vorhandensein eines Gelenkrheumatismus fest, an dem der Kranke sechs Wochen zu liegen haben werde. Wie der Arzt diese Worte beendete, begann die Uhr zu spielen:

Ah! quel plaisir d'être soldat!

Die Genesung nimmt längere Zeit in Anspruch, als der Arzt vorausgesetzt hatte. Als Herr v. Chippenberg wieder aufsteht, ist er mager, gelb, traurig anzusehen. Er erholt sich indessen. Da empfängt er eines Tages, als er, vor dem Fenster sitzend, sich an einem fröhlichen Sonnenstrahl ergötzt, einen anonymen Brief des Inhalts: „Ein Freund benachrichtigt Sie, dass Ihre Frau seit Ihrer Abreise etc. etc. Noch jetzt und während Ihrer Krankheit empfängt sie, während Sie im Oberstock schlafen, in dem unten gelegenen Gesellschaftszimmer den Besuch“ . . . Der Hauptmann wird karmoisinroth, grün, gelb, und die Uhr spielt dazu:

Le rendez-vous de riche compagnie.

Am selben Abend geht Chippenberg unter dem Vorwande eines Uebermasses von Müdigkeit zeitig zu Bette. Aber mit leisem Schritt steigt er wieder hinab, stellt sich auf die Lauer und sieht, dass . . . man ihm die Wahrheit geschrieben hatte. Plötzlich erbleicht er. Die Spieluhr hatte einen Kukuck zum Vorschein kommen lassen, der grüssend ruft: *coucou, coucou* (Anklang an *cocu, cocu*). Er stirbt an einem Blutsturz noch in derselben Nacht. Moral: „Die Uhren haben, wie alles hienieden, auch ihre Unbequemlichkeiten“.

Derselbe Grundgedanke, Rache einer gestohlenen französischen Uhr an ihren deutschen Besitzern, gab Daudet den Stoff zu seiner *Uhr von Bougival*[1]). Eine niedliche Uhr, nicht grösser als das Ei einer Turteltaube, mit lieblich klingendem Schlagwerk, aber launenhaft und unrecht gehend, anders zeigend als schlagend, ist von einem bairischen Soldaten aus Bougival nach München verschickt worden, und prangt dort bald darauf am Odeonplatz im Schaufenster eines Händlers mit Seltenheiten: Augustus Cahn. Sie erweckt das Staunen aller Münchener. „Drei Reihen grosser Pfeifen rauchten vor dem Cahn'schen Laden von früh bis abends, und das gute Münchener Volk fragte sich mit runden Augen und verdutzten „Mein Gott", wozu diese sonderbare Maschine dienen könnte." Photographieen von ihr hingen in allen Schaukästen, die Zeitungen brachten Abbildungen von ihr, und der berühmte Professor Dr. Otto v. Schwanthaler (eine Persönlichkeit, die auch in des Verfassers *Tartarin sur les Alpes* eine Rolle spielt), schrieb eine 600 Seiten lange, humoristisch-philosophische Abhandlung: Paradoxa über die Stutzuhren. Zu ihrer Ausarbeitung kaufte er die Uhr und stellte sie in seiner besten Stube auf, wo sie mit einer grossen Pendeluhr in Wettbewerb tritt, die bisher das Leben und Treiben des ganzen Hauses mit ihrem Schlage fest und sicher geregelt hatte. Sie bringt bald alles in Unordnung; die alte regelmässige Tageseintheilung verschwindet; die Frau Professor und ihre drei Hopfenstangen von Töchtern denken, unbekümmert um Zeit und Maass, nur noch an ihr Vergnügen. Die früheren ernsten Abendgesellschaften weichen Maskenbällen, lebenden Bildern, Theateraufführungen und Spielvergnügungen; Frau von Schwanthaler ergeht sich in auffälligen Anzügen am Isarufer, und die Töchter des Hauses nehmen während dessen von kriegsgefangenen Offizieren Unterricht in der französischen Sprache. Schliesslich verschwindet eines schönen Tages die ganze Familie nach Amerika, mit ihr die schönsten Tiziane der Münchener Pinakothek. Nach ihrer Abreise richtet die kleine Uhr von Bougival in München noch allerhand andern Unfug an. „Man sah der Reihe nach eine Stiftsdame einen Barytonisten entführen, den Dekan der Akademie eine Tänzerin heirathen, einen Hofrath beim Spiele betrügen, ein adliges Frauenkloster wegen nächtlicher Ruhestörung schliessen u. s. w. Zuletzt wanderte die Uhr in das königliche Schloss, und seitdem sieht man auf dem stets geöffneten Stutzflügel des Königs Ludwig keine Wagner'schen Noten mehr, sondern „den Seehund mit dem weissen Bauche" aufgeschlagen liegen." Der Verfasser schliesst mit den Worten: „Das wird ihnen die Lust benehmen, sich unsrer Uhren zu bedienen!"

---

[1]) *La pendule de Bougival* in *Contes du lundi*, S. 64 ff.

In anderer Weise wird die unerschöpfliche Kriegsfabel von der deutschen Gier nach Stutzuhren ausgebeutet in Siebecker's: *Der Gedanke des Andres Schirmeck*[1]), einer Erzählung, die sich selbst als durch Daudet's Uhr von Bougival angeregt erkenntlich macht. Ein Strassburger Photograph ist vor dem Kriege mit seinem Geschäfte nicht sonderlich vorwärts gekommen. Während der Belagerung war er Artillerist. Der glückliche Gedanke, der ihn mit einmal trotz seiner Wohnung auf der unansehnlichen Stephanigasse in Ruf bringen sollte, kam ihm erst nach Beendigung des Krieges. Während er sich kümmerlich von Knackwurst und Milchkaffee nährte und an ein Verlassen Strassburgs dachte, stolpert eines Tages ein Soldat in sein einsames Atelier, dabei die pappenen Vasen und die Schlossterrassen umwerfend, auf denen die Wurstmacher sich so gern darstellen lassen. Es war ein sächsischer Jäger mit bierfarbenem Bocksbart und frechem Auge unter strohblondem Haupthaar. Nachdem er zwei bis dreimal fast umgefallen war, richtet er sich mühsam wieder auf und ruft: „Ohi, Magd! Trutschi! Ein voll Glass Schnaps!“ Gleichzeitig schlägt die Stutzuhr des Ateliers irgend eine Stunde. Der Söldling wendet sich nach ihr hin und betrachtet sie mit thierischer Verwunderung. Der Photograph kann nicht umhin, den Ausdruck in seinem Gesicht zu bewundern, der ihn an einen den Hasen witternden Jagdhund oder an einen Karten sebenden Spieler erinnert. Er frägt den Sachsen, ob er sich in einer Herberge glaube, und droht die Wache zu rufen, damit er die „Prügelstrafe“ *(schlague)* erhalte. Der Sachse erschrickt und lässt sich willig in heroischer Pose zu der auf einem Nipptisch befindlichen Uhr stellen, die Hand auf ihrer Glocke, das Gesicht ihr zugewandt. Der Photograph verspricht ihm die Uhr, wenn er recht ruhig steht, und ein unendliches Gefühl des Glückes prägt sich dem Gesichte des Dummerjahns ein. So wird der Sachse photographiert. Als er die Stutzuhr mitnehmen will, wird er mit der Bemerkung abgewiesen, er würde sie in seiner Trunkenheit wahrscheinlich zerbrechen. Er solle sie lieber ein ander Mal abholen. Natürlich vergisst der Trunkenbold auf die Sache. Der Photograph aber stellt das gelungene Lichtbild in seinem Schaukasten aus. Damit beginnt sein Erfolg, sei es, dass die Photographie des Soldaten oder die Stutzuhr dessen letzte Ursache war. Am ersten Tage stellen sich ein Kanonier und ein Infanterist ein; des andern Tags kommen deutsche Soldaten zu vieren. Dann tritt ein völliger Durchmarsch ein: Husaren, Ulanen, Kürassiere, Artilleristen, Infanteristen, Gemeine und Unteroffiziere, Feldheer und Landwehr, alles wandert an dem Aufnahmeglase des Lichtmalers vorbei. Die vier ersten Male hatte er vergessen, die Stutzuhr mit aufzustellen; sie wurde aber alle vier

[1]) *L'idée d'Andrès Schirmeck* in *Récits héroïques*, S. 201 ff.

Mal verlangt. Er photographiert sie nun mit allen. Das Geschäft nimmt einen ungeahnten Fortgang. Nach einem halben Jahre sind bereits zwei Gehilfen nöthig. Die Regimenter und Armeekorps wechseln, der Zustrom bleibt unverändert. Preussen, Baiern, Württemberger, Sachsen, Badenser, Hessen, Mecklenburger, alles wird mit der Uhr photographiert. Auch als die alten Feldzugssoldaten heimgekehrt sind, geht das Geschäft mit den jungen bartlosen Rekruten munter fort. Für sie war es die Stutzuhr der Zukunft.

Unglücklicherweise erzählten französische Zeitungen die Geschichte von den gestohlenen Uhren. Die germanische Presse gerieth darüber in Wuth, namentlich als österreichische Zeitungen die Daudetsche Uhr von Bougival in deutscher Sprache veröffentlicht hatten. Der hochmächtige Graf Wolframm von Goldenbarth, Oberst eines Husarenregimentes, entdeckte in den Hütten seiner alten Krieger überall deren Photographie mit ein und derselben Uhr. Er berichtete darüber an den Minister. Dieser richtete ein Rundschreiben an alle Bürgermeister, man solle nach solchen Photographien nachforschen. So kam die Sache zu Tage. Der kaiserliche Rath benachrichtigte die Bundesregierungen; es stellt sich heraus, dass ganz Deutschland durch die Bilder des Strassburger Photographen Andres Schirmeck vergiftet ist. Eines Abends hört dieser im Vorbeigehen eine Gruppe Artilleristen erregt von einem Schweine von Photographen reden, an dem man Rache nehmen müsse. Dieses Schwein von einem Photographen kann nur er selber sein. Mit langen Schritten eilt er nach Hause, packt eilends allen Barvorrath zusammen, schickt Frau und Kind zu einer Muhme auf die Hennengasse und rückt selber aus nach Avricourt. Am selben Abend, $7\frac{1}{2}$ Uhr, wurde sein Atelier vollständig ausgeplündert; ein riesiger Kürassier trug die Stutzuhr auf den Kleberplatz, wo sie fünf Minuten vor dem Zapfenstreich von der trunkenen Soldateska feierlich in Stücke gehauen wurde.

Eine andere Art spöttischer Kriegserzählung bietet die schon genannte anonyme Novellensammlung *Allemandes* in der Novelle: *Die Diakonissin*[1]). Die Heldin, in kastanienbrauner, anspruchsloser Kleidung, den Oberkörper in einen Mantelkragen gehüllt, das Gesicht in einem grünen Schleier geborgen, meldet auf dem Bahnhofe von Metz befindlichen Französinnen die Ankunft eines verwundeten französischen Hauptmannes an. Eine der Anwesenden ist seine Mutter. Die Diakonissin spricht ihr Trost zu und verheisst ihr Rettung. Sie führt sie später zu dem schwer verletzten Sohne und veranstaltet dessen Ueberführung nach dem elterlichen Hause unter Anwendung aller nur denkbaren Vorsicht. Ihre aufmerksame Sorgfalt

---

[1]) *La Diaconesse,* a. a. O., S. 275 ff.

erweckt ihr die Theilnahme der betrübten Mutter, einer Gräfin v. Fonteville, die sich leise bei dem Verwundeten erkundigt, wer die Deutsche ist, und von ihm erfährt, sie sei eine Diakonissin d. i. eine etwas phantastische barmherzige Schwester. Sie ladet die Pflegerin zu sich in's Haus. Die Einladung wird angenommen, und die Diakonissin verspricht zugleich einen deutschen Arzt herbeizuführen, der erfahrener sei, als die einheimischen. Eine Stunde später ist der Hauptmann in seinem Bett untergebracht; die Mutter und seine reizende sechszehnjährige Schwester stehen bei ihm. Der Kranke wird, diesmal von der Schwester, nochmals ausgefragt, was eine Diakonissin eigentlich ist, ob sie eine Sekte bilden, die Verwundete aus Liebe zu Gott oder zu ihnen selbst pflegen, und ob seine Wärterin jung und hübsch ist. Die letzten Fragen werden bejaht. Des Abends stellt sich die Diakonissin ein, ein prächtiges Mädchen von höchstens fünfundzwanzig Jahren mit dem vollen Glanze einer blonden und frischen Germanin, von entschiedenem, aber heiterem Wesen. Sie richtet sich ohne weiteres häuslich ein und lässt sich unter Ablehnung der Zuhilfenahme einer barmherzigen Schwester und mit dem Anerbieten, den Verwundeten allein zu verbinden und zu verpflegen, in dem Zimmer neben dem Kranken ein Bett aufstellen. Am folgenden Tage erscheint auf ihre Veranlassung der ihr sehr ergebene Dr. med. Grosben, etwas zu dick, zu roth und überblond, aber nichtsdestoweniger ein sehr hübscher Mann, dem, da die Gräfin vor der Geschicklichkeit der deutschen Aerzte hohe Achtung besitzt, die Behandlung des Kranken überlassen wird. Nach Verbindung des Verwundeten, geht die Diakonissin an ihr Tagewerk in's Hospital, am ersten und an den folgenden Tagen, und erst des Abends erscheint sie wieder bei ihrer Wirthin. Es stellt sich zwischen den Frauen bald ein innigeres Verhältniss heraus; die Gräfin und ihre junge Tochter erfahren voll Theilnahme, dass die Diakonissin, Gebardine v. Mönich, im Feldzuge von 1866 ihren Bräutigam verloren und sich seitdem der Krankenpflege gewidmet hat. Sie hat geschworen, sich niemals zu vermählen. Die Festigkeit ihrer Seele und ihre unerschütterliche Standhaftigkeit erwecken die aufrichtige Bewunderung der Frau von Fonteville; ihre Tochter wirft sich gerührt der Fremden an den Hals und vergiesst mit ihr Thränen um den theuren Verlorenen. Die Französinnen erzählen allen ihren Bekannten von ihrer Bewunderung für die Klugheit, den Verstand und die unermüdliche Thätigkeit der deutschen Pflegerin. Der Kranke macht indessen rasche Fortschritte zur Genesung. Eines Morgens erwarten die Frauen vergebens das Erscheinen der Diakonissin beim ersten Frühstück; die Gräfin fordert ihre Tochter auf, der vermuthlich von ihrem Tagewerk schwer Ermüdeten die Chokolade auf ihr Zimmer zu tragen, leise, um sie nicht etwa im Schlafe zu stören. Zwei

Minuten später kommt Fräulein v. Fonteville zurück, und zwischen Mutter und Tochter entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Gräfin: Nun, war sie wach?

Tochter: Nein, sie schlief wie ein Murmelthier; aber Moritz hat sie tüchtig geschüttelt.

Gräfin: Wie, Moritz . . Du hast ihn also aufgesucht?

Tochter: Durchaus nicht; er schlief bei ihr.

Frau von Fonteville fällt bei dieser Antwort die Chokoladenkanne aus der Hand, und die Tochter fährt fort:

Du siehst so erstaunt aus, Mama, und du machst es doch jedes Mal auch so mit mir, wenn ich krank bin; Du nimmst mich doch dann auch immer zu Dir in's Bett, damit ich mich nicht aufdecke."

Wieder ein anderes Bild entrollt P. Véron in seiner ebenso boshaften wie unwahrscheinlichen Erzählung: *Das Bildnis*[1]). Das französische Heer ist bei Orléans geschlagen worden; eine schreckliche Auflösung hat in ihm Platz gegriffen, niemand hört mehr, weder auf den Ruf der Offiziere noch auf die Stimme des Gewissens. Und hinter den zersprengten Bataillonen marschieren die Preussen einher, methodisch, unempfindlich, den Krieg ausnutzend und systematisch Beute machend. So kommen sie auch in ein Dorf der Sologne. Das Dorf ist verlassen, die Bauern sind entflohen. Die Ulanen verbreiten sich in ihm, um die zurückgebliebenen Reste aufzusuchen. Unter ihnen zeichnet sich durch seine Jagdgier Wilhelm aus, ein tüchtiger Bursche. Da pfeift eine Kugel an seinem Ohre vorbei. Er schaut schnell auf und erblickt einige hundert Schritte von sich entfernt auf einsamem Platze einen Greis mit langem grauen Barte, den einzigen Bewohner, der zurückgeblieben, in der Hand die Steinflinte, mit der er auf ihn geschossen, und die er eben wieder ladet. Wilhelm reitet auf ihn los und redet ihn an: „Du bist der Bandit, der auf mich geschossen hat?" „Allerdings," lautet die Antwort, „ich vertheidige mein Haus, das Ihr erst nach meinem Tode plündern sollt, so wahr ich Jérôme Bontemps heisse und einst als Sergeant in dem grossen Heere stand, vor dem Ihr früher geflohen seid." Wilhelm schlägt ihm mit einem Säbelhiebe den Schädel in Stücke. Dann dringt er in des Getöteten Hütte, findet aber nichts darin als einige schlechte Möbeln, die er zum Zeitvertreib in Trümmer schlägt. Nicht einmal eine Kukucksuhr ist zu finden. Er will aber eine Siegesbeute haben; in Ermangelung von Besserem nimmt er ein Bildniss des Getöteten an sich, das ihn in seiner Sergeantenuniform zeigt. Nach beendetem Feldzuge kehrt Wilhelm in sein pommerisches Dorf heim. Alles eilt ihm entgegen, drückt ihm die Hand. Ehe er in sein Haus tritt, muss er manchen

[1]) *Le Portrait* in *Coulisses d'un grand drame,* S. 317 ff.

Schoppen leeren. Strahlend kommt er endlich unter das heimische Dach, von Mutter und Grossmutter begrüsst. Er erzählt seine Kriegserlebnisse. Die Grossmutter macht sonderbare Augen, als er sein Abenteuer mit dem alten Sergeanten erzählt. Er zeigt den Frauen das Bildniss; da ergreift die Grossmutter heftig den Arm der Mutter und ruft aus: „Der Unglückliche! Er hat seinen Vater erschlagen!"

Während in den eben geschilderten Erzählungen das rächende Schicksal einzelne Deutsche erreicht, empfängt das ganze deutsche Volk die Strafe für seine Ueberwindung Frankreichs in einigen Erzählungen, die den nächsten französischen Rachekrieg im Voraus ausmalen. Eine Fr. Sarcey gewidmete Schrift dieser Gattung hat zu Verfassern L. Denay und E. Tassin: *Die phantastische Rache.*[1]) Wir werden hier in das Jahr 1883 versetzt. Preussen hat abermals seit einem halben Jahre Frankreich siegreich mit seinen Heeresmassen überzogen. Seit 146 Tagen ist Paris wiederum belagert, und der Ausgang scheint dem früheren entsprechen zu sollen. Die Rettung bringt ein junger Mann, ein Erfinder, der, mit seinem Projekte abgewiesen, wegen Beleidigung eines Offiziers bedrängt und als preussischer Spion verfolgt, vor Thiers geführt wird. Dieser will ihn zuerst erschiessen lassen, erkennt ihn aber dann als einen hoffnungsvollen und ehemals von ihm mit einem Ausnahmepreise gekrönten Schüler des pariser Polytechnikums wieder. Er hat eine lenkbare Flugmaschine erfunden, die einer ungeheuren Fledermaus gleicht, deren Flugweise als Modell diente, und mit deren Hülfe man aus den Lüften herab den Feind durch herabgeworfene Bomben verwirren und ihm einen abergläubischen Schreck einflössen kann. Der Erfinder giebt eine erste Probe. Im Schloss von Ferrières veranstaltet Prinz Friedrich Karl ein grosses Fest zur Feier des Gedenktages der Schlacht bei Sedan. Ein wahres Belsazarfestmahl findet statt. Unter den Stabsoffizieren fällt ein einziger Gast in schwarzem Leibrock und weisser Binde auf, frisch rasiert, mit rothem und intelligentem Gesicht, aber mit falschem Blick. Obgleich er wie der Diener eines grossen Hauses aussah, wurde er wie eine Macht behandelt. Es war der Correspondent der „Times", der ehrenwerthe William Cockney, esquire. Um Mitternacht sass man noch zu Tisch. Einige Offiziere hatten aufgehört, die berühmte Korrektheit des preussischen Heeres darzubieten, und doch war man in der feierlichen Stunde der Trinksprüche. Man hatte schon auf den Kaiser, seine erhabene Gemahlin, den Kronprinzen, den ruhmreichen Kommandanten des dritten Heeres, auf die Vernichtung von Paris und auf die Ausrottung der lateinischen Rasse getrunken.

---

[1]) *La Revanche fantastique.* Paris 1873.

Nur zwei Männer blieben ernst, ruhig und schweigend inmitten des allgemeinen Lärmes: Herr v. Bismarck säbelte philosophisch Champagner, Master Cockney Sherrywein.

Der Kanzler zog sich zurück und kehrte heim, ein neues diplomatisches Rundschreiben ausdenkend. Plötzlich glaubte er ein schwaches, sonderbares Geräusch zu hören, eine Art von unbestimmtem Rauschen, wie wenn ein Zug Vögel ihren Flug nähme, aber eintönig andauernd, leicht, unbestimmt wie ein Hauch. „Sonderbar", sagte er. „Im selben Augenblick liess ein furchtbarer Knall den Erdboden erbeben. Eine Feuergarbe zerriss das Dunkel; in wenig Augenblicken sah der Fürst das Schloss in Flammen." Ein furchtbares Durcheinander entsteht; Pferde und Menschen eilen wild umher; alles ist erregt, bestürzt, fragt und spricht zugleich, gegen die deutsche Gewohnheit. Das Gerücht verbreitet sich, Feuer vom Himmel habe alle Generale vernichtet, und die Frömmsten glauben darin die Hand Gottes zu erkennen. Bismarck gelangt, gestossen und gedrängt, bis an das Schloss, einen Haufen rauchender Trümmer. Vergebens zieht er Erkundigungen ein; alle, die in der Nähe des Schauplatzes der Katastrophe waren, sind entflohen. Wüthend befiehlt er die Trümmer zu untersuchen und reitet im Galopp davon, um den Kaiser und Moltke zu benachrichtigen. Er lässt den ersteren wecken und wartet bei ihm auf die Ankunft Moltkes, der zu drei Vierteln gelähmt auf einem Rollstuhl herbeigefahren wird. „Von seinem umfassenden Verstande hatte er noch nichts eingebüsst. Sein Blick funkelte noch immer von Klugheit und Leben, und an Schlachtenmorgen fand er noch immer Kraft genug, um an der Spitze der Truppen zu Pferde zu steigen." Bismarck berichtet von dem Geschehniss, dessen Aufklärung nicht gelingen will. Da kommt rechtzeitig ein Ordonanzoffizier und meldet, dass man unter den Trümmern einen Mann gefunden habe, der noch athmete. Seine Beine waren zerschmettert. Mit zitternden Händen hatte er auf eine Tafelkarte einige ungestalte Worte geschrieben. Mit Mühe liest der Marschall Moltke folgendes:

Redakteur, Times, London.

In Ferrières . . . Festmahl . . . Prinz Karl . . . schreckliches Geräusch . . . Decke öffnete sich . . . ungeheures Wurfgeschoss fiel in den Saal . . . Explosion . . . Dann nichts . . . ich allein am Leben . . . Ersatzmann schicken . . . ich sterbe.

William Cockn . .

Um das deutsche Heer zu beruhigen, wird eine Kundgebung beschlossen. Unter den Soldaten hatte sich der Glaube verbreitet, ein Blitzstrahl hätte dass Schloss in Asche gelegt, und man müsse in diesem Vorgange eine Warnung des Himmels sehen. Die Land-

wehrmänner meinten, die Stunde sei gekommen, um auf Befehl des Allerhöchsten ihre Gretchen, ihre Pfeifen, ihre Humpen und ihr Sauerkraut wieder aufzusuchen. Die Offiziere suchten eine Erklärung in der Annahme einer Mine oder eines Riesengeschosses. Folgender Aufruf wird erlassen und verlesen:

„Soldaten des unbesiegbaren deutschen Heeres!

Wir berichten unter dem Unwillen der ganzen Welt eine schreckliche Unthat der französischen Freischaren. Derartige Dinge genügten, wenn dies nicht bereits der Fall wäre, unsere Feinde von allen gebildeten Völkern auszustossen.

Gestern haben sich einige der Elenden, als Dienstboten verkleidet, in die Keller des Schlosses von Ferrières geschlichen. Dank der Mitschuld einiger Schlossdiener haben die Banditen einen Zwischenraum wie einen Minenofen mit Pulverfässern gefüllt, welche die Aufschrift trugen: Münchener Bier. Dann sind sie entflohen, nachdem sie den Zünder angesteckt, der die furchtbare Explosion der vergangenen Nacht erzeugte. . . Ihr werdet die Barbarei dieser Horden von Meuchelmördern züchtigen, indem ihr würdig ihre edlen Opfer rächt. Ihr werdet dem ruhmreichen Prinzen Friedrich Karl ein seiner würdiges Leichenbegängniss bereiten: seinen erlauchten Manen gebührenden Hekatomben von Franzosen.

Gezeichnet: Moltke.

Befehl:

Jeder gefangene Freischärler ist dem Divisionsprofoss zu übergeben und sofort vor eine geladene Kanone zu stellen.

Der Feind führt mit uns Krieg nach Art der Wilden. Wir zögern nicht, den Räubern, die er besoldet, die von den Engländern den Rasenden Indiens auferlegte Strafe zu Theil werden zu lassen. Dieses zivilisirte Volk hat uns gezeigt, wie man die Barbaren behandeln muss; die öffentliche Meinung wird uns nicht tadeln, wenn wir zu dem einzigen Mittel unsere Zuflucht nehmen, die Grausamkeiten der Franzosen zu verhindern.

I. A.: Blumenthal."

Auf diese Weise wurde die Ruhe in den aufgeregten Geistern wieder hergestellt.

Indessen wird in Paris insgeheim an der Herstellung neuer Flugmaschinen gearbeitet. Ein Kommunistenaufstand bricht aus. Die Aufrührer marschieren ungehindert nach dem Rathhause; die Führer sprechen von da aus die davor befindliche Volksmasse an. Da erscheint über ihr ein ungeheurer, majestätischer Vogel. Plötzlich durchfurcht unter ihm ein Wölkchen weissen Rauches die Luft, und eine schreckliche Explosion erfolgt. Das geängstigte Volk entflieht

in alle Winde; die Rädelsführer werden widerstandslos ins Gefängniss abgeführt.

Diesem Vorgange hatten die Offiziere der Belagerungsarmee von Ferne zugeschaut. Die Deutschen hatten Spione in dem Platze, die durch aufsteigende vielfarbige Ballons sie über den Fortgang des Aufstandes unterrichteten. Als Moltke das Verfahren des Riesenvogels gewahrte, erzitterte sein Arm. Er stützte sich auf eine Lafette, die Worte stammelnd, die nur der Kanzler hörte: „Wir sind verloren!" Nach einem Augenblicke richtete er sich wieder auf: „Morgen sei alles bereit", befiehlt er, „zu einem allgemeinen Angriff im Norden, Süden, Osten und Westen. Wir müssen mit den Franzosen enden."

Der von der Verzweiflung eingegebene Versuch, Paris mit offener Waffengewalt zu bezwingen, scheiterte. Die deutsche Heeresmacht, die des Nachts vorgehen will, wurde plötzlich durch fünfzig Leuchtthürme grell beleuchtet. Bomben stürzen aus der Höhe herab; massloser Schrecken erfüllt die Deutschen, Alles bricht aus Reih und Glied; die einen fallen auf ihre Kniee, die göttliche Gnade anflehend, die anderen stürzen sich auf die Erde, das Gesicht zu Boden, andere flüchten sich in Keller, um sich in ihnen zu bergen. Unnützes Beginnen! Die Bomben stürzten auch auf die Häuser, alles unter den gesprengten Mauern begrabend. „Am folgenden Morgen sah man auf dem Schlachtfelde allenthalben Trümmer, Leichname, und, abstossender als die Toten, flüchtende Soldaten ausser Rand und Band, die ihre Waffen wegwarfen, und hin- und herliefen, ohne etwas zu hören. Die Offiziere versuchten nicht einmal, sich Gehorsam zu verschaffen, unbeweglich und Bildsäulen der Verzweiflung gleichend." Der Kronprinz will die Hand an sich legen. Moltke fällt ihm in den Arm und bewegt ihn zur Abfahrt nach Deutschland. Nun brechen die französischen Streiter aus, um den Flüchtigen nachzujagen. Nur Moltke und sein Stab ist zurückgeblieben. Der Feldherr nöthigt sein Gefolge, ihn zu verlassen und bleibt allein zurück, den Blick fest auf den nahenden Feind gerichtet. Die Franzosen kommen auf hundert Meter heran: da ergreift Moltke seinen Revolver, wirft einen letzten Blick auf die feindlichen Reihen, richtet die Mündung auf seine Schläfe, drückt ab und stürzt nieder, wie vom Blitze getroffen.

Einen Monat später stehen die Franzosen vor Metz. Ihr Vormarsch ist verzögert worden, weil sie es nicht unterlassen konnten, den Sieg zu feiern. Drei Tage lang hatte man gesungen, gerufen, geflaggt, illuminirt, Feuerwerke veranstaltet.

Indessen warfen die Radikalen der Regierung vor, einen unmenschlichen Krieg zu führen. Es sei unedel und des ritterlichen französischen Volkes unwürdig, sich in den Wolken zu bergen,

gefahrlos in unzugänglicher Höhe zu weilen und die Gegner mit Geschossen zu bewerfen, die mit Dynamit, Petroleum, Blei und geschmolzenem Schwefel gefüllt seien. Auf Gambettas Antrag wurden ihre Wortführer ohne viele Umstände ins Gefängniss geworfen.

Die Heere sind auf dem Vormarsch. Das eine unter Chanzy dringt zwischen Longwy und Diedenweiler in Deutschland ein und marschiert gen Berlin, in Mainz einige Divisionen zurücklassend; ein zweites, bei Belfort gesammelt, zieht in Baden ein; das dritte hat zur Aufgabe, die festen Plätze Elsass-Lothringens zu nehmen. Die Marine endlich segelt von Cherbourg und Brest ab, um eine Landung in Schleswig vorzunehmen.

Die Einnahme des von Vogel von Falkenstein vertheidigten Metz machte die meiste Schwierigkeit. Jedes seiner zahlreichen Forts ist mit einem vierzig Zentimeter dicken Eisenpanzer umkleidet, mit Löchern für die Kanonenmündungen, die, nur für die Zeit des Zielens und Schiessens offen, sonst mit starken Eisenthüren verschlossen bleiben. Lebensmittel sind für zwei Jahre vorhanden. Es gilt dem neuen Angriffskampfe mit den Flugmaschinen zu begegnen. Die von den feindlichen Luftschiffen herabgeworfenen Bomben bieten zunächst keine Gefahr; sie prallen machtlos an der Eisenwehr der deutschen Befestigungen ab. Als eines Tages ein Luftschiff über einem Fort ziemlich weit hinabstieg, flog plötzlich aus demselben ein Luftballon schnurgerade in die Höhe und enterte die französische Flugmaschine. Ein wüthender Kampf entsteht in den Lüften; die Deutschen fallen einer nach dem andern. Aber die Flugmaschine senkte sich mehr und mehr, durch den Ballon, dessen Luft zum Weichen gebracht war, herabgezogen. So drohte ein Modell in die Hände der Deutschen zu fallen. Dies durfte nicht geschehen. Der französische Kommandant sprengt sein Fahrzeug, sich und seine Mannschaft opfernd. Nur ein unbrauchbarer Trümmerhaufen stürzt auf den Boden nieder. Vogel von Falkenstein ist aber noch nicht entmuthigt. Er lässt eine Riesenkanone mit senkrecht in die Höhe gerichtetem Laufe bauen. Sie wird auf ein darüber schwebendes Luftschiff abgefeuert, erreicht es aber nicht; dagegen fällt die ungeheuere Ladung auf die eigenen Festungswerke zurück und sprengt deren Eisenplatte. Ein Pulvermagazin wird dabei getroffen, und das Fort fliegt in die Luft, Stadt und Land mit ungeheueren Trümmern bedeckend. Aller weitere Widerstand ist nun nutzlos. Das französische Heer zieht siegreich ein, von der Bevölkerung jubelnd empfangen.

Auch Strassburg ist gefallen. Bismarck ist gezwungen, mit dem alten Thiers in Friedensunterhandlungen einzutreten, der ihm spöttisch lächelnd in Aussicht stellt, dass am folgenden Tage Köln zerstört, am zweitnächsten Tage Mainz eingeäschert, am Ende der

Woche von allen Rheinstädten kein Stein mehr auf dem andern sein werde. Als Friedensbedingungen verlangte Thiers ausser der von Bismarck angebotenen Wiederherausgabe der fünf Milliarden, ausser Elsass-Lothringen und dem Ersatz der Kriegskosten, dass alle Mitglieder der kaiserlichen Familie sich als Gefangene stellen; sie sollen das Schicksal des ersten Napoleon finden. Die deutschen Staaten sollen die Gestalt einer Bundesrepublik annehmen. Bismarck lehnt diesen Antrag ab, und Gambetta verkündet ihm den Krieg aufs Aeusserste. Berlin solle des Schicksals Sodoms bedenken, dessen Namen die preussischen Tartüffe allzu oft ausgesprochen hätten, die Augen nach Paris gewandt, das sie nicht zu zerstören wagten.

Die französischen Truppen ziehen nun in Deutschland ein. Eine Proklamation der Friedensbedingen geht ihnen voraus. Ihr Marsch vollzieht sich fast ohne Hinderniss, der Schreck vor den Luftungeheuern lähmt allen Widerstand. Eine Stadt ergiebt sich nach der andern; die Ansteckung der Entmuthigung verbreitet sich wie die Pest. Es hatte genügt, eine Stadt, in der die französischen Gefangenen niedergemetzelt worden waren, zu vernichten, um weitere Verheerungen durch die Luftschiffer überflüssig zu machen. In Berlin verlangt das Volk den Frieden. Es ertönen dort die Rufe: „Nieder mit Wilhelm, nieder mit Bismarck, es lebe die Republik!“ Die kaiserliche Familie rüstet sich zur Abreise. Das Erscheinen der Luftschiffer in Berlin bringt die Aufregung daselbst auf den Gipfelpunkt. Eines Nachts hört man dort einen heftigen Knall. Mit rasender Geschwindigkeit springen die Berliner mit ihren ehrsamen Gattinnen aus den Betten und in leichtestem Anzuge die Treppen hinab, um sich in den Kellern zusammenzukauern. Die Schnelligkeit der vom Jäger überraschten Kaninchen giebt nur eine schwache Vorstellung von der Geschwindigkeit, mit der dies zur Ausführung gebracht wurde. Aber die Aufregung war eine grundlose. Thiers hatte nur papierene Kundgebungen über die Stadt schütten lassen. Um dem Volksaufstand, den diese erzeugen, zu entgehen, will der Kaiser und Bismarck entfliehen; sie fallen dabei in die Hände des Feindes.

Der Schlussvorgang findet in Paris statt. Im Industriepalast am Marsfelde ist ein grosses Luftschiff aufgestellt, mit ziemlich geräumigen Zimmern zur Aufnahme der Familie des deutschen Kaisers und mit wohl verschlossenen Zellen für die gleichfalls zu verbannenden Kommunistenführer. Zum ritterlichen Wohlgefallen der pariser Pfahlbürgerschaft müssen unter den Klängen einer von dem Bänkelsänger Paulus geleiteten Kapelle die Mitglieder der kaiserlichen Familie, „alle deutschen Könige, Fürsten, Erzherzöge, Grossherzöge, Herzöge, Markgrafen, Burggrafen, Landgrafen, Kurfürsten und Pfalzgrafen“ und hinter ihnen die Streiter der Kommüne, „unter ihnen

Gassenbuben der schlimmsten Art, aus der Gesellschaft Ausgestossene, die trockenen Früchte der Tagespresse und des Juristenthums", darauf die entarteten Kommunistenweiber, auf dem Marsfelde vorbeimarschieren, um in Anwesenheit des Herrn Thiers, des Präsidenten der französischen Republik, Jacobis, des Präsidenten der deutschen Republik, Castelars, des Präsidenten der spanischen Republik, Fromageods, des Präsidenten des Schweizerbundes, und Jacobsons, des nordamerikanischen Präsidenten, in dem Luftschiffe Platz zu nehmen. Gambetta hält eine zeitgemässe Rede an das Volk, und auf das Kommando des dünnstimmigen Thiers nimmt das Luftschiff seinen Lauf nach einer fernen Insel.

Am Schlusse des Buches erfährt man, dass das Ganze ein Traum Bismarcks gewesen sei.

Eine weitere Kriegsphantasie enthält V. Thierry's *Kriegsroman*,[1]) der erst 1891 erschienen zu sein scheint und den französischen Rachekrieg in den Anfang des nächsten Jahrhunderts verlegt. Nach ihm haben sich die Deutschen, ohne auch nur einen Vorwand zur Kriegserklärung zu suchen, plötzlich über Frankreich gestürzt, die uneinnahmbaren Forts der Grenze dadurch vermeidend, dass sie einen neutralen Staat durchbrachen. Mit einem Sprunge bedeckten sie ein Viertel der französischen Republik. Paris ist abermals eingeschlossen; schon bedrohen die Deutschen die Mündung der Garonne. „Der deutsche Kaiser hat bei seinem grössten Schoppen geschworen, die französische Rasse müsse verschwinden, und auf der Karte des verdeutschten Europas solle man nur noch Namen auf -ich, -ach, -hof oder -heim lesen, wie es schon der Wohlklang verlange, sobald man nur ein etwas zartes Ohr und Geschmack an einer feinen Sprache habe." Der Süden Frankreichs ist von Paris völlig abgeschnitten. Da entsteht dem Lande ein Retter in der Person eines verabschiedeten, frommgläubigen höheren Offiziers. Er weiss mit Hülfe der Bewohner seiner Gemeinde Coursac am Garrul eine Anzahl deutscher Soldaten in eine Falle zu locken, und verbreitet Schrecken unter den Feinden, indem er zur Rache dafür, dass fünf seiner Gehülfen gehangen worden sind, sechzehn Preussen aufknüpfen lässt und einen Soldaten mit der Botschaft an den deutschen General von Hundskopf entlässt, er heisse „Tod" und werde überall und immerdar in derselben Weise Rache üben. Der deutsche General wird mit Hülfe herbeigerufener Linientruppen zurückgeschlagen. Unser Held, mit wirklichem Namen Deraucourt, wird auf Antrag eines alten französischen Generals zum Oberfeldherrn des bei Toulouse gesammelten Heeres ernannt. Er erlässt einen Aufruf an seine Mannschaften, in dem sich die Worte befinden: „Wir verlangen keinen Pardon und geben keinen. Wir

[1]) *Le roman de guerre,* Paris, Dreyfous.

werden mit Gottes Hülfe triumphieren. Vorwärts auf die Banditen! Allerwärts und jederzeit, ohne Mitleid.“ Zahlreiche Exemplare desselben fallen in die Hände der Deutschen und verbreiten Angst und Schrecken unter ihnen. Siegreich dringt das Heer Deraucourts vor. Es kommt zu einer entscheidenden Schlacht bei Limoges, die mit allen Einzelheiten geschildert wird. Um den Sieg der Franzosen hat sich besonders die von dem Oberfeldherrn aus seiner Gemeinde gebildete Freischar verdient gemacht. Dieselbe trug Anzüge von schwarzem Sammt, nach unten enger werdende Beinkleider, Halbstiefeln, Westen mit Taschen, Marinejacken mit der am Kragen weisseingestickten Aufschrift: T. O. D., Flanellhemden, rothe Halsbinden und schwarze Filzhüte mit denselben Buchstaben in Silberstickerei. Dieser ihr Anzug und ihr Ruf: „Tod, Tod“ verbreitet Entsetzen unter den Deutschen; die Panik greift bei ihnen um sich, und es bleibt ihnen nichts übrig, als eine schleunige Flucht. Die Niederlage hat tiefgreifende Nachwirkungen. Jenseits der Grenze geräth man in Aufregung. Die Völkerschaften, deren Neutralität verletzt wurde, erwarteten nur eine Gelegenheit, um sich gegen Preussen zu wenden, das sie gedemüthigt hatte. In den eroberten Provinzen nimmt der Aufstand ungeheuere Verhältnisse an. Wenn sie nicht den Boden vollständig mit Soldaten bedeckten, war es den Eroberern unmöglich, sich in ihnen zu halten. „Ueberall entstanden Aufstände, deren Kühnheit mit dem Erfolge zunahm. Die Brunnen wurden zugeschüttet, Thiere und Getreide verschwanden, die Häuser brannten mitten in der Nacht ab. Die Deutschen wagten nur noch zu essen, was sie direkt aus den mit der Eisenbahn angekommenen Vorräthen empfingen; an mehreren Stellen wurden die Bahnverbindungen unterbrochen, ihre Bewachung wurde immer schwieriger. Ganze Abtheilungen wurden vernichtet, jeder Vereinzelte war ein toter Mann.“ Der Generalissimus Deraucourt kann ungehindert bis Orleans vorrücken. Sein Erscheinen wird überall mit ungeheuerer Begeisterung begrüsst; Gassenjungen sangen auf der Strasse von Orleans nach der Melodie des Boulangerliedes:

C'est Derau, Derau, Derau,
C'est Deraucourt qu'il nous faut!

Eine Deputation französischer Abgeordneten bietet ihm den französischen Kaiserthron an; es sei zu seiner Erwerbung nur das Erforderniss nöthig, dass er einen Schimmel besteige. Die Wirkung eines Rappen sei durch Boulanger abgenutzt. Der uneigennützige Deraucourt weist das vom Verfasser mit so geistvollen Vorbedingungen verbundene Anerbieten mit Entrüstung ab.

Bald kann man daran denken, Elsass-Lothringen wieder zu erobern. Eine schwere Arbeit, denn die Festungsarbeiten dieses Landes sind mit undurchdringlichen Eisenpanzern umgeben, die den

mächtigsten Wurfgeschossen trotzen. Aber Deraucourt weiss Rath. Zunächst sendet er an den deutschen Kaiser ein Ultimatum mit folgendem Wortlaut:

„Der Generalissimus der siegreichen französischen Heere an den Vernichter der Verträge, an den Tyrannen von Elsass-Lothringen.

Sie haben heuchlerisch Gott angerufen, als Sie die Gesetze der Menschheit und der Gerechtigkeit verlachten: die Hand Gottes ist über Ihnen.

Wenn ich innerhalb fünf Tagen nicht durch Drahtleitung die ausdrückliche Versicherung habe, dass Sie ohne Verschub unser Gebiet bis an die Lauter, seine anerkannte Grenze, befreien, so werde ich gegen Ihre Staaten ein verheerendes Werkzeug senden.

Ich werde zuerst die Stadt Mainz treffen, deren Bewohner zwar nicht zum Stamme Ihrer Plünderer gehören, die aber Ihrem Schicksal gefolgt sind, unter dem Vorwande einer Treue, die sie Ihnen nicht schulden, in Wirklichkeit, um Antheil am Raube zu haben. Sie werden erkennen, dass ich keine eitlen Drohungen ausspreche.

Kehren Sie in Sich. Noch ist es Zeit: Hören Sie die Stimme der Ehre, der Menschlichkeit, der Religion! . .

Ich erwarte Ihre Entscheidung bis zum 19.; am 20. werde ich handeln. Und dann Wehe über Sie!"

Der Kaiser von Deutschland antwortet auf diese Probe französischer Höflichkeit und Ritterlichkeit damit, dass er befiehlt, das deutsche Heer solle wie ein „Donnerschlag" über Paris herfallen und dort unter Todesstrafe nicht einen Stein auf dem andern lassen. Am 20. steigt ein Luftballon in Chalons auf, mit grossen Rudern, die wie Adlerflügel seinen Lauf in der Höhe bestimmen. Er nimmt seinen Flug nach Mainz. In seinem Schiff befindet sich Michel Potio, ein Freund Deraucourts, der ein Gas erfunden hat, dessen Einathmung unmittelbar den Tod herbeiführt. Es ist ihm gelungen, dasselbe in Gläsern zu fassen; eine Glaskugel im Durchmesser eines Dezimeters auf einen öffentlichen Platz geworfen, genügt, um die auf demselben versammelte Menge zu vernichten. Um 12 Uhr Mittags ist Potio mit seinem Ballon über Mainz. Eine Volksmasse versammelt sich vor dem Hause des Stadtkommandanten. Dieser selbst beschaut mit einigen Offizieren von seinem Balkon aus das Luftschiff mit einem vortrefflichen Fernrohr, das er ehemals nebst einigen andern Kunstgegenständen in einem Schlosse an der Loire „gefunden" hatte. Er stösst einen Schreckensruf aus; er hat an dem Ballon die Aufschrift „Tod" erkannt. In demselben Augenblicke fallen sechs Glaskugeln zur Erde, die Luft füllt sich in einem

Umkreis von fünfzig Metern mit dem tödlichen Gase, und alles, was von Lebenden auf dem Platze, an den Fenstern und auf den Balkonen stand, stürzte wie vom Blitze getroffen nieder.

Die Nachricht von diesem Ereigniss durchfliegt mit Windeseile ganz Deutschland. Die Südstaaten heulen vor Schmerz und Schrecken, allenthalben hörte man nur den einen Ruf: „Friede". Nur der Kaiser will davon nichts hören; sich in Potsdam für unangreifbar haltend, sinnt er auf Rache. Aber bald erfährt er, dass alle Aufgebote ihre Posten verlassen: „Polen, Baiern, Sachsen, Badener, Württemberger, Hessen, Frankfurter, Hamburger, alle fliehen nach dem heimathlichen Boden. Friede! Friede! rufen sie auf der bergenden Flucht. Sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, die Artilleriestücke in den Festungen unbrauchbar zu machen. In den einverleibten Provinzen weht die französische Fahne auf den Wällen; die Bewohner der belagerten Plätze steigen auf die Befestigungswerke und winken die Franzosen herbei. Nur die preussischen Soldaten hielten noch einige Zeit stand; die Furcht vor Prügel hielt bei ihnen der vor einem weniger unmittelbaren Ballon das Gleichgewicht; schliesslich aber, entmuthigt und vom Beispiel fortgerissen, laufen auch sie davon. Die Südstaaten telegraphirten nach Paris, um den Frieden zu verlangen; die Herzöge und Könige erboten sich in Person zu unterhandeln. Das französische Heer rückte, seinen Generalissimus an der Spitze, durch die freudetrunkene Bevölkerung vor, unter Triumphbögen und mit Glockengeläute. Es erreichte so die als Grenze geforderte Lauter, welche nicht überschritten wurde. An dieser Grenze „der richtigen", verbündeten sich die Deutschen mit ihrem Nachbar."

Im folgenden Monat vereinigte sich ein internationaler Kongress in Paris: nur der deutsche Kaiser war dabei nicht vertreten. Die Franzosen verlangten nicht die geringste Entschädigung, nicht die geringste Gebietserweiterung, ausser einigen unbedingt nöthigen und unbedeutenden Strichen an der Lauter; die Deutschen gaben jeden Anspruch auf die „zu Unrecht" einverleibten Provinzen auf: „Die Lauter wurde als Grenze zwischen den beiden versöhnten und für immer geeinten Völkern angenommen." Die Dynastie der Hohenzollern wird vom Kongresse abgesetzt; das Königreich Preussen hört auf zu bestehen, sein Gebiet wird unter die benachbarten Staaten vertheilt. Den deutschen Staaten wird nahe gelegt, den deutschen Bund in eine Bundesrepublik umzuwandeln.

Der Sieger Deraucourt, dem all dies zu verdanken ist, zieht sich bescheiden mit dem Titel eines Generals in sein Landhaus zurück, wo er mit seiner Frau und seiner Pflegetochter noch einige zärtliche Auseinandersetzungen hat, die für uns hier keine Bedeutung besitzen.

Das genaue Verhältniss, in dem die neue deutsche Bundesrepublik zu Frankreich stehen soll, wird erklärt in einer 1884 erschienenen, in Prosa und Versen abgefassten Schrift Cam. Robert's: *Seltsamer Traum Franz des Elsassers im Jahre 1870*[1]). Der Held, ein verarmter Knabe, der mit seinem Grossvater eine elende Hütte unweit Strassburgs bewohnt, hat eine Anzahl seltsamer Visionen (*Horreurs sanglantes et fantômes, splendeurs et clartés,* besagt der Untertitel). Nur die letzte beschäftigt uns hier. In ihr sieht der Knabe eine Gruppe Frauen mit verschiedenen Zügen und Trachten, alle um die Wette von zauberischer Schönheit strahlend, so majestätisch, dass sie wie Göttinnen erscheinen. Sie umgeben den grünenden Thron der Francia, die ihnen die Freundinnenhand reicht, als ihren gleichberechtigten Gefährtinnen.

„Ein langes Summen entsteht, süss und melodisch wie ein Gesang, ernst und heiter wie die Stimme einer Versammlung von Weisen, zart und freundlich wie die Unterhaltung von Schwestern und Freundinnen.

Der Rath der Nationen hält eine Sitzung, im Schatten der französischen Farben, unter dem Vorsitz unseres französischen Vaterlandes.

Die Tochter Albions ist da, den Dreizack in der Hand. Ihr Gesicht hat das hochmüthige und eifersüchtige Aussehen verloren, das seine Regelmässigkeit und Weisse entstellte. Ihre blonden Haare flattern in zierlicher Unordnung auf ihren breiten Schultern; sie spricht inmitten eines Kreises junger Genossinnen und scheint mit Zuvorkommenheit angehört zu werden.

Die riesige Königin des Reifs, am Ufer der Newa sitzend, ihren rechten Arm über Europa, ihren linken über Asien ausstreckend, ist ebenfalls da. Sie hat die Knute und den Knebel, mit denen sie gerüstet war, weit von sich geworfen und trägt einen Triangel, das Symbol der Gleichheit.

Die braune Hispania zeigt ihre liebenswürdige Anmuth; ihr Blick hat indess jene Mattigkeit abgelegt, die eine verhängnissvolle Weichheit verräth; er glänzt jetzt von lebendigem, sanftem Feuer, und diese unumschränkte Schönheit hat dabei neue Reize entwickelt.

Bei ihr hält sich Italia, noch immer bezaubernd und jung, den Busen mit Blumen geschmückt, die Stirn mit Lorbeer und Weinlaub bekränzt.

Die Francia betrachtet die beiden mit besonderer Liebe, als Schwestern, Sprossen der lateinischen Rasse, der sie selbst entstammt, und deren Empfindungen mit ihren Plänen und Gedanken in vollkommener Uebereinstimmung stehen.

---

[1]) *Rève étrange de Franz l'Alsacien en 1870.* Paris, 1884.

Helvetia und Graecia, die zweite den Arm sanft auf die Schulter der ersteren gelehnt, gehören zu dieser Gruppe und zeigen ihre kräftigen Formen, ihr ruhiges und lächelndes Antlitz. Die Haare der Graecia sind gebleicht; aber sie ist darum nur um so herrlicher: eine Mutter ebenso stark und schön wie ihre Tochter.

In der Versammlung der Völker gewahrt man auch die America des Nordens, stolz in einen weiten, gestirnten Mantel gehüllt. Sie redet kräftig eine Menge brauner Gefährtinnen an, die sie auf allen Seiten umgeben, und scheint ein grosses Ansehen in diesen ruhigen und entscheidenden Berathungen zu besitzen.

Vergebens sucht man die ziemlich harten Züge Germanias; sanfte und ruhige Mädchen, die ihr unbestimmt ähneln, wie Verwandte, scheinen sie bei dieser Versammlung zu vertreten. Eins derselben sitzt am Ufer eines grünenden und moosigen Flusses und betrachtet in liebenswürdiger Träumerei inmitten der Wellen, die ihre nackten Füsse umspielen, das Wiederstrahlen der Farben der am anderen Ufer wehenden Fahne, und die Nixe des Wassers, auf geneigter Urne sitzend, streckt ihre Arme nach beiden Ufern hin, wie um jedem zu zeigen, was sein ist.

Die Göttinnen des Friedens und der Freiheit, von der Hoffnung geeint, sitzen auf ihrem Ehrenplatze und beherrschen die ganze Versammlung durch Wuchs und Blick, als die beseligenden Engel des Gerichtes des Menschengeschlechts."

Plötzlich tritt Stille ein und der Engel des Friedens hält eine Ansprache.

„Er schweigt, begeistertes Murmeln antwortet ihm. Aber bald entzündet sich die Luft. Es bedeutet kein Unheil. Kein Schreckensruf ertönt, sondern lange rauschende Freudenrufe. Eine ungeheure Stadt erhebt sich bis zu den Wolken, von milder Helle gebadet.

Alles ist in Flammen: die Wege, Gärten und Gebäude, und die folgenden Worte erscheinen an der Stirn des Himmels unter den Farben des Regenbogens:

Republik.

Paris, Hauptstadt der vereinigten Staaten der Welt."

D. Tendenzlose Kriegsbilder und Stillleben.

Tendenzlose Kriegserzählungen, bestimmt, die interessanten Erlebnisse einzelner Theilnehmer am Kriege zu verzeichnen, finden sich in Ueberfülle in der Denkschriftenlitteratur des Krieges von 1870/71. Aber die überaus grosse Mehrzahl dieser Erzählungen erhebt keine litterarischen Ansprüche; ihre Verfasser wollten nur Beiträge zur Geschichte des deutsch-französischen Krieges liefern und die Erinnerung an Einzelheiten desselben wachhalten, aber keine

Bereicherung der französischen schönen Litteratur unternehmen. Wir müssen uns versagen, auf diese mehr geschichtlichen als belletristischen Erscheinungen einzugehen, mit deren Hilfe man leicht eine umfangreiche Kriegsgeschichte in Einzelbildern zusammenstellen könnte. Viel weniger zahlreich sind wirkliche Novellen, die ohne Nebenabsicht einzelne Kriegsbegebenheiten zum Vorwurf nehmen und in kunstvollerer Form zur Darstellung bringen. Davon sind wieder noch die meisten in Tagesblättern und ähnlichen Veröffentlichungen verborgen, die uns unzugänglich blieben. Wir müssen uns daher auf Vorführung einer kleinen Auslese beschränken, die zur Charakterisierung dieses vielgestaltigen Zweiges unserer Erzählungslitteratur ausreichen dürfte.

Auf das Schlachtfeld führt G. Kandel's *Zur Attacke*[1]). Ein französischer Dragonermajor erzählt darin von einer Attacke gegen deutsche Kürassiere, an der er theilgenommen. Den Tag über hatte sein Regiment hinter einem Hügel verborgen gestanden; ringsum donnerten die Kanonen, die Kugeln flogen über die Köpfe der Mannschaft, die Pferde spitzten die Ohren, und die Reiter senkten die Nasen. Eine verirrte Kugel riss eine ganze Reihe hin, um unter den Beinen eines Sekondlieutenants zu platzen, dessen Pferd vor die Front prellt, steigt und mit dem Reiter rücklings niederstürzt. Die Dragoner gerathen infolge dessen in Unordnung, und der Oberst lässt das Regiment um 300 Meter zurückgehen, kommt aber durch eine geschickte Wendung wieder genau auf die frühere Stellung, die beste, zurück. Verwundete werden vorbeigebracht, Gerüchte laufen hin und her; bald sind die Deutschen „hineingelegt“, bald steht es mit den Franzosen schlecht. Die Furchtsamsten sehen schon hinter sich und murmeln das Wort „Verrath“. Das Regiment kommt zur Attacke. Der Oberst kommandiert: Vorwärts, meine Tapferen! *(en avant, mes braves!)*. Der Zusatz ist zwar nicht vorschriftsmässig, aber thut seine Wirkung; ein von Begeisterung hingerissener kleiner Brigadier schlägt sogar mit seinem Säbel einen Kreis um sich und heult: Nach Berlin! Nach Berlin! Der erzählende Major befehligte die erste Schwadron; er soll mit ihr halb rechts reiten und den Feind von der Seite nehmen. Aber die Absicht wird erkannt, und deutsche Kürassiere reiten den Dragonern entgegen, ein Offizier an ihrer Spitze, wie unser Major vor seiner Schwadron. Eine Mischung von Furcht und Hoffnung erfasste den Erzähler; er erinnert sich noch aller seiner Empfindungen während der kurzen Zeit zwischen Beginn des Ansturms und dem Zusammenstosse. Er empfand Stolz über die Wichtigkeit seiner Stelle, er hätte gern das ganze Weltall zum Zuschauer seiner kühnen Haltung gewünscht. Dann fiel ihm ein alter Landarzt ein, der immer

[1]) *Chargez!* in *Lieutenant, Capitaine et Commandant.* Paris 1874. S. 215.

sehr wacklig zu Pferde sass; wie würde der sich an seiner Stelle ausnehmen? Als Kind hatte ihm dieser Rizinusöl eingegeben; das sei immer noch unangenehmer gewesen, als ein Anreiten zur Attacke. Dann kamen ihm plötzlich Todesgedanken; er sah die Trauer seiner Mutter, die seinen Leichnam sucht; das Händereiben eines Kameraden, seines gewöhnlichen Gegners im Billard, während er beim Spiel seiner gedenkt; er erinnert sich seiner Sündhaftigkeit und bereut manche seiner Thaten. Nun erkennt er genauer den Führer der feindlichen Reiterschar, einen grossen rothhaarigen Rittmeister; er ruft *Chargez*, das die anderen Offiziere und die Soldaten wiederholen, während aus den deutschen Reihen ein heiserer Ruf wie das Geschrei einer Horde von Wilden ertönt. Der deutsche Offizier reitet graden Weges auf den Erzähler los; dieser hebt den Arm, fühlt einen Widerstand an der Spitze seiner Klinge und gleich darauf einen Keulenschlag auf seinen Kopf. Darauf verhüllte sich die Erde vor ihm, er sah roth, und das war alles.

Nach dem Kampfe fand man die beiden Gegner wie ein paar Freunde auf einander liegend: der Deutsche oben, der Franzose unten. Anfangs hielt man letzteren für tot; aber er war mit einigen ungefährlichen Hiebwunden davon gekommen; der Deutsche hatte dafür einige Zoll Eisen im Leibe. Er wurde an dem Tage begraben, wo der französische Offizier das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Vorher lagen beide im selben Lazareth, wo sie die besten Kameraden geworden waren. Der Deutsche hatte dort dem Franzosen seinen Säbel zum Andenken und einen Brief und ein Packet mit einer Haarlocke übergeben, mit der Bitte, beides sobald wie möglich an seine „*Yung Fru*“ zu senden.

In einer andern Erzählung G. Kandel's, *Im Felde*,[1]) erhält man das abgerissene Tagebuch eines jüngeren französischen Kavallerieoffiziers, der seine Aufzeichnungen für seine Geliebte machte. Er wurde mit vier Mann zu einer Ausspähung auf deutsches Gebiet gesandt; er sollte den Schleier der deutschen Reiterei durchbrechen und Aufklärung über die gesammelte feindliche Truppenmacht verschaffen. Er beschliesst den Flügel der deutschen Kavallerie zu umreiten, zu den Vorposten der deutschen Infanterie vorzudringen und dann auf dem kürzesten Wege zurückzukehren. Die Umreitung, die mit grösster Vorsicht unter Benutzung aller Deckungen vorgenommen wird, gelingt; nur einmal nahen deutsche Ulanen auf wenige Schritte, während die Franzosen in einem Gehölz verborgen sind; sie halten sich bereits für verloren, als der Ulanenoffizier plötzlich eine Schwenkung vornehmen lässt. Unterwegs kommen sie in ein alleinstehendes Gutshaus; sie finden dort zwölf Personen, Vater,

[1]) *En campagne*, a. a. O. S. 59.

Mutter, Kinder, dazu ein paar Hunde und eine Angorakatze, um den gut besetzten Tisch versammelt. Ein Schreckensruf entschwebt den Lippen der deutschen Familie; eine der älteren Töchter, eine fette Blondine, fällt in Ohnmacht. Der Besitzer muss dem französischen Offizier eines seiner Pferde für sein eigenes, das verwundet worden ist, herausgeben; ein Soldat entführt den Deutschen ausserdem eine gebratene Ente, wofür er von der ganzen Familie, der ohnmächtigen Blondine nicht ausgenommen, mit kräftigen Verwünschungen verfolgt wird. Die Grösse der feindlichen Macht ist erkannt, und der Lieutenant wird vom Oberst und General für seine Umsicht und Mannhaftigkeit belobt. — Das Tagebuch wurde später auf einem Felde gefunden, wo eine französische Schwadron von deutschen rothen Husaren niedergemacht worden war.

Einen Kriegsfreiwilligen von etwas ungewöhnlicher Beschaffenheit lernt man kennen in De Launay's Erzählung: *Wie Criquet eine Schlacht sah.*[1]) Bei einer kreuz und quer herumgeschickten Schwadron Kürassiere stellt sich im August in Reims ein langer Jüngling von siebzehn Jahren, dünn wie ein Streichholz und mit einem Mädchengesichte, ein. Fünf Tage lang hat er nach dem Regimente herumgesucht, nur mit einem leichten Nankinganzuge, einem Spazierstock, einem fürchterlich langen Zylinder und sonst nichts ausgerüstet. Die Schwadron soll abfahren; Criquet nimmt auf einem Bremsersitze oben auf dem Wagen Platz, zur Erheiterung seiner neuen Kameraden, die er auch sonst mit seinem frischen Humor belustigt. Endlich erhält er die ersehnte Kürassierausstattung, mit Rücksicht auf die ihn seine Mutter nichts hatte mitnehmen lassen; er begreift schnell die Handgriffe seines Berufs und hört mit Jubeln, dass es zu einem Kampfe kommen soll. Sein Ideal ist, einmal einer Schlacht beizuwohnen. Die erste Kugel, die über seine Schwadron fliegt und einen benachbarten Baum umreisst, wird von ihm mit Scherzen begrüsst; ebenso eine zweite, die ihn auf den Rücken seines Panzers trifft und zu einer Verbeugung nöthigt. Aber vom Feinde sieht er nichts. Die Schwadron ändert mehrmals ihren Platz, ohne an den Feind zu kommen. Criquet fragt ungeduldig vorbeigehende Verwundete, was denn eigentlich vorgehe, erhält aber immer die Antwort, sie wüssten weiter nichts, als dass sie ihren Theil weg hätten. Des Abends reitet die Schwadron wieder in ihr Quartier zurück, und seufzend beklagt Criquet, dass er um die Schlacht gekommen sei. Bei einem späteren Ausfall aus Paris sehen die Kürassiere zwar wieder keinen Feind, aber einen zerschmetterten Marketenderwagen mit einem toten Pferde, und einen Nationalgardisten, der mit verbundenem Kopfe nach Paris hinkt und ihnen einen heissen Tag ver-

[1]) *Comment Criquet vit une bataille* in *Culottes rouges* S. 150 ff.

kündet. Doch es wird nichts daraus; dagegen schlägt bald darauf eine feindliche Granate in die Reiterschar und tötet den Nationalgardisten, Rosse und Reiter. Criquet wird verwundet unter seinem Pferde hervorgezogen; ein Schenkel ist ihm zerschmettert worden, und das eine Bein muss ihm abgenommen werden. Er eilt nach dem Kriege trotz seines Holzbeines tagtäglich lustig und munter in sein Ministerium. Nur ein Kummer ist ihm geblieben: er hat keine Schlacht gesehen.

Eine rührende Scene schildern die *Grenznachbarn*[1]) desselben Verfassers. Im August 1870 haben vier Elsasser bei der allgemeinen Flucht nicht eher als in Paris Halt gemacht. Es waren noch halbe Kinder, die man gleich nach der Kriegserklärung in Uniformen gesteckt und einem Feldbataillon zugetheilt hatte. Sie kamen grade zur Schlacht bei Reichshofen zurecht. In Paris sind sie in ein neugebildetes Regiment eingereiht worden; traurig gedenken sie der Heimat. Gegen die Feinde fehlt ihnen der Hass. Sie können nicht begreifen, warum sie auf einmal ihre Bekannten von jenseits des Rheines, mit denen sie Sonntags die heimatlichen Lieder im Wirthshaus sangen, als schädliche Wesen betrachten und sie hinschlachten sollen. Ihre Gemeinsamkeit und der Klagebrief der Schwester des einen erhöhen noch die Qualen ihres Heimwehs. Der Bruder, Hans, ist mit der hübschen Tochter eines badenser Bauern verlobt; ihr Bruder war auch sein Bruder; die elsasser und die badenser Familie hingen innig an einander. Hans hat nicht einmal von dem geliebten Kathele Abschied nehmen, ihr zuschwören können, dass er gar nichts gegen die Hohenzollern habe. Auch die drei anderen beweinten jeder ein Kathele. Die Belagerung hat begonnen. „Die Katze, die anfing auszugehen, wurde bereits als saftiges Wild betrachtet, der Hund war gesucht, und Rattenragout ein Feinschmeckergericht. Von Gemüsen war keine Rede mehr. Galante Herren huldigten den Frauen mit einer Kartoffel, die mit Gold aufgewogen und manchmal mit wirklichen Gefahren erobert worden war; man bot eine Kohlrübe wie ehemals einen Ring an; ein Salat galt so viel wie ein Smaragdschmuck". Bei den Vorposten krochen die Männer des Nachts auf dem Felde herum, um einen Kohlkopf oder etwas Sellerie unterm Schnee hervorzusuchen. In einer Dezembernacht kommt die Suche auch an unsere vier Elsasser. Die Flinte auf dem Rücken, in weitem Abstande von einander, den Athem anhaltend, schreiten sie auf das Feld hinaus. Sie füllen mit dem dort befindlichen Kohl ihre Brotbeutel. Alles ist still und ruhig. Dadurch werden sie muthiger, und hinter einer Hecke verborgen beginnen sie zu plaudern. Im Gespräch von der Heimat vergessen sie alle Gefahren; sie wandern

[1]) *Les voisins de frontières* in *Culottes rouges*, S. 267 ff.

unbesorgt weiter, nach einem zerschossenen Hause, von dem nur noch die Seitenmauern stehen. Dort setzen sie sich auf einen Trümmerhaufen, um bei dem Scheine eines mitgebrachten Lichtes zum zwanzigsten Mal den Brief von Hansens Schwester zu lesen. Sie beklagt darin die Härten der Preussen, von denen das Land schwarz sei wie ein Ameisenhaufen. Sie requiriren alles: Heerden, Wagen, Pferde, Getreide; sie haben den alten Fritz Reuter erschossen, weil er sie nicht führen wollte; Jacob Schmitt sei mit Stockschlägen zu Tode geprügelt worden, weil er preussische Offiziere nicht grüssen wollte; die Elsasser sollen zu Preussen gemacht werden. Seine Braut sei ihm treu gesinnt; ihr Bruder aber zum deutschen Heere genommen worden. Schlimmer als alle seien die Badenser. Sie sagen, wir haben ihnen noch viel mehr Uebel zugefügt; aber das muss schon schrecklich lange her sein. Was solle denn daraus werden, wenn alle Völker ein so langes Gedächtniss haben u. s. w. Der Brief erweckt allerlei trübe und freudige Erinnerungen; schliesslich beginnen unsere Helden im Chor zu singen:

So sing, so sing, froh Nachtigall!
Die andern Waldvögelein schweigen.

Während sie im besten Singen sind, wird von aussen das Lied fortgesetzt; entzückt lauschen sie, die Gegenwart vergessend, und das Lied tönt innerhalb und ausserhalb des Gemäuers. Aber plötzlich wird die Idylle durch ein brutales: Wer da? unterbrochen. Die Elsasser greifen zum Gewehr, aber schon sinkt einer von ihnen von einer Kugel getroffen nieder. Ihr Licht hat sie verrathen. Es kommt zum erbitterten Kampfe. Zwei Deutsche und zwei Elsasser fallen. Hans ringt im Finstern verzweifelt mit einem Gegner; sie zerschlagen sich mit dem Bajonett, beissen sich mit den Zähnen in ihre verstümmelten Arme, bis sie beide ohne Lebenszeichen zusammenstürzen. Die Toten und Verwundeten werden fortgeschafft, Hans und sein Gegner finden in demselben Lazareth Unterkommen; als sie erwachen, erkennen sie sich. Der Deutsche ist der Bruder des geliebten Kathele . . . Sie sterben beide fast zur selben Minute, sich als Freunde an der Hand haltend.

Eine wechselvolle Scene aus dem Kriegsleben bietet Guy de Maupassant's *Dreikönigsabend*[1]). Der Husarenwachtmeister Graf von Garens hat mit zehn Mann das halbzerschossene Dorf Porterin besetzt. Einer seiner Begleiter hat ein geeignetes Quartier ausfindig gemacht, Bordeauxwein im Hühnerstall, Champagner unter der Haustreppe, Branntwein im Obstgarten unter einem Birnbaum, ausserdem an Nahrungsmitteln zwei Hennen, eine Gans, drei Tauben und eine Amsel im Käfig requiriert, im Kamin ein lustiges Feuer mit Hilfe

[1]) *Les Rois* in *le Horla.* 14. Ausg. Paris 1887. S. 208 ff.

eines zerhakten Herrenwagens angesteckt, und es fehlt nun nichts mehr, um den hl. Dreikönigsabend würdig zu begehen, als Damengesellschaft. Graf v. Garens übernimmt es, sie für das in Vorbereitung befindliche Mahl zu verschaffen, und begibt sich zu diesem Zwecke zu dem Pfarrer des Ortes, einem dicken, jovialen Herrn, der die ihm zu Theil werdende Einladung annimmt und auch vier Frauen mitzubringen verspricht. Er erscheint denn auch, als alles hergerichtet ist, und zwar mit einer barmherzigen Schwester und drei unter ihrer Obhut stehenden alten Weibern, einer Wassersüchtigen mit angeschwollenem Leibe, einer halbblinden Lahmen und einer Geistesschwachen. Der Pfarrer führt die Schwester zu Tisch, drei aristokratische Husaren die drei Alten, denen sie den Hof machen, und die sie reichlich mit Champagner bewirthen. Alles ist im besten Gange, als der Schuss eines ausgestellten Postens die Gemüthlichkeit stört. Ein alter Bauer hat auf den Anruf der Wache nicht geantwortet und ist von der nach ihm gerichteten Kugel schwer verwundet worden. Man bringt ihn in das Zimmer, worin sich die Gesellschaft befindet und erkennt in ihm den tauben Hirten des Dorfes. Er stirbt unter den Gebeten des Pfarrers. Schrecklicher aber als der Anblick des Sterbenden ist das Gebahren der armen Alten. Sie stossen Schreckensrufe aus, sobald sich ihnen ein Dragoner nähert; die Lahme stürzt vor Schreck zu Boden; alle drei schneiden, von massloser Angst erfüllt, die grässlichsten Gesichter. Die Schwester nimmt sie ohne ein Wort zu sagen mit sich in das Krankenhaus zurück.

Einen ganzen Band Skizzen und Erzählungen in novellistischer Form giebt Toudouze in seiner *grünen Quaste,*[1]) worin das Treiben der pariser Mobilgarde während der Belagerung von Paris zur Darstellung kommt. Das Werk umfasst im Ganzen neun Erzählungen, die als Gattungstypen hier in Kürze inhaltlich vorgeführt werden sollen.

In der *Taufe der Tressen*[2]) wird ein neugebackener Korporal, der mit Stolz die eben erlangte Würde zur Schau trägt, auf die Suche nach einem Militärpflichtigen geschickt. Er gelangt an den Bestimmungsort, das elende Haus einer Nebenstrasse, und wird von der Pförtnerin in das fünfte Stockwerk hinaufgewiesen. Er findet dort eine schwarzgekleidete, kleine und magere Frau mit bleichen und leidenden Gesichtszügen. Ihr Anblick lässt ihn viel von seinem Schneid verlieren. Zögernd theilt er der Angstvollen mit, dass ihr Sohn zu den Mobilen einberufen sei. Sie ruft jammernd aus, er sei der Sohn einer Wittwe, also dienstfrei; aber leider ist dies nicht

---

[1]) *Le pompon vert.* Paris 1887.
[2]) *Le baptême des galons,* S. 1 ff.

genau der Wahrheit entsprechend: ihr Mann, ein gewissenloser Mensch, der sie mit ihrem Kinde verlassen, lebt noch; sie hat den Sohn allein unter Kummer und Noth gross gezogen. Das Zureden des Korporals bleibt ohne Wirkung. Als er wieder auf der Strasse ist, entdeckt er zwei Thränentropfen auf seinen neuen Tressen; sie sind aus den Augen der klagenden Mutter darauf gefallen.

Die *letzte Hammelkeule*[1]) führt zu den Vorposten an die Schanze von Montretout, mit deren Ausgestaltung Mobile beschäftigt sind. Unter ihnen Jean Carot, wegen seiner unermesslichen Esslust und seiner lustigen Redereien die Eisenschnauze benannt. Bei den ersten Anzeichen, dass die Preussen kommen, geht ein instinktiver, unwiderstehlicher Schauder von einem zum andern; einen Augenblick trocknet die Angst aller Mund und lähmt ihnen die Glieder; dann folgt ein Erwachen; man flucht und arbeitet mit doppeltem Eifer an dem Schanzwerk. Tage vergehen, ohne dass etwas neues geschieht; die Erwartung der Gefahr bringt alle in fieberhafte Erregung. Nur in der Baracke kehrt der alte Uebermuth zurück; doch wirft auch dort ein Lustigmacher beim Essen eine umheimliche Note hinein mit den Worten: „Das ist vielleicht unsere letzte Hammelkeule". Der Ring um Paris wird enger, schliesst sich. Trochu besichtigt die Schanze, erkennt ihre Schwäche, verheisst die Sendung von Mitrailleusen und empfiehlt den Mobilen, sich in ihr bis auf den letzten Mann töten zu lassen. Diesen Abend schmeckt die Hauptmahlzeit minder gut, die Schanze wird mit kritischen Blicken betrachtet. Die 7. Kompagnie der Mobilen wird auf Hauptwache geschickt; der Korporal des ersten Zuges hat mit vier Mann auf Vorposten einen Kreuzweg zu bewachen. Die Fünf marschieren ab, mit stolzer Haltung, so lange sie von ihren Kameraden gesehen werden. Sie nehmen auf der Terrasse eines Eckhauses Auffstellung, von wo aus man die sich kreuzenden Strassen übersieht. Vorher müssen sie eine Alte aus dem Schlafe wecken, der sie den Rath geben, sich in ihren Keller zu verkriechen. Ein weiter vorgeschobener Posten kommt hinter eine Laterne zu stehen, deren Lichtschein mit Hilfe einer Zeitung nach der Seite der Vorpostenstellung verdeckt wird. Um Mitternacht dröhnt ein dumpfes Geräusch, wie wenn Artillerie herankäme. Die fünf Mann lauschen mit gespanntester Aufmerksamkeit. Sie sehen endlich aus der Dunkelheit ein unbestimmtes Schattenbild hervortauchen. Mit etwas erstickter Stimme ruft der vorgestreckte Posten: *Halte-là! Qui vive?* und es erscheint ein mit Möbeln beladener Lastwagen, dessen Führer ruft: *Ne tirez pas, ne tirez pas! Français! Français!* Man erfährt von ihm, dass die Preussen eben in Versailles eingezogen waren, aber besonders des Nachts nicht weiter vorrückten. Die fünf Mann ver-

[1]) *Le dernier gigot,* S. 21 ff.

nehmen dies mit Erleichterung, aber auch mit Aerger darüber, dass sie sich umsonst auf den Tod gefasst gemacht, umsonst Angst ausgestanden hatten. Der Rest der Nacht vergeht ohne Aufregung. Am folgenden Tage hört man das Donnern der Kanonen; der erste Kampf vor Paris findet statt. Auf allgemeines Verlangen wird diesmal die tägliche Hammelkeule bereits vormittags verzehrt. Dieselbe Kompagnie wird vorgeschickt, um einen Waldweg zu überwachen; sie stellt sich dort versteckt in drei Abtheilungen so auf, dass der Feind in die Mitte genommen werden kann. Bevor er nicht dahin gelangt ist, soll kein Schuss abgegeben werden. Lange ist das Warten vergeblich. Die mit Eisenschnauze in einem Rübenfelde lagernde Abtheilung beginnt in der Sonnenglut halb einzuschlafen. Auf einmal hört man schiessen. Alle erwachen, nur Eisenschnauze bewegt sich nicht. Gegen den Befehl ist zu früh auf sichtbar werdende schwarze Husaren geschossen worden. Einer von ihnen wurde verwundet, die übrigen aber sind in Folge der Voreiligkeit der französischen Schützen entwichen. Nun lohnt es nicht mehr, sich zu verbergen. Man marschiert ab und entdeckt dabei mit staunendem Entsetzen, dass der bewegungslos bleibende J. Carot tot ist: eine versprengte Kugel hat ihn getroffen.

Desselben Tags noch wurde die trotz der darauf verwendeten Arbeit unhaltbare Schanze bei Montretout von ihren 600 Mann Besatzung aufgegeben, und Schutz unter den Kanonen des Mont Valérien gesucht.

Ein Gewissensbiss[1]) erzählt von den armen Teufeln, die zwischen den Vorposten der Franzosen und Deutschen nach Gemüse suchten, und von denen alle, die keinen Erlaubnissschein besassen, die mit Lebensgefahr gesammelten Vorräthe an der Thorwache ausliefern mussten. Manchmal brachten diese Maraudeure einen der ihrigen tot oder verwundet zurück. So trifft der auf Wache befindliche Mobilgardist Tournevire einen jungen Menschen an, der einen Alten trägt; hinter ihnen läuft ein junger Hund einher. Der Alte ist tot und wird begraben, der Hund wird von dem Mobilen angenommen; er macht bald die Freude der ganzen Korporalschaft. Aber während Tournevire einmal nach Paris beurlaubt ist, lockt ein anderer Mobiler, ein früherer Metzgergesell, den Hund an sich; das arme Thier stirbt unter seinem Schlachtmesser, wird von ihm schmackhaft zubereitet, und selbst seine früheren Gönner von der Korporalschaft Tournevires können der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem leckeren Mahle zu betheiligen. Als es bald zu Ende ist, kommt Tournevire zurück; beschämt gesteht man ihm, was geschehen; er begnügt sich

[1]) *Un remords.* S. 103.

seinem Korporal einen Blick zuzuwerfen, der diesem Zeit seines Lebens auf dem Gewissen brennt.

In der Erzählung *im Seidenkleide*[1]) begeben sich vier Mobilgardisten vom Mont Avron aus auf die Nahrungssuche. Es fehlt zwar nicht an schmackhaftem Pferdefleisch, denn es ist Tags vorher ein Kampf ausgefochten worden; dafür fehlen aber alle Zuthaten, was den Kompagniekoch, den Schlächter des Hundes in der vorigen Erzählung, ganz melancholisch macht. Der Koch muss mit auf den Beutezug, sehr gegen seinen Willen; denn er erhebt nicht den geringsten Anspruch auf Heldenhaftigkeit. Die Mobilen gerathen in die Trümmer einer Parfumfabrik; in einem Keller finden sie Fläschchen mit allerlei wohlriechenden Flüssigkeiten, die sie sämmtlich öffnen, um sich an dem Dufte zu ergötzen; ausserdem Reispulver zwischen Rosen- und Veilchenblättern, mit dem sie sich alle Taschen vollstopfen. Aus dem Kellerraume emporgestiegen, hören sie ein eigenthümliches Rauschen auf der Dorfstrasse, das sie wieder zum Bewusstsein ihrer Lage bringt: sie legen sich auf die Lauer und entdecken einen französischen Matrosen, der sich mit einem irgendwo aufgestöberten, über die Uniform angezogenen Seidenkleide und mit blumenbedecktem Hute geschmückt hat und vergnügt ein bretonisches Lied trällert. Er ist ganz ohne Waffen, da den Matrosen das Maraudieren verboten ist, und ihnen, um sie noch sicherer davon abzuhalten, beim Ausgang die Waffen abgenommen werden. Nachdem die Moblot's mehrere Töpfe mit Fett, Butter und Zwiebeln in einem verlassenen Gärtnerhause aufgetrieben und noch ein Feld mit Porree geplündert haben, hören sie plötzlich ihren ausgestellten Posten Tournevire um Hilfe rufen. Noch ehe sie ankommen, ist der Matrose bei ihm, nimmt ihm das Gewehr ab, das nicht los gehen will, und schlägt zwei Preussen damit zu Boden. Auch noch ein dritter Deutscher wird gefangen genommen, und der Matrose führt, noch immer im Seidengewande, seine beiden Preussen am Kragen fort, der kleine Maler Crozon den dritten; so kommen sie triumphierend mit Esswaaren und als Sieger zurück. Der Metzger bereitet ein prachtvolles Mahl; aber zum Mitgehen auf die Nahrungssuche ist er unter keinen Umständen mehr zu bewegen.

Der Abschnitt *Wer da?*[2]) schildert, wie die Korporalschaft, deren Schicksale Toudouze erzählt, in einer selbstgebauten Hütte kampiert, die Füsse am Feuer, alle eng zusammen gedrängt, eingehüllt von oben bis unten, während ein erstickender Qualm von dem grünen Holze des ununterbrochen gepflegten Feuers den Raum erfüllt. Man ist auf der Hochfläche von Avron. Fast einen

[1]) *En robe de soie,* ebd. S. 119.
[2]) *Wer da?* S. 159 ff.

Monat weilen unsere Mobilgarden dort, vom Feinde ist die ganze Zeit nichts zu sehen. Man roch ihn nur im Winde, wie der Jagdhund das Wild. Man mochte auf ihn schimpfen, wie man wollte, ihn mit elektrischem Lichte bestrahlen, Granaten wie Erbsen nach ihm senden, nichts liess sich von ihm sehen, nicht einmal die Spitze einer Pickelhaube. Die einzige Zerstreuung der Mobilen war das Errichten eines Laufgrabens, von dessen Nützlichkeit niemand überzeugt war; man wurde aber wenigstens warm bei der Arbeit. Ein alter Offizier, der den Krimkrieg mitgemacht hatte, wurde befragt, wie lange man auf der Höhe von Avron bleiben würde. Er hatte darauf die wenig tröstliche Antwort gegeben, als er nach der Krim gezogen sei, war es für vierzehn Tage; nach einem Jahre wäre er aber immer noch da gewesen. So hat sich denn unsere Korporalschaft mit ihrer Baracke für die Dauer einzurichten gesucht. Eines Nachts werden die unter dem Kanonendonner der Forts sanft schlafenden geweckt; ihre Kompagnie muss eine Ausspähung vornehmen. Der Metzger-Koch ist nicht fortzubringen; er gibt vor, krank zu sein; weder Scherz noch Hohn können ihn bewegen, sich aus seiner Umhüllung herauszuschälen. Um so mehr ist beim Werke der kriegslustige kleine Maler Crozon, der keinen Auszug ohne sein Skizzenbuch macht, ein Monument an Dicke und Umfang, für das er in seinem Mantel eine besondere Tasche besitzt. Auch heute, mitten in der Nacht, steckt er es zu sich. Unter Vermeidung des geringsten Geräusches macht sich die Schar mit geladenem Gewehr auf den Weg. Man kommt am Ende von Villemomble vor die französischen Vorposten; die eingeschlagene Strasse führt unter einem Tunnel hindurch nach dem von preussischen Wachen besetzten Raincy. Niemals hatte man auf ihr bisher einen Deutschen angetroffen. Indessen diese Nacht lässt eine unwillkürliche Gänsehaut alle fühlen, dass es anders sein würde, und unheimliche Gedanken beschleichen die Mannschaft. Der Hauptheil der Kompagnie bleibt zurück; unsere Korporalschaft muss zur Linken, eine zweite zur Rechten in indianischer Reihe an den Strassenseiten nach dem Tunnel und dem von ihm durchschnittenen Bahndamm heranmarschieren. Kein Hauch, kein Geräusch. Am Tunnel steht eine Barrikade, die man nie besetzt gefunden hat; diesmal findet man sie völlig geschlossen. Der Unteroffizier und zwei Mann klimmen an der Böschung des Dammes hinan; plötzlich ertönt ein heiseres Wer da! wild unter dem Gewölbe des Tunnels, und zwei Schüsse knallen, ohne zu treffen. Der Maler springt auf den Schienenweg, um den beiden fliehenden Preussen den Rückweg abzuschneiden; er sinkt aber von einem dritten Schusse getroffen hin, während die zurückstehenden Mobilen fast ihre eignen Leute erschiessen und sich dann eilends aus dem Staube machen. Die beiden Mobilen auf der Böschung sind so zwischen zwei Feuern

in verzweifelter Lage; sie nehmen indessen den Gefallenen mit sich und gelangen unbelästigt bis zu ihrer Abtheilung. Dort wird der Künstler untersucht. Ein paar ihm eingeflösste Schluck Branntwein bringen ihn zum Athmen. Es stellt sich heraus, dass die Kugel in seinem Skizzenbuch stecken geblieben ist, und dass nur eine starke Quetschung ihn in Ohnmacht fallen liess. Er zeichnet später auf einer leeren Seite um das von der Kugel gebildete Loch den betreffenden Tunnel mit der lakonischen Unterschrift: Wer da?

Der folgende *Faden*,[1]) in dem wir auch eine lebendige Schilderung von dem Beginn der Beschiessung von Paris erhalten, führt einen Mobilen vor, der, um nach Paris, sei es auch nur auf eine halbe Stunde, zurückzukehren, allem trotzte, zu allem fähig war. Mit welcher Wollust betrog er die ihm von Grund des Herzens verhassten „Wallschnecken", die Nationalgardisten, die die Stadtthore bewachten. Konnte er nicht auf die eine Art in die Stadt hinein, so musste es auf eine andere Weise gelingen; glückte es nicht an einem Thore, so wurde es an einem andern versucht. Einmal liess er sich als Verwundeter durch mit grossen Binden versehene Kameraden zum Thor hineintragen; ein ander Mal steckte er sich mitten unter die Leichen Gefallener, um mit ihnen auf dem geschlossenen Leichenwagen in die Stadt zu gelangen. Die Nationalgardisten zogen ihn halb erstickt an den Füssen hervor, und nur durch die Mildherzigkeit eines Offiziers entging er dem Kriegsgerichte. Erlaubnissscheine wurden von ihm alle Tage mit immer grösserer Vollkommenheit gefälscht. Der Faden, der ihn mit solcher Gewalt nach Paris hineinzog, war eine junge hübsche Blondine. Alle zwei Tage erhielt er einen Brief von ihr, den er, sich verbergend, verschlang; aber diese Briefchen reizten seine Sehnsucht nur noch mehr. Anfangs, als die Mobilen noch alle zusammen in St. Maur standen, war es leicht gewesen, nach Paris hineinzukommen; wer sich gut führte, erhielt einen Erlaubnissschein; im Nu war man dann am Bahnhof Joinville le Pont, von wo die ganze jubilierende Mobilenschar in die Stadt hineingeschoben wurde. Aber der Missbrauch dieser Erleichterung führte zu ihrer Beschränkung. Unser Held war mehrmals genöthigt gewesen, den Weg zu Fuss zurückzulegen. Später wurde das Lager von St. Maur aufgehoben, und die Mobilen um Paris herum vertheilt. Damit waren die Schwierigkeiten des Entweichens noch mehr gewachsen. Am schlimmsten wurde es, als die Mobilen der Seine auf der Hochebene von Avron lagerten. Gleich anfangs, am Tage nach der Schlacht bei Champigny, wäre der Durchgänger fast von bretonischen Mobilen erschossen worden, die ihn als Spion, dann als Neuling, als einen der verkommenen Pariser behandelten, für die sie erfrieren und umkommen

[1]) *Le fil*, a. a. O., S. 219.

müssten, statt in der Bretagne bleiben zu können. In der That wurden die Bretonen immer in die erste Reihe gestellt, während man die pariser Mobilen in Reserve stellte. Doch gelingen die Ausflüge nach Paris dem Verliebten noch einige Male. Da wurde ein Generalbefehl verlesen, dass jeder Mobile, der die Hochebene verlässt, um nach Paris zu gehen, als fahnenflüchtig behandelt und mit dem Tode bestraft werden würde. Unser Held wird schwermüthig, giebt aber seine Unternehmungen auf.

Man ist am Ende Dezember. Es ist kalt, finstere Nacht, und es schneit. Die Kompagnie unserer Mobilen ist auf Hauptwache, am Fusse des Avron, in einem alleinstehenden Häuschen zwischen Villemomble und Gagny. Von Stunde zu Stunde werden Doppelposten ausgestellt. Sie wachen, die Füsse im dichten Schnee, dessen feuchte Kälte das Schuhwerk durchdringt und an den Beinen aufsteigt, ohne dass sie sich zu bewegen wagen; weisse Flocken fallen stumm auf ihre Schultern, auf Hände, Gesicht und Hals. Der die Ablösungen überwachende Korporal hat die ganze Nacht keine Ruhe; die Posten sind so weit vertheilt, dass seine Zeit mit Hin- und Hergehen und mit dem Wecken der Schlafenden vergeht. Die Nacht ist nicht wie die übrigen. Man hört dumpfe Geräusche durch das Schweigen der Nacht, laute Flüche, Räderknarren, pfeifende Beilhiebe; es riecht nach Kanonenfeuer. Langsam verfliesst die Zeit. Plötzlich am Morgen, zur Zeit der Ablösung, schien dem Korporal eine heftige Flamme ins Gesicht; es zischt über dem Hause, und hoch oberhalb, auf der Hochfläche, entsteht ein heftiger Knall. Ein zweiter, ein dritter Schuss folgen, im Nebel, bald von rechts, bald von links. Es ist kein Zweifel mehr; die Preussen haben Batterien demaskirt, die sie verstohlen aufgestellt hatten, um die Mobilen besser zu überraschen. Geduldig hatten sie zum Zweck der Ueberrumpelung selbst der Versuchung widerstanden, auf die nach ihnen gerichteten Schüsse zu antworten. Die französischen Offiziere eilen staunend herbei und sehen mit offenem Munde das Unerwartete. Die Feldwache wird aufgegeben und zieht sich nach einem sehr flüchtigem Frühstück unter freiem Himmel hinter eine Mauer zurück, während die französischen und deutschen Geschosse sich über ihnen kreuzen. Beim Appell fehlt Navaret, den sein Faden am Tage vorher nach Paris gezogen. Der Korporal verschweigt seine Abwesenheit, um ihm das Leben zu retten. Ein Mobiler kommt bald laufend, bald sich hinwerfend, wie ein Ziegenbock springend in höchster Aufregung herangeeilt; es ist der Metzger-Koch. Er hat oben in der Hütte der Korporalschaft ruhig den Schlaf der Faulen geschlummert, als ungeheures Krachen ihn aufschreckte. Ueber seinem Kopfe, um sich, vor und hinter sich ein fortwährender Regen von Eisensplittern; wie unter einem Cyklon

stürzten Soldaten jeder Waffe und Pferde ohne Reiter in rasender Flucht durcheinander; alle Zucht hatte aufgehört; jeder dachte nur daran, wie er am schnellsten eine sichere Zuflucht finden könnte. Niemand hatte das Ereigniss vorausgesehen; kein Befehl war vorbereitet, um der Unordnung zu steuern. Auf der Höhe in einem Häuschen unweit der Hütte unserer Korporalschaft hatten die Befehlshaber des 6. Bataillons sich zu einem Frühmahle vereinigt, das mitten unter der Beschiessung eingenommen werden sollte. Eine Bombe schlug ein, zerschmettert dem einen den Schädel, zerreisst den andern völlig, öffnet dem dritten die Brust und den Unterleib. Der vierte hat beide Beine abgerissen, der fünfte ist mitten durchgeschlagen; auch die noch übrigen beiden sind leblos. Und auf den Opfern liegen die Trümmer eines Teiles des Hauses. Das Schrecklichste war, die Reste der Unglücklichen, von denen einige noch athmeten, in Zelttücher zu sammeln und fortzuschaffen. Der neue Befehlshaber des Bataillons liess seine Mannschaft sich sofort hinter dem früher erwähnten Laufgraben sammeln. Diese Einzelheiten, die der hinzugekommene, wachsbleiche Kompagnie-Koch berichtet, tragen nicht dazu bei, den Mut der immer noch hinter der Mauer geborgenen Feldwache zu erhöhen, die erst gegen fünf Uhr nachmittags ebenfalls nach dem genannten Laufgraben aufbricht. Die Beschiessung geht bis in die folgende Schnee- und Eisnacht weiter, deren Kälte manches Bein und manchen Fuss zum Erfrieren bringt. Erst Punkt 8 Uhr hörte das Feuern auf, das genau zwölf Stunden gedauert hatte. „Es war, als ob einem der Athem wiederkehrte.“ Aber der Angst des Tages folgten neue Aengste. Es friert in entsetzlicher Weise; kein Feuer darf angemacht werden, damit es nicht den Preussen zum Zielpunkte diene; man muss die bitterkalte Nacht im Laufgraben verbringen, der keinen Schutz gegen eine Beschiessung gewährt. Von Zeit zu Zeit sah man Theile der feindlichen Höhen von dem elektrischen Lichte der Forts beleuchtet; dies war die einzige Ablenkung in der langen bangen Nacht, in der fortwährend ein feindlicher Angriff erwartet wurde. Navaret, der Ausreisser, ist immer noch nicht zurückgekehrt; er wird von seinen Kameraden wegen des ehrlosen Todes, der ihn erwartet, im Voraus bedauert. Allmählich dämmert der Tag (des 28. Dezember) heran. Punkt 8 Uhr beginnt die Beschiessung von Neuem, aber an Stelle von drei bis vier Batterien sind es nun neun, die die Hochfläche bestreichen. „Niemals ist ein Sturmhagel mit solcher Wuth gefallen wie dieser Eisenorkan; man kann nicht mehr wie am Tage vorher die Schüsse zählen, sie kommen sehen; die Batterien schiessen zusammen, in vollen Lagen, wie um alles zu vernichten, was noch auf der Avronhöhe lebte.“ Der Tag rückt vor ohne andre Unterbrechung als den Besuch des Stadtkommandanten, der einsieht, dass die Stellung nicht behauptet

werden kann. Entmuthigung gewinnt Leib und Seele. Viele Kameraden verzichten auf jede Vertheidigung; in ihre Decke gerollt suchen sie auf dem gefrorenen Boden zu schlafen, während sie der Schnee bedeckt und für immer von den Lebenden trennt. Eine neue Batterie der Preussen erreicht auch den bisher verschonten Theil des Laufgrabens, worin das Bataillon unsrer Mobilen sich birgt. Aber man achtet nicht darauf; die Entmuthigung ist so stark, dass selbst der Tod wünschenswerth erscheint. Kein Tropfen Wein ist mehr in den Flaschen; seit zwei Tagen kommen keine Lebensmittel mehr nach; auch der Hunger nagt an den Vertheidigern und verstärkt ihre Leiden. Abermals bricht die Nacht herein. Nach acht Uhr, als die Beschiessung ziemlich verstummt ist, erhebt sich ein Flüstern; endlich ist der Befehl zum Abzuge gegeben. Mit der Hoffnung auf ein Entweichen erwacht auch der Lebensmuth wieder. Man stolpert und gleitet aus, man hilft den Gestürzten, deren Beine zerschlagen sind, deren Füsse bluten, man kommt endlich in eine Schlucht, in eine Art grosser vor dem Feinde geschützter Höhlen. Ein neues Leben beginnt. Das Malerische des Anblickes lässt selbst Hunger und Durst vergessen, die so gut wie möglich am Lagerfeuer gestillt werden. Um drei Uhr Morgens wird wieder aufgebrochen. Rosny muss noch vor Tagesanbruch erreicht werden, um den Preussen den Abzug zu verheimlichen. Man hört das Getrappel der 12000 Mann, die die Höhe von Avron endgiltig und vollständig verlassen. Zuweilen geht der Weg an einer unförmlichen Masse vorbei; es ist irgend ein armer Teufel, unfähig weiter zu gehen, vielleicht tot. Gleichgiltig geht alles an ihm vorüber. Im Augenblick, wo der Tag beginnt, ist alles bei Rosny, aber in grösster Unordnung. Im Laufschritt geht die Flucht weiter; denn auch hier ist noch keine Sicherheit. Unterwegs, unter den Mauern des Forts, findet man endlich Navaret, den Vermissten. Während er zur Truppe zurückeilte, hat ihm eine Haubitze die Beine vom Rumpfe getrennt; er wird eben von der Besatzung des Forts in die Erde gebracht.

Die folgende Skizze: *le Pompon*[1]) schildert die Aufregung, die jedesmal das Erscheinen der grünen Quaste machte, wenn sie auf dem Haupte eines Mobilgardisten im 6. Arrondissement von Paris zum Vorschein kam, aus dessen Bewohnern sich das 6. Bataillon der Mobilen zusammensetzte. Alle Mütter und Frauen wussten stets wie durch ein Wunder, dass ein *pompon vert* sichtbar geworden; alle stürmten dann auf den Mobilen ein, um nach den Angehörigen zu fragen. Allen zuvor that es aber die arme Frau Tournevire, die in der ersten Skizze unseres Verfassers geschildert worden war. Das Bombardement von Avron hat stattgefunden; die Zeitungen brachten die Nachricht.

[1]) S. 313 ff.

Es heisst, niemand von der Besatzung sei lebend davongekommen. Die arme Frau hört dies und stürzt ohnmächtig auf den Schnee der Strasse. Mitleidige bringen sie nach Hause und pflegen sie; aber schon am nächsten Tage will sie davon, um selbst zu sehen, was geschehen. Sie erblickt auf der Strasse eine grüne Quaste; es sind also nicht alle Mobilen tot. Sie erkennt den Korporal ihres Sohnes, erfährt von ihm, dass dieser munter und gesund, wirft sich ihm an den Hals und vergeht fast vor freudigem Entzücken.

Die letzte Skizze Toudouze's erzählt von einem sonderbaren Mobilen, der verspätet, am Totenfeste, der geschilderten Korporalschaft zugeführt wurde und dort den Beinamen *Wolfskopf*[1]) erhielt. Er hatte die Haare borstenartig emporgesträubt, die Ohren weit abstehend, die Nase hoch aufgeschwänzt mit zu grossen Nasenlöchern, etwas hervorstehende Augen, dicke fleischige Lippen, darüber die Ahnung eines Schnurrbartes von blondbrauner Färbung, den Kopf auf einem langen Halse und einem langen hageren Körper, wie ein Stubenbesen auf dem Stile. Dabei ist er ein unermüdlicher Schwätzer; leichtgläubig erzählt er den grössten Unsinn geheimnissvoll und mit feierlichem Ernste nach. Er glaubte an die Vernichtung der preussischen Flotte durch die französische; an die Verbindung mit der Loirearmee; an die inneren Zwistigkeiten zwischen Baiern und Pommern, Sachsen und Badensern u. s. f. Endlich ist er auch noch ein Feigling, fortwährend ängstlich auf die Erhaltung seiner Haut bedacht. Diese Angst hat ihn auch dazu gebracht, sich einen der Panzer, die Pariser Kaufleute zahlreich anboten, zu kaufen und unter seinem Anzug zu tragen zum Gelächter und Gespött aller Kameraden. Als sein Bataillon, vom Mont Avron zurückgezogen, nunmehr bei Charenton lag, gewinnt er mehr Zuversicht. Er glaubt dem Gerede, das Bataillon werde nicht mehr im Gefechte verwendet werden, und legt den Panzer ab, auch am Tage, wo der grosse Durchbruch (19. Januar) erfolgen sollte. Der Ausfall meldete sich für die Mobilen wenig ermuthigend an: alle fünf Minuten hiess es „halt", und dann wieder „vorwärts Marsch!" Dies dauerte sechs Stunden hinter einander, die man brauchte, um den Weg von einer halben Stunde von Neuilly bis zum Mont Valérien zurückzulegen. Nationalgarden in blauen, schwarzen, kastanienbraunen und billardgrünen Mänteln, Truppen aller Gattungen zogen an ihnen vorüber. Endlich kommen auch die Mobilen daran. Verwundete begegnen ihnen: alle rufen „Sieg"; die Preussen weichen auf der ganzen Linie; die erste Mauer von Buzenval sei gleich am frühen Morgen genommen worden; nur eine verdammte, stark befestigte Mauer im Walde stehe noch im Wege. Zuletzt geht es im Laufschritt vorwärts; man nähert sich

[1]) *Tête-de-Loup*, S. 335 ff.

der Schlacht, immer noch ist aber die Mauer im Wege, gegen die bereits fünfzehn Bataillone vergebens gestürmt haben. Die hereinbrechende Nacht verhindert, die Mobilen ebenfalls gegen sie vorzuschicken. Sie müssen einen Laufgraben bei der Fouilleuse besetzt halten; einzelne Posten werden weiter gegen den Feind vorgeschoben. Dabei wird der arme „Wolfskopf“ von einem andern französischen Posten erschossen, der noch ängstlicher als er in nächtlichem Grauen zwei Schüsse abgefeuert hatte. — Die Schlacht war verloren.

Eine drastische Schilderung der misslichen Verhältnisse der französischen Ersatzheere erhält man in J. K. Huysmans: *Tornister auf dem Rücken*[1]) (in scherzendem Kasernendeutsch: *Affe auf'm Buckel).* Ein angehender pariser Jurist ist zu Beginn des Krieges zu den Mobilen der Seine eingezogen worden. Von den Kriegsgründen hat er nichts begriffen; er empfand weder das Bedürfniss zu töten, noch sich töten zu lassen. An der Kaserne, an der er sich einzustellen hatte, befinden sich eine Menge Arbeiter, Arbeiterinnen, unbewaffnete Mobilen, die unter unglaublichem Lärm zechen und die Marseillaise singen. Je mehr Mobilen hinzukamen, um so toller wurde das Treiben, in dem weinende Mütter, nach Spirituosen riechende Väter, vor Freude hüpfende Kinder und johlende Mobilen bunt durcheinander gemischt sind. Die ganze Gesellschaft durchwandert Paris in brennender Hitze. Als man am Bahnhof angekommen, herrscht einen Augenblick von Schluchzen unterbrochenes Schweigen; dann aber gewinnt das Geheul der Marseillaise die Oberhand. Die Mobilen werden wie Viehzeug in die Wagen gepackt, der Zug pfeift und fährt ab. In dem Abtheil, worin der Erzähler Platz nimmt, befanden sich etwa fünfzig Mann; einige weinten und werden dafür von den andern verhöhnt, die Lichter in ihr Kommissbrot stecken und plärren: Nieder mit Badinguet (Spottname für Napoleon); es lebe Rochefort! Andre betrachten still und trübselig den staubigen Fussboden. Plötzlich macht der Zug Halt. Zwei Stunden lang wird gewartet, bis ein endloser Artilleriezug vorüber ist. Dann geht es weiter. Der Tag bricht an, man sieht ein flaches trauriges Land, die „Lause-Champagne“ (unfruchtbarer Theil der Champagne zwischen Vitry und Sézanne). Der um acht Uhr Abends von Paris abgefahrene Zug kommt des andern Tags um drei Uhr Nachmittags in Châlons an. Unterwegs ist ein Mobilgardist vom Wagen in einen Fluss gestürzt, ein andrer hat sich an einem Brückenzaun den Kopf zerschmettert. Die übrigen haben während der Fahrt Hütten und Gärten geplündert, und gähnen nun mit weit aufgerissenen Augen und treiben Narrenspossen. Die Ausfahrt geht mit derselben Unordnung vor sich, wie die Abfahrt. Im Lager von Châlons ist nichts

[1]) *Sac au dos* in *Soirées de Médan*, S. 109 ff.

bereit. Es gibt dort weder Speisewirthschaften, noch Stroh, noch Mäntel, noch Waffen; nur Zelte voll Dung und Läusen. Drei Tage lang leben die Mobilen, wie es gerade geht, den einen Tag von einer Wurst, den andern von einer Tasse Milchkaffee; sie schlafen ohne Decken und ohne Stroh. Nach der ersten Unterbringung sondern sich die Mannschaften: Arbeiter und Bürger suchen die von ihresgleichen bewohnten Zelte auf. Ein paar weitere Tage vergehen. Die Mobilen ziehen mit Zeltstangen auf die Wache und beschäftigen sich sonst mit Branntweintrinken. Der Marschall Canrobert lässt sich die Truppen vorstellen; er sitzt auf einem grossen Pferde auf den Sattel gebeugt, die Haare dem Winde preisgegeben, einen gewichsten Schnurrbart im blassen Gesichte. Als er droht, die Klagen der Mobilen mit Gewalt zu unterdrücken, bricht ein Aufruhr unter ihnen aus. Sie schreien im Chor: Nach Paris, nach Paris! Wachsbleich reitet Canrobert an sie heran und ruft: Hut ab vor einem Marschall von Frankreich! Neues Hohngeschrei aus ihren Reihen. Er macht Kehrt, droht mit dem Finger und murmelt zwischen den Zähnen: Ihr sollt mir das theuer bezahlen, ihr Herren Pariser. Das eisige Wasser des Lagers macht den Erzähler dermassen krank, dass er in einem Lazareth Unterkunft suchen muss. Er wird dort in den vorschriftsmässigen Anzug: einen mäusegrauen langen Rock, schäbigrothe Hosen und ein paar unendlich grosse abgetretene Pantoffeln gesteckt. Er sieht darin so ergötzlich hässlich aus, dass sein Bettnachbar Émonot, ein jüdisch aussehender Jüngling, nicht umhin kann, sein Konterfei seinem Skizzenbuche anzuvertrauen. Die Beiden befreunden sich. Des andern Tags erscheint der Bataillonsarzt. Er schreit die Kranken an und verschreibt ihnen allen Süssholzthee, den Verwundeten wie den Fiebernden und Ruhrkranken. Die beiden neuen Freunde sind unter den übrigen Kranken, ihnen feindlich gesinnten Arbeitern, ziemlich verlassen; sie finden aber einen Beschützer an einem ihrer Gefährten, der in seinem Civilverhältniss das Gewerbe eines Schuhflickers mit dem eines Zuhälters verbindet, und dessen Gunst sie durch einige Spendungen erworben haben. In noch besseres Verhältniss kommen sie, als sie Geld herausgeben, um Essen und Trinken hereinzuschmuggeln, an dem die ganze Gesellschaft Theil hat, und das unter allerlei Kapriolen verzehrt wird. Nach einigen Tagen werden die weniger Kranken zu ihren Regimentern geschickt, die andern in Krankenkörben auf Mauleseln fortgebracht. Die Preussen rückten bereits gegen das Lager von Châlons vor. Mehr tot als lebendig kommen die beiden Freunde in der Stadt Châlons an, wo man sie in Eisenbahnwagen steckt, ohne ihnen einen Bestimmungsort anzugeben. Die Intendantur hat vergessen, dem Krankenzuge Nahrungsmittel mitzugeben. Dies hatte wieder zur Folge, dass in einem Bahnhofe, wahrscheinlich in Reims, das

Büffet vollständig von den Kranken geplündert wird. Während der Plünderung fährt der Zug ab; er kehrt aber wieder zurück, um die Zurückgebliebenen nachzuholen. Unterwegs wird dann gegessen, getrunken und gejohlt: „die Gelähmten sprangen mit beiden Füssen, die Magenleidenden gossen Cognac hinunter, die Fiebernden hüpften umher, die Brustkranken heulten und zechten". Allmählich tritt Ruhe ein, und jeder sucht zu schlafen. Man kommt in Saint Denis an. Einigen gelingt es, vom dortigen Bahnhof zu entwischen, die übrigen müssen wieder in den Zug und fahren den ganzen Tag weiter. Endlich um vier Uhr kommt man in einer Stadt an. Ein alter General empfängt die Kranken, theilt sie in zwei Abtheilungen und schickt die einen in das bischöfliche Seminar, die andern ins Hospital. Die beiden Freunde sind mit nach dem Seminar geschickt worden; sie werden aber von da wieder fortgewiesen; der Bischof räumt die Betten seiner Seminaristen nur Verwundeten ein. Sie gehen in das Hospital; dort ist kein Platz mehr; schliesslich schleppen sie jeder eine Matratze in den Garten auf einen Rasenplatz und übernachten unter freiem Himmel. Am andern Tag erhalten sie die Erlaubniss auszugehen, die sie benutzen, um sich in einem Gasthof voll zu essen und zu trinken. Stark angeheitert und wacklig durchwandern sie darauf die ganze Stadt. Ins Hospital zurückgekehrt, erhalten sie diesmal ein Bett, aber im Irrensaal, und es kommt dort zwischen dem Erzähler und einem wahnsinnigen Greise zu einer lächerlichen Scene, die alle Geisteskranken in Schrecken setzt. Am folgenden Tage werden die kranken Soldaten wieder versammelt und nach Rouen weiter gefahren. Dort angekommen erfahren sie, dass die Hospitäler bereits gefüllt sind; in einer Stunde sollen sie noch weiter geschafft werden. Die beiden Freunde verpassen den Zug, fahren dann nach und kommen spät am Abend in Evreux an. Dort übernachten sie auf einem Heuhaufen. Tags darauf wird Émonot im Hospitale dieser Stadt aufgenommen, der Erzähler im Lyceum untergebracht. Glücklicherweise hat der im Lyceum amtierende Arzt die Sucht, unter allen Umständen seine Kranken bald wieder los zu werden; dadurch gelingt es unserem Helden, zu seinem Freunde nach dem Hospital zu gelangen und sogar sein Bettnachbar zu werden. Eine junge, sehr hübsche Schwester nimmt sich des Erzählers ganz besonders an. Trotzdem wird ihm und seinem Gefährten die Zeit im Hospitale lang; die oft erzählte Geschichte eines Liniensoldaten in ihrer Stube, wie er bei Fröschweiler, ohne einen Feind zu sehen, seine Nachbarn stürzen sah, wie er mit ihnen durch Zurückweichende in die Flucht getrieben wurde, und wie er bis zu vollster Erschöpfung weiter gelaufen war, kann sie auf die Dauer nicht genügend zerstreuen. Sie entweichen eines Tages, speisen und trinken in der Wohnung zweier auf der Strasse aufgelesener Dirnen und gelangen

unbehindert in das Hospital zurück. Aber ein zweites Mal gelingt der Ausflug nicht mehr. Glücklicherweise findet der Erzähler einen Bekannten in Evreux, der ihm einen zweimonatlichen Urlaub nach Paris verschafft. Während sein Gefährte als gebessert seiner Truppe zugeschickt wird, gelangt unser Mobilgardist nach einem galanten Abenteuer in die elterliche Wohnung zu Paris, wo er die lang entbehrte Reinlichkeit und Pflege wieder findet und die eintretende Krise seiner Krankheit glücklich besteht.

In Siebecker's *Der Ueberlebende*[1]) nehmen Zwillingsbrüder an der Schlacht bei Wörth Theil. Im Verlaufe des Schlachttages sind die beiden Brüder einander mehrfach begegnet. Eben muss Elsasshausen aufgegeben werden. Die Abtheilungen vermischen sich beim Weichen, und der eine Zwilling, Moritz, stösst zu einer kleinen, von seinem Bruder Philipp, einem Offizier, geführten Schar. Sie besetzen ein Haus; die beiden Brüder sind mit zwei andern in einem Zimmer. Nach fünf Minuten hat einer der vier den Kopf zerschmettert, ein andrer die Brust geöffnet; auch Philipp sinkt zu Boden, von einer Kugel in die Brust getroffen. Er sagt seinem Bruder, der als einfacher Soldat dient, dass er in seiner Brusttasche die Hälfte der Regimentskasse hat. Moritz solle seine Uniform anziehen; wenn er davon komme, das Geld dem Regimentskommandeur abliefern; im Fall der Gefangennahme es bis nach dem Kriege aufbewahren. Ein gefangener Offizier werde nicht wie ein einfacher Soldat durchsucht; deshalb die Nothwendigkeit des Uniformwechsels. Moritz legt seinen Bruder in ein im Zimmer befindliches Bett und seine eigenen Sachen zu ihm. Gleich darauf wird er gefangen genommen. Er wird nach Köln gebracht und lässt es zu, dass er unter dem Namen seines Bruders, dem er täuschend ähnlich sieht, als Offizier behandelt, er selbst als Toter eingetragen wird: eine doppelte Fälschung. Er empfängt von der Mutter einen Brief, die ihn nach seinem eigenen Tode befragt und erfährt dabei, dass sein Bruder in Elsasshausen bestattet ist. Da die nach Frankreich gesandten Briefe durchgesehen werden, muss er die Mutter in der Täuschung belassen. Die mit ihm gefangenen Kameraden seines Bruders legen ihm die Unkenntniss mancher Einzelheiten als durch seine Trauer veranlasst aus. Im April 1871 kehrt er zu der in Lisieux befindlichen Mutter zurück, die dort bei einem hübschen Bäschen wohnt, der Braut seines Bruders. Mutter und Braut, ihn für den Verstorbenen haltend, fallen ihm um den Hals. Er hat nicht gleich den Muth, der Base zu gestehen, dass sie ihren Bräutigam verloren hat; sie gewahrt indessen bald die Täuschung und sinkt bei dieser Entdeckung ohnmächtig zu Boden. Alles eilt herbei; Moritz erzählt Mutter wie

[1]) *Le Survivant* in *Récits héroïques,* S. 167 ff.

Verwandten, was geschehen; für sie liegt nur eine Aenderung des Schmerzes vor. Er übergibt sodann dem Obersten den ihm anvertrauten Theil der Regimentskasse und wird dafür mit einer Kriegsdenkmünze belohnt. Die Braut erholt sich wieder; Philipp, ihr Bräutigam, ist ihr im Schlafe erschienen und hat ihr befohlen, den Zwillingsbruder zu lieben. Sie wird die Gattin des Ueberlebenden: indem sie ihn liebt, liebt sie zugleich den Verstorbenen. Ein kleiner Philipp, der dieser Ehe entspringt, ist das lebendige Ebenbild des Gefallenen und auch des lebenden Vaters.

In die Normandie führt uns auch die niedliche Erzählung H. Malot's: *Ein Handel*[1]). Sie bezweckt die „preussische Habgier im Kampfe mit der normannischen Verschmitztheit" zu zeigen. Der Erzähler ist auf einer Reise durch die genannte Provinz begriffen. Er steigt in einer Dorfschenke ab, wo er für schweres Geld ein Stück Brot und etwas Käse auftreibt. Die Deutschen haben alles aufgezehrt. Noch am Tage vorher hatte der Schulze von dem Gastwirth, der zugleich einen Kramladen besass, zwanzig Dutzend Lichter für eine preussische Abtheilung verlangt, die, wenn man nicht für Beleuchtung sorgte, die ganze Gegend abzubrennen drohte. Der Krämer hatte nun zwar keine Lichter, aber Talg und Dochte und machte sich daran, den Talg zu schmelzen und Lichter zu sieden. Indess hatten die preussischen Soldaten den Talg gerochen, die Thüre eingeschlagen und sich mit dem vorgefundenen Talgvorrath die Stiefel eingeschmiert. Während der Gast noch über diese ihm von der Wirthin vorgetragene Geschichte lacht, führen preussische Dragoner einen anscheinend wohlhabenden normannischen Bauern gebunden in das Gastzimmer. Man lässt dort den Gefangenen frei; ein Offizier setzt sich zu Tisch, bestellt eine Flasche Wein, die auch sofort vorhanden ist, und fragt einen anwesenden Unteroffizier nach dem Geschehenen. Dieser theilt ihm mit, dass man im Kamin des Bauern zwei Gewehre verborgen gefunden habe. Darauf beginnt eine Verhandlung mit dem Angeklagten. Er räumt ein, dass man die beiden Flinten bei ihm gefunden hat, aber sie seien wahrscheinlich von Mobilgardisten vergessen worden. Damit findet er jedoch keinen Glauben, und der Offizier will ihn zur Verurtheilung nach Rouen abführen lassen, als er vom Unteroffizier erfährt, dass der preussische Oberbefehlshaber den Bauern auf 3000 Franken abgeschätzt habe. Würden sie bezahlt, so solle der Gefangene mit dem Leben davonkommen. Die wohlhabenden Bauern der Ortschaft haben die Zahlung der verlangten Geldsumme verweigert. Der Bauer behauptet arm zu sein, wird aber sofort von dem Unteroffizier dahin berichtigt, dass er sechs Pferde, sieben Kühe, drei Wagen, fünfzehn Schweine, viel Hafer, schöne Möbeln und eine

[1]) *Un marché* in *Qui vive? — France!* S. 277 ff.

Pendeluhr besitze. Der Bauer muss dies zugeben; nur seien die Möbeln nicht schön und die Uhr ginge schon seit vierzehn Jahren nicht mehr. Die 3000 Franken könne er nicht zahlen. Inzwischen erscheint der zweite Schulze des Dorfes, der sich durch seine dreifarbige Schärpe in seiner Amtswürde zu erkennen gibt und für den Bauern unterhandeln will. Die Gemeinde habe trotz ihrer Armuth zu seiner Loslösung die einhundert Franken zusammengebracht, die er in einer grossen Rolle von Fünffrankenstücken auf den Tisch legt. Das scheint dem Offizier ein schlechter Witz. Der Schulze legt infolge dessen fünfzig Franken zu, die er persönlich aus Freundschaft für den Verurtheilten opfere. Damit kommt er aber auch nicht weiter, und es entspinnt sich ein langer Handel, wie um ein Pferd. Der Schulze steigert sich immer um fünfzig Franken und ist allmählich auf Fünfhundert heraufgekommen. Da wird der Bauer unruhig. Er winkt seinem Vertreter, nicht weiter zu gehen, und als das noch nichts hilft, erklärt er grade heraus, er wolle lieber sterben, als der Gemeinde so viele Kosten machen. Weinend wirft er sich dem Vermittler in die Arme. Er weiss, dass er das Lösegeld der Gemeinde zurückerstatten muss, und findet, dass der Schulze zu schnell vorgeht; die dreitausend Franken kämen noch zurecht, wenn sich die Gewehrläufe bereits gegen ihn senkten. Dazu kommt es indess nicht: der Normanne besiegte den Preussen. Er fügte, die Zwanzigfrankenstücke einzeln aus der Tasche ziehend, zu den bereits auf dem Tische liegenden 150 Franken noch 825 hinzu, den Gesammtbetrag der Ortsarmenkasse, die er bei sich trage, damit sie nicht verloren ginge. Damit gibt sich der Offizier zufrieden; aber einer der Dragoner tritt vor und erklärt, er habe sich die Stiefeln verbrannt, als er die Gewehre aus dem Kamin holte. Der Schulze will von einem Ersatz der Stiefel nichts wissen, und die Verhandlung beginnt von Neuem. Schliesslich macht der Dragoner dem Schulzen durch Geberden begreiflich, dass er ihm seine schönen Stiefel abtreten solle. Der Normanne muss sich dahinein finden. Zuletzt fragt der Offizier den Unterhändler, ob er katholisch ist. Der Schulze, fürchtend, man könne ihm noch ein Lösegeld wegen seines Glaubens abverlangen, weiss zuerst nicht, was er antworten soll, gesteht aber schliesslich doch, dass er katholisch ist. Darauf lässt ihn der Offizier schwören, dass es keine Freischärler und keine Gewehre mehr in der Gemeinde gibt. Erst als dies geschehen, werden die beiden Normannen entlassen. Der Dragoner, der die schönen Stiefel erhalten hat, lässt sie aber nicht ziehen, ohne vorher den Schulzen in seine Arme zu schliessen und zu küssen; und demselben Zärtlichkeitsbeweise muss er sich auch von Seiten des Unteroffiziers und der drei anderen anwesenden Dragoner unterziehen.

Ein Pariser Stillleben während des Krieges enthalten

P. Vérons *Abenteuer eines Flaschenett*[1]). Agénor Dubidon, Handlungsdiener in einer Wäschehandlung, hat sich zu Beginn des Feldzugs, als alles in Paris mit patriotischen Kundgebungen erfüllt war, insgeheim ein Flaschenett gekauft. Mühsam sucht er demselben einige Noten abzuringen; nach acht Tagen gelingt es ihm beinahe, die Note *d* herauszubekommen. Er quält sich die Nächte hindurch weiter; auch ein *g* und endlich ein *a* kommen beinahe zum Vorschein. Allmählich erkennt man, dass es auf Wiedergabe der Marseillaise abgesehen ist. In der dritten Woche reicht es schon für

Le jour de gloire est. . . .

Endlich gelingt die ganze Strophe. Aber der Krieg ist inzwischen vorübergegangen. Das Werk hat zwei Jahre Arbeit gekostet. Und als Agénor Dubidon nun freudetrunken sein Instrument auf der Strasse zur Marseillaise anstimmt, wird er von einem Schutzmann gepackt und wegen Unfugs vierzehn Tage eingesperrt.

Ein traurigeres Stillleben ist Vérons *Landhaus Durantins*[2]). Durantin, ein Eisenhändler, kennt keinen höheren Traum, als einstmals ein Landhäuschen in der Umgegend von Paris zu besitzen, um sich dahin zurückziehen zu können. Einmal schon stand er am Ziele, als die Revolution von 1848 seine ersten dafür gemachten Ersparnisse verschlang. Er beginnt von Neuem an der Verwirklichung seines Lebenszieles zu arbeiten: um schneller vorwärts zu kommen, verzichtet er auf Familie und auf alle Vergnügungen. Endlich, am 1. Juni 1870, ist das Ersehnte erreicht: an diesem Tage geht ein Landhaus zu Clamart bei Paris in seinen Besitz über. Er lebt nur noch in dem Gedanken, wie er dasselbe verschönern werde. Seit dem 1. Juli wird fleissig daran gearbeitet; am 16. soll es durch ein Festmahl eingeweiht werden. An diesem Tage aber erscheint im Amtsblatt die Kriegserklärung. Mitte September steht fest, dass die Deutschen nach Paris kommen würden. Durantin beschliesst in seinem Häuschen zu bleiben, und sollte er auch der einzige Bewohner Clamarts sein. Zwölf Baiern werden bei ihm einquartiert. Am Ende der ersten Woche sind seine drei Fässer Bordeaux nur noch eine Erinnerung. Dann wandern Fussböden, Verschläge und Fensterläden ins Feuer; am vierten Tage beginnt der Auszug mit seinen Pendeluhren. Er geht zum preussischen General; dieser zeiht ihn der Spionage; schon soll er erschossen werden, als ein Anfall von Mitleid bei seinem Richter ihm das Leben rettet. Er muss aber von nun an im Keller seines Häuschens eingeschlossen bleiben; verstohlen herauskriechend sucht er sich seine Nahrung zusammen: einige

[1]) *Les Aventures d'un flageolet* in *Coulisses d'un grand drame*, S. 207 ff.

[2]) *La villa de Durantin*, a. a. O. S. 283.

mehr oder minder rohe Kartoffeln, etwas mehr oder minder schwarzes Brot. Der Krieg ist zu Ende, die Deutschen ziehen ab. Durantin athmet auf. Die Baiern hatten ein kleines Stück seines Kellers nicht entdeckt, worin er seine besten Kostbarkeiten vermauert hatte; er hat auch ein paar Möbel wieder gefunden, und beginnt nun mit Ausbesserung seines Hauses. Da bricht der Kommuneaufstand aus. Sein Landhaus lag in der Mitte zwischen dem Fort Vanves und den Versailler Batterien. Er muss sich wieder in seinen Keller flüchten. Kommunisten stöbern ihn darin auf und wollen ihn als verkleideten Gendarmen zum Tode führen. Glücklicherweise sinken einige seiner Schergen vom Weine berauscht zu Boden, während die übrigen durch Bombensplitter in die Flucht getrieben werden. Am zweitnächsten Tage stören ihn Versailler Soldaten auf; er entflieht diesmal; man schiesst nach ihm, und ein Bein wird ihm zerschmettert. Er wird geheilt und wieder in Freiheit gesetzt. Als er aus dem Lazareth nach seinem Häuschen zurückkehrt, findet er drei Unbekannte darin beschäftigt; sie theilen ihm mit, dass dasselbe eingerissen werden muss, weil es im Militärbereiche liegt; der Staat sei ihm keinen Schadenersatz schuldig. Schliesslich endet Durantin im Irrenhause; man sieht ihn dort Sandhaufen aufraffen mit den Worten: Wieder ein Stockwerk zu meinem Hause! Wie wird es schön werden!

Eine Anzahl prächtiger Stimmungsbilder von dem Leben und Treiben der Pariser während der Belagerungszeit enthalten endlich die Daudet'schen Montagserzählungen. In der Skizze: *Die Mütter*[1]) schildert er in wirksamen Farben ein Mütterlein, das ihren Alten so lange bearbeitet hat, bis er nach vielem Herumlaufen und Warten für sie beide die Erlaubniss erwirkt hat, ihren auf dem Mont Valérien befindlichen Sohn aufzusuchen. Sie kommen mit Speisevorräthen ausgerüstet an das Thor des Forts herangekeucht und fragen den Posten nach dem Gesuchten. Dieser will ihn herbeiholen, aber es geht damit nur langsam; endlich zeigt ein Zittern der Frau, dass sie den Sohn hat kommen sehen. Der stattliche Mobilgardist verschwindet in dem Umschlagetuche und unter dem grossen Hute der Mutter. Der Vater muss sich mit einer kürzeren Umarmung begnügen. Und nun beginnt das Mütterchen zu fragen und zu fragen, bis ein Trompetensignal die kurze Unterhaltung stört. Der Sohn muss fort, und das von der Mutter geplante gemeinsame Frühstück muss unterbleiben. Er soll nun wenigstens die mitgebrachte Konservenbüchse haben; aber in der Eile und Aufregung will die mit zitternden Händen gesuchte Büchse lange nicht zum Vorschein kommen. Endlich ist sie gefunden; ein letzter und langer

[1]) *Les mères*, a. a. O. S. 38.

Kuss, und der Sohn enteilt. Die Alten bleiben eine Zeit lang unbeweglich am selben Platze, die Augen nach dem Thore geheftet, hinter dem ihr Kind verschwand.

In den *Bauern in Paris*[1]) wird kurz an einem Beispiel das Empfinden der Bauern aus der Pariser Umgebung dargestellt, die mit Widerstreben und erst im letzten Augenblicke Haus und Hof verlassen haben, um im vierten Stocke einer pariser Miethskaserne Obdach zu nehmen. Der Mann ist nicht allzu unglücklich; man hat ihm Beschäftigung verschafft; später ist er Nationalgardist, wobei es ihm nicht an Zerstreuung fehlt. Anders die Frau. Ihre älteren Töchter schickt sie in die Schule, wo diese in dem gartenlosen Gebäude zu ersticken fürchten; das jüngste Kind kommt ganz herab. Im Hofe duldet der Hauspförtner das Spielen nicht, auf der belebten Strasse ist das Kind geängstigt, und nur die Pferde erwecken dort etwas seine Theilnahme. Der Mutter geht es nicht besser als dem Kinde: sie kann ebenfalls nicht das frische, luftige Heim vergessen, und leicht merkt man ihr an, dass sie sich in der Verbannung fühlt.

Von den übrigen Skizzen Daudet's mag noch *Mein Kepi*[2]) Erwähnung finden. Er hat es eines Morgens bestaubt und angerostet, farb- und formlos geworden, in einem Schrankwinkel angetroffen und wird durch seinen Anblick an die Belagerungszeit von Paris zurückerinnert. Er gedenkt des Herbsttages, wo er stolz auf seine neue Kopfbedeckung dem ungewohnten Handwerk eines Bürgersoldaten nachging. Mit welchem Eifer bemühten sich alle, die Grossen und die Kleinen, die Starken und die Schwachen, die Prahlhänse und die Naiven, den Kriegerberuf nach Kräften zu erlernen! Wie schön war es, wenn die Kompagnie auf den Wall ausrückte! Unterwegs wurde vor der Julisäule präsentirt. An den Wällen trommelte der Tambour sein *ran, ran*, und dann erblickte man die grünen Böschungen, die entfalteten Zelte, das Feuer der Biwaks und die verkleinerten Schattenbilder der auf der Höhe Einherschreitenden. Was war das für eine scheussliche Nacht, als er unter Regenguss über dem Montreuilthor selbst auf Wache stand und alle Augenblicke den Säbel eines Ulanen rasseln zu hören glaubte! Eine alte klapperige Strassenlaterne veranlasste den Irrthum. Gegen Morgen hörte er Schritte und Eisenklirren; mit schrecklicher Stimme bringt er ein: *halte-là, qui vive?* hervor; ein ängstliches Stimmchen antwortet ihm: „Eine Kaffeeverkäuferin". Man glaubte damals an den ersten Einschliessungstagen, dass die Preussen in einer schönen Nacht unter dem Feuer der Forts vorgehen, sofort an die Wälle vorrücken, dort Leitern

[1]) *Les paysans à Paris pendant le siège*, a. a. O. S. 93.
[2]) *Mon képi*, a. a. O. S. 160 ff.

anlegen und mit Hurrah heraufklettern würden. Bei diesen Vorstellungen gab es denn fortwährend Alarm. Fast alle Nächte eilte alles zu den Waffen, plötzlich aufgeweckt und in der Verwirrung die Gewehrbündel umwerfend. Die Offiziere riefen ihren Leuten zu: Kalt Blut, Kalt Blut, um, wenn möglich, sich selber welches zu verschaffen. Am folgenden Tage sah man irgend ein ausgebrochenes Pferd, das gemüthlich das Gras der Böschungen abfrass und nicht ahnte, dass es eine ganze Schwadron Kürassiere vorgestellt und einer ganzen bewaffneten Bastion zur Zielscheibe gedient hatte. . .

Auch einen Kampf hat das Kepi gesehen, in einem Winkel an der Marne. Die preussischen Batterien standen gegenüber, hinter einem kleinen Gehölz, wie ein stiller Weiler, dessen Rauch durch das Laubwerk emporsteigt. Auf dem Schienenwege, wo man die Vertheidiger vergessen hatte, regneten die feindlichen Bomben nieder. Das Kepi war damals gar nicht stolz, und gar oft hat es einen Diener gemacht, manchmal tiefer, als es sich gehörte. . . Weniger erfreulich ist das Andenken an die Wachen in den zu vermiethenden Läden und vor den Bürgermeistereien, an die nächtlichen Razzia's, in denen man betrunkene Soldaten, Dirnen und Diebe auflas, und an die bleiernen Morgen, wo man müde und staubig, nach Tabaksqualm und Petroleum riechend heimkehrte. Wie einfältig waren die langen Tage, an denen die Offizierswahl unter endlosen Erörterungen vorgenommen wurde, der Kompagnieklatsch, die Abschiedspunsche, die Verhandlungen über Schlachtpläne, die mit Streichhölzern auf den Tischen der Wirthshäuser erläutert wurden, die Spionenjagden, das abgeschmackte Misstrauen und das übertriebene Vertrauen, der Massenausfall, der Durchbruch, all der Wahnsinn eines eingeschlossenen Volkes! . . Auch in den Bürgerkrieg hätte das Kepi bald geführt, und darum fort mit ihm in den Kehricht!

II. Romane.

Es konnte nicht fehlen, dass neben der Kriegsnovelle sehr bald, und zwar schon im Jahre 1871, auch der Kriegsroman in Frankreich zur Ausbildung gelangte.

In manchen französischen Romanen kommen Ereignisse des Krieges nur nebenbei vor und werden sie mit wenigen Worten abgethan, wenn nicht ganz als bekannt vorausgesetzt. Grade Romane, deren Titel eine Beschreibung des Feldzugs oder doch ein genaueres Eingehen auf ihn erwarten lassen, gehen oft über ihn mehr oder minder rasch hinweg. So J. M. Cournier's auch dramatisierter Roman: *Eine Familie in den Jahren 1870—1871.*[1]) Man erfährt

---

[1]) *Une famille en 1870/71.* Paris 1874.

darin nur im Vorübergehen etwas von der Lebensweise der während der Belagerung eingeschlossenen Pariser, von der Verheerung der um Paris liegenden Landhäuser und von den Geschäftsspekulationen, die der Friedensschluss in Frankreich zur Folge hatte. Im Uebrigen ist der Stoff des Romans ein durchaus unkriegerischer, oder richtiger, unternimmt er die Darstellung eines Familienkrieges. Ein reicher, aber schlichter Kaufmann hat das Unglück, eine Frau zu besitzen, die durch Pedanterie und übertriebenen Ordnungssinn ihn und ihre gesammte Umgebung quält. Die Tochter des Hauses wird von ihrem Vetter, einem jungen Dichter, innig geliebt und empfindet auch selbst Neigung für ihn. Aber durch einen Geschäftsfreund, der sich später als recht unzuverlässig erweist, wird bei dem Kaufmann ein junger Graf eingeführt, dessen Schulden durch eine reiche Heirat ausgeglichen werden sollen. Die Hausfrau ist von ihm entzückt; das Mädchen, das glücklicherweise eine wirkliche Liebe in dem neuen Bewerber erweckt, wird, von ihrem talentvollen, aber leichtsinnigen Bruder dabei ermuntert, ihrer ersten Neigung untreu, und die Heirat mit dem Grafen findet statt. Der Dichter und seine edelgesinnte Mutter, die Schwester des Hausherrn, ziehen sich verletzt zurück. Die Kaufmannsfrau glaubt in falscher Eitelkeit die Schwermuth ihres Neffen durch hoffnungslose Liebe zu ihr veranlasst und hält es für Christenpflicht, ihm ermuthigend entgegenzukommen; sie bleibt aber von dem Verkannten gänzlich unverstanden. Sie quält dann, auf ihren Schwiegersohn eifersüchtig, diesen und ihre Tochter. Es kommt dadurch zum Bruch, und der Graf nimmt eine Stellung als Gesandtschaftsbeamter in Athen an. Auch der Sohn zieht mit dem jungen Paare fort. So bleiben die Eltern grade während der Kriegs- und Belagerungszeit allein. Die Einsamkeit bricht die Frau vollständig und lässt sie vorzeitig altern. Dazu verliert der Kaufmann infolge der Einschliessung von Paris sein Vermögen, was seine Schwester und deren verschmähten Sohn bewegt, auf ein ihnen früher ausgesetztes Legat zu verzichten und ihm so ein zu neuen Unternehmungen genügendes Vermögen zu sichern. Der Schwiegersohn kehrt nach dem Friedensschlusse aus der Fremde zurück. Er zeigt sich der neuen Lage gewachsen, aber seine Frau ist anfangs herzlos gegen ihre Mutter und söhnt sich erst allmählich mit ihr aus, die nur durch übertriebene Zärtlichkeit gefehlt. Der Sohn, der am Feldzuge theilnahm und als Offizier heimkehrt, will dem Kriegerstande treu bleiben; seinen alten Leichtsinn hat er in dem Ernst der Zeitverhältnisse abgelegt.

Der Krieg von 1870/71 spielt in dem eben geschilderten Romane insofern eine wichtige Rolle, als er den Bankrott des Kaufmanns herbeiführt und bei ihm und seiner Frau das Gefühl des Verlassenseins steigert, auch die Gesinnungsänderung des Sohnes

mit bestimmt. Er ist ein treibender Faktor in der Entwicklung des vorgeführten Familiendramas. In derselben Weise wirkt er in dem preisgekrönten Romane Fr. de Julliot's *Terre de France.*[1]) Die Heldin desselben, Solange, entstammt einer Adelsfamilie, deren Mitglieder herkömmlich dem Kriegerstande angehörten. Etwas von dem Soldatenblute ist auch in sie übergegangen. Sie hat aber vier Jahre in Paris verbracht und ist dort sehr verwöhnt und verweichlicht worden, so dass sie schlecht zu ihren alten Muhmen passt, bei denen sie zu Anfang des Romans eintrifft, und die Aveyron nie verlassen haben. Sie verschmäht die Liebe eines wackeren, aber unschönen und formlosen Landjunkers aus der Nachbarschaft, der eine tüchtige geistige Bildung und ein vorzügliches Herz, aber trotz aller Opfer seiner Familie nicht die genügenden Mittel besitzt, um die Reichthum erheischenden Luxusbedürfnisse Solange's befriedigen zu können. Sie verliert dagegen ihr Herz an einen jungen Edelmann von pariser Schliff und Erziehung, der sich mit seiner Mutter in einem benachbarten Schlosse niedergelassen hat, und dessen Reichthum auch den höchst getriebenen Lebensansprüchen gerecht zu werden vermag. Der Vermählungstag ist bereits angesetzt, als die Kriegserklärung störend eingreift. Der Bräutigam verlässt Paris, wo er eben weilte, unmittelbar vor Beginn der Belagerung. Er hält seine Zurückweisung wegen Kurzsichtigkeit und seine Liebe zur Mutter für eine genügende Entschuldigung, um während des Feldzuges thatenlos zu Hause zu weilen. Dagegen beträgt sich der verschmähte Landedelmann wie ein Held. Unter Verzicht auf eine Millionenerbschaft lässt er sich als einfacher Artillerist einreihen. Von einer ersten Verwundung kaum geheilt, kehrt er sofort zur Fahne wieder zurück. Nach einigen muthigen Kriegsthaten wird er abermals, und zwar diesmal schwer verwundet und in dieser Lage heimgebracht. Solange, auf die diese Verschiedenheit des Betragens tiefen Eindruck macht, beginnt sich der Thatenlosigkeit ihres Bräutigams zu schämen. Sie verwandelt sich unter Aufgabe der gewohnten und liebgewordenen Bequemlichkeit in eine aufopfernde Pflegerin von Kranken und Verwundeten und wendet auch dem ehemals zurückgewiesenen, durch seine Wunde noch hässlicher gewordenen Edelmanne ihre thätige Theilnahme zu. Sie stellt darauf ihrem Bräutigam die Alternative, entweder zu den Waffen zu greifen oder auf sie zu verzichten: er wählt das letztere. Der einst Verschmähte, der gesundet, erwirbt nun ihre Liebe, und am Schlusse der Erzählung sehen beide glückselig ihrer baldigen Vermählung entgegen.

Weniger erfreulich als in diesem, von warmer Vaterlandsliebe

---

[1]) 3. Ausg. Paris 1887.

durchwehten Romane ist der Grundstoff in G. Duvals *Mai 1871. Eine Jungfernschaft*[1]), der in verschlechterter Form und naturalistisch das Thema der Kleist'schen Marquise von O. behandelt. Der Krieg selbst spielt hier noch mehr eine untergeordnete Rolle. Er führt nur zu einigen geschäftlichen Betrachtungen zwischen einem Tuchhändler und seinem ersten Handlungsgehilfen und zu der Angabe, dass der eine der beiden als sesshafter, der andere als mobiler Nationalgardist in Paris dienten. Dafür erhält man eine eingehende Schilderung von Kämpfen zwischen den Versailler Truppen und den Pariser Aufständischen. Besonders ausführlich wird ein Barrikadenkampf geschildert. Nach demselben dringt ein Major der Marineinfanterie in ein Haus ein und vergewaltigt im Finstern ein Mädchen, dessen Schreien er mit Küssen unterdrückt. Es war die Tochter des Tuchhändlers. Durch einen Zufall wird der Major später mit ihrem Vater bekannt und verliebt sich in die Entehrte, die auch ihn lieb gewinnt, aber erst nach vielem Drängen sich zur Vermählung entschliesst. In der Hochzeitsnacht wird Hortense, die junge Frau, ohnmächtig; der Major ruft einen Arzt herbei, und dieser stellt Schwangerschaft bei ihr fest. Der Offizier verstösst sie, ohne ihre Erklärungen anzuhören, und kehrt zu seinem Regimente nach Toulon zurück. Hortense, deren Unschuld ihre Eltern erkennen, wird von ihnen in einem vorstädtischen Hause untergebracht. Sie entlässt die ihr beigegebene Pflegerin, kommt allein nieder und erstickt in ihrer Verzweiflung das schreiende Kind, dessen Leichnam sie in den Abort wirft. Die Niederkunft wird mit der Ausführlichkeit Zola's im *Potbouille* geschildert, der hier wohl nachgeahmt ist. Das Verbrechen wird entdeckt; anstelle der Schuldigen liefert sich ihre unvermählte Stiefschwester dem Gerichte aus. Sie wird im Gefängniss von St. Lazare untergebracht, was dem Verfasser Gelegenheit zu einer ausführlichen Beschreibung der Verhältnisse dieses Gefängnisses und zu ausgedehnten philanthropischen Betrachtungen Veranlassung giebt. Vor der Gerichtsverhandlung erfährt der Major, was geschehen, und welche Schuld er auf sich geladen. Er tritt nun lebhaft für seine verlassene Frau ein, und sie wird freigesprochen. Er zieht sich dann mit Hortense in einen stillen Winkel zurück; ihre heldenhafte Schwester vermählt sich mit ihrem Bräutigam, dem ersten Gehilfen ihres Stiefvaters, dem hauptsächlich der günstige Ausgang zu verdanken ist; der alte Tuchhändler aber kann die Familienschande nicht überwinden; er stirbt am Tage nach der Hochzeit seiner Stieftochter an einem Schlaganfall.

In den drei bisher genannten Romanen waren Kriegsschilderungen mit dem übrigen Inhalte organisch verknüpft. In

[1]) *Mai 1871. Une Virginité.* Paris 1886.

anderen Fällen lassen sich die in Romanen eingeschobenen, episodischen Kriegsbeschreibungen ohne Störung aus dem Zusammenhange herauslösen. Nur im Prologe findet sich z. B. eine Kriegsscene dargestellt in der litterarischen Missgeburt Martial d'Estoc's: *les Offs,*[1]) einem sogenannten militärischen Sittenromane, worin der Verfasser mit gleicher Wuth, aber auch mit gleichem Unverstande über Jesuiten und Offiziere herfällt und ihnen die grässlichsten Dinge nacherzählt, in der unverkennbaren Absicht, die Descaves'schen *Sous-offs* zu übertrumpfen, wenn er sich auch anstellt, als sei sein Werk von diesem unbeeinflusst geblieben. Das Eingangs-Kapitel ist kennzeichnend für den Ton des ganzen Buches. Die Sedanschlacht war eben geschlagen worden, „Bazeilles rauchte noch." An der belgischen Grenze wurden die französischen Flüchtlinge entwaffnet und zunächst nach dem Zweigbahnhofe von Castelmont gebracht, um von da aus im Lande vertheilt zu werden. Die einheimische Bevölkerung, „in der das gallische Blut der Abkömmlinge der Häduer wallte", war massenhaft nach diesem Bahnhofe geströmt, und bei jedem ankommenden Zuge wurden die Gefangenen mit einem warmen: „Es lebe Frankreich!" empfangen. Lazarethwagen und barmherzige Schwestern standen zur Aufnahme der Verwundeten bereit, die in grosser Zahl von in Krankenpfleger umgewandelten Arbeitern herbeigeführt wurden. „Nur eine einzige misstönende Saite liess sich in dem allgemeinen Aufschwunge grossmüthiger Empfindungen vernehmen: Das Kasernenvieh in Epauletten fand in seiner sittlichen Versunkenheit die lumpenhafte Virtuosität wieder, mit der es die belgischen Soldaten verthiert, um die zerrissenen Waffenröcke und Beinkleider der Besiegten anzubellen. Offiziere, deren rauher Stimmklang, deren gazellenblaue Augen und dichten blonden Schnurrbärte die flämischen „Ditschen" verriethen, heulten bei der geringsten Bemerkung der französischen Soldaten die Schmerlapen, Duiknieten, leeliken Boeren ihrer Söldnersprache." Einen Augenblick schien es, als solle ein Tumult entstehen. Ein französischer Husar, die Stirn mit blutiger Binde bedeckt, berührte, während er den Arm nach dem ihm von einer hübschen Castelmonterin gereichten Glase Bier ausstreckte, einen belgischen Offizier, und dieser stiess den Verwundeten mit solcher Rohheit zurück, dass er vor ihm zu Boden stürzte. Infolge der Entrüstungsschreie der umstehenden Menge wollte der Offizier verschwinden, als zwei Männer das Soldatenspalier durchbrachen, auf ihn losstürzten und ihn jeder an einer Schulter fassten. Der eine der beiden Angreifer, ein kräftiger Schmied mit geröthetem Gesicht, schüttelte ihn mit rasender Wuth und rief ihm zu: *Ti meritreuve, vaurin, qui dji ti crève li panse*

---

[1]) Paris 1891.

(Du verdientest, Taugenichts, dass ich Dir den Wanst zerschlage), wird aber durch die Schutzmanschaft entfernt. Der andere Angreifer, ein bartloser Jüngling von 17 Jahren, wird von einem Jesuitenpater, dessen Zögling er ist, am Kragen fortgeführt und zu dreissigmaligem Abschreiben der drei ersten Bücher der Aeneis verurtheilt.

Diesem ersten Auftritte folgt bald ein zweiter. Die Zuschauer auf dem Bahnhofe werden plötzlich zurückgedrängt, die Bahnbeamten laufen geschäftig dem Schienenwege entlang, die Kommandos: „Achtung, Gewehr auf!“ werden von Kompagnie zu Kompagnie wiederholt, bald darnach läuft ein Schnellzug ein. „Ein ehemals magisches Wort, das aber jetzt nur noch eine lebhafte Neugier erregt, ging wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund: Der Kaiser! In der That enthielt der Zug den kaiserlichen Gefangenen, den preussische Bayonette an der Grenze bei Herbesthal erwarteten, um ihn nach seinem vornehmen Gefängniss, nach dem ehemals von seinem Oheim, dem König Jerôme, bewohnten Schlosse Wilhelmshöhe zu bringen.“ Trommelwirbel und das Kommando: Achtung, präsentiert das Gewehr! empfingen den Zug. An dem Fenstervorhange eines Schlafwagens konnte man Napoleon III. in der Ecke sitzend erkennen, düster und müden Angesichts, mit Ringen um die träumerischen Augen, mit gelber Gesichtsfarbe, in einen Mantel gehüllt, von dem ein Ende auf die Schulter geworfen war, eine verloschene Cigarrette in den Fingern. „Eine an allen Näthen mit Borten versehene, mit dem ganzen militärischen Blechzeug aufgeputzte“ Persönlichkeit begleitete ihn. Es war dies ein kleiner Abenteurer neben dem grossen, der Baron von Chazal, Generallieutenant des belgischen Heeres, ein in Belgien naturalisierter Franzose, der sich beständig durch feindselige Gesinnung gegen sein ursprüngliches Vaterland hervorgethan hatte, „und den der königliche Spassvogel in Brüssel dem aus dem Leim gegangenen Cäsar nach Givet entgegensandte.“ Aus einem Tuchreisenden hatte sich dieser neugemachte Baron durch Intriguen zum General heraufgeschwungen, ohne jemals auch nur Trompeter gewesen zu sein, eine Art General Boum, dessen Anmassung und Ansprüche er in vollem Masse besass. „Die beiden militärischen Hochstapler hatte die Vorsehung in diesem psychologischen Augenblicke zusammengeführt.“

Ein verstümmelter Soldat nähert sich dem kaiserlichen Wagen, und mit hervortretenden, von Fieber brennenden Augen ruft er, dass es widerhallte: „Es lebe die Republik!“, wobei er im Ausbruch seiner patriotischen Verzweiflung dem Sedaner Capitularden seine Faust zeigt. Bei diesem Rufe wurde das Gesicht eines verwundeten Obersten, den man eben auf einer Tragbahre mit gebrochenem Beine

und blutendem Kopfe nach dem Lazarethe trug, weiss wie die Leinewand, die seine Wunden deckte. Den Rest seiner Kräfte zusammennehmend, stützte er sich auf einen Arm und mit verstörtem Blicke antwortete er auf den Schrei des Soldaten mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" Darauf fiel er blutspeiend auf die Tragbahre zurück. Einige Umstehende stürzten herbei, um ihm zu zu helfen; aber umsonst, er war tot. Im gleichen Augenblicke gab der Pfiff der Lokomotive das Zeichen zum Aufbruch, und der kaiserliche Zug fuhr nach Lüttich ab.

In dem ersten der beiden Auftritte trifft man die beiden Menschengattungen an, die sich nach d'Estoc den Soldaten feindlich zeigen, und deren Verdammung sein Buch gewidmet ist: Offiziere und Jesuiten. Der übrige Inhalt des in kraftvollstem Demokratenstil abgefassten Werkes zeigt, wie sich diese in ihrem Grundcharakter eng verwandten Typen vereinen, um ein echtes, wackeres Soldatenblut zu verfolgen, bis der Unglückliche seinem gequälten Dasein durch freiwilligen Tod ein Ende macht.

Nur episodisch wird der Krieg berührt auch in About's *Roman eines wackeren Mannes*[1]). Dumont, der Träger dieser autobiographischen Prosadichtung, ein Mann, der es aus schlichten Anfängen zum Millionen besitzenden Fabrikbesitzer gebracht hat, und der so glücklich ist, es fast durchweg mit ebenso braven Menschen, wie er selbst, zu thun zu haben, kann, trotzdem er bereits 44 Jahre zählt und das Haupt einer vielköpfigen Famlie ist, doch dem patriotischen Drange nicht widerstehen, persönlich an der Landesvertheidigung theilzunehmen. Anfangs flösste ihm freilich der Krieg nur geringe Theilnahme ein. Er war wie alle Welt in Frankreich fest davon überzeugt, dass das unüberwindliche französische Heer die Preussen zu Paaren treiben werde, glaubte aber ausserdem, dass, nachdem der Friede zu Berlin geschlossen, die Franzosen das Vergnügen haben würden, jährlich eine Milliarde mehr an Steuern aufzubringen. An den Norddeutschen fand er nichts weiter auszusetzen als eine krankhafte Treuherzigkeit und eine übertriebene Vertrauensseligkeit und Zärtlichkeit. Mit mitleidigem Schrecken stellte er sich die schüchternen und erröthenden deutschen Gretchen unter den Händen der siegreichen Zuaven und Turkos vor. Seine Anschauungen änderten sich erst, als die Deutschen in Frankreich eindrangen. „Es war im Grunde genommen dasselbe, aber das Gegentheil des Gedachten. Was mir vorher bedauerlich erschien, war mir nun unwürdig, schändlich, hassenswerth, unerträglich." Nach dem 4. September meldete sich denn Dumont als Kriegsfreiwilliger bei den in Belfort stehenden Truppen und wurde dort in ein Bataillon

---

[1]) *Le Roman d'un brave homme.* 46ᵉ mille. Paris 1893.

des 84. Linienregiments eingestellt. Er zog mehrfach mit auf Vorposten, schoss gelegentlich nach einem deutschen Parlamentär, den er glücklicherweise nicht traf, that seine Schuldigkeit als Mitglied einer neugebildeten Abtheilung von Spähern, nahm auch am 15. November an dem Ausfallgefechte von Bessoncourt theil, das etwas ausführlicher geschildert wird, weiss aber sonst von der Belagerung nur wenig Bemerkenswerthes zu erzählen. Ueber den Befehlshaber der Belagerungstruppen wird von ihm folgendes ironische Urtheil abgegeben, das auf französischen Quellen zweiter Hand beruht: „Ich kann gegen den General von Treskow keinen Groll hegen. Der edle Mann hatte den Auftrag, die Stadt um jeden Preis zu nehmen; er hat hinter einander und neben einander List und Gewalt angewendet. Er liess seine Trompeter unsere Rückzugssignale lernen, um unsere unerfahrenen und etwas naiven Mobilgardisten in Verwirrung zu bringen. Einige preussische Soldaten, die zweifellos aus den Nachkommen der protestantischen französischen Auswanderer gewählt waren (!), benutzten die Nacht, um ohne fremde Sprachfärbung: *„A nous mobiles! Vive la France!“* zu rufen, und machten so Gefangene. Man theilte uns alle acht Tage einen grossen Sieg unserer Heere mit, um unsere Hoffnungen zu beleben, und man verfehlte nicht, uns vierundzwanzig Stunden später mit Beweisen den Irrthum der ersten Nachricht zu melden, um uns den Muth zu benehmen. Sogar der Tod unserer Offiziere und Soldaten wurde von dem Feinde sinnreich ausgenutzt, und wenn er uns einen Leichnam auslieferte, so geschah dies mit einer Inscenierung, die uns schmerzlich treffen musste. So viel von der List. Was die Gewalt betrifft, so war die Sache sehr einfach. Der General von Treskow gebrauchte sie im weitesten Umfange und fügte uns so viel Uebel zu, als nur möglich. Er stellte 200 Kanonen gegen Belfort auf und bewarf uns täglich im Durchschnitt mit 5—6000 Geschossen. Welcher andere Kriegsmann hätte Besseres gethan? Er tötete mit Feuer und Eisen nicht nur die Soldaten, die den Platz vertheidigten, sondern auch die ihn bewohnenden Bürger, Greise, Frauen und Kinder; er schonte nicht einmal die preussischen Gefangenen, die so sicher als möglich untergebracht waren.“ Dumont schildert auch die Empfindungen der in Belfort Eingeschlossenen, als sie vom 15.—18. Januar den Kanonendonner der französischen Südarmee hörten. „Wie sehnten wir uns danach, mit dem Entsatzheere zusammenzustossen! Mit welcher Begeisterung hätten wir den Feind überfallen, der, wie es schien, einen Augenblick befürchtete, zwischen zwei Feuer genommen zu werden! Wenn der Kanonendonner nahte, waren wir des Sieges gewiss; wenn er sich zu entfernen schien, so sagten wir uns: der Wind, das Thauwetter, der Regen täuschen uns.“ Mit wehmüthigem Gefühl verliess der Erzähler die Festung, um, zu Hause angekommen, in

Courcy, abermals die Spuren der abgezogenen Deutschen anzutreffen. Dieselben hatten gleich am Tage ihrer Ankunft alle in seiner Fabrik vorhandenen Esswaaren geplündert. Am folgenden Tage begannen sie Möbel und Waaren fortzuschaffen. Hunderte für Kunden bestimmte Packete, die aufgespeicherten Porzellanwaaren, die Modelle, Wagen, Teppiche, Vorhänge, Betten, Wäsche, Stutzuhren gingen in drei Eisenbahnzügen nach Deutschland, soweit sie nicht von den Raben aufgekauft wurden, die dem Heere folgten. Ein bei dieser Plünderung betheiligter deutscher Offizier, namens Merckel, war früher 18 Monate lang als Arbeiter in der Fabrik thätig gewesen; unter dem Vorgeben, ein Elsasser zu sein, hatte er dort gekundschaftet. Ein Fabrikaufseher, der den Aufenthaltsort der gravierten Zeichenmuster nicht verrathen wollte, wurde gefangen nach Posen geschleppt. Selbst die unter einem Berg von Thonerde verborgenen Werthpapiere Dumonts von einer Million hatten die Uebelthäter in Waffen ausfindig gemacht und fortgeschafft. Um die Spuren ihrer Schandthaten zu verdecken, steckten sie am Tage ihres Abzugs die Fabrik an zehn Stellen in Brand. Sehr schlimm erging es auch dem Besitzer einer benachbarten Ziegelfabrik. Er hatte Telegraphendrähte durchschnitten, die Courcy mit dem deutschen Hauptquartier in Larcy verbanden. Von einer Schurkin angezeigt, von drei Deutschen gerichtet, wurde er binnen einer Stunde erschossen. Er starb mit dem Bedauern, den Deutschen keinen grösseren Schaden zugefügt zu haben, und mit dem Rufe: Es lebe Frankreich! Wie mit der Fabrik ging es mit dem Landhause Dumonts. Dort raubten die Deutschen alles, sogar die Schnuren der Vorhänge; was sie nicht fortschleppten, wurde beschmutzt oder zu Grunde gerichtet. Spiegel, Thürverzierungen, Gemälde dienten ihnen als Zielscheiben, Fensterläden, Vogelgebauer, Holzskulpturen, die seltensten Bäume als Heizmaterialien. Das Holz spalteten sie auf dem Mosaikboden des Flures, uud das Fleisch zerlegten sie auf dem Billard. Champagner gossen sie wie Selterwasser in den im Schlosse vorgefundenen Bordeauxwein. Den Park durchlöcherten sie, um nach Schätzen zu suchen; die Gartenmauer versahen sie mit Schiessscharten; Garten- und Glashäuser wurden in Trümmer geschlagen; auf dem ganzen Besitzthum blieben nicht drei Steinplatten ganz. Nicht ein Buch, nicht ein Bild entging den schrecklichsten Beschädigungen. Zu diesem Werke der Verheerung hatten die Deutschen nur acht Tage gebraucht. „Und Europa beschaute mit sympathischem Auge dieses Werk der Zivilisation. Hoffentlich machen die Deutschen allen denen, die ihnen beistimmten, wenigstens einen Höflichkeitsbesuch.“

Die Deutschen sind, wie man sieht, in den Beschreibungen Dumonts und seiner Frau, die About an seiner Stelle sprechen lässt,

keineswegs geschmeichelt. Wenn man aber bedenkt, dass der aus Elsass-Lothringen gebürtige Verfasser 1872 von den deutschen Behörden wegen Hochverrathsverdacht in Haft genommen wurde, und wenn man seine Schilderungen mit denen mancher seiner Landsleute vergleicht, so kann man ihm, trotz seiner Uebertreibungen, einen gewissen Grad von Streben nach Objektivität nicht aberkennen.

Die von About eingeschobene Kriegsepisode dient dazu, den trefflichen Charakter seines Romanhelden in neuem Lichte zu zeigen. In Fr. Coppée's *Eine ganze Jugend*[1]) wird ein Kampf vor Paris eingeflochten, um eine der Romangestalten aus dem Wege zu räumen, damit ein andrer an Stelle des Getöteten treten, seine Wittwe heiraten kann. Es würde keinen wesentlichen Unterschied gemacht haben, wenn der zum Sterben Verurtheilte auf friedlicherem Wege heimgegangen wäre. Das betreffende Kriegskapitel ist aber interessant durch einige Betrachtungen des Verfassers, der in dem Romane, häufiger als sonst in französischen Romanen üblich, eigene Beobachtungen und Anschauungen zum Ausdrucke bringt und Erinnerungen aus der eigenen Vergangenheit vorträgt. Es handelt sich um den Befreiungsversuch der Armee von Paris am 2. Dezember. Die Nationalgarden waren in dritter Reserve auf einer ostwärts von Paris liegenden hässlichen Ebene aufgestellt und nahmen sich dabei nicht so übel aus. Sie waren etwas täppisch unter den blauen Mänteln, hatten zu neue Feldflaschen und Patronentaschen, waren aber von gutem Geiste beseelt. Ihre soliden Jagdstiefel und guten Ledergamaschen, ihr behagliches Aussehen, die mitgenommenen Annehmlichkeiten, Chokoladentafeln, Flaschen mit altem Rhum u. dgl. schadeten allerdings etwas ihrem martialischen Charakter. Vor ihnen befand sich ein am vorletzten Tage stark mitgenommenes Bataillon Liniensoldaten, die mit Herstellung ihrer Suppe beschäftigt waren. Sie hatten sich dahin zurückgezogen, um sich auszuruhen, nachdem sie die vorhergehende Nacht im Schneewetter unter freiem Himmel verbracht hatten. Abgemattet, schmutzig, in Lumpen, um ihre dürftigen Holzfeuer gesammelt, sahen sie bejammernswerth aus. Unter ihren der ursprünglichen Form beraubten Kepis zeigten Alle gelbe und hole Gesichter und Hospitalbärte. Ihre mageren, vor Müdigkeit gewölbten Rücken fröstelten in dem kalten Winde, und ihre Schulterknochen standen unter ihren schäbigen Mänteln hervor. Einige Leichtverwundete trugen an Stirn und Arm blutige Leinwandstücken. Ging ein Offizier mit herabhängendem Kopfe und in demüthiger Haltung vorüber, so grüssten sie ihn nicht; sie hatten zu sehr gelitten. Hinter ihren düsteren Blicken errieth man eine wüthende Verzweiflung, nahe daran, auszubrechen und

[1]) *Toute une jeunesse.* 10e éd. Paris 1890.

Schimpfworte auszustossen. Hätten sie nicht so viel Mitleid eingeflösst, so hätte man sich vor ihnen fürchten müssen. Diesen Gespenstern von Soldaten, diesen von Hunger und Müdigkeit erschöpften Unglücklichen trugen die ehrbaren, für den Winter warm eingepackten Nationalgardisten die schnarchenden Phrasen vor, an denen sie sich seit mehreren Monaten gütlich thaten. Sie sprachen ihnen „vom Brechen des Eisenringes“, vom „Nichtabtreten eines Zolles oder eines Steines“, vom „Kriege aufs Aeusserste“, vom „stromartigen Ausfall“ u. s. w. u. s. w. Denn die Pariser „hatten ihre patriotischen Hoffnungen, oder aufrichtiger gesagt, ihren blinden Chauvinismus unversehrt erhalten, und glaubten gegen allen Sinn und Verstand an einen endlichen Sieg.“ Diese Schönredner wurden aber bald von dem Achselzucken der Liniensoldaten entmuthigt, die sie wie gestörte bissige Hunde ansahen. Ein besonders munterer Nationalgardist, der Gatte einer Modistin, dessen Hauptbeschäftigung für gewöhnlich war, das ihm von seiner Frau gewährte Taschengeld im Wirthshause zu verbringen und hin und wieder eine ihrer Arbeiterinnen auf schlechte Wege zu leiten, richtet an einen Korporal der Linientruppen strategische Fragen; er wird mit einem spöttischen „Pantoffelheld“ abgewiesen. Nicht mehr Glück macht er bei vorbeiziehenden Mobilgardisten, Bretonen, die ohne Ordnung marschieren, aber etwas frischer als die Linientruppen aussehen und die einen Trost an den mit ihnen ziehenden Feldgeistlichen haben. Sein ihnen zugerufenes: Es lebe die Republik! bleibt ohne Wiederhall.

Der junge Dichter, dessen Jugendschicksale Coppée schildert, und in dem man zum Theil sein eignes Spiegelbild zu sehen hat, ist angeekelt von dem Treiben seiner Landsleute. Die Prahlereien der Pariser nach jeder Niederlage, ihre Verwechslung von Leichtsinn und Tapferkeit, die Aufschneidereien der Wallbehüter, die amtlichen Anschläge, das Gewäsch der Zeitungen, waren ihm gleich zuwider. Niemals war das Volk mit gleicher Frechheit belogen, war es gleich niedrig umschmeichelt worden. Sein Freund, der Schauspieler Joquelet (Anklang an den Schauspieler am Théatre Français Coquelin), der auf der Bühne mit ungeheurem Erfolge den Umständen angepasste, begeisterte, aber kunst- und sinnlose Dichtungen vortrug, und der sich ernsthaft für einen neuen Tyrtäus hielt, imstande das Vaterland zu retten und Bismarck und den alten Wilhelm zu verscheuchen, erschien ihm in höchsten Grade abgeschmackt. Auch was er in dem Café de Seville sieht, dem Stammlokale der jugendlichen politischen und litterarischen pariser Strebegeister, erfreut ihn wenig. Die „Haarwüchse“ (die löwenmähnigen jungen Litteraten) fehlten dort: sie waren jetzt geschoren und trugen, mit Kepis bedeckt, Flinte und Patronentasche. Dagegen waren die „Bärte“ (die mit reichem Bartwuchs versehenen jungen

Umsturzpolitiker) dem Lokale treuer geblieben. Der Krieg und der Sturz des Kaiserreichs war für sie ein Triumph gewesen; zwanzig von ihnen waren mit Präfekturen versehen worden; fast alle hatten öffentliche Aemter inne. Drei der wildesten thronten in der Barrikadenkommission. „Denn so unwahrscheinlich dies heut erscheinen mag, diese Kommission hat bestanden und amtiert; — eine Kommission nach allen Regeln, mit Bureau, grossen Porzellantintenfässern, gestempeltem Briefpapier, mit verlesenen und genehmigten Protokollen — und um ihren grünen Tisch herum stellten diese Professoren des Aufstandes, diese Doktoren der Meuterei dem Lande ihre im Café erworbenen praktischen Kenntnisse zur Verfügung, wo sie sich mit Dominosteinen im Barrikadenaufbau geübt hatten.“ Obgleich die im Café versammelten Bärte nicht einer Korporalschaft hätten das einfachste Kommando geben können, so hatte ihnen der heilige Geist doch die Gabe der strategischen Kunst eingeflösst. „Alle Abende wurde auf jedem Marmortischchen eine entscheidende Schlacht geschlagen. Von der Artillerie der Wasserflasche unterstützt, die den Mont Valérien vorstellte, griff ein Turiner Wermuth, d. h. das Corps Vinoy's, einen Untersatz an, der die Batterie von Montretout vertrat, während die reguläre Truppe und die Nationalgarde, symbolisch durch einen Bittern und einen Absynth dargestellt, im Süden einen Massenausfall machten und direkt gegen das feindliche Centrum, die Streichholzbüchse, vormarschierten.“ Unter ihnen befanden sich auch Erfinder, die sämmtlich ein unfehlbares Mittel besassen, mit einem Schlage die preussischen Heere zu vernichten, und die Trochu des Verraths beschuldigten, weil er ihre Anerbietungen unter Anrufung eines altfränkischen Völkerrechts zurückgewiesen hatte. „Einer von ihnen zog gern mit seinem Tabaksbeutel und seinem Cigarettenpapier kleine Fläschchen aus der Tasche, mit den Aufschriften: Cholera, Pest, Typhus, gelbes Fieber, schwarzer Tod u. s. w. und schlug als etwas sehr einfaches vor, diese Krankheiten in den deutschen Lagern zu verbreiten, mit Hilfe eines lenkbaren Luftballons, den er am Tage vorher, als er gerade zu Bette ging, erfunden hatte.“

Diesen Schwätzern stellt Coppée in demselben Kapitel einen alten Oberst gegenüber, der, in Bureauarbeit ergraut, beim Genie wieder in Felddienst getreten ist, und der durch unerschrockenes Verhalten im Feuer die jungen Genieoffiziere, die ihn verspotten, beschämt. Sein Heldenmuth führt ihn und seinen Neffen in den Tod; er stirbt, im letzten Augenblick seiner drei mitgiftslosen Töchter gedenkend, für die später von einer wohlhabenden Freundin gesorgt wird.

Anderer Art ist eine Episode in dem Debans'schen Romane, *Kapitän Marche-ou-Crève*[1]), dessen Held, ein wohlhabender Schiffs-

[1]) *Le Capitaine Marche-ou-Crève.* Paris 1877.

kapitän, der in seiner Kindheit ausgesetzt und von einem reichen Rheder in Pflege genommen worden war, erst nach Ueberwindung manchfacher Mühsale und Gefährnisse in den Besitz seines wahren Namens und der von ihm geliebten Frau kommt. Ein Mann wie er, mit allen männlichen Tugenden verschwenderisch ausgerüstet, konnte während des Krieges von 1870/71 nicht unthätig bleiben. Von einer weiten Seefahrt kaum heimgekehrt, bildete er sofort mit seiner Schiffsmannschaft, 227 Matrosen, durchweg Waisen und Findlingen wie er, die Freischar der „Verlorenen Söhne“, die in den Wasgenbergen unter den Deuschen furchtbar wüthet. Eines Tages befand sich die Schar am Fusse eines steilen Felsenabhanges gelagert, als ihre vorgeschobenen Posten die Kunde bringen, dass die Preussen von drei Seiten nahen, dass die Freitruppe also, und zwar von nicht weniger als 20000 Mann, eingeschlossen ist. Ihr Hauptmann wird durch diese Gefahr nicht in die geringste Verlegenheit gesetzt. Vorsichtig wie er war, hat er jeden seiner Matrosen sich mit einem Packet Seilen und jeden fünften Mann mit einer Blockrolle versehen lassen. Er klettert mit einer Anzahl Matrosen in einer Felsspalte in die steile Höhe; dort oben werden dann die Rollen befestigt und Seile herabgelassen, um die unten befindlichen Matrosen schnell heraufziehen zu können. Darauf lässt sich der Kapitän wieder herab, um im Thale die Vertheidigung gegen die anrückenden Preussen zu leiten. Eine acht Mann breite deutsche Kolonne rückt gegen den Felsen an. Der Kapitän schickt ihnen zehn gute Schützen entgegen; dieselben erschiessen sieben der vordersten Preussen und weichen dann mit Windeseile zurück, um sich auf die Höhe ziehen zu lassen. Wiederum werden zehn Scharfschützen vorgeschickt, die acht Preussen niederknallen. Auch sie retten sich dann schnell auf den Berg. Dasselbe Verfahren wurde zehnmal wiederholt; jedes Mal geriet die preussische Kolonne durch das abgegebene Feuer ins Schwanken. Aber die preussischen Offiziere ermuthigten ihre Soldaten, die, da sie in grosser Zahl sind, auch vorrücken. Von den Franzosen sind schliesslich nur noch fünf Mann unten; sie befestigen die herabhängenden Seile mit Haken an ihre breiten Gürtel. Zwei preussische Offiziere und drei Soldaten stürzen auf sie los, um sie gefangen zu nehmen. Die Matrosen lassen sie nahe herankommen und sich geduldig am Kragen packen, umfassen dann aber ihrerseits ihre Angreifer, und auf einen Pfiff des Hauptmanns wird die Gesellschaft in die Höhe gezogen. Die deutschen Soldaten sind darüber so verdutzt, dass sie sich nicht vom Platze rühren; sie mochten auch fürchten, ihre Leute zu töten, wenn sie nach den Franzosen schossen. Ein lautes Gelächter auf der Felsenhöhe bewegt sie, die Köpfe zu erheben; im selben Augenblick streckt ein allgemeines Feuer von oben eine grosse Zahl von ihnen, mitten ins Gesicht getroffen, zu

Boden. So konnten die „Verlorenen Söhne“ mit heiler Haut zum Bourbaki'schen Heere stossen und bei Deckung von dessen Rückzug noch weitere Heldenthaten verrichten.

Die eben geschilderte phantastische Kriegsscene des Debans'schen Romans erinnert lebhaft an die Abenteuer des alten Herrn von Münchhausen, bei dem sich der Verfasser wohl auch seine Inspiration geholt hat. Das gerade Gegenstück zu ihr bildet das Kriegskapitel in Mirbeau's *Leidenswege*[1]), einem Romane, der um dieser Einflechtung willen bei seinem Erscheinen in Frankreich lebhaft angegriffen und wegen des um ihn entstandenen Lärms auch in deutschen Blättern mehrfach besprochen wurde.

An und für sich hat der Roman nichts, was eine besondere Aufregung hervorbringen könnte. Es handelt sich in ihm um einen jungen Mann, der, von einem schlichten, aber charakterfesten Vater und einer leidenden, geistig gedrückten Mutter unkindlich erzogen, ohne Begeisterung am Feldzuge gegen Deutschland theilnimmt, dann in Paris in eine unwürdige Leidenschaft verfällt, die ihm sein Vermögen und seine Ehre kostet und ihn auf das tiefste erniedrigt, bis er, nachdem er alles verloren, einen Arbeiterkittel anzieht, um ein neues Leben zu versuchen. Der Roman erinnert stellenweise an Le Prevost's Manon Lescaut und an Daudet's Sapho und zeigt keine andere Eigenthümlichkeit, als dass er eine naturwahre und ohne Voreingenommenheit abgefasste Schilderung aus dem deutsch-französischen Feldzuge enthält.

Der betreffende Abschnitt, der übrigens nur bestätigt, was man auch in den Kriegsschilderungen anderer französischer Zeugen, allerdings meist nicht so wirksam, dargestellt findet, verdient, dass wir ihn etwas genauer betrachten.

Das Regiment des erzählenden Helden war in Le Mans aus den verschiedensten Bestandtheilen zusammengesetzt worden. Zuaven, Mobile, Freischärler, Förster, Kavalleristen ohne Pferde, Gendarmen, sogar Spanier und Walachen gehörten ihm an. Regimentskommandeur war ein ehemaliger Capitaine d'armes, den man zum Oberstlieutenant befördert hatte. Einige Kompagnien besassen keinen Hauptmann; die unseres Helden wurde durch einen jungen, bleichen und gebrechlichen Mobillieutenant befehligt, der nach einigen Kilometern Marsch im Lazarethwagen ein Unterkommen suchen musste, der, um nicht lächerlich zu werden, keine Befehle ertheilte, und, weil er schüchtern und gutmüthig war, von seinen Leuten verspottet wurde. Das Regiment blieb einen Monat lang in Le Mans, mit seiner Ausrüstung und mit Exerzieren beschäftigt, während die übrige Zeit in Wirthshäusern und Bordellen verbracht wurde. Jeder

---

[1]) *Le Calvaire.* 20. Ausg., Paris 1889.

Soldat dieser zusammengelaufenen, schlecht bekleideten und noch schlechter verpflegten Menge dachte nur an sich. Endlich wurde die Truppe einer Brigade einverleibt und wie eine Heerde ohne Hirt kreuz und quer herumgeschickt, wobei jede noch vorhandene Begeisterung ganz verloren ging. Noch ehe sie die Kanonen hatte grollen hören, glich ihr Marsch dem Rückzuge eines besiegten Heeres. Oft warfen die Soldaten ihre Patronen fort; in den Herzen der Elenden glimmte vielfach nur die Hoffnung auf eine nahe Schlacht, d. h. auf die Flucht, die Übergabe und eine deutsche Festung. Zur Vertheidigung des noch nicht bedrohten Landes wurden Bäume niedergeschlagen und auf die Landstrassen geworfen, Brücken gesprengt, Kirchhöfe am Eingange der Dörfer entweiht, und die Einwohner mit den Bajonetten auf der Brust gezwungen, an der Vernichtung ihrer Güter mitzuhelfen. Dann zog man weiter, Trümmer und Hass hinter sich zurücklassend. Die Folge davon war, dass bei Ankunft der französischen Truppen die Bauern ihre Speisevorräthe vergruben und ihnen mit feindlichen Gesichtern und leeren Händen entgegentraten. Am 1. November 1870 waren die Soldaten so den ganzen Tag marschirt und gegen drei Uhr am Bahnhofe von Loupe angekommen. Eine unglaubliche Verwirrung trat ein. Viele verliessen die Reihen und zerstreuten sich in die Wirthshäuser der nahe liegenden Stadt. Eine Stunde lang bliesen die Trompeter zum Sammeln. Die zum Holen der Soldaten ausgeschickten Kavalleristen hielten sich gleichfalls mit Trinken auf. Es hiess, ein bei Nogent le Rotrou gesammelter Bahnzug solle die Mannschaften nach Chartres bringen. Der General, ein kleiner dicker Alter, der sich kaum auf dem Pferde halten konnte, galoppirte nach rechts und links, rollte gelegentlich wie eine Tonne unter seinen Gaul und gestikulirte und fluchte ohne Unterbrechung. Inzwischen brach die Nacht herein. Man liess die Truppen kompagnieweise zusammentreten und dann stundenlang im Regen stehen. Von Zeit zu Zeit kamen mit Soldaten gefüllte Züge an: Mobile und Jäger, mit aufgeknöpften Waffenröcken, barhaupt oder das Kepi schief aufgesetzt, manche trunken, andere die Marseillaise oder gemeine Lieder plärrend. Der Erzähler benutzt den Wirrwar, um auszubrechen und in einem nicht allzu fernen Häuschen ein Obdach zu suchen. Er trifft dort einen Sergeanten und vier Mann an, die einen Greis um Holz quälen. Sie bringen aber aus ihm nur die Antwort heraus, er habe kein Holz. In der That ist im ganzen Hause nichts zu finden, als die Spuren früherer Verwüstungen. Der Sergeant lässt Stühle, Tisch, Speiseschrank und Bett in Stücke zerschlagen und in den Kamin werfen, während der Alte in stumpfer Verzweiflung zuschaut. Als der Romanheld für den Bauern eintreten will, wird er von dem Sergeanten angefahren, was ihn zur Rückkehr zur Truppe bewegt. Die Mannschaft erhält einen Gegen-

befehl und muss des Nachts durch Wälder, Dörfer und Felder weitermarschiren. Die steifen Glieder verrichten maschinenmässig ihren Dienst. Man kommt am Eingange eines Waldes an. Der General und die meisten Offiziere nehmen in einem benachbarten Flecken Quartier; die Mannschaft errichtet Zelte und ruht darin auf der feuchten Erde. Auch die Nachzügler treffen allmählich ein; aber von vieren bis fünfen hörte man nichts mehr, sei es, dass sie schwach und krank in Gräben stürzten und dort umkamen, sei es, dass sie fahnenflüchtig wurden. Des andern Tages kann der Held unserer Erzählung seine Glieder nicht rühren, er ist schwindlig, alles dreht sich um ihn. Er begiebt sich deshalb nach dem in einem Schuppen eingerichteten Lazareth, wo eine lange Reihe bleicher Gestalten, den Tod in den Augen, der Untersuchung harren. Kaum eingelassen, werden sie unter Schimpfen und Fluchen wieder fortgewiesen. Eine alte Bäuerin fragt den Arzt nach ihrem Sohne und wird dafür zunächst angefahren; dann fragt sie der Arzt nach ihrem Namen. Als der Lazarethgehilfe ihn hört, ruft er gefühllos: „Aber der ist ja schon drei Tage tot." Die Alte erfleht weitere Auskunft, wird jedoch barsch abgewiesen. Das Wetter hat sich gebessert. Ein kurzer Schlaf stärkt den Erzähler. Soldaten schleppen, von den Bauern verfolgt, gestohlene Strohbündel, Hühner, Enten, Schafe und Kälber herbei. Die in's Lager kommenden Bauern werden mit Hohngelächter verjagt. Fliehende Bauern aus der Ebene von Chartres ziehen während dessen in endlosen Zügen vorüber, erschreckt durch die Gerüchte von den Brandstiftungen, Niedermetzelungen, Schändungen und Grausamkeiten, die den preussischen Truppen vorauseilten. Die Nächte verbrachten sie im Freien, in Regen und Unwetter auf ihren Wagen kampirend. Befragt, erklären sie keinen Preussen gesehen zu haben, wohl aber Freischärler, noch schlimmer als die Landesfeinde. Den von der Rast erholten und gestärkten Truppen wird ein Befehl vorgelesen, wonach ein preussisches Armeekorps, ausgehungert, schlecht bekleidet und ohne Waffen, in Eilmärschen heranrücke, nachdem es Chartres besetzt habe. Sie sollen ihm den Weg versperren und es bis unter die Mauern von Paris zurücktreiben, wo der tapfere General Ducrot nur noch sie erwarte, um auszufallen und die Eindringlinge hinwegzufegen. Um dies zur Ausführung zu bringen, wurde im Anschluss daran befohlen, eine unüberschreitbare Barrikade am Osteingange, und eine noch unüberschreitbarere Barrikade an der Strasse von Chartres zu errichten, die Kirchhofmauer mit Schiessscharten zu versehen und im Walde so viel Bäume wie möglich niederzuschlagen. Die Soldaten betrachteten einander mit Angst im Herzen darüber, dass die Preussen so nahe sein sollten. So lange die Schlacht fern war, war sie erwünscht worden, jetzt wo sie nahe bevorstand, hatte man Furcht. Die

Bäume des nahen Waldes werden ohne Sinn und Verstand niedergehauen; auch die unüberschreitbaren Barrikaden machen Fortschritte. Durch sie werden aber die fliehenden Bauern aufgehalten. Ihre Wagen und Heerden häufen sich vor der einen auf dem von Bergen umgrenzten Wege. Die Männer klagen, die Weiber seufzen, die Ochsen brüllen, und die Soldaten lachen über die verdutzten Gesichter der am Weiterzuge Gehemmten. Wiederholt stellen sie sich, als wollten sie die Bauern mit dem Bajonett zurücktreiben; aber diese waren eigensinnig, wollten durchaus weiter und beriefen sich auf ihre Eigenschaft als Franzosen. Der hinzukommende General befiehlt, ihre Wagen zum Barrikadenbau zu verwenden. Die Soldaten stürzen sich mit Vergnügen auf die vordersten Fuhrwerke, die binnen Kurzem mit allem Inhalt zerschlagen sind. Die Bauern erfasst nun wilde Furcht, ihre Wagen fahren durch einander und können nicht von der Stelle; die letztgekommenen drehen um und galoppieren in wilder Hast davon. Andre verlassen ihre Sachen und klettern an den Seitenböschungen hinauf; sie werden dabei von Soldaten mit nachgeworfenen Erdstücken verfolgt. Die Wagentrümmer werden auf der Barrikade über einander gehäuft, die Lücken mit Matratzen, Hafersäcken, Kleidungsstücken und Steinen ausgefüllt, und hoch oben auf einer senkrecht aufgestellten Wagendeichsel pflanzt ein Jäger einen in der Bauernhabe aufgefundenen Hochzeitsstrauss auf. Des Abends erscheinen flüchtige Soldaten, die meisten ohne Tornister, viele ohne Gewehr, und erzählen die entsetzlichsten Geschichten. Keiner von ihnen ist verwundet. Sie werden zum Schrecken des Pfarrers in der Kirche untergebracht. Die bisher ausgestellte einzige Feldwache hatte keine Weisungen. Die ihr angehörigen Leute tranken und schliefen; der ihr vorgesetzte Sergeant, ein Wilddieb, ging auf die Kaninchenjagd; der ausgestellte Posten verhaftete einen Arzt als deutschen Spion, weil er einen blonden Bart und eine blaue Brille hatte. Die ganze Nacht herrscht Aufregung im Lager; die Trompeten blasen unaufhörlich, Streifwachen durchsuchen fortwährend das umliegende Gelände; die Artillerie rückt vor. Damit sie in ihre Stellung gelangen kann, wird die eine mühsam errichtete Barrikade Stück für Stück eingerissen und der davor aufgeworfene Graben ausgefüllt. Am folgenden Morgen zieht die Kompagnie des Erzählers auf Feldwache. Unterwegs sehen sie den General, wie er auf der Karte nach einer Mühle sucht, sie aber nicht findet und dann ungeduldig die Karte seinem Adjutanten zurückgibt, der sie sofort sorgfältig zusammenpackt und einsteckt. Unser Held wird als verlorener Posten ausgestellt. Er steht am Saume eines Gehölzes vor einer weiten Ebene. Nach vier Stunden soll er abgelöst werden, aber er wird vergessen. Stunde um Stunde verrinnt. Er hat Hunger und Durst, seine Finger erstarren. Er

ruft, ob jemand in der Nähe sei; kein Laut antwortet, er ist ganz allein. Allerlei Gedanken bestürmen ihn. Er gedenkt der vergeudeten Zeit seiner Kindheit und Jugend. Von da gelangt er zu allgemeineren Betrachtungen. Die Wirklichkeit zeigt ihm keine der erhabenen Abstraktionen der Ehre, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, des Vaterlandes, mit denen die Schulbücher erfüllt sind, und in denen man erzogen, eingewiegt wird, damit die Guten und Kleinen um so besser unterdrückt und hingewürgt werden können. Was ist das Vaterland dem thörichten und räuberischen General, der gegen alte Bäume und alte Männer wüthet, was dem Militärarzt, der die Kranken mit Fusstritten behandelt und die um ihren Sohn trauernde Mutter anherrscht? Die am meisten geplündert, gemetzelt und verheert haben, sind allein die ruhmreichen Helden. Der schüchterne Wegelagerer, der einen Vorübergehenden tötet, um ihm seine Börse abzunehmen, wird enthauptet und entehrt; aber zu Ehren des Eroberers, der Städte verbrennt und Völker vernichtet, werden Triumphbögen und Bildsäulen errichtet, und an seiner Marmorgruft knieen und beten die Frommen. Inzwischen schreitet die Nacht voran. Die Kälte bringt die Glieder unseres Postens immer mehr zum Erstarren; er hat Mühe sich durch Bewegung wach zu halten. Seine eignen Schritte erschrecken ihn, es scheint ihm immer, als ginge jemand hinter ihm her. Er lauscht gespannt auf und hört zweimal deutlich das Geräusch von Schritten. Sein Herz schlägt ihm; trotz der Kälte bricht ihm der Schweiss aus der Stirne; er denkt daran, ins Lager zurückzukehren oder wenigstens nach dem Pachthofe zu gehen, wo seine Kompagnie sich des Morgens aufhielt. Er könnte sich auch durch einen Schuss leicht am Arme verwunden, dann entfliehen und erzählen, er sei von Preussen angegriffen worden. Er muss alle seine sittlichen Kräfte zusammennehmen, um diesen Versuchungen zu widerstehen. Mit Gewalt sucht er auf andre Gedanken zu kommen; krause Vorstellungen beschleichen ihn. Er stärkt sich mit den letzten Tropfen seiner Feldflasche und eilt schnell auf und ab, um seine wilden Phantasien zu bekämpfen. Allmählich bricht der der Morgen an. Plötzlich hört er das sich nähernde Getrappel eines Pferdes. Er verbirgt sich hinter einem Baume und erblickt von da einen feindlichen Reiter, gross, unbeweglich wie ein ehernes Standbild. Der Fremde hat klare durchsichtige Augen, einen blonden Bart; in seinem Gesichte leuchtet Kraft und Güte, Wagemuth und Trauer. Er beobachtete das vor ihm liegende Gelände, während das Pferd mit dem Hufe scharrte; er war unzweifelhaft als Späher vorausgeritten, um sich über die feindliche Stellung zu unterrichten; ein ganzes Heer stand hinter ihm, bereit, sich auf sein Zeichen gegen den Feind zu werfen. Er schien indess die Landschaft mehr wie ein Dichter, denn wie ein Soldat zu betrachten. Eine

tiefe Bewegung verräth sich in seinem Gesichte; die Schönheit des erwachenden Morgens erweckt in ihm das Gefühl der Liebe. Seine Physiognomie spiegelt so deutlich die sanften Erregungen seines Herzens, sein Heimweh, die Gedanken an Frau und Kinder wieder, dass sich der Beobachter mächtig zu ihm hingezogen fühlt, ja ihn liebt. Und dennoch: plötzlich kracht ein Schuss aus seiner Flinte; der Deutsche sinkt getroffen zur Erde. Der Franzose kann nicht begreifen, wie er dazu gekommen, den Fremden zu ermorden; er hebt mit zitternden Händen den Leichnam empor, befühlt seine Brust, horcht nach seinem Herzschlag, betrachtet seine traurigen Augen und küsst den Verstorbenen.

Alle übrigen Kriegserinnerungen des Erzählers sind verschwommen. Er erinnert sich an Rauch, an schneebedeckte Ebenen, an brennende Ruinen, trübselige Fluchten, Nachtmärsche, Drängereien in Hohlwegen, an Wagen mit Toten, an erschossene Pferde, aus deren Leibern die Soldaten Stücke schnitten, um sie in den Zelten zu verschlingen, an Aerzte, die Verwundeten Arme und Beine abnahmen, endlich an die Heimkehr, die ihm die Trauerkunde vom Ableben seines Vaters brachte.

Dies das angefochtene Kapitel von Mirbeaus Roman, das eines der wirksamsten Kriegsbilder in unsrer Litteratur darbietet.

Von den Romanen, die in ihrem Gesammtinhalte den Krieg betreffende oder von ihm bedingte Ereignisse behandeln, sind am zahlreichsten solche, die man der Gattung der Abenteuerromane zurechnen darf, und in denen die Feldzugsabenteuer einzelner Franzosen oder Deutschen zur Schilderung gelangen. Zu dieser Behandlung reizten ganz besonders die Freischärler, deren wahre oder erdichtete Unternehmungen bereits zur Kriegszeit mächtig die Phantasie der Franzosen erregt hatten. Der von ihnen in Wirklichkeit oder in der Absicht geführte Busch- und Heckenkrieg eignete sich in vorzüglichem Masse, nach Art der Cooper'schen oder Gerstäcker'schen Indianerromane bearbeitet zu werden. Die Stelle der Rothhäute mussten natürlich die Deutschen übernehmen, die man nur feiger, ungeschickter und plumper als ihre Vorbilder darstellte; die Freischärler wurden zu edlen, tapferen und, wenn sie keiner Ueberzahl gegenüber standen, allezeit siegreichen Menschenjägern. Damit kamen sie zugleich nachträglich zu den Lorbeeren, die ihnen im Kriege selbst versagt geblieben waren. Ausser den Freischärlern erschienen die deutschen Spione zu Romanhelden am geeignetsten. Sie wurden denn auch mit besonderer Vorliebe zu solchen gewählt. Ihr dunkles Treiben, ihre Verkleidungen, ihre Beziehungen zu den Einheimischen, ihre Wiederkehr im Kriege als deutsche Soldaten ermöglichten allerlei wechselvolle Scenerien. Dadurch, dass man ihnen persönlich feindliche Gruppen von Franzosen

gegenüberstellte, oder dass wenn sie sich in Französinnen verlieben oder sich selbst mit ihnen vermählen liess, waren auch die nothwendigen Konflikte gegeben. Gesellte man im letztern Falle noch einen französischen Nebenbuhler hinzu und liess man die strafende Gerechtigkeit ihres Amtes walten, so war damit das volle Personal eines Pixérécourt'schen Melodrams gegeben, und einem so aufgebauten Romane konnte es an erfolgreichen Wirkungmitteln nicht fehlen.

Zwei der hierher gehörigen Romane sind sogenannte Volksromane, d. h. mit besonders grausigen Thaten angefüllt und im derbsten Stile abgefasst. Der eine von ihnen zeigt schon äusserlich seine Bestimmung durch die Dürftigkeit seiner Ausstattung und die Fassung und Länge seines Titels. Es ist der von einem Anonymus herrührende Roman: *Die sonderbaren und ausserordentlichen Abenteuer eines Freischärlers* oder *Die Preussen in Frankreich. Sehr wahrhaftige und fesselnde Einzelheiten etc.*[1]) Ein Soldat entweicht im Auftrage seines Obersten mit Regimentsfahne und Adler aus Strassburg, indem er sich als Frau verkleidet unter die Kranken und Weiber mischt, denen auf Antrag des Stadtkommandanten „Ulrich" gestattet worden ist, die der Uebergabe bereits nahe Stadt zu verlassen. Er nimmt seinen Weg nach Zabern, zu seiner geliebten Lisa und ihrem Vater, Meister Gözler. Lisa hilft ihm die gerettete Fahne im Walde vergraben; mit dem Vater verabredet er beim einfachen Abendmahle (die durchgezogenen preussischen „Raubvögel" hatten das Beste bereits verzehrt) eben seinen Eintritt in eine Freischar, als ein unheimliches Geräusch das Nahen von Ulanen anmeldet. Der Flüchtling wird verborgen. Das erste, einstimmig vorgebrachte Wort der eindringenden fünf Ulanen ist „Wein." Der Meister erklärt keinen zu haben; schon stürzen sich infolge dessen die Reiter auf ihn, als einer von ihnen zwei Flaschen des begehrten Getränkes herbeibringt, und damit ein Augenblick Ruhe eintritt. Aber der Ulanenführer verlangt von Gözler, er solle als zukünftiger Landsmann auf Preussens Wohl mit anstossen. Dieser nimmt auch das Glas, ruft aber: Es lebe Frankreich! Sofort wird er auf Befehl des Vorgesetzten aus dem Zimmer gebracht und erschossen. Lisa fällt in die Arme des zurückgebliebenen Ulanenführers, der ihr einen schallenden Kuss gibt, im gleichen Augenblicke aber mit gespaltenem Schädel hinstürzt. Georg, der Flüchtling, hat ihn mit einem Beilhieb niedergemacht. Er ergreift dann eine Flinte, schiesst noch einen Ulanen nieder und verjagt auch die drei übrigen. Er flüchtet darauf mit Lisa, um der Rache der wiederkehrenden Deutschen zu

---

[1]) *Les aventures curieuses et extraordinaires d'un Franc-Tireur.* Paris, o. J.

entgehen. In einer einsamen Waldhütte finden sie ein vorläufiges Unterkommen. Da erblickt Georg im Dunkel der Nacht einen Lichtschein; er birgt die schlafende Geliebte unter Zweigen und erklimmt einen nahen Felsen. Am Boden liegend, sieht er von hier aus einen Trupp preussischer Soldaten vorüberziehen. In dem Augenblicke, wo er sich erheben will, gewahrt er hinter sich eine menschliche Gestalt; noch ehe er an Gegenwehr denken kann, erhält er einen wuchtigen Schlag, der ihm das Gewehr aus der Hand fallen lässt. Der geheimnissvolle Gegner beugt sich über ihn, Georg sticht mit seinem Messer nach ihm, ein deutscher Fluch ertönt, und ein Ringkampf beginnt, bei welchem der Deutsche über Georg hinwegstürzt, mit den Beinen in den Abgrund. Aber die Hände des Gestürzten klammern sich fest an den Hals Georgs an; er ist nahe daran, mit in den Abgrund gezogen zu werden; nur ein Busch, an dem er sich krampfhaft festhält, gewährt ihm Schutz, seine und des Gegners Last tragend. Er fühlt seine Kräfte sinken und fällt in Ohnmacht. Als er erwacht, findet er sich des Feindes ledig; ein Turko hat ihn errettet. Bei der Rückkehr nach der Waldhütte ist Lisa aus ihr verschwunden. Der radbrechende Turko führt den Betrübten zu einem weitern Flüchtling, einen lebhaften und gesprächigen südfranzösischen Zuaven aus Tarascon. Die drei schliessen Freundschaft und schwören Waffenbrüderschaft bis zu dem Tage, „wo der letzte Preusse unter den Hieben Frankreichs gefallen sein wird.“ Sie begeben sich gemeinsam auf die Suche Lisas; der Turko Abdallah, das Kind der Wüste, dient als Pfadfinder. Mit Hilfe eines einsam angetroffenen kleinen Mädchens und deren alter Grossmutter, die mit Schnaps und Brot aufgefrischt wird, gelingt es, das Feldlager der durchgezogenen Deutschen unentdeckt aufzufinden. In ihm befindet sich Lisa, an einen Pfahl gebunden und von den Deutschen roh verhöhnt. Die drei beschliessen, die deutsche Truppe zu überfallen; der eine schiesst von rechts ins Lager, der andere von links, und während die Deutschen nach diesen Seiten eilen, um den Angriff abzuwehren, eilt Georg in die verlassene Lagerstätte und befreit seine Braut. Abdallah, der sich im Kampfeseifer zu weit hervorgewagt, wird umgangen, gefangen genommen und an Stelle der Entflohenen an den Pfahl befestigt. Tags darauf werden ihm Arme und Beine durch die Löcher eines Marterbrettes gesteckt, so dass er sich nicht rühren kann. Darauf wird er mit einer neunschwänzigen Katze zu Tode gepeitscht. Mit dem Ausruf: Es lebe Frankreich! athmete er seine Seele aus. Damit aber noch nicht genug, liess ihn der befehlende deutsche Offizier noch aufhängen und den tot gepeitschten und erhangenen endlich auch noch erschiessen. Erst damit ist der preussischen Rache genug gethan.

Georg begründet mit Lisa und dem Südfranzosen eine Freischar.

Sie stossen zu Garibaldi, dem lebhaftes Lob gespendet wird, was den Verfasser aber nicht hindert, eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und Don Quijote anzuerkennen. „Sein vornehmes Gebahren, sein männliches Gesicht, sein rother Mantel und sein Filz nach Art dessen Fra Diavolo's haben ihn mit Recht volksthümlich gemacht." Von Garibaldi begiebt sich Georg zu Cremer, von dem er einen ehrenvollen Auftrag erhält. Er zeichnet sich unter seiner Führung in einem Gefechte bei Dijon aus, wo die Preussen zu Paaren getrieben werden, geräth aber in Gefangenschaft, so dass die inzwischen in eine Marketenderin verwandelte hübsche Lisa mit ihren Klagen um ihn allein zurückbleibt.

Aus den Kämpfen in Wald und Feld führt der Verfasser, ohne Uebergang, um nach dem beliebten Verfahren der Volksromanschreiber die Spannung der Leser zu erhöhen, in eine Wirthschaft zu Dijon, wo sich deutsche Offiziere ihren gewohnten Abendunterhaltungen hingeben. Ihr Gespräch ist im vollen Gange. Eben werden Wetten gemacht.

„Nun, lieber Baron," sagt ein Offizier, „ich wiederhole Ihnen, Ihre Wette, eine Punschbowle in einem Zuge auszutrinken, hat nichts Ueberraschendes; da steckt nicht viel dahinter, und ich wette etwas viel Besseres."

„Lassen Sie hören; was schlagen Sie vor, mein lieber von Bacharach?"

„Ich wette, zwölf Schoppen zu vertilgen, während es zwölfe schlägt."

„Gut! Angenommen, lieber Graf!"

„Welch ein Lärm um so wenig! Ich, Lieutenant Wilhelm von Welkeimsten, wette, ein Heubündel zu essen, ohne dazu zu trinken."

Hurrah, Hurrah, riefen die andern Offiziere im Chor.

„Still, meine Herren; ich stelle eine Bedingung; nämlich, dass mir das Heubündel von Fräulein Babet auf einer Silberschale aufgetragen wird."

Einstimmig angenommen! riefen die Offiziere.

Während der Kellner seine leichtlebige Schwester Babette zur Austragung dieser Wette aus dem Bette holt, erscheint in der Gaststube ein böhmischer Musikant mit einer hübschen jugendlichen Begleiterin, die einem jungen Lieutenant sofort in die Augen sticht und von ihm zu einem ihm nahen Sessel geführt wird. Der Musikant trägt eine niedrig komische Dichtung vor, in der die Engländer verspottet werden (zu haben bei dem Verleger unseres Werkes für 40 Centimes) und die trotz ihres Stumpfsinnes mit lebhaftestem Beifall aufgenommen wird. Darauf ergreift die Gefährtin des Musikanten die Hand des sie beschützenden Lieutenants

und wahrsagt ihm, er werde eines Tages sechs Sterne haben, d. h. General sein, aber eines gewaltsamen Todes sterben, wenn er nicht vorher jemand das Leben rette. Er will nun wissen, wen er retten soll, und während der Kellner das Entwichensein der Babette anmeldet, verlässt er mit der Fremden das Gasthaus.

Indessen sitzt der gefangen genommene Georg in tiefer Dunkelheit im Hintergrunde seines „Kerkers“, von qualvollen Sorgen gemartert. Um Mitternacht glaubt er plötzlich seinen Namen flüstern zu hören; er richtet sich krampfhaft von seinem armseligen Lager auf; ein leichter Hauch berührt seine Stirne, Lisa ist bei ihm und will ihn entführen. Aber er glaubt, sie habe ihm wie Marion Delorme mit ihrer Tugend die Freiheit erkauft, misstraut ihren gegentheiligen Versicherungen, und, da die Zeit drängt, muss sie ihn in seiner Haft zurücklassen, die er einer schimpflich erkauften Freiheit vorzieht. Lisa kehrt in die verrufene Wirthschaft zurück, wo der sie beschützende Lieutenant und der Bänkelsänger, in Wirklichkeit der Taraskoner Zuave und Waffengefährte Georgs, auf sie warten. Der Fransose lockt den deutschen Offizier auf die Strasse, ermordet ihn und befreit in seiner Uniform und mit Hilfe der bei dem Getöteten vorgefundenen Papiere Georg aus der Gefangenschaft.

Damit ist die eigentliche Geschichte zu Ende; doch fügt der Verfasser, dem es damit offenbar zu rasch ging, noch eine urwüchsige Schilderung des Treffens bei Nuits und eine summarische Angabe über den Kriegsausgang hinzu. Zum Schluss erfahren wir, dass Georg und Lisa sich in Algier niederliessen, wohin ihnen auch der inzwischen zu einem Marseiller gewordene taraskoner Zuave als Hausfreund nachgefolgt ist.

Ein Volksroman ist auch G. Aimard's *Baron Friedrich*[1]). Im Vorwort der mir vorliegenden Prachtausgabe wird darauf hingewiesen, dass der Roman in vollem politischen Fieber verfasst und zum ersten Male veröffentlicht worden ist. Sein ursprünglicher Titel lautete: Die Meisterspione (*les Maîtres espions*) und sei auf Wunsch der französischen Regierung geändert worden; der Inhalt sei unverändert geblieben. Das Buch sei weder ein Skandalroman noch ein platonischer Spaziergang in fremdes Land, sondern enthalte die reine Wahrheit. Sein Erfolg werde ungeheuer sein. Diese letzte Prophezeiung ist nicht eingetroffen; wie es mit der Wahrheit beschaffen ist, wird man den folgenden Andeutungen über den Inhalt des umfangreichen, in einen Prolog und fünf Theile zerfallenden Werkes entnehmen. Schon die Titel dieser Abtheilungen lassen vermuthen, was man von ihnen zu erwarten hat. Sie lauten: Theil I: Eine handvoll Schurken (womit natürlich Deutsche

---

[1]) *Le baron Frédéric.* Paris 1877.

gemeint sind); Theil II: Der Verrath; Theil III: In der Schlinge gefangen; Theil IV: Die Frauenpeitscher (wieder Deutsche); Theil V: Die Vergeltung. Aimard, der französische Gerstäcker, behandelt seinen Gegenstand vollständig nach den Recepten seiner Indianerromane. Dadurch, dass eine Freischar eingeführt wird, die in den Vogesen haust und von deutschen Soldaten vorfolgt wird, ist die Möglichkeit gegeben, die übliche Pfadsuche, das Verstecken im Walde, die Thiersignale und die Schrecken der Einzelkämpfe einzuführen. Auch Spürhunde mit Menschenverstand, eingerichtete Wohnungen in verborgenen Felsengrotten, dem Feinde entgegen gewälzte Felsenblöcke u. dgl. fehlen nicht. Die Freischärler, die grossentheils aus Wilddieben und Schwärzern bestehen und unter denen ein edler „Werwolf" eine hervorragende Rolle spielt, sind unfreiwillig als eine echte Räuberbande geschildert, deren Mitglieder deutsche Krieger aus dem Hinterhalte niederknallen oder auch kleine deutsche Truppenabtheilungen listig überfallen und bis auf den letzten Mann hinmeucheln. Die als grobe Flegel gezeichneten deutschen Offiziere und die deutschen Soldaten, die ihnen gegenüber stehen, sind entsetzliche Fratzenbilder. Die französischen Helden triefen dagegen von Bravheit und Edelmuth. Die in dem an Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten überreichen Romane auftretenden deutschen Spione verfolgen auf das hartnäckigste eine Anzahl unschuldiger elsasser Opfer. Eine Eingangsscene zeigt, wie Bismarck in eigner Person den Hauptspion, den Baron Friedrich, und eine Spionin, eine Edelfrau, in Dienst nimmt. Eine Anzahl Spione niederer Gattung, u. a. ein jüdischer Bankier Jeyer und ein Pferdehändler Meyer, stehen unter Leitung dieser Spionenmeister. Baron Friedrich muss sich zu seinem Amte hergeben, weil er Wechsel gefälscht hat; durch sorgsame Erfüllung des ihm gewordenen Auftrages darf er seine Ehrenrettung erhoffen. Hinderlich in den Weg stellt sich ihm einmal ein von ihm verführtes und schändlich betrogenes Mädchen, das, von einem edlen Franzosen dabei unterstützt, sich bemüht, seine Pläne zu durchkreuzen; sodann die Familie seines strassburger Brodherren, eines Fabrikanten, bei dem er als Buchhalter diente, um ungestört seinem Gewerbe nachgehen zu können, und deren Tochter er mit seiner Liebe verfolgt. Die spionierende Edelfrau ist durch einen untreuen Diener und einflussreiche Verwandte um das ihr vererbte Vermögen gebracht worden; sie hat bei erfolgreicher Thätigkeit die Wiedereinsetzung in ihre Rechte zu erwarten. Sie sieht aber im Laufe der Erzählung das Unrecht ihres Beginnens ein, verräth nun zum Nutzen der Franzosen ihre eigenen Landsleute, und wird von diesem Augenblicke von dem Verfasser als ein musterhaftes Idealbild gepriesen. Der Verfasser bemerkt nicht im geringsten, dass er diese bekehrte Edelfrau, gerade wo er sie feiert,

eine noch viel schimpflichere Rolle spielen lässt. Die von Baron Friedrich und seinen Gehülfen veranlassten Angriffe und Nachstellungen gegen seine elsasser und französischen Opfer werden immer wieder vereitelt, namentlich durch das Verdienst des verschlagenen Werwolfs, und schliesslich finden die deutschen Verfolger sämmtlich den ihnen gebührenden Lohn. Der Baron Friedrich endet durch Selbstmord; der Bankier Jeyer wird auf sinnvoll verschärfte Weise erhangen; auch der Pferdehändler Meyer, in Wirklichkeit ein deutscher Graf, findet ein klägliches Ende, indem er an einem nicht weniger als zwanzig Meter hohen Galgen aufgehangen wird, mit einem auf die Brust geheftetem: *espion prussien.* Die Doppelspionin, Frau von Steinthal, kommt mit einer leichten Verwundung davon.

Der Verfasser liebt es, lange belehrende Erörterungen einzuflechten, über patriotische Pflichten, über die Berechtigung des französischen Freischärlerwesens, über die Scheusslichkeit der Spionage, so lange sie für deutsche Zwecke vorgenommen wird, und über die Abscheulichkeit der deutschen Kriegführung und der Deutschen überhaupt. Gibt er die Erörterungen nicht selbst, so legt er sie seinen französischen Helden in den Mund. Die Geisselung der deutschen Spionage findet insbesondere in dem Falle statt, wenn die Franzosen eines deutschen Spions habhaft geworden sind; der unfreiwillige Zuhörer ist dann gewöhnlich sehr zerknirscht nnd sieht die Schändlichkeit seines Gewerbes ein, was ihm aber, von Frau von Steinthal abgesehen, nichts hilft. Einmal dämmert dabei den richtenden Freischärlern das Bewusstsein etwas auf, dass sie zur Richterschaft vielleicht nicht ganz berufen sind. Mit Vorliebe wird den Spionen, deren Getriebe in langen Kapiteln phantastisch ausgemalt ist, ihr Undank gegenüber der ihnen erwiesenen Gastfreundschaft vorgehalten; diese Gastfreundschaft besteht aber auch nach Aimard nur darin, dass man ihnen soviel Geld wie möglich abnahm für das, was sie kauften, ihnen möglichst wenig gab, für das was sie verkauften, und dass man sie für möglichst geringen Lohn möglichst viel arbeiten liess. Die beschuldigten Spione sind zu einfältig, um zu begreifen, dass sie für diese selbstsüchtige Gastfreundschaft keinen Dank schuldig sind. Zur Bezeichnung der Deutschen besitzt Aimard eine reiche Auswahl von Ausdrücken, die sich während des Feldzuges von 1870—71 in Frankreich für sie eingebürgert, und in Schriften, wie der vorliegenden, überhaupt in der volksthümlichen Kriegslitteratur, aufrecht erhalten haben. Sie sind: Lumpen, Banditen, Schwaben, Barbaren, germanische Horden, Schinder, Brandstifter, Kinder- und Frauenmörder, wilde Thiere, Frauenschänder, Verräther, Ungeheuer mit Menschenantlitz, stinkendes Viehzeug u. dgl.; ihre wesentlichsten Eigenschaften sind: Hab-

gier, Kriecherei, Unbarmherzigkeit, Wildheit, Heuchelei, Stumpfsinn. Die deutschen Offiziere sind steif, hochmüthig, räuberisch, grausam, lachen höhnisch wie Hyänen etc. Wenn sie von den Freischärlern erschossen werden sollen, lassen sie sich wie Kälber zur Schlachtbank führen. Entsprechend sind die Thaten, die den Deutschen in unserm Romane beigelegt werden. Die französischen Dorfbewohner müssen ganz unglaubliche Kriegssteuern zahlen, ihre Dörfer werden geplündert, Greise werden hingeschlachtet, eine Mutter stirbt unter Säbelhieben über dem Leichnam ihrer geschändeten Tochter, Kinder werden getötet, weil sie ihnen gestellte Fragen nicht beantworten, den fliehenden Bauern wird ihr Mundvorrath vom Rücken herunter gerissen, Priester sterben mit dem Kreuz in der Hand unter den preussischen Kugeln, u. dgl. Zu solchen Schilderungen fügt dann der Verfasser gern hinzu: „Alles, was wir sagen, ist buchstäblich wahr; wir haben vielmehr zu mildern gesucht, da unsre Feder sich weigerte, solch ungeheure Grässlichkeiten zu beschreiben." (Vgl. II, 52, II, 131; IV, 12 Anm. u. ö.) Eine heitere Note bringt Aimard, der vor Jahren einmal Deutschland durchreist hat, nur durch Einstreuung sonderbarer deutscher Worte und Wendungen in seinen Text. So lautet eine deutsche Losung bei ihm: „Wir wollen dem Herrn dienen und unserm Koenig Willem", und auf die Frage: Euer Vaterland?: „Wir sind die werklaerten"; das Stück einer anderen Losung: „Ist mir verfallung" (II, 78). Ein anderes Mal sind die Preussen mit „Pickelhaupt" (II, 112) oder „Spitzenthûrnel" (V, 22) bedeckt; sie essen „Pfiannkuchen" (III, 71), sprechen von „Freschützen" (IV, 36) u. s. w. Lieblingsausdrücke von ihnen sind: „der Teuffel"; „Ihr schaufs Koeple" (III, 120) u. dgl. Gelegentlich wird man belehrt (IV, 23), wie man einen Preussen von einem andern Deutschen unterscheiden kann. Man lässt ihn sagen: „Eine goude gebradene Gans ist eine goude gabe Gottes." Wenn er antwortet: „Eine joude jebradene Jans ist eine joude jabe Jottes", dann ist er als Preusse erkannt.

Ausser den deutschen Soldaten und Spionen trifft der Unwillen des Verfassers insbesondere noch die deutsch-jüdischen Händler, die, wie Raben dem Aase, dem deutschen Heere nachzogen (IV, 55), und Napoleon, der mit in unsrer Litteratur häufig widerkehrender republikanischer Wuth verurtheilt wird.

Interessant ist die Beobachtung Aimards (I, 59): Die Elsasser sind grosse Esser und Trinker, wie alle kräftigen und ursprünglichen Naturen. Da auch den Deutschen in unsrem Romane durchweg eine hervorragende Ess- und Trinklust eigen ist, so können wir daraus mit Befriedigung eine hervorragende Kraft und Ursprünglichkeit unserer Rasse folgern.

Die dem Romane beigegebenen Holzschnitte, die zum Theil

fremden Werken entlehnt sind, stehen auf der Höhe des im Texte Vorgetragenen.

Vorzugsweise für die Jugend berechnet erscheinen E. Müllers *Erinnerungen eines jungen Freischärlers*[1]), ein ebenfalls reichlich mit Holzschnitten ausgestatteter Roman, worin ein Lyoner Lyzealprimaner, der in eine Freischar getreten ist, seine Abenteuer erzählt. Die Erzählung gehört seit ihrem ersten Erscheinen (i. J. 1884) zu den Weihnachts- und Neujahrsfestgaben, mit denen man gereiftere Knaben zu beschenken und zur Vaterlandsliebe anzuregen pflegt. Eine Angabe F. Bohs[2]), wonach der Verfasser „in seiner Erzählung eine solche Gluthhitze des Deutschenhasses ausstrahlt, dass man meinen könnte, es wäre das Buch etwa 1872 kurz nach dem Kriege erschienen“, veranlasst zu dem Glauben, dass in dem Werke besonders hochgradige Deutschenschmähungen enthalten seien. Dies ist keineswegs der Fall; der Müller'sche Freischärler ist gegenüber dem Werke Aimards und dem grösseren Theile der im Folgenden zu betrachtenden Romane ein Muster von Höflichkeit und Masshaltung. Die Deutschen kommen in ihm mit einer Anzahl von Schurken und Lumpen davon, die schlichten Leuten in den Mund gelegt werden, und die der Verfasser also nicht auf eigne Rechnung nimmt; es wird ihnen ferner Grausamkeit gegenüber den Städten und Dörfern vorgeworfen, die sie in Brand schossen, weil ihre Civilbevölkerung zur Waffe gegriffen hatte; es tritt auch ein wunderlicher Heiliger von deutschem Offiziere auf, der dem Schulzen eines Dorfes nicht oft genug sagen kann, dass er seine Ortschaft in Brand zu stecken gedenke; endlich sind in den geschilderten Kämpfen die Deutschen ziemlich hasenfüssig, und ziehen sie fast immer den Kürzern, wenn sie nicht in grosser Uebermacht sind; aber das sind alles Kleinigkeiten gegen das bei Aimard u. a. Vorgetragene. Aus dem Umstande, dass unser Verfasser, wie Aimard, wie unten Richebourg und wie überhaupt fast alle Autoren, die in ihren Romanen Freischaren auftreten lassen, das Bedürfniss empfindet, diese Einrichtung mit einigen Sophismen zu vertheidigen und sie mit Unrecht mit unserm Landsturm zu vergleichen, wird am deutlichsten klar, dass ihm selbst das von ihm geschilderte Freischarenwesen nicht recht geheuer und rechtfertigungsbedürftig erscheint.

Die in unserm Romane verherrlichte Freitruppe ist von ganz besonderem Schlage. Sie besteht aus dem genannten elternlosen Primaner, der seine Ferien eben bei seinen Pflegeeltern in einem Dorfe des Jura verbringt; aus einem 78 Jahre alten, noch rüstigen und riesigen Holzfäller, der den Guerillakrieg in Spanien mitgemacht hat und

---

[1]) *Souvenirs d'un jeune Franc-Tireur.* 5. Aufl. Paris 1893.

[2]) Deutschlands westlicher Nachbar. Leipzig 1886, S. 46.

deswegen der „grosse Spanier“ genannt und zum Bandenführer erwählt wird; aus seiner Enkelin, einer im Backfischalter befindlichen Hirtin, und ihrem hochintelligenten Hunde, die zusammen die Vorhut zu bilden haben; aus einem buckligen Schneider; einem mit einer Dörflerin verheirateten deutschen Schweizer, der ein wunderliches, im Munde einer Persönlichkeit gleicher Herkunft ganz unmögliches Französisch redet; einem armen Schuhflicker; zwei Bauern und zwei Holzfällern, und endlich aus dem Vater Cluzot, dem Pflegevater des Lyzealschülers, dem zu Anfang des Krieges ein Sohn gefallen war, und der nun Rache für ihn nehmen will. Für jeden der von ihm erschossenen Deutschen steckte er ein Eichenblatt an seinen Hut; er kehrt mit 15 Eichenblättern heim. Diese gemischte Gesellschaft verschmäht es, sich zu uniformiren oder einer grösseren Freitruppe anzuschliessen. Dies wäre zu gefährlich gewesen. In echten Räubertrachten und zum Theil mit recht alten Flinten bewaffnet, gehen sie auf eigene Faust auf die Jagd nach dem deutschen Wilde darauf eingerichtet, sich jeden Augenblick in friedliche Bauern verwandeln zu können. Ihr Losungswort ist „Chaux-Cernoise“ (der Name ihres Dorfes); mit bunten Wollfäden, die auf Büsche und Wiesen gelegt werden, und die sonderbarer Weise der Wind nicht forttreibt, und mit Hilfe des Hundes wird der Verkehr zwischen der vorausmarschierenden Hirtin und dem Gros der Truppe hergestellt. Unweit Baume les Dames (bei Besançon) beginnen die Abenteuer. Der Schüler geht in ein Dorf, wo eben drei Ulanen als Quartiermacher eingetroffen sind. Einer von ihnen giebt sich als ehemaliger Knecht eines Kneipwirths des Dorfes zu erkennen; er führt seine Gefährten geraden Weges zum Schulzenhause, wo er Quartier, Essen und Trinken, Branntwein und Zigarren für 500 Mann, ausserdem 1000 Franken zu sofortiger Auszahlung verlangt. Die Unterhandlung mit dem widerwilligen Schulzen wird durch einige in der Ferne gehörte Schüsse gestört; ein Bauer reisst den früher im Dorfe ansässigen Ulanen vom Pferde herunter und will ihn erwürgen. Auf Zureden des Schulzen lässt er ihm aber das Leben; der Ulan wird nur etwas geprügelt und gebunden. Darauf findet sich allerdings noch ein ehemals von ihm verehrtes Landmädchen, das ihm zur grossen Freude der Umstehenden nachdrücklich mit einer grossen Peitsche den Rücken bearbeitet. (Die Situation ist durch einen Holzschnitt würdig veranschaulicht.) Der zweite Ulan wird von unserm Lyzeisten verwundet, während der dritte Reissaus nimmt. Bald darauf nehmen unsere neun Dorfhelden an dem Gefechte einer grösseren Freischar gegen deutsche Soldaten theil, wobei der grosse Spanier eine leichte, der Schuhflicker eine schwerere Verwundung erleidet, und der bucklige Schneider in Gefangenschaft geräth. Er befreit sich aber wieder aus ihr, wobei er einen seiner Verfolger mit einem Felsstück nieder-

schmettert und auf dessen Pferde entweicht. Hierauf kommt das Nachtlager der grösseren Freischar zur Schilderung. Ihr Hauptmann und der grosse Spanier tauschen ihre Guerillakriegerfahrungen aus. Am folgenden Tage gelangen unsere Musterfreischärler nach dem Gute eines Lebel, wo sie auf das beste aufgenommen werden. In seinem nahe der Grenze gelegenen Dorfe sollen 400 deutsche Soldaten einquartirt werden. Noch ehe sie ankommen, verschwinden die Frauen, Greise und Kinder mit der werthvollsten Habe; nur die Männer bleiben zurück. Die Deutschen werden auf das aufmerksamste bewirthet. Man verschafft ihnen Stroh in Ueberfluss und setzt ihnen edle Weine statt des gewöhnlichen Landweins vor. Aber dem Weine ist Mohnsaft beigemischt worden. Die deutschen Soldaten schlafen infolge dessen sämmtlich nach ihrer Abendmahlzeit ein, und nun wird die Ortschaft von ihren Einwohnern in Brand gesteckt. Auch die Munitionswagen gerathen in Brand und explodiren, so dass auch die beiden Kanonen der Deutschen zertrümmert werden. Die schlaftrunkenen Soldaten, die nicht wissen, wie ihnen geschieht, und die in ihrer Schlafbefangenheit die Ausgänge nicht finden, kommen in der Brandstätte massenhaft um. Selbst unsern Freischärlern erscheint diese Art Kriegsführung allzu greulich, und sie verlassen die Gegend ebenso wie die Einwohner, die über die Grenze auswandern. Tags darauf entspinnt sich ein neuer Kampf. Preussische Soldaten umzingeln einen Weiler, in dem sich etwa 50 Freischärler festgesetzt haben, die sich muthig vertheidigen und den Preussen grosse Verluste beifügen. Dabei gerathen die Preussen in eine Falle; sie sind plötzlich fast auf allen Seiten von den Mannschaften einer grossen Freischar umzingelt, und da sich Tapferkeit unter ihnen nur vereinzelt findet, so bleibt ihnen nichts übrig, als eine überstürzte Flucht. Die Mehrheit von ihnen wird getötet oder gefangen genommen. Unsere kleine Freitruppe, die sich in das Gefecht eingemischt hat, kommt indess auch nicht ohne Verlust hinweg. Einer der mitgezogenen Bauern wird getötet, einer der beiden Holzfäller verwundet. Der erzählende Lyzealschüler, der sich schon durch den Besitz eines ganzen Arsenals von Jagdwaffen auszeichnet, zeigt sich hierbei auch in der Heilkunst bewandert und legt dem Verwundeten einen kunstgerechten Verband an. Auch er hat übrigens eine leichte Verletzung erfahren.

Auf diese verschiedenartigen Abenteuer folgt eine Rast von 14 Tagen in Vesoul, wohin allerlei Gerüchte von den kühnen Thaten eines weiblichen Freischarenhauptmanns, von der Inbrandsetzung des Schwarzwaldes und dem siegreichen Eindringen der Franzosen in Baden gelangen. Nach genügender Erholung ziehen unsere Helden ab, um sich in die Nähe der Loirearmee zu begeben, die einen sehr niederschlagenden Eindruck auf den Erzähler macht. Sie gelangen

nach Chateaudun, gerade zur rechten Zeit, um an der Vertheidigung dieser Stadt mit theilzunehmen, die in sehr ausführlicher Weise geschildert wird. Am Ufer der Eure, unweit Saint Germain de l'Espinay, stösst ihnen ein neues Abenteuer zu. Ein aus Paris kommender Luftballon, den die Deutschen verfolgen, wird von ihnen in einem Walde zum glücklichen Landen gebracht. Es gilt, die im Luftschiffe enthaltenen Briefsäcke und Brieftauben zu bergen. Dies war darum nicht leicht, weil bald darauf die kleine Schar mit den beiden Luftschiffern umzingelt wurde. Die Freischärler müssen sich in zwei Hälften theilen. Während die einen mit dem grossen Spanier an der Spitze durch eifriges Schiessen die Deutschen an sich ziehen, entkommen die andern mit unserm Schüler glücklich sammt den Luftschiffern und den Päcken. In Nogent le Rotrou soll die Wiedervereinigung der Getrennten stattfinden. Aber vergeblich erwarten die Entkommenen dort ihren alten Führer und die bei ihm verbliebenen Gefährten. Schliesslich stösst der Erzähler mit seinem Pflegevater und dem Schweizer zu einer andern Freitruppe, mit der sie an der Schlacht bei Beaune la Rolande theilnehmen, worin sich nach unser Schilderung die Franzosen im Allgemeinen unendlich heldenmüthig, die Deutschen aber sehr wenig widerstandsfähig zeigten. Am 9. Dezember fällt den drei Dörflern eine von den Deutschen angeschossene Brieftaube in die Hände. Der Primaner beschliesst, die ihr anvertrauten Depeschen in Paris einzuschmuggeln. Als Bauernbursch verkleidet dringt er durch die Linien der Belagerer; er erleidet dabei wohl eine Verwundung, kann aber dennoch die Botschaften einem französischen General überreichen. Man bringt ihn darauf in das pariser Theaterlazareth, wo er sich der besten Pflege erfreut. Das Lazarethleben und das pariser Strassenleben in den letzten Monaten der Belagerung kommen hierbei ziemlich ausführlich, zum Theil allerdings sehr schönfärberisch zur Darstellung. Kaum geheilt, nimmt unser Lyzeaner an der Schlacht am Mont Valérien theil; er wird dabei abermals verwundet, diesmal in einem preussischen Lazarethe verpflegt, und kommt im Oktober 1871 wieder in seinem Dorfe an, etwas gelähmt, kurzathmig und mit verzogenem Gesicht, aber als ein Jüngling, der sich um sein Vaterland wohl verdient gemacht hat. Auch den übrigen Dörflern ist es nicht allzu gut ergangen. Auch der zweite Bauer hat seinen Tod gefunden; der eine Holzfäller und der Schuhflicker haben, der eine das linke, der andre das rechte Bein leicht gelähmt; der grosse Spanier hat gleichfalls an einer Verwundung schwer gelitten und muss nun gekrümmt und auf einen Stab gestützt einherschreiten. Seine Enkelin, die nach Deutschland in Gefangenschaft geschickt worden war und dort alle möglichen körperlichen und seelischen Leiden erduldet hat, ist dagegen wohl erhalten; nur ihr Hund hat ein trauriges Ende

genommen. Die übrigen Freischärler sind munter und gesund, und alle sind froh, dem Vaterlande den schuldigen Tribut gezahlt zu haben.

An den gewöhnlichen Romanleserkreis wenden sich Richebourg's *Pariser Freischärler*[1]), worin wieder der bei Aimard vorgefundene Ton angeschlagen wird. Im Widerspruch zum Titel spielt in diesem Romane ein wahres Ungeheuer von einem deutschen Hauptmann die Hauptrolle. Er stellt der jungen und schönen Tochter eines adligen Bürgermeisters nach, der Braut eines Edelmannes, der als Lieutenant in einer pariser Freischar dient. Neben ihm tritt zu Anfang der Erzählung als würdiges Seitenstück ein deutscher Lieutenant auf, der im Begriff steht, mit roher Gewalt ein Bauernmädchen zu entehren. Nur das Dazwischentreten ihres Bruders im gefährlichsten Augenblicke verhindert die Ausführung des schändlichen Beginnens. Der Lieutenant fällt unter der Kugel eben dieses Bruders, der ihn aus dem Hinterhalte niederschiesst und dann zu einer Freischar stösst, wie auch der Bräutigam in unserm ersten Freischärlerromane. Der deutsche Hauptmann benutzt den Vorfall für seine Zwecke. Er sucht der Tochter seines Quartiergebers erst durch Einschüchterung, dann ebenfalls mit roher Gewalt ihre Unschuld zu rauben. Um zum Ziele zu kommen, lässt er ihren Vater, den Maire, den er für die Ermordung des Kameraden mit Unrecht verantwortlich macht, in Gefangenschaft setzen. Dann heuchelt er dem Mädchen gegenüber eine nicht empfundene Reue über seine Verführungsversuche, bittet sie um Verzeihung und sucht ihr auf alle Weise das Gefühl der Sicherheit und des Vertrauens zu erwecken. Nachdem er sie sicher gemacht und gleichzeitig von ihrer Umgebung abgesondert hat, überfällt er sie tückisch; aber auch ihn erreicht im richtigen Augenblick das Verhängniss: er wird während der höchsten Bedrängniss des Mädchens von ihrem Bräutigam gefangen genommen und soll erhangen werden. Nur die Fürbitte der Misshandelten rettet ihn vor dem ehrlosen Tode; doch nützt ihm diese Rettung nicht viel; die Todesangst, die er, ein entsetzlicher Feigling, ausgestanden, hat ihn in die Nacht des Wahnsinns gestürzt.

Diese Grunderzählung ist mit reichem Beiwerk ausgestattet, das dazu dienen soll, die tiefe Verächtlichkeit der deutschen Sieger und die Berechtigung der Gewalthandlungen und Meuchelmorde der Freischärler darzuthun. Nebenbei sucht der Verfasser den mangelnden Patriotismus mancher seiner Landsleute dadurch wirksam zu geisseln, dass er den in der Erzählung eingeführten Deutschen die Verurtheilung ihrer Charakterlosigkeit und Feigheit in den Mund

---

[1]) *Les Francs-Tireurs de Paris. La Fille du Maire.* Paris 1877.

legt. Andre Deutsche haben wieder die Aufgabe, die Richtigkeit der französischen Auffassungen zu bestätigen, indem sie alle unsern Landsleuten gemachten Vorwürfe als zu recht bestehend erklären. So spricht ein bairischer Soldat dem Bauernsohne, der den Angriff gegen seine Schwester rächt, die Hoffnung aus, der preussische Offizier, der ihn befehligt, werde seinen Tod durch Freischärler finden. Ein andrer bairischer Soldat, ehemals Diener im Hause des Bürgermeisters, versichert diesem, er werde sich lieber erschiessen lassen, als einen Franzosen töten; die deutschen Offiziere seien nichtsnutzig und verrätherisch, ohne Achtung vor Eigenthum, Greisen und Frauen; am liebsten möchten sie alle Städte und Dörfer in Brand stecken, und sie seien wüthend, nicht oft genug einen Vorwand dafür zu finden. Die Preussen seien schrecklich und stark nur gegenüber den Furchtsamen; ihre Hauptkunst sei die Einschüchterung. Sie greifen nur an, wenn sie sich in Ueberzahl wissen; sobald die Ueberzahl auf Seiten der Gegner ist, weichen sie feig zurück. Er habe ein Dutzend Freischärler fünfzig preussische Reiter in die Flucht jagen sehen. Die preussischen Soldaten, die nur durch eine eiserne Mannszucht zusammengehalten seien, wögen die französischen Krieger nicht auf. Weiter weiss dieser bairische Jüngling zu erzählen, dass unter den Ulanen sehr viele vorher in Frankreich gewesen seien und durch ihre Landeskenntniss dem Preussenkönige grosse Dienste leisteten. Der preussische Offizier, der gegenwärtig den Dienst der französischen Nordbahn leite, sei früher im Dienste der Nordbahngesellschaft gewesen. Die Franzosen seien selber an diesen Verhältnissen schuld; warum nähmen sie Fremde in die besten Stellen, während es doch in Frankreich selbst an fähigen und geeigneten Kräften nicht fehle? Auch die preussischen Spione haben fast sämmtlich Frankreich dauernd bewohnt; sie würden von Franzosen selbst unterstützt, die für etwas Gold sich zu ihren Verbündeten machten. Mit diesen seien allerlei Zeichen verabredet. Der Müller lässt seine Windmühlflügel drehen; der Holzfäller legt an den Wegesrand eine bestimmte Anzahl Reisigbündel oder zeichnet einen bestimmten Baum; eine alte Bettlerin bittet in bestimmter Weise um Almosen; ein Bauer bringt eine Kiepe oder einen Korb u. dgl. Auch unter einander verständigen sich die Preussen durch allerlei Zeichen: durch farbige Raketen, Wandellichter, durch Bewegungen des Gewehrs, des Pferdes u. s. w. Schliesslich spricht der bairische Erzähler die Ansicht aus, der Krieg werde nicht zu Ende gehen, ohne dass Baiern und Preussen Kugeln mit einander wechselten. Die Preussen misstrauen den Baiern und lassen sie immer zuerst in's Feuer gehen. Die Baiern erwarten grösstentheils nur den Augenblick, angegriffen zu werden, um sich mit Sack und Pack dem

Feinde zu übergeben. Ein Abgesandter einer bairischen Abtheilung sei zu den französischen Vorposten gegangen, um ihnen die Uebergabe anzubieten; er habe darauf aber die Antwort erhalten, es liege dafür kein Befehl vor. Der Baier erhält zu diesen seinen „edlen Empfindungen“ von dem französischen Bürgermeister natürlich die vollste Zustimmung.[1]) Dient dieser phantasievolle bairische Soldat dazu, um die elende Beschaffenheit der Preussen und, allerdings unabsichtlich, die noch elendere der Baiern nachdrucksvoll zu schildern, so muss der preussische Hauptmann die Abkanzelung der vaterlandslos gesinnten französischen Bauern übernehmen. Er führt im Gespräch mit demselben Bürgermeister aus: „Ueberall finden wir nur gute Bauern, sanft und gelehrig wie Hammel, entzückt uns zu sehen, und geneigt mit uns zu rufen: Hoch dem Könige von Preussen! Es ist unglaublich. Die Elsass-Lothringer, die fast Deutsche sind, sind tausendmal französischer gesinnt, als die Bevölkerung von Mittelfrankreich. Ich glaube, Gott soll mich verdammen, Bismarck thäte besser, die Touraine, Berry und Orléannais zu annektiren, als Elsass-Lothringen. Blieben wir nur ein Jahr in Ihrem Lande, so gäbe es in Frankreich mehr Preussen, als in Preussen selbst.“[2]) Etwas später nennt er Bazaine einen ruchlosen Verräther: die schrecklichsten Feinde Frankreichs seien nicht die, die offen Krieg mit dem Lande führen. Episodisch eingeflochtene Erzählungen des Verfassers bezwecken die Richtigkeit dieser Behauptungen zu bestätigen. Französische Soldaten mussten in Orléans eine Flasche Wasser mit zwanzig bis fünfundzwanzig Centimes bezahlen, während dieselben Verkäufer den Truppen von der Tann's ihre Keller öffneten. Wenn Mobilgardisten oder Freischärler etwas kaufen wollten, so antwortete man ihnen, die Preussen haben alles weggenommen. Ein Freischarenführer, dem in einem Dorfe eben diese Antwort gegeben wurde, lässt den Schulzen vor sich rufen, einen wohlgenährten Herrn, der zugleich die Stellung eines Notars bekleidet. Dieser verleiht sofort der Hoffnung Ausdruck, dass die Freischar bald den Ort wieder verlassen werde. Aufgefordert, den Ortsangehörigen den Verkauf von Lebensmitteln anzuempfehlen, versichert er, die armen Leute besässen nichts, sie seien völlig zu Grunde gerichtet. Der Hauptmann gibt nun in seiner Gegenwart einem Jungen ein Geldstück mit dem Auftrage, etwas zu essen zu besorgen, und erfährt so, dass bei dem Schulzen selbst ein Frühstück angerichtet steht, das die entflohenen preussischen Offiziere unberührt zurückgelassen haben. Beschämt und in seinem Leben bedroht, behauptet der Notar zitternd, die Deutschen haben ihm gedroht, das Dorf in

[1]) S. 50—58.
[2]) S. 59.

Brand zu stecken und ihn gefangen fortzuführen, wenn er Franzosen aufnehme. Er muss seine reichliche Mahlzeit dem Führer der Freischar ausliefern; auf seine Anordnung öffnen sich wie durch Zauber die Bäcker- und Fleischerläden, und die vorher gänzlich verschwundenen Hähne und Hühner erscheinen in Scharen auf den Dunghaufen.

Doch mehr als an der Brandmarkung der eigenen Landsleute, die sich im Kriege feig benommen, liegt dem Verfasser daran, die Landesfeinde zu verunglimpfen. Die Stellen, in denen der angeführte preussische Hauptmann auftritt und seine traurige Rolle spielt, werden mit grosser Liebe breit ausgeführt. Als er dem von ihm verfolgten Mädchen seinen nichtswürdigen Antrag stellt, wird er mit folgender stimmungsvoller Anrede begrüsst: „Preussischer Graf, pommerscher Edelmann, die Edelleute Ihres Landes sind Feiglinge, Banditen! Ich beurtheile die Grossthaten Ihrer Vorfahren nach Ihren Handlungen und ich frage mich, in welchem Kothe sie ihr Wappen aufgelesen haben. Sie geben mir eine Vorstellung von der Tugend Ihrer Schwester, Ihrer Mutter, aller Frauen Ihres Hauses. Preussen, Baiern, Badener, Sachsen, Württemberger, Ihr seid alle verflucht. Eines Tages wird Frankreich an die Reihe kommen; seine Soldaten, trunken von Schmerz und Wuth, werden wie ein Orkan auf Eure Provinzen stürzen und sie mit Feuer und Schwert verheeren, . . sie werden Eure Dörfer in Brand stecken, Eure Städte verwüsten! Oh, die Widervergeltung wird schrecklich sein! . . Kinder und Greise werden hingewürgt werden . . Ueber die Grösse dieser Verheerung, diesen ungeheuren Untergang wird die Welt staunen und sich mit Schrecken davon abwenden. Wie heut, wird das niedergeworfene Europa unempfindlich bleiben. Aber es wird sagen: Das mitleidlose Frankreich, das rächende Frankreich erfüllt das Werk Gottes, es vernichtet die verfluchte Rasse! — Was Sie betrifft, abenteuernder Edelmann, so finde ich keine Worte, um Ihnen meine Verachtung und meinen Ekel auszudrücken. Ich hasse Sie, wie ein böses Thier . . Oh! Sie sind hier der Herr . . Ein erobertes Land gehört Ihnen . . . Da ist eine Stutzuhr, zwei Armleuchter aus Bronze . . . Im Speisezimmer liegt Silberzeug . . Alle Thüren sind offen, gehen Sie, stehlen Sie, das ist Ihr Handwerk! Der Keller ist gut besetzt, rufen Sie Ihre Bande herbei, leeren Sie die Flaschen, schlagen Sie die Fässer auf; man ist so muthig, wenn man betrunken ist! Auf zur Prasserei, Edelmann, Sie sind in erobertem Lande!" Der Deutsche ist von diesem Ergusse von Verwünschungen ganz versteinert; es fehlt ihm der Muth, denselben auch nur mit einem Worte zu unterbrechen; aber seine Niedertracht und seine Leidenschaft bleiben ungeschmälert. Er hindert die Flucht seines Opfers und meldet ihr durch einen kurzen

Brief an, dass, wenn sie, wie sie beabsichtigte, Zuflucht in einem Bauernhause suchte, er dasselbe verbrennen und seine Bewohner ebenfalls gefangen abführen lassen würde.

Nach diesem Zwischenfalle schiebt der Verfasser zur Abwechslung wieder einige Schilderungen von der Kriegsmüdigkeit der Baiern ein. Am Tage der Einnahme von Toury durch die französischen Truppen sah ein französischer Bauer, mit Kartoffellesen beschäftigt, abends plötzlich drei grosse bairische Artilleristen auf sich zukommen; er hielt sich für verloren und zitterte vor Angst. „Wir haben uns verirrt", sagt der eine der Soldaten zu ihm, „wir übergeben uns Ihnen als Gefangene." Während der Bauer noch staunt, werfen sie ihm ihre Waffen in die Kiepe und folgen ihm, bis er sie französischen Soldaten ausliefern kann. Ein andrer Franzose weiss folgendes zu erzählen. Mit seiner Frau und seinem 14jährigen Sohne auf der Flucht befindlich, begegnete er zwischen Chartres und Orléans in einer Wirthschaft neun preussischen Soldaten. Sie nahmen eben eine gehaltreiche Mahlzeit an einem mit vielen Flaschen besetzten Tische ein. Während sie üppig schmausten und tranken, klagten sie über die Kriegsstrapazen und beneideten sie das Schicksal ihrer in Gefangenschaft gerathenen Kameraden. Von dem Flüchtigen, einem Handlungsreisenden, befragt, warum sie sich nicht gefangen stellen, entgegnen sie, dass es ihnen an Gelegenheit dazu fehle. Er fordert sie auf, ihm ihre Waffen auszuliefern; sie lachen darüber und meinen, es müsste wenigstens ein Scheingefecht vorausgehen; wenn sich zwanzig Freischärler fänden, gegen die sie einen Scheinkampf führen könnten, so liesse sich darüber reden. Der Handlungsreisende theilt dies einer in der Nachbarschaft befindlichen Freischar mit; die Preussen warteten drei Stunden auf ihre Ankunft und zogen schliesslich missvergnügt ab. Die Freischärler hatten der Sache nicht getraut.

Wir übergehen die Schilderungen von der Heuchelei des preussischen Hauptmanns, von der Tüchtigkeit der Freischarenführer „Arronshon" und Lipowski, von einem an Erregungen reichen Gefechte, von der Erschiessung einiger gefangener Freischärler, und andere Einflechtungen. Auch die romantisch ausgeschmückte Beschreibung des letzten Versuches des preussischen Hauptmanns, noch mitten im Kampfgewühl die schöne Bürgermeistertochter zu vergewaltigen, und die Erzählung seiner Gefangennahme mögen unbeachtet bleiben. Dagegen lohnt es, die Schilderung seines unendlich traurigen Benehmens wiederzugeben, als er sich in der Gewalt des Bräutigams der Verfolgten sieht. Er war „nun nicht mehr der stolze und hochmüthige Feind der vorhergehenden Tage. Er senkte das Haupt und schlug die Augen nieder. Sein Gesicht war bleich, seine Stirn gefaltet. Finstere Gedanken quälten ihn; sein Blick war irre." Die Freischärler

wollen ihre Gefangenen, darunter unsern Hauptmann, erschiessen; Grossmuth ihnen gegenüber sei eine Thorheit. Ihr Anführer widersteht ihnen aber; er willigt nur in den Tod des Hauptmanns und eines Preussen, der einen Freischärler eine Minute vor seiner Erschiessung geschlagen. Diese beiden sollen erhangen werden. Der preussische Hauptmann wirft, als er von den übrigen Gefangenen getrennt wird, ängstliche Blicke umher und fragt vergebens, was man mit ihm anfangen wolle. Plötzlich, bei dem Gedanken, man könne ihn erschiessen wollen, durchläuft ihn ein eisiger Schauer und sträuben sich seine Haare; er glaubt in den Augen der ihn Umgebenden eine wilde Freude, in ihren Gesichtern einen unheimlichen, höhnischen Zug zu gewahren. Zwei Freischärler mit je einem Stricke gehen an ihm vorüber; bei dem Anblicke „fühlt er gleichsam einen heftigen Schlag auf die Brust, seine Ohren sausen ihm, eine Wolke zieht vor seinen Augen vorüber, er sah, er hörte nicht mehr." „Schon glaubt er den Hanf um seinen Hals zu fühlen; er keuchte, er erstickte. Kalter Schweiss bedeckte seine Stirn und seine Schläfe." Willenlos lässt er sich auf einen Hügel unter einen Nussbaum führen. Vor ihm wird der mit verurtheilte Soldat hingerichtet. Erst im letzten Augenblick begreift dieser, was ihm bevorsteht. Er stösst einen Schreckensruf aus und will entfliehen. Arme fest wie Eisenbanden halten ihn aber zurück. Die tötliche Schlinge umfasst ihn; ein alter Freischärler meldet ihm, er werde sterben, weil er einen an einen Baum gebundenen Freischärler feig geschlagen; ein andrer heftet ihm eine Tafel an die Brust mit der Aufschrift in grossen schwarzen Buchstaben: Gerichtspflege der Freischärler. Der Deutsche faltet die Hände, ohne Zweifel, um Gnade zu erflehen. Seine Lippen bewegen sich zu einem Röcheln, der Strick dehnt sich, der Krieger schwebt in die Höhe, der erste Auftritt des düstern Schauspiels ist beendet. Während dessen hat der Bräutigam und Freischarenführer einen Brief gelesen, der an den gefangenen Hauptmann gerichtet war und in seine Hände gefallen ist. Der Brief rührt von der Frau des Schuldigen her und wird wörtlich mitgetheilt. Die Gattin spricht darin die Hoffnung aus, dass ihr Gemahl bald in Paris einziehen werde. „Endlich werden diese hassenswerthen, stolzen und eitlen Franzosen völlig besiegt sein. Sie haben ihr Schicksal wohl verdient und haben nur noch die Milde und das Mitleid unsres grossen Königs anzuflehen, wenn sie der völligen Vernichtung entgehen wollen. Wir sind in Preussen überzeugt, dass ihnen die strenge von Gott auferlegte Züchtigung nichts nützen wird. In diesen Abgrund haben Laster und Verdorbenheit ein grosses Volk geführt, dass sich vor Kurzem den Schiedsrichter Europas nannte. Sie hatten Preussen den Untergang und die Vernichtung geschworen; nun werden sie ihren Untergang finden."

„Die Franzosen müssen keine Hoffnung mehr haben, da sie einen ihrer Staatsmänner, Thiers, herumsenden, um Hilfe im Auslande zu erbetteln.“ Es würde dies aber nichts helfen. Frankreich stehe allein. Es hat sich die Gleichgiltigkeit, die Feindschaft und die Verachtung aller andern Völker zugezogen. Ich höre all dieses um mich herum sagen, und jeder wünscht, dass der Krieg bald zu Ende sei; denn „es gibt keine Männer mehr in Deutschland. Sie sind alle ins Feld gezogen.“ „Man sagt hier, dass die französischen Bauern boshaft und verrätherisch sind, und dass sie die vereinzelten Deutschen mitleidlos hinwürgen. Wenn Du im Quartier liegst, so ergreife alle nöthigen Vorsichtsmassregeln, um nicht feig mitten in der Nacht ermordet zu werden. Iss nichts, ohne Dich vorher vergewissert zu haben, dass die Lebensmittel nicht vergiftet sind.“ Der Brief enthält ausserdem Familiennachrichten, Zärtlichkeitsversicherungen und schliesst mit der Mittheilung, die Schreiberin sei guter Hoffnung; sie rechne auf den ersehnten Knaben, der Friedrich Wilhelm heissen solle. Der Inhalt ist im Ganzen wirklich frauenhaft und trifft, abgesehen von den wörtlich angeführten Stellen, im Allgemeinen den Ton eines Feldzugsbriefes von Frauenhand. Der Freischarenführer bleibt von ihm nicht ungerührt. Er geht zu dem Hauptmann, der inzwischen verzweiflungsvoll mit seinen Henkern ringt, einer gegen zwölf. „Die Augen traten ihm aus der Höhle, blutbefleckt; sein Gesicht war grünlich, seine Lippen schäumten. Die Knöpfe seines Waffenrockes waren abgerissen, sein Hemd in Fetzen, seine Brust entblösst.“ Ein schrecklicher Anblick. Der Freischärler gebietet seinen Leuten Einhalt und überreicht ihm den Brief seiner Frau. Er nahm ihn mit greisenhaft zitternden Händen. „Er wollte lesen, aber seine Augen vermochten nicht, die Silben zusammenzubringen. Er schloss die Augen und bedeckte sie mit seiner Hand. So blieb er einige Sekunden. Dann öffnete er die Augen wieder, richtete seinen Blick auf das Papier und las.“ Als er auf der vierten Seite ist, auf der die bevorstehende Mutterschaft angekündigt wird, erbebt er. „Er unterbrach das Lesen einen Augenblick, stiess einen tiefen Seufzer auf, und las dann weiter.“ Dicke Thränen tropften aus seinen Augen. Als er geendet, fiel ihm der Brief aus den Händen. Er schluchzte. Sein Todfeind gedenkt nun, ihn zu retten; seine Braut tritt zu ihm, auch sie bittet für den Deutschen trotz allem, was er gegen sie gethan und versucht. Der Hauptmann streckt zitternd seine Hände nach dem Mädchen und bittet sie um Rettung; er preist ihren Edelmuth. Aber die Freischärler sind unerbittlich. „Zum Tode mit dem Meuchelmörder, heulten fünfzig Stimmen.“ Der Gefangene stösst einen tiefen Seufzer aus und schleppt sich zu den Füssen des Mädchens. Sie solle ihn nicht verlassen. Er sei ein Elender, er habe seine Frau vergessen; er solle

Vater werden, man möge ihn sein Kind sehen lassen. Dadurch werden selbst die rachsüchtigen Herzen der Freischärler gerührt. Das Mädchen verkündigt dem Unglücklichen seine Begnadigung. Aber, „er hörte nicht mehr. Seine Augen waren mit seltsamer Unverwandtheit an dem Leichnam des Erhangenen haften geblieben. Sein ganzer Körper bebte wie vom Fieberfrost geschüttelt. Plötzlich stiess er ein gellendes Gelächter aus. Dann, die eine Hand nach dem Leichnam gestreckt, die andere krampfhaft am Hemdkragen, rief er zurückweichend mit heiserer Stimme: Der Strick, der Strick, der Strick!" Der Hauptmann, Graf von Deerspruck, war wahnsinnig geworden.

So haust im Kriege und so geht dem Tode entgegen ein preussischer Hauptmann und Edelmann — nach der Schilderung des Herrn Emile Richebourg.

Ein Held ähnlichen Schlages war schon der Baron Friedrich in Aimard's Roman; gleichwerthige deutsche Offiziere finden sich auch in einigen weiteren Kriegsromanen, in denen Deutsche im Vordergrunde stehen und als Typen des deutschen Heeres vorgeführt werden.

So in Joliet's Roman: *Drei Ulanen*[1]. Sein Inhalt ist im Wesentlichen rein phantastisch; doch bemüht sich der Verfasser nach Kräften seinen ebenso unglaublichen Helden wie deren Thaten den Schein der Wirklichkeit oder wenigstens der Möglichkeit zu verleihen. Das Hauptinteresse nehmen nicht drei Ulanen, sondern nur ein Ulanenoffizier ein, dem allerdings einige Gefährten beigegeben sind, die das Gesammtbild, das der Verfasser von den preussischen Ulanen entwerfen will, vervollständigen müssen. Hinter dem Hauptthelden steht im Hintergrunde ein alter freisinniger Universitätsprofessor, der den späteren Offizier als einen verwahrlosten und von seinen Eltern verlassenen Bauernjungen in Pflege genommen und aufgezogen hat, um an seiner Entwickelung psychologische Studien zu machen. Er sieht sein Geschöpf, für das er nur ein wissenschaftliches Interesse, die Theilnahme des Schöpfers an seinem Werke, hegt, ohne Erregung in Lebensgefahr und in den sichern Tod rennen, weil dadurch erst sein psychologisches Experiment vollständig wird. Der Verfasser lässt dabei indessen dichterische Gerechtigkeit walten. Der Professor büsst seinen herzlosen Wissensdurst ebenso mit dem Tode, wie sein Zögling seine Schändlichkeit. Karl Siffer, so heisst der Ulanenoffizier, ein Gemisch von hoher geistiger Bildung, von Uebermuth, Dreistigkeit, Rücksichtslosigkeit und Feigheit, nimmt mit seiner „Freitruppe" in dem Schlosse eines französischen Marquis ein ungern gewährtes Quartier.

[1]) *Trois Hulans. Odyssée du capitaine Karl Siffer.* Paris 1872.

Er zeigt sich mit den Familienverhältnissen des Schlossherrn auf das genaueste bekannt, dessen ältester Sohn mit seinen Dienstleuten eine Freischar gebildet hat, und behandelt den alten Herrn und seine Angehörigen mit einem ins Ungeheure gesteigerten Cynismus. So kündigt er ihm und seiner Schwiegertochter und Tochter bei der ersten Begegnung an, dass er den Sohn des Hauses aufknüpfen lassen werde, sobald er ihn gefangen nehme, und lässt er sich von den beiden Damen in Gegenwart des Hausherren die Stiefel ausziehen, um seine Socken zu wechseln. Von dem anwesenden Pfarrer muss er sich dafür herbe Wahrheiten sagen lassen, denen er mit spöttischen Antworten begegnet. Natürlich zieht er im Wortkampfe den Kürzeren. Bei den Mahlzeiten nimmt er, wie alle Deutschen in den französischen Schilderungen, Getränke und Speisen für drei Personen zu sich; der Grafentochter versichert er, nachdem er sie genöthigt, ihm ein Stück von Beethoven vorzuspielen, dass sie wie eine Tochterschülerin spiele; in seinem Zimmer steckt er die Miniaturbilder der beiden jungen Gräfinnen zu sich, und kratzt er seinen Namen in den Spiegel ein. Ehe er mit seiner Mannschaft abzieht, findet er es für angezeigt, mit seinem Karabiner einen Schuss nach dem Fenster der Tochter des Hausherren abzugeben. Begreiflicherweise hinterlässt dieser Vertreter deutscher Art und Sitte kein angenehmes Andenken bei den Schlossbewohnern. Er gelangt hierauf mit seiner Schar in ein Dorf, in dem die üblichen Requisitionen vorgenommen werden. Von einem habgierigen Schöffen zu Gaste geladen, verabredet er mit ihm und seinem Sohne eine Lieferung derselben für die deutschen Truppen. Er erfährt von ihnen auch, dass der Gatte einer Bäuerin, die ehemals den Schöffensohn verschmäht, zu der gräflichen Freischar gehöre. Die junge Frau wird aufgeknüpft, ihr Haus angezündet; doch kommt die Verrathene durch rechtzeitiges Abschneiden des Strickes mit dem Leben davon. Tags darauf stösst der Bauernsohn mit der verabredeten Lieferung zu den Ulanen; er erhält als Bezahlung eine Anweisung an seine Gemeinde und hat somit wenig Hoffnung, dass er zu seinem Gelde gelangen werde. Einige Minuten nachher erscheint die Freischar; der Bauer wird von dem Manne der von ihm Verrathenen erschossen. Siffer geräth mit seinen fünfzig Mann in die Gefangenschaft des Grafensohnes. Zur Bestrafung für sein unedles Benehmen auf dem Schlosse und für die Mitnahme der beiden Bilder wird er mit einem V (= *voleur*, Dieb) auf der Stirn gebrandmarkt, dann aber mit seiner Schar laufen gelassen. Etwas später, bei Orléans, stösst er mit einem französischen Husarenhauptmann zusammen, der in allen Punkten sein Gegentheil ist: wenig auf Erhaltung seines Lebens bedacht, muthig und unternehmend, auch wenn Gefahren drohen. Dieser Husar behauptet steif und fest, es gäbe keine

Ulanen; wenigstens ist es ihm und seinen Leuten nie möglich gewesen einen zu sehen. Ehe aber der Zusammenstoss erfolgt, verrichtet Siffer noch einige Heldenthaten eigner Art. In Orléans verehrt er seiner Wirthin einen riesigen Blumenstrauss zur Feier des Geburtstages Friedrichs des Grossen, den er bald darauf auf einem Schutthaufen, die Blumenstengel im Rinnsteine, wiederfindet. Dann kauft er einen Sperber, den er mit Erfolg gegen eine französische Brieftaube loslässt. Endlich fängt er einen Ballon ein, wobei er sich aber zu weit gegen die Feinde vorwagt. Zwei seiner Leute, die mit einem vom Ballon herabgeworfenen Briefbeutel in ein Wirthshaus getreten sind, werden von dem bereits geschilderten Husarenhauptmann Raquin überrascht; der eine entflieht, ehe er eintritt; den andern, einen Akrobaten, trifft er, statt in seiner Uniform, in einem Froschanzuge von Kautschuk an, den der Ulan stets bei sich trug. Er hat damit eben seinen Kameraden zu unterhalten gesucht. Raquin lässt ihn laufen und verfolgt mit seiner Abtheilung die übrigen Ulanen, die eine rasende Flucht ergreifen. Er tötet zwei derselben eigenhändig, schliesslich erreicht er auch Siffer und fordert ihn auf, ihm seinen Säbel zu übergeben. Siffer thut dies mit der linken Hand, mit der rechten erschiesst er ihm unerwartet das Pferd, und es gelingt ihm so zu entkommen. Etwas später finden wir Siffer in der Umgegend von Versailles wieder. Einer seiner Leute ist von einem Hufschmiede ermordet worden. Der Mörder hat die gebührende Strafe gefunden; der Schmied und sein Opfer sind auf dem Friedhofe des Thatortes bestattet worden. Siffer lässt einige Zeit darauf das Dorf von seiner Mannschaft umstellen, reitet allein im Schritt in dasselbe herein und sendet nach dem Schulzen. Von diesem verlangt er, dass die beiden Gräber mit je einer Steinplatte bedeckt, von einem Eisengitter umgeben und mit Vergissmeinnicht bekränzt werden. Auf dem einen Grabstein soll eingegraben werden:

So und so: Hufschmied, ein Patriot;

auf dem andern:

Wilhelm Brückner
Ulan
Die Hoffnung der nationalen Pharmazeutik
in der Blüthe seiner Jahre dahingerafft
beklagt von seinem Hauptmann.

Siffer erbittet sich dann eine Zigarre, die die Tabakshändlerin des Ortes herbeibringt, lässt sich Feuer geben, und bezahlt die Zigarre mit einem Zwanzig-Frankenstück. Der Rest solle für die Armen des Orts verwandt werden. Darauf verschwindet er. Das ganze Dorf

15*

ist durch diese Grossmuth in Staunen gesetzt. Aber zehn Minuten später erscheinen seine Soldaten, sammeln sich vor dem Tabaksladen, räumen dessen Kasse aus und stecken sich alle Taschen voll Zigarren, Tabak und Pfeifen, um dann ebenfalls zu verschwinden. Es folgen weitere episodische Einflechtungen: ein Mahl deutscher Stabsoffiziere im Schlosse des Marquis, der gleich zu Anfang der Erzählung auftrat, wobei sich sämmtliche Theilnehmer berauschen, alles zerschlagen und verunreinigen, und die Schilderung von dem heroischen Untergange des französischen Husarenhauptmanns und eines ihm gleichgesinnten Artillerieoffiziers. Diese Einschiebungen sollen den Unterschied zwischen dem edlen Benehmen der französischen, und dem schimpflichen der deutschen Offiziere stärker hervortreten lassen. Inzwischen hat der Pflegevater unseres Helden sich nach dem Kriegsschauplatze begeben und nimmt mit Siffer Quartier in einem Hause, wo sich bereits eine aus Paris ausgewanderte, engherzige und unpatriotische Krämerfamilie befindet. Siffer erklärt dem Oberhaupte derselben auf den Kopf, dass er ein Dummkopf sei, und lässt ihn, um sich seiner Gesellschaft zu entledigen, als Spion verhaften und aus Tours ausweisen. Darauf gesteht Siffer seinem Erzieher seine Liebe zu der Grafentochter, die selbst und deren ganze Familie er so schwer gekränkt. Während er mit seiner Abtheilung an die schweizer Grenze geschickt wird und dort durch zwei aus dem Hinterhalt schiessende französische Steuerbeamten eine leichte Verwundung erhält, begiebt sich der Professor als Brautwerber in die Grafenfamilie, wo ihm ein Empfang bereitet wird, der ihn nicht zum vollen Aussprechen seiner Bewerbung gelangen lässt. Er theilt dieses Ergebniss dem wieder mit ihm in Tours zusammengetroffenen Ulanenoffizier mit, verstärkt aber gleichzeitig dessen Neigung. Siffer macht sich mit einer Abtheilung Ulanen nach dem Frauenkloster auf, worin die Grafentochter geborgen ist, und lässt dort seine Soldaten bewirthen. Sein Erzieher eilt ihm dahin nach und warnt ihn in einem bei seinem Charakter auffälligen Anfalle von Gewissensbissen; er möge auf seiner Hut sein. Trotzdem reitet unser Held in die Klosterkirche hinein, worin sich die geflüchteten Frauen befinden, bis vor das Gitter des Chores und verlangt von der dort befindlichen Grafentochter, dass sie mit einem Kusse die ihm widerfahrene Beschimpfung wieder gut mache. Er steigt vom Pferde herab, aber im Augenblick, wo er sich ihr naht, tötet sie ihn mit drei Pistolenschüssen. Gleichzeitig überfällt ihr Bruder mit seiner Freischar die Ulanen, tötet eine Anzahl derselben und schlägt die übrigen in die Flucht. Auch der Professor erhält dabei einen tötlichen Schuss und wehrt sterbend die ihn pflegen wollende Oberin ab; er habe ein gefährliches Experiment gemacht und büsse dafür; das Zusammenbringen zweier Elektrizitäten sei ihm

verhängnissvoll geworden. Der Graf und seine Familie entkommen; die preussischen Kriegsbehörden verzichten nach geführter Untersuchung auf eine Bestrafung des Klosters.

So der Gang der Erzählung, mit der der Verfasser eine seinen Landsleuten wohlgefällige Schilderung der vielgefürchteten Ulanen zu geben beabsichtigte; eine kleine Rache für den Schrecken, den diese Truppe den Franzosen während des Feldzuges einflösste. Die dem Führer zur Seite gestellten Ulanengemeinen, mit denen er sich oft in herablassende Vertraulichkeiten einlässt, erscheinen als seiner würdige Seitenstücke. Der Ulan im Allgemeinen ist nach dem Verfasser „ein völlig phantastisches Wesen, zur Familie der Hasen gehörig. Die Lanze mit dem zweifarbigen Fähnchen ist sein Kennzeichen. Er schlägt sich nicht, er sucht nur das Gelände ab; der Anschein einer Gefahr treibt ihn in die Flucht, und er waltet dabei seines Amtes. Wenn er sich vorwagen muss, so gebraucht er tausend Vorsichtsmassregeln, befrägt er den Himmel, die Ebene, den Wald, verbirgt er sich hinter alles, was seinen Weg verheimlichen kann, macht er Umwege wie ein Kaninchen, und dann erscheint er plötzlich wie der Teufel aus einer Spielschachtel." In der Mannschaft Siffers befinden sich ein Lehrer der Mathematik, einer der Geographie, ein Pharmazeut, ein Seiltänzer, ein Brauknecht, ein Bankbeamter, Arbeiter, Dienstboten, meist gute Reiter und alle in Frankreich wohl bekannt. Der Pharmazeut Brückner, dessen Tod und Grabstätte wir bereits kennen lernten, ist ein ebenso grosser Hasenfuss wie Neidhammel. Siffer kam sich neben ihm wie ein Held vor. Der Seiltänzer, den wir, nach seiner Lieblingsneigung in einem von ihm mit herumgeschleppten Froschanzuge angethan, bereits antrafen, ist ein Philosoph; er las so gern, dass er selbst zu Pferde dieser Gewohnheit nachgab. Ausser seinen Froschsprüngen lag ihm besonders am Herzen, Uhren und Kleinodien zu stehlen, die er den dem deutschen Heere folgenden Juden verkaufte. Ein weiterer Ulan, Belfrancis, ist ein ewig verliebter, schüchterner Jüngling, und so fort. Fast alle finden der Reihe nach einen unrühmlichen Tod.

Ebenso beklagenswerthe Eigenschaften wie die bisher vorgeführten Offiziere besitzt auch der deutsche Hauptheld in Labarrière-Duprey's *Deutschenliebe*[1]). Er hat vor dem Kriege in Paris die Bekanntschaft zweier junger Französinnen, zweier Freundinnen, gemacht, die ihm gleich liebenswürdig erschienen. Er brachte beiden seine Huldigungen dar, fand aber bei keiner mit seiner Bewerbung Gehör. Während des Feldzuges findet er die beiden Mädchen vermählt, noch immer durch innige Freundschaft verbunden

[1]) *Amour d'Allemand.* Paris 1886.

und bei einander wohnend. Ihre Männer haben eine Freischar gebildet, welcher der eine als Hauptmann, der andere als Lieutenant vorsteht. Sie gerathen in die Gefangenschaft des ehemals von ihren Frauen verschmähten, rachsüchtigen deutschen Offiziers. Dieser wird von den Französinnen um das Leben ihrer Gatten gebeten; er verlangt als Entgelt die Preisgebung ihrer Ehre. Die eine, stolz und patriotisch, schlägt dieses Ansinnen mit Entrüstung aus: ihr Gemahl, der Lieutenant der Freischar, wird deshalb unbarmherzig erschossen. Die andre lässt sich durch die Liebe zu ihrem Manne zum Nachgeben bestimmen; ihr Gatte, der Hauptmann der Freischärler, wird nur nach Deutschland in Gefangenschaft geschickt. Der preussische Offizier, dem die unedle That zugeschrieben wird, büsst während des Feldzugs seine Schuld mit dem Tode. Während die eine Frau den verlornen Gatten beklagt und in dem Bewusstsein, recht und edel gehandelt zu haben, Trost sucht, erfreut sich die andre des nach Abschluss des Krieges Heimgekehrten, dessen Leben sie so theuer erkauft. Durch doppelte Liebe sucht sie ihre Schuld zu sühnen. Aber dem glücklich lebenden Paare entsteht ein unerwartetes Unheil. Der Mann einer ehemaligen Maitresse des Geretteten hat Briefe von ihm vorgefunden und sucht mit ihrer Hilfe Geld zu erpressen. Er wird kurzer Hand abgewiesen und sinnt nun auf Rache. In einem von ihm herausgegebenen Blatte, *le Scandale,* lässt er durch einen gesinnungsverwandten Schriftsteller darauf hinweisen, dass der am Leben erhaltene Gatte als Freischarenhauptmann gefangen genommen und dennoch verschont worden sei, während der mit gefangene Freischarenlieutenant, sein Freund, erschossen worden sei. Der davon Betroffene erscheint so als Verräther; seine Ehre ist befleckt, da sich keine andre Erklärung bietet. Er wird von seinen Freunden verlassen und fühlt sich tief unglücklich und um so schwerer bedrückt, als er sich selbst das Rätsel seiner Rettung nicht lösen kann. Um ihn vor Tiefsinn zu bewahren, gesteht ihm seine Frau ihre Schuld und gibt sich selbst den Tod. So hat sie ihm mit ihrer Ehre das Leben, mit ihrem Untergange die Ehre gerettet. Man sieht, der in der Erzählung eingeführte preussische Offizier dient im Wesentlichen nur dazu, um das in ihr behandelte sittliche Problem herbeizuführen. Das Motiv selbst ist ein altes; neu ist nur, dass die gehässige Rolle, um Stimmung gegen die Deutschen zu machen, einem Preussen zugetheilt wird, der, um ihn zu einer einheitlichen Erscheinung zu gestalten, mit einer reichen Sammlung auch solcher unedler Eigenschaften ausgestattet wird, die zur Herbeiführung des Konfliktes nicht unbedingt nöthig waren. Doch ist der Verfasser darin eben so unselbständig, wie in der gesammten Erzählung, in der nicht eine Situation vorhanden ist, die nicht als litterarischer Gemeinplatz gelten könnte.

Auch in H. Cauvain's *Rosa Valentin*[1]) stellt ein deutscher Offizier der Tugend einer Französin erfolgreich nach; doch wird derselbe, der gleichzeitig auch ein Spion ist, wenn möglich noch hassenswerther dargestellt. Der Roman lässt in allmählichem Uebergange sich aus einer anmuthigen Liebesidylle ein mit den düstersten Farben ausgemaltes, grausiges Schreckensbild aus dem deutsch-französischen Feldzuge entwickeln. In Coursolles, einem freundlichen Höhendorfe im französischen Jura, hat sich ein Maler Germain niedergelassen, ein blondgelockter Jüngling mit freundlichen, träumerischen Augen, der bald die ganze Gemeinde für sich gewinnt. Er erwirbt die Neigung der unschuldigen, liebreizenden Rosa, der Tochter des wohlhabenden Bürgermeisters Valentin, eines biedern, treuherzigen und wohlthätigen alten Mannes. Als dieser es bemerkt, besucht er den fremden Jüngling und wird durch sein herzgewinnendes Wesen ebenfalls bestochen. Er erfährt von Germain, dass er aus der Schweiz gebürtig ist und nur noch eine Mutter in Zürich hat; in seiner Heimat habe er kein Mädchen gefunden, das ihm zusagte; zum ersten Male habe sein Herz beim Anblicke Rosa's geschlagen. Der Alte gestattet ihm den Zutritt in sein Haus, und die jungen Leute geben sich unverhüllt ihrer reinen Liebe hin, bis Germain durch einen Brief seiner Mutter nach Hause berufen wird. Er kehrt nach einiger Zeit wieder in das Dorf zurück. Bei einem gemeinsamen Spaziergange tauschen die wieder vereinten Liebenden ihre Liebesschwüre aus; sie vertiefen sich dabei in den nahen Wald; Germain wirft Rosa immer glühendere Blicke zu, drückt ihren Arm immer fester an sich; eine Art unbeschreiblicher Erstarrung bemächtigt sich des Mädchens, und die Beine werden ihr schwer. In diesem gefährlichen Augenblicke erscheint René Brunet, ein armer Uhrmacher, der Holz im Walde sucht und die Liebenden bis zu ihrer Rückkehr nicht mehr aus dem Auge verliert. Er erweckt dadurch den Unwillen Germains; umgekehrt hasst diesen René, der selbst in Liebe zu Rosa entbrannt ist und dem siegreichen Nebenbuhler ungern weicht. Der Maler gibt darauf Rosa eine französische Uebersetzung von Werthers Leiden zum Lesen; das Buch macht aber einen ganz andern Eindruck als er erwartet hat. Werther, Charlotte und Albert kommen ihr alle drei unehrlich und lügnerisch vor. Wenn Charlotte Werther liebte, so musste sie ihn heiraten; empfand Werther eine echte Liebe zu Charlotte, so durfte er ihr Glück nicht stören; liebte Albert endlich Charlotte, so musste er Werther bei der Schulter packen und ihm anrathen, seine leidenschaftlichen Tiraden an eine andre Stelle zu richten. Zum Staunen aller zögert Germain mit der Vorbereitung der Hochzeit; er hat zwar in aller

[1]) Paris 1889.

Form um die Hand Rosa's angehalten und dieselbe zugesagt b
kommen; er gibt auch an, dass von Seiten seiner Mutter kei
Schwierigkeiten entgegenstehen; aber die nöthigen Papiere woll
nicht ankommen. Dagegen wird er immer stürmischer und unte
nehmender gegen das Mädchen. Bei einem zweiten Ansturm, d
die erlaubten Grenzen überschreitet, wird der Verführer von der alt
Köchin des Hauses gestört, die auf Rosa's Hilferuf mit einem gross
Küchenmesser herbeieilt; auch Valentin kommt hinzu; es wird il
indessen von Tochter und Wirthschafterin verschwiegen, was g
schehen. Die Sache kommt ihm indessen nicht geheuer vor; er suc
Germain in seiner Wohnung auf und interpellirt ihn in wenig v
bindlicher Weise wegen der fortwährend aufgeschobenen Vermählun
Der Maler benimmt sich dabei recht ungeschickt und gibt schlie
lich als Grund seines Zögerns an, dass Rosa ihm durch il
Freundschaft für René Besorgniss einflösse; er habe sie noch
Abend vorher in einem allzuvertraulichen Stelldichein angetroff
Er will so den Verdacht von sich auf René abwälzen, verfehlt al
völlig seinen Zweck. Der kräftige Alte fasst ihn am Kragen, zwin
ihn auf die Kniee nieder und zu dem Eingeständniss, dass er gelog
habe. Nachdem er dem entlarvten Heuchler noch nahe gelegt, d
Dorf schleunigst zu verlassen, kehrt er zu seiner Tochter heim,
er auffordert, ihre Liebe zu dem Unwürdigen zu unterdrücken.

Der gedemütigte Germain empfängt bald darauf den Besu
eines verdächtigen Hausirers. Er erhält von ihm Briefe, Zeitung
Tabak und Branntwein und übergiebt ihm dafür Zeichnungen u
Pläne, die dieser in seinem Wagen verbirgt. Die beiden verabred
einen Racheplan. Am nächsten Abend brennt es in einem Nachb
dorfe, und Valentin macht sich pflichtgetreu trotz des schlecht
Wetters dahin auf. Während dessen dringt Germain in das Schl
zimmer Rosa's und bringt sie seiner Lust zum Opfer. Der Va
kommt nur noch zurecht, um dem Fliehenden zwei Schüsse na
zusenden und ihn mit einem derselben zu verwunden. Es gelin
aber Germain zu entkommen. Rosa wird schwer krank; als
wieder genesen, hat sie alle Jugendfreudigkeit verloren. Um ihr
Vater zu beruhigen, stellt sie sich, als ob sie Germain vollstän
vergessen habe, und es gelingt ihr auch, ihn zu täuschen. I
von Valentin angestellten Nachforschungen ergeben, dass der Bra
im Nachbardorfe von Germain und seinem Gehilfen angesteckt w
um dem Maler das Eindringen in sein Haus zu ermöglichen. A
in seiner Wohnung aufgefundenen Papieren geht ausserdem n
hervor, dass Germain ein Deutscher aus Wesel war. Seine Fr
schrieb ihm von da zärtliche Briefe und meldete ihm das Wo
ergehen seiner drei Kinder. Der Treulose war also längst v
heiratet, als er seine Liebhaberrolle in Frankreich spielte.

Bald darauf bricht der Krieg aus. Der Verfasser schildert anschaulich, wie die Nachricht von der Kriegserklärung in dem entlegenen Bergdorfe Coursolles aufgenommen wurde. Die jungen Leute werden nach der ersten Niederlage zu den Mobilen einberufen. Auch René zieht mit fort. Er ist Wittwensohn und könnte sich dem Kriegsdienste entziehen. Aber da Rosa, um die er sich von Neuem bewarb, ihm sagte, sie werde nie die seine werden, verzichtet er auf sein Vorrecht. Er verspricht Valentin, an Germain, falls er ihm begegne, die auch von ihm ersehnte Rache nicht zu vergessen. Nach dem Abzuge der jungen Leute versammeln sich die übrigen Bauern alle Sonnabende bei dem Bürgermeister, um ihre Nachrichten und Gedanken über den Krieg auszutauschen. Ein letzter Brief René's, der im Bourbaki'schen Heere wacker mitgefochten und viele fliehende Deutsche aufgespiesst und erschossen hat, meldet, dass er verwundet ist. Bald darauf wird er von Saint Claude her zu Wagen heimgebracht; eine Kugel hat ihn in die Lunge getroffen. Er wird von Rosa und seiner Mutter in Pflege genommen, die, vorher krank, nun sofort die nöthigen Kräfte findet, um den Sohn versorgen zu können. Nach acht Tagen ist für ihn alle Gefahr vorüber. Dafür nahen andere Schrecknisse. Zunächst erscheint im Dorfe eine Schar flüchtiger Franzosen, zerlumpt, abgehungert, wie Banditen aussehend. Das kleine Häuflein hat sich der Umschliessung durch die Deutschen an der Schweizer Grenze entzogen. Einige Tage später erscheinen deutsche Ulanen. Die Bauern haben, um ihre Habe zu retten, beschlossen, keinen Widerstand zu leisten, sogar einen achtzigjährigen Feldhüter, der sich diesem Beschlusse nicht fügen wollte, vorsichtigerweise in seinem eigenen Häuschen eingeschlossen. Aber dieser entweicht, stellt sich an der nach dem Dorfe führenden Brücke ganz allein auf, und mit einer alten verrosteten Flinte, die anfangs durchaus nicht losgehn will, tötet er zwei der herannahenden Ulanen. Er wird dafür standrechtlich erschossen; der Schulmeister und die Schuljugend sehen in Sonntagskleidern seiner Erschiessung zu. Unter den Ulanen, die in Coursolles einziehen, befindet sich ein Offizier, der den übrigen als Führer dient; es ist Germain, mit wahrem Namen Hermann Liebner, der sich freilich äusserlich sehr verändert hat. Sein sanfter Gesichtsausdruck ist in das Gegentheil verwandelt. Der oberste Anführer der Deutschen ist ein Offizier, dem nach Cauvain der vollkommene Typus eines germanischen Söldners eignet: „rother Backenbart, dicke Wangen, bürstenartige Augenbrauen, gesträubter, stachlicher Schnurrbart, die Augen unter zwei Paar Brillen geborgen. Ein vollkommener Soldat im Kriege, ein vollkommener Notar oder Mathematikprofessor im Frieden.“ Die Deutschen hausen in Coursolles auf furchtbare Weise. Für die gemeinen Soldaten werden gefordert: „täglich drei Mahlzeiten, zwei

Mal mit Fleisch; Kaffee, eine Flasche Wein und fünf Zigarren; für die Offiziere täglich drei Mahlzeiten mit Fleisch, Gemüse und Nachtisch; Kaffee, Branntwein, zwei Flaschen Wein und zehn Zigarren." Die Soldaten schlagen die Thüren ein und stehlen und zerbrechen, was ihnen unter die Hand kommt. Die Einwohner werden mit der Pistole auf der Brust bedroht. „Hier jagte ein deutscher Schlächter zwei magere Kühe vor sich her; dort trug ein grosser Reiter Schinken und Speck fort, um sie in irgend einem Winkel gierig zu verschlingen; andere hatten Ketten von Hühnern und Enten am Halse. Einige schafften mit wunderbarer Geschwindigkeit Möbel fort, rollten Decken zusammen, nahmen Matratzen auf den Rücken, steckten bunt durch einander Flaschen und Taschenuhren in ihre tiefen Taschen, und trugen die Holzuhren fort, deren Ketten und Gewichte sie um ihre Hüften wanden." Sie finden auch den verwundeten und halb hergestellten René bei seiner Mutter; sein Mobilenbeinkleid hat ihn als Soldaten verrathen. Vor Liebner gebracht, sagt er diesem derbe Wahrheiten und ohrfeigt ihn; er wird dafür von dem Deutschen niedergeschlagen und auf seinen Befehl erschossen.[1]) Die Ulanenoffiziere schmausen und zechen im Gemeindehause. „Die Orgie begann, brutal und abstossend wie jede deutsche Freude. Der dicke Hauptmann, vom Weine trunken, von Fleisch vollgestopft, lag halb auf den Tisch ausgestreckt, auf den gekreuzten Armen ruhend, schnaubend wie ein Seehund, den Körper von jenem Zittern bewegt, das der Alkoholrausch hervorbringt. Seine dicke, kurze und haarige Hand liebkoste ein leeres Litergefäss, das Branntwein enthalten hatte. Sein Nachbar, ein hübscher, blonder Offizier lachte schallend, während er eine Flasche Schaumwein einem seiner Kameraden in den Hals goss, der völlig berauscht an die Stuhllehne hingestreckt dasass. Am andern Tischende sangen zwei junge Männer eine schwerfällige und schleppende Romanze. Ihre Schultern lehnten sich an einander; ohnedem hätten sie schwerlich das Gleichgewicht gewahrt. Bei jedem Kehrvers stiessen sie mit ihren Bechern zusammen, und ihre rothen Nasen begegneten sich, durch eine sonderbare Sympathie an einander gezogen." Hermann, der ehemalige Germain, lässt Valentin und Rosa, die flüchten wollten, vor diese Gesellschaft bringen. Nachdem er sich einige Grobheiten des Alten angehört, lässt er ihn hinausbringen; dann bedrängt er Rosa von Neuem. Es scheint, als wolle er sie angesichts seiner Kameraden und der an der Thür wachenden Soldaten nochmals schänden; aber der ungeheuer-

[1]) Eine Anmerkung lehrt, dass thatsächlich in Athesans (Dep. Haute-Saône) ein verwundeter Mobilgardist von Preussen aus dem Hause, in dem er Pflege fand, gerissen und in einem Graben niedergemetzelt worden sei. Naiv fügt der Verfasser hinzu, die Bauern haben ihm den Graben gezeigt, als er einen Tag nachher durch das Dorf gekommen war.

liche Gedanke kommt nicht zur Ausführung. Rosa ergreift in ihrer Bedrängniss ein auf dem Tische liegendes Messer und ersticht damit den Verruchten. Er stirbt mit den Worten: Meine arme Frau! . . Meine armen Kinder! . . Zur Strafe wird Rosa erschossen und das Dorf niedergebrannt. Der alte Valentin kommt mit dem Leben davon und beschaut am Schlusse des Romans gebrochen und schwermüthig das Grab seiner Tochter und die von Rauch geschwärzten Trümmer der verlassenen Ortschaft.

Wir begegnen hier einem ersten reinen Spionenromane. Zwar enthielt bereits Aimard's Schöpfung die Schilderung einer ganzen Schar männlicher und weiblicher deutscher Spione; aber bei ihm war das Interesse nicht ausschliesslich auf sie gerichtet. In Cauvain's Rosa Valentin steht dagegen der deutsche Spion und sein Benehmen in Krieg und Frieden durchaus im Vordergrunde, wird von ihm und seinem Handeln die ganze Entwicklung bestimmt. Aehnliches findet sich auch in drei weiteren Romanen, von denen Millanvoye's und Etiévant's *Schöne Spionin*[1]) schon durch den Titel ahnen lässt, was man in ihm zu suchen hat. Die Erzählung beginnt hier in Paris im Januar 1870. In einem Prologe werden ihre Träger vorgestellt. Es sind ein nicht mehr junger General v. Mornas, der seine hohe Stellung seinen Erfolgen im Tanzsaal und in den Frauengemächern verdankt, und der eben in Liebe zu einer schönen Preussin, einer Oberstin von Kerner, entbrannt ist, die ihm alle nur wünschenswerthen Gunstbezeugungen verstattet, um bei ihm nach wichtigen militärischen Papieren spionieren zu können. Zum Diener hat er einen früheren preussischen Soldaten, Wilhelm, der für wenig Lohn treu und aufmerksam seine Stelle versieht. Der Preusse ist aber zugleich im Dienste der Frau von Kerner, der schönen Spionin, die in ihrem Gefolge auch noch eine weitere ergebene Seele, Hermann, zählt, einen äusserlich recht abstossenden Menschen, der aber von grosser Vaterlandsliebe erfüllt ist. Sie alle stehen unter der Oberleitung eines Herrn von Berg, des gewaltigen Direktors der preussischen Geheimpolizei, der insbesondere auch dem Nachrichtendienste über Frankreichs Militärlage mit fanatischem Eifer obliegt. Er ist ein früherer Verehrer der Frau von Kerner, die ihm ihren einzigen Sohn verdankt, einen preussischen Offizier, der als der Sohn des ihr angetrauten Gatten gilt und der nur die Börse seines wirklichen Vaters, dessen Verhältniss zu ihm er nicht kennt, für seine thörichten Jugenstreiche leeren hilft. Herr v. Berg benutzt die Schönheit und die gesellschaftliche Gewandtheit seiner ehemaligen Geliebten, um durch sie in Besitz wichtiger französischer Militärgeheimnisse zu kommen. Dieser Gruppe steht gegenüber ein junger französischer

---

[1]) *La belle espionne.* Bibliothèque des bons feuilletons. Paris 1887

Offizier, Morand, der dem General v. Mornas bei Abfassung eines militärischen Berichtes hilft, der alle denkbaren körperlichen und geistigen Vorzüge in sich vereinigt, und dem alle weibliche Herzen zufliegen, am langsamsten allerdings das seiner späteren Gattin, Martha Thouvenin. Seine Mutter, die Tochter eines Strassburger Arztes, nachher Besitzerin eines sehr gangbaren Modewaarengeschäfts in Hagenau, das ihr gestattete, sich noch in ziemlich jungen Jahren mit einer stattlichen Rente zur Ruhe zu setzen, heisst im Romane „Frau" Morand, ist aber in Wirklichkeit ein Fräulein und als unerfahrenes Mädchen von dem Obersten von Kerner, dem Gemahl der schönen Spionin, verführt und dann verlassen worden. Der französische Held hat also, ohne es zu wissen, einen preussischen Vater. Diese in Unordnung befindlichen Familienverhältnisse geben die Veranlassung zu einem grossen Theile der späteren Verwicklungen. Bewegung entsteht dadurch in dem Romane, dass im Auftrage des Herrn von Berg und der Frau von Kerner Wilhelm und Hermann den Lieutenant Morand des Nachts auf der Almabrücke meuchlings überfallen, um ihm ein wichtiges Aktenstück abzunehmen, das er aus der Wohnung des Generals von Mornas nach Hause trägt. Der Ueberfall misslingt. Morand wirft das Aktenstück in die Seine und kommt mit einigen Messerstichen davon, von denen er bald geheilt ist; die Mordgesellen entfliehen, nicht aber ohne dass sich das Gesicht Hermanns tief in das Gedächtniss Morands eingeprägt hätte.

Im März 1870 finden wir den französischen Lieutenant in Berlin wieder, wohin er mit einem wichtigen Auftrage entsandt worden ist. Er schliesst sich dort einem jungen Gesandschaftsbeamten de Froges an, einem liebenswürdigen Schwerenöther, der aber ein Hasenfuss ist und, weil er sich während des folgenden Krieges krank stellt und sich nach England in Sicherheit begibt, die Neigung des Fräulein Thouvenin verliert, um deren Hand er mit Morand in Wettbewerb stand. Die beiden besuchen, um sich in dem langweiligen Berlin etwas zu zerstreuen, den Spandauer Bock, der sehr ausführlich, aber in nicht sehr einladender Weise geschildert wird. „Eine Menge vom Laster triefender, nach Elend riechender und Trunksucht ausspeiender Wesen drängten sich dort lärmend herum. Zerlumpte Männer leerten stehend oder sitzend Steinkrügel voll Bier und assen rothe Eier dazu. Mit Lappen bekleidete Frauen, aus deren offenen Miedern Zipfel schmutziger Wäsche und Stücke schmierigen Fleisches hervorschauten, rauchten grosse Zigarren. Alle diese Bestien, die die Trunkenheit wild gemacht hatte, stürzten auf einander, Speichel und Koth im Munde. Jeden Augenblick entstand eine neue Rauferei und mussten die mit der Bewachung der Wirthschaft beauftragten Schutzmänner mit der blanken Waffe die Ordnung herstellen. Die Haare gesträubt, die Augen aus ihrer Höhle

getreten, die Lippen weiss und verzogen, mit blutleeren Gesichtern, steifen Körpern und krampfhaft geballten Händen heulte dieses unreine menschliche Viehzeug gemeine Lieder, warf es sich die Gläser und Krüge an den Kopf, die sich der Ausschenker vorsichtiger Weise hatte vorausbezahlen lassen, schrie man sich an, packte man sich am Kragen, stürzte man von den Bänken, rollte man unter die Tische, und stand man zerschunden, zerfetzt und blutbedeckt wieder auf. Von Zeit zu Zeit wurde eine dieser Bestien von einem Faustschlage oder Fusstritte halb tot geschlagen fortgebracht. Besonders scheusslich waren die Frauen: Herumtreiberinnen, ständige Gäste des Asyls auf der Füsilierstrasse oder Schläferinnen bei Mutter Grün, Spitzbübinnen, Strassendirnen." „Die gemeinsten Weiber von der Königsmauer, dem verrufensten berliner Viertel, waren in Banden mit ihren Aushältern erschienen, die man im Lande der guten Sitten Louis nennt. Mit aufgelöstem Haarnetz, verzerrten Zügen, zerschlagenen Augen, mit grausamem Blick und schmutzigem Lächeln wanderten diese Weibsbilder durch die Reihen der Gäste, die sie mit gemeiner Haltung und cynischen, von gemeinen Geberden begleiteten Worten herausforderten. Das ganze Heer des Lasters und der Faulheit war in dieser Saufmesse versammelt. Gauner und Einbrecher, Gänsediebe, Messerhelden, alles berliner Gesindel, das gerade nicht eingesperrt war, nahm an dieser Art Kirmess theil. Alle Diebsschenken, Verbrecherkeller und Spelunken entsandten ununterbrochen ihre Kunden in diese Vorstadtkneipe." Dort trifft Morand auch Hermann, den pariser Mordgesellen, der inzwischen bei seiner Gönnerin, Frau von Kerner, einen Juwelendiebstahl begangen; er stürzt sich auf ihn; Hermann aber entkommt und findet Schutz bei Herrn v. Berg und der von ihm Bestohlenen. Die beiden entziehen ihn erfolgreich auch allen weiteren Verfolgungen Morands, trotzdem dieser von einer Dirne, namens Fricka, unterstützt wird, die gegen Hermann, weil er sie treulos verlassen, einen unversöhnlichen Hass hegt. Auf der Suche nach ihm und seinem Genossen Wilhelm kommt Morand auch nach dem berliner Orpheum, wo zwei weibliche Gäste des pariser Bal Bullier durch ihren Cancan, „den französischen Nationaltanz", den die Verfasser mit vieler Theilnahme schildern, das Publikum in Staunen und Entzücken setzen. Hierbei wird ein sachkundiger Vergleich der pariser und der berliner Halbwelt und ihrer Vergnügungs- bez. Arbeitslokale angestellt, der zum Nachtheile der Berliner ausfällt. Merkwürdigerweise scheinen die Verfasser aber nichts von dem Bestehen der Sonderzimmer in den vornehmen pariser Wirthschaften zu wissen, die in den französischen Romanen und Schauspielen eine so hervorragende Rolle spielen. Später besucht unser Held mit seinem elsasser Burschen Franz zum selben Zwecke auch noch einen Bierkeller, in dem sich die Gäste wie Häringe drängen. Tabaks-

qualm und die Ausdünstungen von Rothkohl und Schinken ermöglichen darin kaum das Athmen. Doch auch in andere Kreise gelangen unsere Helden. So einmal an den Hof zu einer französischen Theatervorstellung bei der Königin Augusta. An der hohen Frau wird nur ihre Vorliebe für alles Französische anerkannt; selbst dieser Vorzug kann sie vor der vernichtenden Kritik ihrer französischen Gäste nicht retten. Die Verfasser scheinen sich durch ihre Darstellung zum Ziele zu setzen, den deutschen Fürsten das Heranziehen einer französischen Umgebung ein für alle Mal gründlich zu verleiden. Nicht besser kommt der studentische „Fortschrittsverein“ weg, an dessen Stiftungsfeste der Lieutenant theilnimmt. Die Schilderung ist, wie namentlich die Verballhornisirung des Gaudeamus zeigt, einer ähnlichen Tissots in seiner Reise nach dem Milliardenlande nachgebildet. Da dort von Füchsen die Rede ist, lassen unsere Verfasser die Burschen sich Wölfe nennen und selbst einen kühn erfundenen Wolfsgesang anstimmen[1]); eine Fuchstaufe wird mit ganz ungewohntem Zeremoniell vorgeführt, und schliesslich hält ein Wolf einen patriotischen Vortrag, der unsern Helden zu so heftigem lauten Widerspruche verleitet, dass er mit seinem Gefährten die Thür gewiesen erhält. — Alle diese Schilderungen sollen offenbar dazu dienen, Berlin und seine Bewohner den französischen Lesern in möglichst ungünstigem Lichte vorzustellen.

Die Jagd nach Hermann und Wilhelm scheitert. Auch ein Zweikampf aus Eifersucht zwischen dem als eine klägliche Figur geschilderten Sohne der Spionin und Morand kommt nicht zur Ausführung. Die Kriegserklärung tritt hindernd dazwischen. Die Dirne, die den Franzosen bei der Aufsuchung seiner ehemaligen Angreifer unterstützt hat, ist eben deshalb von Wilhelm und einem ihrer Verehrer schwer verwundet worden. Sie wird von Franz, dem Burschen Morands, gepflegt und fasst zu ihm eine innige Liebe, die sie von allen Schlacken reinigt. Auch Franz entbrennt in heisser Liebe zu der Gefallenen.

Im zweiten Theile des Romanes wird eine Darstellung der Hauptereignisse des Krieges unternommen, in die episodisch die Er-

---

[1]) Er lautet:

Camarades, c'est la soif seule
Qui fait sortir le loup du bois,
Quand j'ai soif, moi je gueule,
Et comme l'eau rend l'homme veule,
A Gambrinus je bois.

Je bois à notre liqueur blonde
Plus généreuse que le vin;
C'est de l'or dans de l'onde,
La bière est la reine du monde,
Gambrinus est divin.

Je bois à notre race altière
Qui nargue en face le trépas,
A notre âme guerrière;
Je bois enfin à notre bière,
Que les Français n'ont pas.

lebnisse der genannten Romanhelden eingeschoben werden. Die Verfasser machen sich ihre Aufgabe nicht allzu schwer, indem sie einen grossen Theil ihrer Schilderungen fremden Quellen wörtlich entlehnen. Man findet so in dem Buche eine Stelle aus Domenech's Histoire de la campagne de 1870—71, die Failly's Benehmen bei der Schlacht von Beaumont geisselt; den Abdruck der Proklamation Napoleons vom 31. August; einige Citate aus Wimpffen's Sedan (Paris 1871), die die vor der Sedanschlacht im französischen Heere bestehende Unordnung und die nach der Schlacht im deutschen Hauptquartier geführten Unterhandlungen schildern; eine Stelle aus Lemonnier's Sedan (Brüssel 1875) mit einer bewegten Schilderung der Leiden der bei Sedan gefangen genommenen Franzosen auf der Halbinsel von Iges, die nur verschweigt, dass diese Leiden, so weit keine Uebertreibungen vorliegen, unabwendbar waren; Proklamationen der pariser Regierung vom 22. September und vom 2. Oktober; einige Stellen aus Stieber's Denkschriften, womit der Erweis der Plünderungssucht der deutschen Soldaten unternommen wird, endlich die Beschreibung Aurelle de Paladine's des Treffens bei Coulmiers aus dessen La 1re armée de la Loire, campagne de 1870—71. Aus der Kriegsdarstellung scheint mit Sicherheit hervorzugehen, dass die patriotischen und kriegslustigen Verfasser den geschilderten Feldzug nicht aus eigener Anschauung kennen und auch sonst des Waffenhandwerks unkundig sind. Die französischen Helden, Morand und sein Bursche, nehmen an der berühmten Baufremont'schen Attacke bei Sedan theil, gerathen in Kriegsgefangenschaft und werden durch Fricka's Hilfe, die zur rechten Zeit und am richtigen Orte als Marketenderin auftritt, aus ihr befreit. Morand nimmt als Geniehauptmann im Chanzy'schen Heere von Neuem Dienste, Franz folgt ihm auch dahin, und Fricka, die von den Deutschen nichts mehr wissen will, geht mit Morands Mutter nach Châteauneuf, wo sie ihr ein Privatlazareth errichten hilft. Dort findet Hermann, der als schwer verwundeter Ulan dahin eingebracht wird, sein Ende, ohne vorher die von der unversöhnlichen Fricka erbetene Verzeihung zu erhalten. Auch Morand wird verwundet und kommt, seines linken Armes beraubt, zu seiner Mutter in Pflege. Darnach ziehen die Preussen in Châteauneuf ein. An ihrer Spitze steht der zum General beförderte von Kerner, der schon in Berlin die Untreue seiner Frau und die wahre Vaterschaft seines bei ihm befindlichen unechten Sohnes erfahren; später erscheinen am selben Orte auch noch Herr von Berg und die schöne Spionin. So sind in Châteauneuf alle Hauptpersonen des Romans wieder glücklich beisammen; nur der abermals in Gefangenschaft gerathene und nach Deutschland abgeführte Franz und der Mordgeselle Wilhelm fehlen, der, durch in Frankreich ausgeübte Plünderungen zum reichen Mann geworden, erst am Schlusse

der Erzählung wieder auftaucht. In Châteauneuf wird von Seiten der Deutschen ein grosses Festmahl zur Feier der Kaiserproklamation zu Versailles veranstaltet. Die einfachen Soldaten zechen auf dem Hofe der Frau Morand und werfen die mit grosser Schnelle geleerten Flaschen zu ihrem Vergnügen an die Mauern. Bestialisch betrunken beginnen sie nachher unter einander blutige Raufereien. Die Offiziere tafeln im besten Zimmer des Herrenhauses, das aufgehört hat Lazareth zu sein, von den gesuchtesten Gerichten und den edelsten Weinen; sie spotten der Besiegten, wobei sie in ihren schweren Köpfen vergebens nach witzigen Bemerkungen suchen, und machen dann im Zickzack einen Spaziergang im Garten. Die Besitzerin, Frau Morand, und ihr Sohn weilen hier, von den Deutschen getrennt, in einem Gartenhause. Die Offiziere kommen in ihrer Trunkenheit auf den Gedanken, die Wirthin zur Theilnahme am Feste und zu einem Trunk auf das Wohl des deutschen Kaisers nöthigen zu wollen. Der junge von Kerner übernimmt die taktlose Einladung und wird dabei von seinem alten Gegner, Morand, nicht nur geohrfeigt, sondern dieser schiesst auch noch mit einem Revolver nach ihm. Damit beginnt die Katastraphe. Morand soll wegen dieses Schusses standrechtlich erschossen werden. Er wird aber durch seinen Vater, den General von Kerner, und durch die Aufopferung Fricka's befreit, die zu seiner Rettung die Spionin erschiesst und dafür selbst erschossen wird. Um ihretwillen stirbt auch noch ein sentimentaler deutscher Krieger, ein zweiter Franz, der gleich beim ersten Anblick Frickas in Liebe zu ihr entflammte und ihren Tod nicht überleben kann. Von Kerner erschiesst bei dieser Gelegenheit auch den Beschützer seiner Frau, von Berg. Zum Danke für das aufopfernde Eintreten des Generals für den jungen Morand will dessen einst von ihm verlassene Mutter das Geschehene vergessen, nur verzeihen kann sie nicht. Später, als sich v. Kerner ihr noch einmal naht, verzeiht sie ihm, aber vergessen kann sie nicht. Dieselbe Frau Morand, die S. 148 bereits ein mit weissen Haaren umrahmtes Gesicht besitzt, hat auch das Unglück, S. 400 und 404 mit einigen weissen Fäden in ihren schwarzen Haaren erscheinen zu müssen, die sie dem Kummer der letzten Monate verdankt. Nachdem die Katastrophe vorüber und alle deutschen Missethäter, Fricka eingeschlossen, bis auf Wilhelm ihren Lohn gefunden haben, erhält Morand, der trotz seiner Einarmigkeit den Feldzug bis zu Ende mitmacht und auch nachher im Heeresdienste zu bleiben beschliesst, die Hand der geliebten Martha Thouvenin zum Lohn für seine ausgestandenen Leiden. Der betrübte Franz wird für die verlorene Geliebte mit dem Vermögen von Kerner's entschädigt, das dieser seinem echten Sohne Morand ausgesetzt hat, letzterer aber für sich anzunehmen unter seiner Würde findet.

Alle französischen Helden sind von republikanischem Geiste

erfüllt; nur de Froges, dem Feigling und Schwächling, werden bonapartistische Anschauungen in den Mund gelegt.

Ein männlicher Spion und seine französische Gemahlin stehen im Mittelpunkte von Jean Bruno's *Die Frau eines Preussen*[1]). Ein Berliner, der mit gesellschaftlichen und körperlichen Vorzügen reich ausgestattet ist und der ein österreichisches Bankgeschäft in Paris an zweiter Stelle leitet, erwirbt dort nicht nur die Neigung eines wohlhabenden Armeelieferanten, der sich zur Ruhe gesetzt hat, sondern auch die Liebe von dessen schöner Tochter Jeanne. Trotz des Abrathens einer Freundin, die gegen die Vermählung mit einem Ausländer patriotische Bedenken hegt, trotz der gleichzeitigen Bewerbung ihres Vetters um sie, eines talent- und charaktervollen Ingenieurs, der in einer staatlichen Waffenfabrik beschäftigt ist, reicht das Mädchen dem Preussen die Hand, und es gelingt diesem durch sein offenes, gesetztes Wesen und durch die Betheuerung seiner Liebe für Frankreich selbst seine ursprünglichen Gegner allmählich für sich einzunehmen. Auch der wackere Bruder der jungen Gattin, ein Offizier der Chasseurs d'Afrique, tauscht mit dem deutschen Schwager den Händedruck der Freundschaft aus. Die Ende 1869 geschlossene Ehe ist eine durchaus glückliche. Rudolf, so heisst der Preusse, ist voller Zuvorkommenheit gegen seine junge Frau, die mit Bewunderung zu ihm aufschaut. Ein erster Schatten fällt in das Familienglück durch das Auftreten eines unsympathischen Russen, namens Therzen, eines Mädchenjägers, der sich zum Theil von einer reichen Amerikanerin aushalten lässt und der seine geschäftlichen Verbindungen mit Rudolf benutzt, um der Tugend Jeanne's nachzustellen. In der Verführungskunst ist er freilich, wohl gegen die Absicht des Verfassers, ein Stümper; aber er weiss dennoch, dass der erste Schritt zum Herzen einer verheiratheten Frau ist, Misstrauen gegen ihren Gatten zu erwecken. Er verräth Jeanne den häufigen Verkehr ihres Mannes mit einer italienischen Prinzessin Burnetti und gibt ihr auch Gelegenheit, sich dessen mit eigenen Augen zu vergewissern. Aber der eheliche Frieden wird dadurch wieder hergestellt, dass Rudolf, der anfangs verlegen leugnet, seiner Frau versichert, seine Beziehungen mit dieser etwas berüchtigten Schönheit seien rein geschäftlicher Art; er treffe bei ihr Staatsmänner und Börsenfürsten, deren Umgang ihm für seine Bankunternehmungen von grösstem Vortheil sei. Die liebende Gattin ist dadurch vollkommen beruhigt. Da treten die ersten Anzeichen des drohenden Krieges auf. Die Thätigkeit Rudolfs wird infolge dessen rastlos gesteigert; immer häufiger werden seine Abwesenheiten vom Hause und seine Besuche bei der gefährlichen

[1]) *La femme d'un Prussien.* Paris 1882.

Prinzessin, und eine eifersüchtige Regung schleicht sich von Neuem in das Herz seiner jungen Gemahlin. Dieselbe wird verstärkt durch eine Drohung Therzens, der frech um ihre Gunst wirbt und, von ihr abgewiesen, ihr ankündigt, es läge ganz in seiner Gewalt, Rudolf in Gefangenschaft und vielleicht in noch schlimmere Lage zu bringen. Es gelingt dem Preussen, ein zweites Mal den Verdacht seiner Frau abzulenken, aber ein Rest von Argwohn bleibt in ihr haften. Die Kriegserklärung ist erfolgt. Rudolf soll zur deutschen Fahne einberufen werden; aber er bleibt in Frankreich auf die Gefahr hin, für fahnenflüchtig zu gelten; er verweigert auch, Frankreich während der Kriegszeit mit einem neutralen Lande zu vertauschen. Er hofft, dass der Einfluss seines Schwiegervaters ihn vor allen Anfechtungen wegen seiner Abstammung schützen werde. Die französiche Begeisterung über die Kriegserklärung war nach dem Verfasser eine gemachte; „es herrschte (über sie eine) allgemeine Verdutztheit, die durch die Manifestationen einiger überreizter Chauvinisten nicht verscheucht wurde.“ Nichts war für den Krieg vorbereitet, während Preussen vierzig Jahre lang für ihn gerüstet hatte. Deutsche Spione wimmelten im Lande, jedermann erinnerte sich des preussischen Offiziers, der drei Jahre hindurch im Hause des Kommandanten von Nanzig Dienstbotendienste verrichtete, um Auskünfte über das feindliche Heer zu sammeln, und der zu Beginn des Krieges ertappt und erschossen wurde. So war es natürlich, dass auch Rudolf, einstweilen ohne Erfolg, mit kritischen Blicken betrachtet wurde. Der „gekrönte Sybarit“ Napoleon ist heimlich von Paris ins Feld gezogen; dem „lächerlichen“ Angriffe auf Saarbrücken ist die Schlacht bei Weissenburg gefolgt. Die deutschen Heere ziehen siegreich immer tiefer in Frankreich ein. Rudolf setzt seine Frau in Schrecken durch die Gleichgiltigkeit oder auch verhaltene Freude, mit der er den Verlauf des Feldzuges hinnimmt. Der Vetter und die Freundin, Clara, beginnen Rudolf zu beargwöhnen, namentlich, seitdem Jeanne einen Brief ihres Bruders, der einen von den Franzosen beabsichtigten Ueberfall in den Vogesen mittheilte, ihrem Manne vorgelesen hatte, und dann spätere Meldungen zeigten, dass dieser Ueberfall den Deutschen verrathen worden war. Der Schwager Rudolf's ist dabei verwundet und als Gefangener nach Mainz abgeführt worden. Von dem Vetter Jeannes wird auch entdeckt, dass die Prinzessin Burnetti eine preussische Spionin ist, und dass Therzen der von ihr geleiteten Spionageagentur angehört, die ganz Frankreich umspannt und besonders auch während des Krieges über Wien militärisch wichtige Meldungen nach Preussen sendet. Es gelingt dem Ingenieur, Therzen in eine Falle zu locken und ihm sein Notizbuch mit wichtigen verrätherischen Aufzeichnungen abzunehmen, nicht ohne dass der Russe einen Versuch machte, seinen

Gegner zu töten. Was ihm misslingt, wäre beinah Rudolf gelungen; denn dieser, von seinem alten Nebenbuhler endlich als Spion erkannt und zur Rede gestellt, liefert ihm sofort einen Zweikampf ohne Zeugen, bei dem der Franzose unterliegt und für tot liegen bleibt. Der Ingenieur war jedoch nur verwundet; er wird von Jeanne und ihrer Freundin in Pflege genommen. Clara hat schon vor dem Zweikampfe auch das Notizbuch Therzens in Verwahrung genommen und einem Professor mit der Verpflichtung weitergegeben, es mit einer Anzeige Therzens, Rudolfs und der Prinzessin Burnetti dem Ministerium am Abend des nächsten Tages zu übergeben. Diese Frist, die den Spionen die Flucht ermöglicht, wurde ihnen mit Rücksicht auf Jeanne gewährt. Therzen versucht, Clara das nicht mehr in ihrem Besitz befindliche Notizbuch abzunehmen; im Augenblick, wo er sie zu diesem Zwecke erdolchen will, tritt Jeanne dazwischen und rettet die Freundin; der Mordbube fällt in die Hände von Nationalgardisten. Die Prinzessin entflieht rechtzeitig. Rudolf will Jeanne zwingen, mit ihm Frankreich zu verlassen; als seine Frau sei sie eine Preussin. Dieser Schimpf empört das patriotische Herz der Französin. Es kommt zu einer heftigen Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten, gegen deren Ende der gereizte Rudolf die Hand gegen seine Frau erhebt. Jeanne, die ihn bis zum letzten Augenblicke geliebt, ergreift infolge dessen eine Pistole und erschiesst den Gatten. Sie will dann auch Hand an sich legen, wird aber von diesem Vorhaben durch das rechtzeitige Dazwischentreten ihres Vaters und ihres aus der Gefangenschaft entflohenen Bruders abgehalten.

Der Aufbau und die Verwicklung des Romans sind verhältnismässig einfach. Politische Unterhaltungen, namentlich über die Gefahren der Ehe mit einem Preussen, nehmen einen grossen Raum in Anspruch. In welcher Weise sich die Parteien gegenüber stehen, erhellt am besten aus dem letzten Abschnitt, wo Preusse und Französin, Rudolf und Jeanne, sich offen gegen einander aussprechen. Der Spion, von seiner Gattin zum Eingeständnis seines Berufes gedrängt, lässt alle Verstellung fallen; stolz und mit funkelnden Augen sagt er: „Von meiner zartesten Kindheit an habe ich in meinem Herzen einen unversöhnlichen Hass gegen Frankreich heranwachsen sehen; denn dieses Land hat den Untergang und den Tod meiner Grosseltern und die Zerstreuung der Mitglieder meiner Familie verschuldet. Für die Rudolfs rufen Jena und Eilau blutige Erinnerungen wach, die selbst die schrecklichste Rache nicht verlöschen kann. Seit meiner Jugend habe ich dieses Volk vermeintlicher Philosophen mit Schaudern betrachtet, das die alten Ueberlieferungen unseres theuren Deutschlands, Achtung und Autorität, unterwühlt hat, und ich habe mich dem Werke mit ganzer Seele hingegeben, Preussen

in der Welt eine vorwiegende Stellung zu verschaffen. Um mein Ziel zu erreichen, bin ich vor keiner Niedrigkeit, vor keiner Demüthigung zurückgewichen. Ich bin hinter einander ein ungetreuer Diener, ein elender Schmeichler, ein falscher Freund gewesen; ich habe die Maske einer heuchlerischen Gutmüthigkeit aufgesetzt, um besser hinter die Geheimnisse zu kommen, die ich wissen wollte. Ich habe den Hochmuth der Franzosen und ihre alberne Vertrauensseligkeit benutzt, um sie mit gebundenen Händen und Füssen meinen Landsleuten auszuliefern, und wenn sie chimärische Siege im Voraus berechneten, da schrieb ich in das Hauptquartier des Königs Wilhelm: Marschirt ohne Verzug vorwärts, und in vierzehn Tagen werden die Pariser die Spitzen Eurer Pickelbauben vor ihren Thoren sehen".

Auf dieses stolze Sündenbekenntnis erhält Rudolf von seiner französischen Gattin folgenden Bescheid:

„Wie konnte ich mich einem solchen Verbrecher anvertrauen?.. Fort von mir mit der verabscheuten Bezeichnung Preussin, die mir wie glühendes Eisen auf der Stirn brennt. Was, ich sollte diesem Volke mystischer Söldlinge angehören, von denen die meisten den Meuchelmord zu einem Priesteramt erhoben haben, diesem Volke pietistischer Tartüffe, die Frankreich mit Trümmern bedecken, Städte und Dörfer in Brand stecken, Frauen schänden, Greise und Kinder hinwürgen! Ich soll nicht nur die Sklavin, sondern auch die Mitschuldige eines elenden Spions sein! . . Sofort von hinnen, und zwingen Sie mich nicht, Ihnen die Züchtigung der Verräther und der Verruchten aufzuerlegen!"

Der Geringschätzung der Hauptpersonen gegen Preussen kommt nur ihre Abneigung gegen das napoleonische Regiment gleich. Dasselbe wird auch dadurch verächtlich gemacht, dass z. B. einem der bonapartistischen Polizeisergeanten, die nach Erklärung der Republik in Paris unsichtbar wurden, Mitbetheiligung an einer von deutschen Spionen versuchten Aufwiegelung gegen das neue Regiment zugeschrieben wird. Nur ein alter etwas schwachköpfiger Bureaubeamter erscheint in dem Romane als Anhänger der napoleonischen Dynastie; er bekehrt sich aber sofort, als es Napoleon nicht geglückt war, die erhofften neuen Lorbeeren für Frankreich zu erringen, und wird einer der erbittertsten Gegner der vorher von ihm vertretenen Sache.

Einen nahe verwandten Stoff behandelt die *Rheinbraut* der Frau Nelly Hager[1]), die einem Fräulein Bader gewidmet ist und, wie der deutsche Name der Verfasserin und ihrer Freundin andeutet, ihren Ursprung wohl einer Elsässerin verdankt. Man muss sich darum auf einen besonders kräftigen Ausdruck französisch-

---

[1]) *La Fiancée du Rhin.* Paris. 1874.

patriotischer Gefühle gefasst machen; denn — wir sahen es bereits an manchen Beispielen — seit 1871 sind die früher ständig wegen ihres germanischen Wesens in Frankreich verspotteten Elsasser in der französischen Erzählungslitteratur nicht nur Vollblutfranzosen, die nur eine Mundart sprechen, sondern sogar die französischsten aller Franzosen, namentlich in ihren eignen Schriften. In der That versteigt sich Frau Hager zu einer ganz ungeheuerlichen patriotischen Exaltiertheit. Sie scheint selbst gefühlt zu haben, dass sie zu starke Farben aufgetragen hat, denn in ihrer Widmung finden sich die Worte, dass dem, der viel geliebt hat, auch viel verziehen werden müsse; sie liebe ihr Vaterland d. i. Frankreich leidenschaftlich und sei zu allen Opfern für dasselbe bereit, sie habe also eine ganz besondere Nachsicht zu beanspruchen. Da ferner eine Schriftstellerin selten in der Lage ist, männliche Charaktere richtig zu schildern, so kann es nicht überraschen, wenn die männlichen Helden unsres Romans verzeichnet sind. Am gelungensten ist merkwürdigerweise der deutsche Hauptheld, der junge Oberst Rurick von der Tzorn, der wenigstens von allen auftretenden Männern der männlichste ist, obgleich ihm eine stattliche Anzahl alberner Aeusserungen in den Mund gelegt und eine Langmuth zugeschrieben wird, die auch dem geduldigsten Deutschen nicht eigen zu sein pflegt. Die französischen Helden dagegen besitzen, wenn sie sich nicht völlig wie dumme Jungen betragen, sehr mangelhafte Begriffe von Anstand und männlicher Würde. Der Oheim Rurick's könnte ebenso gut eine alte Frau sein. Besser ist die Hauptheldin gezeichnet, namentlich auch in den von der Verfasserin nicht beabsichtigten Zügen ihrer Unüberlegtheit, ihrer vorschnellen Urtheile und ihrer mangelhaft begründeten republikanischen Schwärmerei.

Der Roman beginnt mit Schilderung der Verlobung des genannten deutschen Obersten, der von schlankem Wuchse und mit dem Kopfe eines Antinous sowie mit hohen geistigen Gaben ausgestattet ist, und Elia Mulzer's, einer leidenschaftlichen elsasser Schönheit von neunzehn Jahren. Die Feier findet am „französischen" Ufer des Rheines in dem nahe bei Strassburg gelegenen Landhause des (französischen) Obersten Mulzer statt, der mit dem Oheim Ruricks, einem älteren deutschen Stabsarzt von der Tzorn, durch lange Freundschaft verbunden ist. Frau Mulzer, die Mutter der Braut, ist eine gut erhaltene, sehr oberflächliche und nur an den Annehmlichkeiten des Lebens hängende Frau. Neben diesen Familienmitgliedern treten hervor: Victor Mulzer, der siebzehnjährige Bruder Elia's, ein Schüler des Polytechnikums zu Paris, der für alle Deutsche und darum auch für seinen zukünftigen Schwager nur wenig Sympathie empfindet und von republikanischen Ideen erfüllt ist, und Léonin, ein Vetter der Braut,

ein fünfundzwanzigjähriger blasierter französischer Lieutenant, der eine tiefe Neigung für Elia empfindet und den preussischen siegreichen Nebenbuhler in seinem Herzen bitter hasst. Das Brautpaar ist von schwärmerischer Liebe für einander erfüllt. Beim Wechsel der Verlobungsringe entfällt Elia der ihr von ihrem Bräutigam überreichte Ring und rollt Léonin zu Füssen, der ihn aufrafft und mit finsterem Lächeln der Geliebten an Rurick's Stelle an den Finger steckt. Es folgt ein Ball, bei dem französische und deutsche Frauen neben einander auftreten. Dabei erfahren wir Folgendes: „Die Germanin geht schwerfällig einher, hat steife Bewegungen, einen schmachtenden Ausdruck, eine vierschrötige Gestalt und unmögliche Anzüge, deren schreiende Farben das Auge verletzen und die ohne Schwung, ohne Schnitt und kunstlos angefertigt sind. Die deutschen Frauen gleichen den kolorierten Holzschnitten, die der Bauer in seiner Stube aufhängt. Die alten sehen wie hindostanische Götzenbilder aus, die jungen wie nürnberger Puppen. Die Französinnen haben dagegen gewöhnlich einen leichten Schritt, die anmuthigen Bewegungen eines Kätzchens, eine volle und geschmeidige Gestalt, geschmackvollen Putz mit harmonischem Farbenwechsel und im schönen oder hässlichen Gesichte die Beweglichkeit der Wellen, die auch Stürme verspricht, aber die den Reiz des Unbekannten, des verheissenen Vergnügens und der Gefahr besitzt.“ Die geladenen Gäste huldigen sammt und sonders ausschliesslich den Französinnen und lassen die von Eifersucht verzehrten deutschen Frauen und Jungfrauen unbeachtet sitzen. Die Verfasserin bemerkt nicht, dass sie mit dieser Angabe der gesellschaftlichen Bildung ihrer französischen Helden ein sehr schlechtes Zeugniss ausstellt. Das Brautpaar sucht die Einsamkeit auf. Die Liebenden setzen sich an ein Fenster mit der Aussicht auf den Rheinstrom und finden dort keinen besseren Unterhaltungsstoff, als dass Rurick die Strophen des Becker'schen Liedes: „Sie sollen ihn nicht haben“ vor sich hinsummt, und dass ihm die kampflustige Braut darauf mit dem Vortrage von Mussets: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand“ antwortet. Der von dieser Entgegnung überraschte Bräutigam weist nunmehr auf die Möglichkeit eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich hin, und damit ist schon am Verlobungstage der spätere Widerstreit angemeldet. Léonin hat die Unterhaltung belauscht; er möchte am liebsten den Unglückspropheten Rurick ins Wasser werfen und findet hierin die völlige Zustimmung Victors, der ausserdem eine Philippika gegen das gesammte deutsche Volk hinzufügt, dessen Angehörige Frankreich wie die zehn Plagen Aegyptens überschwemmen.

Rurick muss infolge eines Moltke'schen Telegrammes abreisen. Auch Léonin reist ab und schickt geschmack- und taktvoll der jungen Braut eine schriftliche Liebeserklärung, in die er zugleich sein Be-

dauern, dass Elia eine Preussin werden soll, und die Versicherung seines Hasses gegen Rurick einflicht. Sie wirft zwar, wie sich gehört, den Brief in die Flammen; aber die Worte: sie werde eine Preussin werden, üben dennoch eine niederschlagende Wirkung auf sie aus. Auch Rurick lässt es an zärtlichen Briefen nicht fehlen; dem Schwiegervater fällt aber an ihnen auf, dass sie jedes Mal aus einer anderen französischen Stadt abgesandt waren. Ebenso auffällig erscheint es, dass Rurick bei seiner Rückkehr eine Beschleunigung der Vermählung verlangt und die Nächte hindurch in seinem Zimmer arbeitet, dessen Zugang von seinem Burschen Fritz ängstlich behütet wird. Bei einer späteren Gelegenheit entdeckt Elia, dass er sein ganzes Zimmer mit Karten von Frankreich bedeckt hat; sie ahnt aber noch nicht, dass ihr Bräutigam den Dienst eines deutschen Spions verrichtet und giebt sich mit seiner Erklärung zufrieden, er bereite sich dafür vor, eines Tages Gesandter in Frankreich zu werden. Die Idylle des abermaligen Zusammenseins, die nur der wegen eines Spottgedichtes auf Napoleon aus dem Polytechnikum entlassene Victor etwas trübt, wird schliesslich durch eine neue Botschaft, diesmal Bismarcks, gestört, die den preussischen Offizier heimbescheidet.

Der Krieg bricht herein. Der Stabsarzt von der Tzorn wird zur Landwehr einberufen; Rurick schreibt gleich nach der Kriegserklärung der Geliebten, sie möge mit den ihrigen das Land verlassen; sie seien zu Hause nicht in Sicherheit; Frankreich stehe in der Gewalt der Deutschen; Napoleon werde an Preussen die Hälfte seines Landes abtreten, der preussische Hof die Stellung des französischen einnehmen. Er findet damit aber keinen Glauben. Zwölfhunderttausend Deutsche werfen sich über das eingeschlafene Frankreich; auch das Mulzer'sche Haus wird von ihnen in Besitz genommen. Der Oberst will einen Widerstand organisiren, wird aber entwaffnet, „gekettet" und in eine deutsche Festung abgeführt. Die deutschen Soldaten verbreiten sich im Hause „wie giftige Insekten in einem schlecht vertheidigten Bienenstocke". Ein deutscher, bis zum Helm mit Koth bespritzter Offizier streckt sich auf dem Bette Elia's aus; ihre Stutzuhr, ihre Vasen, Leuchter, ihr Köfferchen mit ihren Liebesbriefen und den Bildnissen ihrer Theuren verschwinden aus ihrem Zimmer, und ihr Schreibpult wird geöffnet. Nur das Zimmer des Obersten mit dem Bargeld bleibt glücklicherweise verschont. Eine Flucht scheint anfangs nicht möglich. Um sie dennoch bewerkstelligen zu können, muss erst Elia die Keller öffnen lassen, damit sich die Einquartirten an den daselbst befindlichen Weinvorräthen berauschen, und den mit Heu und Stroh gefüllten Bodenraum eigenhändig in Brand stecken. In dem durch die Feuersbrunst entstehenden Tumulte entkommen dann die beiden Frauen, Elia und

ihre Mutter, in Begleitung ihres Dieners Julian. Aber die Flucht auf den von deutschen Soldaten überfüllten Wegen ist beschwerlich; die jeder Strapaze ungewohnte Frau Mulzer kann bald nicht weiter; so fallen die Flüchtigen Ulanen in die Hände, die sie mit sich fortführen. Die am Fusse wund gewordene Mutter wird, weil sie nicht gehen kann, von einem Soldaten mit dem Gewehrkolben auf die Schulter geschlagen; Elia eilt herbei, ein Bajonett (das eines Ulanen!) senkt sich gegen ihre Brust, bereit sie zu durchstossen. Auf die Beschwerde des Mädchens zieht der Offizier seinen Säbel und schlägt damit den schuldigen Soldaten grausam blutig. Julian und Elia tragen die Mutter weiter; keines der sie begleitenden „Thiere mit Menschenantlitz" kommt ihnen zu Hilfe. Endlich, nachdem sie in eine Hütte eingesperrt worden sind, finden sie Schutz durch den alten Herrn von der Tzorn, den Stabsarzt, der der Mutter Aufnahme in einem Militärlazarethe verheisst. Der dazu gekommene Oberst des Arztes will, ungestört durch seine Gegenwart, Elia kosend um die Hüfte nehmen. Dies erregt ihr das Gefühl, als ob ihr eine Kröte zu nahe komme; sie nimmt desshalb eine Hand voll Erde und wirft sie dem kühnen Verehrer ins Gesicht. Der Oberst gewinnt diesem etwas auffälligen Beginnen des elsasser Fräuleins eine gute Seite ab, scherzt darüber und — fällt zur Strafe noch an demselben Tage vor Strassburg von einer französischen Kugel. Der Stabsarzt sucht Elia damit zu beruhigen, dass er ihr den mächtigen Schutz seines Neffen Rurick verheisst, der am meisten dazu beigetragen habe, den Krieg vorzubereiten. Er habe ganz Frankreich ausgekundschaftet. Natürlich verfehlt diese Art der Beruhigung die Wirkung; Elia weiss jetzt, dass sie einen Spion zum Bräutigam hat, und es macht wenig Eindruck auf sie, als ihr von der Tzorn auch noch erzählt, dass selbst der Preussenkönig, sein Sohn und seine Minister 1867 nur nach Paris gegangen seien, um die wunden Stellen Frankreichs aufzuspüren. Darauf wird Frau Mulzer in einem Pachthofe untergebracht, wo Elia und eine patriotische Alte ihre Pflege übernehmen, während der ehrgeizige und servile Militärarzt Mailand ärztlichen Beistand gewährt, hoffend, sich dadurch den Dank des einflussreichen Rurick zu erwerben. Die Krankheit nimmt einen langsamen und gefährlichen Verlauf. Die Stille des infolge dessen lange bewohnten Pachthofes wird nur dadurch gestört, dass Elia gelegentlich französische Gefangene vorüberführen sieht, „entwaffnet, in Fetzen gekleidet, mager, verhungert, von Scham verzehrte Schattenbilder mit Augen voll Wuth oder vom Todeskampf verschleiert, von Preussen geführt wie wilde Thiere oder vielmehr wie die Verdammten Dante's, ein Spielzeug der Dämonen, eine menschliche Hekatombe zu Ehren Wilhelms und Napoleons". Eine weitere Abwechslung bringt Elia'n die Rettung eines für tot liegen gebliebenen, mit Kolbenstössen be-

arbeiteten französischen Soldaten, der ebenfalls in Pflege genommen und geheilt wird.

Am 10. September erhält das Mädchen eine Nachricht von Rurick durch dessen Burschen Fritz, der ihr den Brief des Bräutigams auf den Knieen überreicht. Rurick theilt ihr darin mit, dass sein Oheim von der Tzorn vor Strassburg ein Bein verloren hat, und er bittet sie, sich mit der kranken Mutter zu ihm nach Reims in seinen Schutz zu begeben. Die Mutter ist aber nicht reisefähig, und so macht sich Elia, von Mailand begleitet, ohne sie nach Reims auf. Sie wird unterwegs für eine Deutsche gehalten und deshalb überall mit eisiger Kälte aufgenommen. In einem Dörfchen sieht sie, wie deutsche Soldaten Matratzen, Möbeln und Wäsche auf Bahnwagen laden, die die Sachen nach Berlin fahren sollen. Und, o Schrecken, als Führer dieser „Räuberbande" entdeckt sie Rurick, der eben einen vor ihm befindlichen, sein Haupt demüthig neigenden Hauptmann zurechtweist. Unweit davon wird ein junger Freischärler erschossen, der mit einem „Es lebe Frankreich!" zu Boden sinkt. Ein zweiter, der Bruder des Erschossenen, der mit ihm zusammen sechs Deutsche ermordet hat, soll dasselbe Schicksal erleiden. Da stürzt Elia vor und erbittet von Rurick, vor dem sie plötzlich erscheint, Gnade für ihn. Der Gerettete dankt ihr, indem er ihr mit Blick und Geberde zu verstehen gibt, wie sehr er sie, die französische Geliebte eines preussischen Offiziers, missachtet. Rurick bringt die Braut in das Haus einer bonapartistisch gesinnten Familie, „für die die Börse das Vaterland, der Vortheil das Gesetz, eine gute Tafel das Ideal, Furcht und Feigheit die einzigen Triebfedern zum Handeln sind." Der Sohn des Hauses hat dank Rurick in's Ausland entweichen können und ist so dem unbequemen französischen Kriegsdienste entgangen. In dieser Familie kann es der patriotischen Elia nicht gefallen: sie versichert liebenswürdig dem gastfreundlichen Hausherrn, dass Männer wie er den Tod verdienen. Nachher sieht sie von ihrem Fenster aus den König Wilhelm vorbeiziehen, „einen hindostanischen Götzen, der die Reihen derer durchschreitet, die für ihn sterben sollen." „Blutdurst entzündet ihre Seele; . . ihre Hände krampfen sich, der Hass gegen die Könige berauscht sie . . . O, wenn nur Rurick seinen Revolver vergessen hätte! . . Mit gierigem Auge blickt sie im Zimmer umher . . . Nein! Ohnedem war es um den alten Fetisch geschehen." Elia widerfährt ausserdem noch das Herzeleid, sehen zu müssen, wie Rurick sich tief vor seinem Kriegsherrn verneigt und ihm die Hand küsst. Darob erfasst Ekel ihre Seele; ihr Geliebter ist ein Höfling, eine servile Seele; er küsst kriechend die Hand, die ihn züchtigt! Er erscheint ihr wie ein Schöps, der die Hand seines Schlächters küsst, und sie kann nicht umhin, dem Staunenden diesen Vergleich auch vorzutragen. Rurick

sieht ein, dass er die Geliebte aus dieser Umgebung bald wieder fortschaffen muss. Er lässt sie auf einem Lazarethwagen mit seinen schwer verwundeten Vettern Konrad und Franz von Stemback nach ihrem elterlichen Hause fahren, das durch die deutschen Soldaten nach der Brandlegung glücklich gelöscht worden war. Sie trifft dort die noch immer leidende Mutter und ihren Oheim, den Stabsarzt von der Tzorn, an; auch die entwendeten Sachen haben durch seine und Ruricks Bemühungen grösstentheils den Weg in das Haus zurückgefunden. Der Vater, Oberst Mulzer, kehrt ebenfalls, allerdings wie ein Verbrecher von Soldaten begleitet, aus der Gefangenschaft heim: ein schmerzliches Wiedersehen; denn alle sind um Jahrzehnte gealtert. Nur das obere Stockwerk wird noch von Preussen bewohnt, die den Einheimischen mit unterwürfiger Höflichkeit begegnen.

Inzwischen hat der „Judas" Bazaine Metz ausgeliefert. Vierzehn Tage später stellt sich, mit Lumpen bedeckt und schwer krank, Léonin, aus der Gefangenschaft entflohen, im Hause ein; er wird von Elia in zärtliche Pflege genommen. Sie lässt sich von ihm ohne Widerspruch versichern, er werde ihren Bräutigam mit Vergnügen töten. Geheilt enteilt er zum Heere Faidherbe's, der ihn mit offenen Armen aufnimmt und als Hauptmann in seine nächste Umgebung zieht. Victor, der Bruder Elia's, der sich den Vertheidigern von Paris angeschlossen hatte, wird bei Le Bourget gleichfalls gefangen genommen. Auf seinen Wunsch wird er nach Versailles in des abwesenden Ruricks Wohnung gebracht. Er vernichtet dort das Bildnis seiner Schwester und ihre Briefe, entweicht und gelangt, nachdem er unterwegs bei einer Jüdin Aufnahme und bergende Frauenkleider erhalten, glücklich zum Heere Aurelle de Paladines'. Sein Muth zieht bald die Aufmerksamkeit auf ihn; er wird mit einer Mission an Faidherbe betraut, den er auch erreicht, und bei dem er mit seinem Vetter Léonin zusammentrifft.

Auch Paris ist gefallen, das Ende des Krieges naht. Die Leiden der elsasser Familie sind aber noch nicht beendet. Victor führt eines Tages den bei Bapaume schwer verwundeten Léonin ins Haus. Die noch immer leidende Frau Mulzer erblickt den Kranken und bricht bei seinem Anblick tot zusammen. Rurick kommt gerade an ihrem Begräbnisstage an; von allen scheu gemieden, muss er getrennt hinter dem Leichenzuge einherschreiten. Elia, von Léonin und Victor angestachelt, weigert ihm ein Wiedersehen zu solcher Stunde; er muss wieder abreisen, ohne die Geliebte gesprochen zu haben. Seine Liebe ist aber noch immer nicht abgekühlt.

Léonin gesundet; zu seiner völligen Genesung ist nur noch ein längerer Aufenthalt im Süden erforderlich. Der alte Mulzer, der die Einverleibung des Elsass nicht miterleben will, beschliesst

darum, die Heimath zu verlassen, und siedelt sich bei Marseille in einem am Strande des mittelländischen Meeres gelegenen Landhause mit den Seinen an. Victor beschäftigt sich dort damit, republikanische Gesellschaften zu gründen. Nachdem aber in Paris der Kommunistenaufstand bewältigt war, kehrt er dahin zurück, um mit grösserem Ernste als früher seinen Studien obzuliegen. Er begegnet dort auf dem Pantheonplatze seinem zukünftigen Schwager Rurick. „Seine Haare sträuben sich bei diesem Anblick, er erbleicht, der Zorn schwellt seine Stirnadern, seine Zähne klappern wie bei einem Fieberanfall", und er redet ihn an: „Was treiben Sie hier, Sie Exspion! Haben Sie an unsern gestohlenen und verheerten Provinzen, an unsern Milliarden noch nicht genug? Was brauen Sie wieder? Welche Pestkeime bringen Sie mit sich; denn Ihre Anwesenheit kann Paris nur ein verhängnissvolles Vorzeichen sein." — „Mit welchem Rechte beschimpfen Sie mich," antwortet Rurik von oben herab; „Sie, der Sie als mein Gefangener das Wort gebrochen haben." — „Mein Wort einem Preussen! Und Ihr Beispiel, und das Ihres Pendeluhrenkönigs? Hat man Spionen gegenüber Rücksichten nöthig?" — „Das ist zuviel, Victor! Vergessen Sie die Bande, die uns einen?" — „Ich möchte lieber meine Schwester sterben als entehren sehen." Nach dieser liebenswürdigen Unterhaltung hetzt Victor den Strassenpöbel auf Rurik, der so genöthigt wird, in einem Nachbarhause zu verschwinden, das sich wie durch Zauber für ihn öffnet.

Ruriks Liebe bleibt immer noch unverändert. Um Elia's willen schlägt er fürstliche Verbindungen aus und, sobald die Trauerzeit um die verstorbene Mutter abgelaufen, eilt er nach Marseille, wo er die Geliebte träumerisch am Meeresstrande lustwandelnd antrifft. Léonin horcht aus der Ferne dem Gespräche der Liebenden zu. Elia hegt in ihrem Innern noch immer Neigung für den Preussen; aber sie kann die seine nicht mehr werden: Nationalität und politische Gesinnung treten trennend zwischen sie; er verehrt, was sie verabscheut, seine Freuden sind ihr Leiden, sein Glück ist ihr Kummer. Ihre Liebe muss dem Vaterlande aufgeopfert werden. Elia will Rurick den Ring zurückgeben und wirft ihn, da er seine Annahme verweigert, ins Meer. Ruricks Thränen vermehren nur ihren Schmerz. Nach einem letzten, innigen Scheidekusse muss der Deutsche als Besiegter von dannen ziehen, zur Wonne des lauschenden Léonin, der sich sofort zum Nachfolger anbietet. Elia verspricht auch, die seine zu werden; „aber erst an dem Tage, wo das republikanische Frankreich die Hoffnung haben wird, die französische Fahne auf den Domen von Strassburg und Metz wehen zu sehen."

Frau Hager vertritt in ihrem Romane den Grundsatz, dass die

Liebe zum Vaterlande der Liebe zu einem Landesfeinde vorangehen müsse. C. Gibrac in seinem *Lothringen*[1]) behandelt in Romanform die verwandte Frage: „Hat ein Sohn Pflichten gegen seinen dem Vaterlande feindlichen Vater?“ Der Vater ist ein Spion in deutschem Dienste, ein polnischer Graf Boldeski, der, nachdem er sein Vermögen von einer Million verbracht und eine Zeit lang von Auskunftsmitteln seinen Unterhalt bestritten, sich hat zu einer Wechselfälschung hinreissen lassen. Die Strafe ist ihm wie Aimards Baron Friedrich gegen die Verpflichtung erlassen worden, Spionendienste zu leisten. Zur Beaufsichtigung ist ihm ein Gefährte beigegeben worden, dessen Frau er einst verführt hat, und der aus Rache dafür keine Gelegenheit versäumt, ihm seine Erniedrigung vorzuhalten. Zu Anfang der Erzählung erscheint dieser polnische Graf mit seiner jungen schönen Frau und mit seinem ständigen Begleiter in einem kleinen lothringischen Badeorte, wo auch sein Sohn Lavigne, der seinen richtigen Vater nicht kennt, als Adjutant des ebenda befindlichen Generals Pellegrier weilt. Der französische Lieutenant hält sich für den rechtmässigen Sohn des Fabrikbesitzes Lavigne; er weiss nicht, dass einst Boldeski, von diesem gastfreundlich aufgenommen, seine Mutter verführt und dann den Betrogenen im Zweikampf getötet hat. Er begreift darum auch nicht, warum seine Mutter ihn, die Frucht eines Ehebruchs, jederzeit theilnahmslos wie einen Fremden behandelt hat. Eine bedenkliche Verwicklung tritt dadurch ein, dass Lavigne zur Frau Boldeski's eine leidenschaftliche Liebe fasst, die ebenso leidenschaftlich erwidert wird, und die, namentlich infolge der Sinnlichkeit der Boldeska, beinahe wiederum zum Ehebruch geführt hätte. Der Graf nimmt die drohende Gefahr wahr; er begiebt sich deshalb zu Frau Lavigne und verlangt von ihr, sie solle ihren Sohn bestimmen, von der Werbung um seine Frau abzustehen. Ein Zweikampf zwischen ihm und Lavigne ist eine Unmöglichkeit. Die Mutter lässt den Sohn zu sich kommen, der inzwischen seinen Abschied aus dem französischen Militärdienste genommen und mit der Boldeska eine Flucht verabredet hat. Sie sucht ihm das bindende Versprechen abzunehmen, auf seinen Plan zu verzichten. Er weigert sich aber dessen; nur dann werde er ihr gehorchen, wenn sie ihn wie eine wirkliche Mutter in ihre Arme schliessen und dauernd in ihr Herz aufnehmen wolle. Frau Lavigne kann ihre unüberwindliche Abneigung gegen den eigenen Sohn auch in diesem Falle noch nicht bemeistern; sie steht im Begriff, ihm das schwere Geständniss ihrer Verschuldung zu machen, um ihn von dem vorgenommenen Schritte abzuhalten. Das Opfer wird ihr jedoch dadurch erspart, dass im letzten Augenblicke ihre Nichte mit der Nachricht ins Zimmer dringt, der Krieg

---

[1]) *Lorraine!* Paris 1885.

sei erklärt. Lavigne hann nun sein Abschiedsgesuch nicht mehr aufrecht erhalten und muss auf seinen Entführungsplan verzichten. Das patriotische Feuer flackert bei ihm mit solcher Gluth auf, dass seine Mutter bei dieser Beobachtung ihren Widerwillen gegen ihn aufgibt und ihm, dem echten Sprössling des eigenen französischen Blutes, nunmehr in die Arme fällt. Lavigne ist so genöthigt, der Boldeska mitzutheilen, dass die auf sein Drängen beschlossene Flucht aufgegeben werden müsse. Sie hat indessen, auf ihn vertrauend, durch einen zurückgelassenen Brief ihrem Gatten die Entweichung angemeldet und sich damit den Weg zur Rückkehr abgeschitten. Lavignes Entschlusswechsel, den er, sein Unrecht einsehend, ihr mit aller Schonung mittheilt, bringt sie in Wuth und Verzweiflung; sie enthüllt dabei ihre Herzlosigkeit, verschmäht alle vermittelnden Anerbietungen und kehrt zu ihrem Gatten zurück, der mit ihr abreist, als sei nichts geschehen. Sein Stolz verbietet ihm, auch nur im geringsten zu verrathen, dass er um ihre Treulosigkeit und ihren Plan gewusst habe.

Der Krieg ist bald im vollen Gange, wird aber vom Verfasser nicht weiter geschildert. Er begnügt sich, ihn als eine Kette von Niederlagen und Unglücksfällen zu bezeichnen. Den Deutschen gereichten selbst ihre Fehler zum Vortheil. Nichts sei weniger begründet als der Ruf von der wunderbaren Leitung und Organisation des deutschen Heeres. Zum Beweise dafür führt Gibrac eine Stelle aus Duquets Fröschwiller, Châlons, Sedan an, der selber Rüstow's Krieg um die Rheingrenze (Zürich 1871) citiert, und macht er sich auch sonst Duquets Folgerungen zu eigen, die der heutigen allgemeinen Kriegsauffassung seitens der Franzosen entsprechen. Genauer geschildert wird nur der Kampf bei Saint Privat, worin dem General Pellegrier, der eine Brigade des 6. Corps führt, und seinem Adjutanten Lavigne Rollen zugeschrieben werden. Die deutsche Garde dankt danach ihren Sieg nur dem Umstande, dass Bazaine ausdrücklich dem französischen Heere Beharren in der Defensive vorgeschrieben hatte. Beim Rückzuge muss Lavigne mit einer kleinen Abtheilung die Deckung übernehmen. Dabei fällt der Graf Boldeski, der als Ulanenoffizier erscheint, mit seiner waghalsigen kleinen Schar in seine Gewalt. Auf Befehl des Obersten soll Lavigne den Spion erschiessen lassen. Boldeski ist bereits an einen Baum gestellt, und die Gewehre der französischen Soldaten sind gegen ihn gerichtet. In diesem Augenblicke bittet er Lavigne, seinen Sohn, ihn zu umarmen, was dieser, ebenso sehr von einem unerklärlichen Instinkte wie von Mitleid getrieben, auch thut. Er will eben den Befehl zum Feuern geben, da eilt seine Mutter, die von seiner Anwesenheit in der Nähe ihres Ortes erfahren hat und ihn aufzusuchen kam, auf ihn zu und gesteht ihm, um das Schreckliche zu verhindern,

dass der Graf sein Vater ist. Ein gewaltiger innerer Kampf entspinnt sich in der Brust Lavigne's. Die verfolgenden Preussen nahen; ein Entschluss muss sofort gefasst werden. Sein soldatisches Pflichtgefühl siegt, und er wendet sich gegen seine Soldaten, um „Feuer!“ zu kommandieren. Aber der heroische Vatermord wird ihm erspart: eine feindliche Salve streckt Vater, Mutter und Sohn zu Boden. Lavigne hatte nur noch die Kraft, sich auf seine rechte Hand gestützt etwas zu erheben und den Deutschen entgegenzurufen: „Es lebe Frankreich!“

Eine andere Romangattung vertritt Erckmann-Chatrian's *Brigadier Friedrich*[1]). Man könnte ihn als empfindsamen Roman charakterisieren, nicht etwa weil die Verfasser darauf ausgehen, feine und zarte Gemüthsbewegungen und Geisteserregungen spitzfindig zu zerlegen, sondern weil sich die Erzählung durchaus an das Gemüth der Leser wendet, in ihnen inniges Mitgefühl für die geschilderten Personen zu erwecken unternimmt. Durch den in die Form einer Ich-Erzählung gekleideten Roman geht ein tief schwermüthiger Zug. Seine Helden sind fast durchaus leidend und lassen ziemlich ohne Gegenkampf die Gewaltsamkeiten und Härten ihrer deutschen Bedränger über sich ergehen. Die Wirkung dieser Darstellungsweise ist offenbar grösser als die der vorher besprochenen Romane, worin die deutschen Galgenstricke auf ebenbürtige Gegner stossen und manchmal mehr als die ihnen gebührende Strafe finden. Ein französischer gläubiger Leser wird das Buch schwerlich ohne tiefen Groll und ohne Rachegedanken gegen die deutschen Bösewichter aus der Hand legen, die so guten Menschen, wie den elsasser Helden der Erzählung, so schweres Leid zugefügt haben. Selbst deutsche Leser können sich vor ähnlichen Empfindungen nur dadurch retten, dass sie sich in Erinnerung halten, es liege eben nur ein tendenziöses Phantasiegebilde vor.

Auf den Erzähler, einen elsässer Förster, häuft der Feldzug von 1870/71 so sehr Unglück über Unglück, dass schliesslich seine ganze Familie untergeht. Er lebt vor der Kriegserklärung glücklich und ruhig mit Mutter und Tochter in seinem Waldhause. Das Mädchen soll bald mit einem jungen, musterhaft lebenden Forstgehilfen, dem vermuthlichen Amtsnachfolger ihres Vaters, durch die Ehe verbunden werden. Einen Schatten wirft das häufige Erscheinen von fremden bairischen Holzfällern in den elsässer Forsten voraus, die die Wirthshäuser mit dem Qualme ihrer Porzellanpfeifen anfüllen, nach allem fragen, sich voll stopfen, wie Leute, die ihren Lebensunterhalt leicht verdienen, die in Reih und Glied marschieren und durch ihr Betragen den Verdacht erwecken, Spione zu sein. Der Krieg beginnt. Die

---

[1]) *Le brigadier Frédéric.* 5 éd. Paris. o. J.

Franzosen werden geschlagen, und die deutsche Landwehr besetzt den Elsass, der unter deutsche Verwaltung tritt. Kaum hat Herr von Bismarck-Bohlen in Hagenau die Leitung der Geschäfte in die Hand genommen, als ein Wagen die einheimische Bevölkerung in Aufregung versetzt. Er glich denen, die vor Erfindung der Eisenbahnen den nach Amerika auswandernden Deutschen dienten, d. h. er war von auffälliger Länge und mit Strohsäcken, Spindeln, Bettgestellen, Kochtöpfen, Laternen u. s. w. belastet. Auf ihm befand sich ein kothbedeckter Hund, eine schlecht gekämmte Frau und eine Brut von Kindern mit ungeputzten Nasen; neben ihm ein Mann, der die vorgespannte Mähre am Zügel führte. „Unter der Plane, nahe der Deichsel, suchte die schon alte, gelbe und runzlige Frau, die Haube der Quere, den verwilderten Haarwuchs der Kinder nach Ungeziefer ab, Knaben und Mädchen, die wie Ameisen im Strohe wimmelten, sämmtlich flachsblond, bausbäckig und schmeerbäuchig wie alle Kartoffelesser. Es war ein Schauspiel wie das der Zigeuner". Diesem ersten Wagen folgten andere, in endloser Reihe: „alte Einspänner, Korbwagen, Kremser, zwei und vierrädrige Kaleschen, angefüllt mit Greisen und sonderbar aufgeputzten Frauen und Mädchen in Kleidern, wie man sie vierzehn oder zwanzig Jahre vorher bei den Frauen von Zabern gesehen hatte, mit grossen mit Papierrosen besetzten Hüten auf den gelben Haaren und mit Zöpfen, ähnlich den Rattenschwänzen der alten Grossväter. Die Männer sprachen alle Arten schwer verständliches Deutsch. Sie hatten Gesichter von allen Formen: die einen dicke und geschwollene, mit Patriarchenbärten, die andern Gesichter wie Messerklingen; sie trugen den alten Schnürrock bis an das Kinn zugeknöpft, um das Hemde zu verbergen; ihre Augen waren hellgrau, ihre Backenbärte roth, starr und borstig. Andere waren klein, rund, lebendig, in ständiger Bewegung. Alle stiessen beim Anblicke der elsasser Thäler Rufe der Bewunderung aus, wie man von den Juden bei ihrem Einzug in das gelobte Land erzählt." Diese sonderbaren Einwanderer waren deutsche Beamte: Steuerbeamte, Schreiber, Schulmeister, Förster u. s. w., bestimmt, die einheimischen Beamten abzulösen, die nicht in deutsche Dienste übertreten wollten. Sie richteten sich bald im Elsass häuslich ein, dessen Reichthum sie mit Staunen erfüllte; doch blieb ihnen die Erinnerung an die „Loumpéstrasse", die sie bis dahin bewohnt hatten. „Diese Erinnerung machte sie sehr sparsam: sie tranken einen Schoppen zu zweien, und jeder bezahlte seinen Theil; sie handelten mit Schuster und Schneider um Heller; sie fanden an allen Rechnungen etwas auszusetzen und schrieen dabei, als ob man sie schinden wollte; der geringste Schuhflicker bei uns hätte sich der Knauserei dieser neuen Beamten geschämt". Auch an den Erzähler tritt die Frage heran, ob er in deutsche Dienste

treten wolle. Trotz aller Katzenfreundlichkeit des deutschen Oberförsters lehnt er das Anerbieten mit stolzem Selbstbewusstsein ab. Leiden über Leiden brechen nun über ihn herein. Er muss mit Mutter und Tochter das geliebte Forsthaus verlassen und seine Wohnung unter dem Dache eines geringen Wirthshauses aufschlagen. Am schwersten fällt der Umzug der Grossmutter, die sich in die traurige Veränderung nicht finden kann. Doch mit Hilfe des zukünftigen Schwiegersohnes geht alles gut von statten. Dieser selbst entweicht bald darauf, um sich einer Freischar anzuschliessen. Auf Veranlassung eines ihm übel gesinnten elsasser Bahnwärters, bei dem ein deutscher Hauptmann wohnte und dessen grosse und schöne Töchter für Mägde des Deutschen galten, werden dem Erzähler seine zwei Kühe abgenommen, deren Milch zur Erhaltung der alten Mutter diente. Diese wird schwer krank. Der Förster geht nach Pfalzburg, um einen Arzt herbeizuholen; er geräth dort in einem Wirthshause mit seinem Feinde zusammen, der aus Rache bewerkstelligt, dass ihm ein Ausweisungsbefehl ertheilt wird. Der Förster muss die sterbenskranke Mutter verlassen und zieht nach St. Dié, wo sich ein ehemaliger Vorgesetzter von ihm seiner annimmt. Die Grossmutter stirbt, und die Tochter zieht dem Vater nach; sie führen traurig in einer bescheidenen Wohnung ein stilles zurückgezogenes Leben. Schliesslich erkrankt auch die Tochter: sie hat bei Abwehr der deutschen Soldaten, die ihres Vaters Kühe wegnehmen wollten, einen Kolbenstoss erhalten, und dies hat bei ihr ein schweres Leiden hervorgerufen. Doch hält sie sich bis zum Friedensschlusse. Da erreicht sie die Nachricht, dass ihr Bräutigam im Kampfe verwundet worden und seiner Wunde erlegen ist. Diese Kunde bewirkt auch ihren Tod, und der verzweifelte, vaterlandslos gewordene Förster bleibt somit von seiner ganzen Familie allein zurück.

Einige Verwandtschaft mit dieser Erckmann-Chatrian'schen Rührerzählung zeigt A. Daudet's *Robert Helmont*[1]) insofern, als auch in ihm die Form der Ich-Erzählung gewählt ist, und als man auch hier in die Waldeinsamkeit geführt und in empfindungsvolle Stimmungen versetzt wird. Dies ist aber die ganze Aehnlichkeit. Das Eigenthümliche in dem auch in Deutschland ziemlich bekannten Daudet'schen Werke besteht in dem Kontraste zwischen der Verlorenheit des Helden im einsamen Forste und dem mächtigen Kriegsringen, das unweit davon zwei Völker mit einander führen. Ueber die Entstehung seines Buches giebt Daudet selbst eingehend Auskunft. Vor Ausbruch des Krieges, am 14. Juli 1870, zog er sich im Sommeraufenthalte bei Champrosay in der Umgegend von Paris bei einem Ringkampf einen Beinbruch zu, der ihn während der

[1]) Paris 1873 u. 1891.

ersten sechs Kriegswochen ans Bett fesselte. Die Leiden seines Vaterlandes und die seines Körpers vereinigten sich, um ihn in eine tiefsinnige, niedergeschlagene Stimmung zu versetzen. Er gehörte zu den letzten pariser Sommerfrischlern, die in die Stadt zurückkehrten. Einige Tage, nachdem dies geschehen, besuchte er nochmals sein verlassenes Landhaus; dabei fand er Champrosay und die benachbarten Ortschaften verödet und still; nur ein alter Bauer war in dem Dorfe zurückgeblieben. Daudet will ihn mitnehmen, erhält aber von ihm zur Antwort, er sei zur Auswanderung zu alt; mit seinen Kartoffeln, seinem Weinvorrath, einigen Hühnern und seinem Schweine werde er schon durchkommen. In der That findet ihn Daudet nach Einstellung der Feindseligkeiten frisch und munter in Champrosay wieder. Die Deutschen waren durch die Ortschaft nur hindurchgezogen, ohne sie zu besetzen. Da die französischen Waldhüter nach Paris abberufen waren, so konnte der Bauer, von einigen Wilddieben dabei unterstützt, ungestört Holz fällen und Rehböcke und Fasanen abfangen. Stiess man in der Nähe der Steinbrüche auf einen vereinzelten Preussen, „so wurde ihm seine Sache schnell und geräuschlos besorgt“.

Auf dieser Grundlage baut Daudet seinen R. Helmont auf. Er leiht diesem, einem Maler, den eigenen Unfall und die eigenen Empfindungen zu Beginn des Krieges, lässt ihn dann einsam in einem versteckten Forsthause während der pariser Belagerung zurück und sich dort in Betrachtungen der Waldesstille und der Aeusserungen des Krieges ergehen, die ihn bis in seinen verlassenen Winkel verfolgen. Er hört den Donner der Festungs- und Belagerungsgeschütze, sieht ein Luftschiff über sein Haupt hinziehen, nimmt eine erschöpfte Brieftaube in seine Pflege und macht unbeachtete Wanderungen nach Champrosay, wo nur ein Bauer zurückgeblieben ist. Dieser ist einmal nahe daran, gehenkt zu werden; er rettet sein Leben dadurch, dass er, schon hängend, das ihm zufällig bekannt gewordene Nothzeichen der Freimaurer macht. Ein deutscher Offizier, ein wirklicher Freimaurer, sieht dies und hindert die Vollstreckung des Urtheils. Zum Danke dafür ermordet der Bauer einen deutschen Soldaten nach dem andern, indem er jedesmal, wenn er einen derselben vereinzelt antrifft, ihn meuchlings überfällt und mit einer grossen Gartenscheere von hinten ersticht. Die Ermordeten bleiben, nachdem er sie geplündert, den Raubvögeln zum Frasse überlassen.

Die Deutschen, diese Ueberfälle bemerkend, machen auf den Bauern Jagd. Er findet vorübergehend eine Zufluchtsstätte in der versteckten Klause Helmonts, verlässt diesen aber wieder, um seinem Mörder- und Räuberhandwerk weiter nachzugehen. Zwischenein verirren sich einige kleine deutsche Abtheilungen in die Nähe des

Einsamen, wo sie als Plünderer und Säufer auftreten. Es kostet Helmont Ueberwindung, nicht einen derselben, der sich ahnungslos auf einer Steinbank ausstreckt, niederzuschiessen. Schliesslich unternimmt er es mit dem Bauern, der ihn wieder aufsucht, nach Paris hineinzugelangen. Ohne Erfolg, weil sein Begleiter es nicht unterlassen kann, eine alleinstehende deutsche Schildwache niederzustechen, das zweiundzwanzigste Opfer seiner Mordsucht. Der Bauer findet bei dem darauf folgenden Fluchtversuche den wohlverdienten Tod; Helmont dagegen, von einem französischen Arzte aufgenommen und verborgen gehalten, entkommt und kehrt in seine Waldstätte zurück, wo er das Ende der Belagerung und des Feldzugs erwartet.

Die Darstellung hat die Form eines Tagebuchs Helmonts, in dem sich der Dichter gewissermassen selbst verdoppelt. In den beigegebenen Holzschnitten sind Helmont auch die Gesichtszüge Daudets beigelegt. Der Rahmen der Erzählung ist der Wirklichkeit entlehnt; selbst die Ermordungen werden von Daudet als thatsächlich behauptet. Die Betrachtungen des Helden ergeben sich aus seinen Verhältnissen und legen von der Beobachtungsgabe, dem Natursinn und der Schilderungskraft des Verfassers Zeugnis ab. Auf freier Erfindung beruhen die eingeflochtenen Schilderungen der Deutschen, die auch von Daudet in Kriegsbeleuchtung d. i. grau in grau gemalt werden. Trommel und Pfeife der Deutschen erscheinen ihm als Begleitungsmusik zu einem Tanz von Kanibalen, die deutschen Krieger als West- und Ostgothen, unwürdig die schöne Heerstrasse von Ile de France zu betreten. An einer Stelle malt er mit kräftigen Zügen, wie sie sich über ein Fass Wein herstürzen, berauscht alles zertrümmern, das Fass umtanzen und schliesslich sich in blutige Raufereien einlassen; dann wie einer derselben zurückkehrt, um dem Fasse auf den Boden zu sehen, vergnügt sich auf eine Bank hinstreckt, ein Lied mit dem Kehrvers „Lieb, Lieb Mai“ anstimmt und, nach der beigegebenen Zeichnung, sehr schwankend abzieht. An andern Stellen schildert Daudet, wie französische Bauern von den Deutschen mit Gewehrkolben und Säbelscheiden bearbeitet werden, deutsche Offiziere grosse Spiegel als Zielscheiben benutzen u. dgl. m. Auch pariser Freischärler besuchen Helmont zu Anfang der Erzählung; er schenkt ihnen ein Huhn, sie nehmen aber vier mit. Obgleich der Verfasser den mordenden Bauern verurtheilt, seine Handlungsweise durch den ihm widerfahrenen Verlust von Hab und Gut erklärt und durch seinen Tod eine ausgleichende Gerechtigkeit herstellt, so wird ihm doch eine deutlich erkennbare Sympathie zugewandt, die bei einem Schriftsteller von der Bedeutung Daudets überrascht und sich durch ein Entgegenkommen gegen den Geschmack der französischen Chauvinisten wohl erklären, aber nicht entschuldigen lässt.

Ganz tendenzlos ist Fr. Coppée's *Idylle während der Belagerung*[1]). In ihr dienen die Ereignisse des Krieges im Wesentlichen nur dazu, um Kontrastwirkungen zwischen dem Unglücke der Gesammtheit und dem Liebesglücke eines Einzelnen hervorzubringen und um die Selbstsucht der Liebe um so deutlicher zu kennzeichnen. Der Held der Erzählung, ein junger Bureaubeamter, dessen Herz durch eine junge Frau (in einem deutschen Romane wäre es ein junges Mädchen) zum ersten Mal zum Schlagen kommt, ist so von seiner Leidenschaft erfüllt, dass die das ganze französische Volk aufwühlenden Wechselfälle des Krieges und der Belagerung von Paris fast keinen Eindruck auf ihn machen. Die grössten, betrübendsten Schreckenstage sind für ihn die Tage des höchsten Glückes. Der Krieg gibt so in der Erzählung nur den dunklen Hintergrund ab, von dem sich das zärtliche Treiben des Liebenden hell abhebt.

Gabriel ist als einziger Sohn einer Wittwe von thätiger Theilnahme am Feldzuge befreit. Zwar schlägt am Tage der Kriegserklärung auch sein Herz höher; er muss sich aber damit begnügen, dem regen Treiben auf den Strassen, den „Nach Berlin!" rufenden Blusenmännern, den vorbeiziehenden Regimentern und den Scenen des Abschiednehmens zuzuschauen. Vor dem Strassburger Bahnhofe bitten ihn zwei junge Frauen, ihnen einen Platz vor ihm einzuräumen, damit sie besser sehen können. Es entsteht ein Gedränge; die eine Frau, Eugenie, wird fast zwischen die Räder eines Proviantwagens geworfen und nur durch Gabriel, der sie rechtzeitig in seinen Armen auffängt, vom Ueberfahren gerettet. Damit ist die Bekanntschaft angeknüpft. Gabriel begleitet die Beiden ein Stück auf ihrem Nachhausewege. Er erfährt dabei, dass die eine von ihnen, Frau Henry, eine grosse, unternehmende und leichtfertige Brunette, von ihrem Manne geschieden, die andre, Eugenie, mit einem rohen und ungebildeten Holzhändler vermählt ist, der sie um ihres Vermögens willen geheiratet hat und, nachdem dies grossentheils verloren, seinen Aerger über die schlechten Geschäfte im Kneipenleben zu vergessen sucht. Er kehrt keinen Abend vor Mitternacht heim; die zart angelegte junge Frau verbringt daher ihre Abende grossentheils bei ihrer Freundin, Frau Henry, deren munteres Wesen sie aufheitert und die häuslichen Sorgen etwas vergessen lässt. Gabriel wird von Frau Henry zu einem Besuche eingeladen. Der schüchterne Jüngling, auf den die nur verschleiert gesehene Eugenie einen tiefen Eindruck gemacht hat, entschliesst sich auch zu diesem Besuche, der ihm als ein grosses und gewagtes Unternehmen erscheint. Nach Art der Feigen, die einer Gefahr entgegengehen, macht er erst grosse Umwege, um dann schliesslich fast im Laufschritt dem ersehnten Ziele

[1]) *Une idylle pendant le siège.* Paris 1874.

zuzueilen. Er findet Frau Henry zu Hause, die seine aufkeimende Liebe zu Eugenie bemerkt hat, ihn damit neckt und sich ein Vergnügen daraus macht, die beiden zusammenzuführen. Sie bewerkstelligt dies dadurch, dass sie Gabriel zu den Abenden einladet, die sie mit der Freundin in ihrer Wohnung verbringt; er soll ihnen, während sie Handarbeiten vorhaben, das Petit Journal vorlesen. Glückerfüllt von dieser verlockenden Aussicht, vernimmt Gabriel auf dem Heimwege fast ohne Theilnahme von dem Gefecht bei Saarbrücken.

Den folgenden Abend findet die erste Zusammenkunft zwischen den Dreien statt. Eugenie ist ebenso schüchtern und zurückhaltend wie Gabriel. Der Jüngling betrachtet sie, ohne sie zu sehen, lauscht ihr zu, ohne sie zu hören. Sie erscheint ihm wie im Nebel, und er findet keine bessere Unterhaltung als vom Wetter zu sprechen. Als er nach eingenommenem Thee das Petit Journal lesen soll, schwanken ihm die Zeilen vor den Augen; er liest zwar, aber er weiss kaum, was er liest. Eugenie hat die Augen beharrlich auf ihre Arbeit gerichtet, nur ein paar Mal kreuzt sich ihr Blick flüchtig mit dem Gabriels. Als es Zeit zum Nachhausegehen ist, lehnt sie scheu seine Begleitung ab und macht sich schnell davon. Auch Gabriel verlässt bald darauf Frau Henry. Auf dem Nachhausewege macht er sich Vorwürfe wegen seines einfältigen Benehmens, und Eugenies Kühle gegen ihn schlägt ihn nieder. Er erfährt unterwegs den Verlust der Schlacht bei Weissenburg. Die schlimme Nachricht bringt ihn einen Augenblick von seinem Liebesschmachten ab; aber kaum ist er in seinem Zimmer, so sind seine Gedanken schon wieder bei Eugenien, während ganz Paris von der Niedermetzelung einer französischen Division und dem dabei vergossenen Blute erfüllt ist.

Es folgen die langen aufregenden Tage des Augusts 1870. Der Reihe nach treffen die Unglücksbotschaften von der Schlacht bei Spichern, von der Belagerung von Strassburg, der Einschliessung von Metz ein. Die Abgeordnetenkammer sitzt ohne Unterbrechung; Minister werden wüthend gestürzt; die Linke wird herrisch und drohend. Dann bleiben die Nachrichten aus. Man begann auf der Strasse zu leben. Die Menge nahm leichtgläubig alle Fabeln hin. Alle Tage änderte sich das Stadtbild. Gestern erfüllten die lächerlich gekleideten Löschmannschaften der Provinz die Strassen, heute thun es schmutzige, halb bekleidete, oft trunkene alte Soldaten und Ersatzmannschaften, morgen unbewaffnete Mobilen. Den einen Tag flaggte Paris auf das falsche Gerücht eines Sieges, den andern Tag lief man auf die Wälle und Befestigungswerke, um sich von ihrer Stärke zu überzeugen. Ein kriegerisches Fieber erfasst alle Bürger, und sie erlernen auf den Kasernenhöfen das Kriegshandwerk. Durch die Vor-

städte ziehen die Bewohner der Bannmeile mit Möbeln, Frauen, Kindern und Vieh ein. Von alledem wird Gabriel nur wenig berührt. Er hatte Eugenie bei Frau Henry wiedergesehen und traf jetzt dort mit ihr den einen Tag um den andern zusammen. Als sie ihn so schüchtern sah, hatte sie ihm mit mehr Zuversicht zu antworten begonnen, ihm manchmal auch einen sympathischen Blick zugeworfen. Eines Abends redete sie ihn sogar zuerst an, und sie konnte nicht umhin, traurig über die unsagbare Freude zu lächeln, die ihm dies machte. Er ahnte nicht, welchen Fortschritt er durch seine stille Bewunderung, sein zurückhaltendes Wesen im Herzen der jungen Frau gemacht hatte, und auch sie selbst war sich dessen nicht bewusst. Eines Abends, Ende August, darf endlich Gabriel die Geliebte auch nach Hause begleiten; ihr Mann war auf einige Tage nach Chartres verreist, so dass eine Begegnung nicht zu befürchten stand. Eugenie warnt ihn unterwegs, allzuviel Freundschaft für sie zu empfinden, und schlägt ihm vor, nicht mehr zu ihrer Begegnung zu Frau Henry zu kommen. Er antwortet ihr mit einem Schluchzen, und sie fühlt eine heisse Thräne aus seinen Augen auf ihre Hand fallen. So kommt es zum Ausbruch ihrer Gefühle. Eugenie sucht den Weinenden zu beruhigen, zu trösten; eng zusammengedrängt wandern sie unter den Zweigen der Strassenbäume. Sie erzählt ihm ihre Lebensgeschichte; er verschlingt sie mit den Augen und will auch das Unbedeutendste ihrer Erlebnisse wissen. Sie gestehen einander ihre Liebe nicht mit Worten; aber sie lesen sie einander an den Augen ab. So gelangen sie an das Thor des Holzhofes; sie reicht ihm die Hand zum Abschiede; aber plötzlich liegen sie einander in den Armen, Lippe gegen Lippe gepresst. Dann entreisst sich Eugenie, und Gabriel bleibt unbeweglich vor dem Thore zurück, die Augen zum Himmel gewandt, die Hände zitternd wie die eines Greises, das Herz bewegt. Er wäre am liebsten vor Glückseligkeit gestorben.

Die abendlichen Begegnungen bei Frau Henry genügen nun den Liebenden nicht mehr; sie treffen sich auch am Tage und machen Spaziergänge an den Seineufern. Gabriel, muthiger geworden, spricht nun von seiner Liebe auch in Worten mit all dem Feuer einer ersten Neigung. Die zweite verabredete Begegnung fällt auf den 4. September, den Tag, wo die Nachricht von der Sedanschlacht nach Paris gelangte und zur Beseitigung des französischen Kaiserthums führte. Es war unmöglich, in dem vom Verfasser anschaulich geschilderten Aufruhr des Tages die Geliebte aufzufinden, und dies ist an dem denkwürdigen Tage für Gabriel die Hauptsache. Wie im Traume sieht er die Massenversammlungen auf den Plätzen und Strassen, die beginnende Zerstörung der kaiserlichen Adler und Wappen, die friedliche Erstürmung von Abgeordneten- und Rathhaus.

Sobald der Abend gekommen, eilt er zu Frau Henry, die er nicht zu Hause antrifft: Eugenie bleibt diesen Tag also für ihn unerreichbar. Als er am nächsten Morgen Frau Henry aufsucht, findet er sie in der Gesellschaft eines zweifelhaften Vetters, eines jungen blonden Offiziers der Mobilen, der ihn mit misstrauischen Blicken betrachtet. Er erfährt von ihr, dass Eugenie von ihrem Manne zu ihren Eltern nach der Provinz geschickt werden solle, und bleich und halb ohnmächtig schleicht er von dannen.

Die Versuche, Eugenie in den nächsten Tagen wiederzusehen, scheitern. Seitdem Frau Henry ihren Vetter gefunden hat, ist sie fast nie mehr zu Hause. Er ist in Verzweiflung. Inzwischen sind die Preussen bis vor Paris gerückt, und Gabriel tritt wie jedermann in die Nationalgarde ein. Er gehörte einem Bataillone an, das grösstentheils aus Professoren und Dekorirten bestand, das nur „Es lebe Frankreich!“ rief und darum für reaktionär galt. Besonders gern zog er des Nachts auf die einsame Wache, wo er auf dem Walle stehend im Mondesschein, den Blick in die Ferne gerichtet, sich den Träumereien seiner Liebe hingeben konnte. Das Unglück des Vaterlandes kommt ihm nur hin und wieder zum Bewusstsein, insbesondere eines Tages, als er nach einem unglücklichen Ausfallsgefecht die geschlagenen Truppen zurückkehren und hinter ihnen die Verwundeten vorbeifahren sah. Aus einem Lazarethwagen schafft man einen Verwundeten mit geöffnetem Unterleibe heraus und lässt ihn auf der Strasse sterben. Bei dem Gedanken, dass Tausende und aber Tausende ein ähnliches Schicksal erdulden, während sein Leben in weichlicher Trägheit dahinschleicht, steigt ihm die Schamröthe ins Gesicht, und er fragt sich, ob er kein Ungeheuer sei.

Die pariser Belagerung dauert bereits sechs Wochen. Die Hoffnungen der Einsichtigen begannen zu sinken; die Stadt nahm einen düsteren Charakter an, wurde unreinlich. Auf den Strassen Nationalgardisten mit immer vernachlässigter, oft schmutziger Uniform; flüchtige Bauern in ganz neuen Häusern, worin sie Kaninchen und Geflügel aufzogen; schlecht beleuchtete und zeitig geschlossene Läden. Eines Tages sieht Gabriel Eugenie am Arme eines hochgewachsenen Nationalgardisten, ihres Mannes. Während er sie fern glaubte und sich nach ihr sehnte, war sie in Paris, in seiner Nähe geblieben. Am Abend desselben Tages eilt er zu Frau Henry, die er auch glücklich antrifft; sie sagt ihm, dass auch Eugenie ihn vermisst habe. Bald trifft auch sie ein; unbeweglich, zitternd, bleich, vor Rührung halb erstickt stehen die Liebenden einander gegenüber. Sie kommen erst zur Besinnung, als Frau Henry Gabriel nach alter Weise zum Vorlesen des Petit Journal auffordert. Die lang entbehrten Abendzusammenkünfte beginnen von Neuem; wenn der Mann Eugeniens auf Wache ist, darf Gabriel sie

auch nach Hause begleiten. So vergehen die Monate November und Dezember. Kälte, Hunger, Elend, Schrecken lassen sie gleichgiltig; ob Trochu oder Blanqui an der Spitze der Regierung steht, kümmert Gabriel nicht im mindesten; die traurigen Schlachtendaten erinnern ihn nur an dieses oder jenes zärtliche Wort. Am 4. Januar beginnt die Beschiessung. Frau Henry hat aus Furcht ihre Wohnung verlassen; so kommt es, dass Gabriel Abends Eugenie dort allein antrifft, die nicht von ihm verfehlt werden wollte. Sie will gleich wieder fort, hat aber dazu nicht Gewalt genug über sich. Gabriel verliert vollends den Kopf und wirft sich ihr zu Füssen, ihre Hände mit Küssen bedeckend. Das angezündete Licht beginnt zu erlöschen. „Wir leiden zu viel", ruft Gabriel, „wenn das Schicksal Mitleid mit uns hätte, würde es eine Bombe auf dieses Haus fallen lassen, die uns vernichtet." Im selben Augenblicke erschüttert eine auf die Strasse gefallene Bombe das ganze Haus; Fensterscheiben zerbrechen; das Licht erlöscht, und der Schrecken wirft Eugenie in die Arme des Geliebten. In ihrer Verschlingung achten sie nicht des Hagels von Feuer und Eisen, der alles niederschmettert, Dächer und Mauern zum Bersten bringt, Verwundete in ihren Betten, kleine Kinder in der Wiege tötet.

Sie setzen ihre Liebe unter dem Wüthen der Geschosse fort. Der schreckliche Monat Januar mit seinen Qualen ist ihnen ein Paradies; für sie ist keine Gefahr vorhanden. Sie waren glücklich am Tage der Schlacht am Mont-Valérien und selbst am Tage der Kapitulation. Aber an diesem Tage zum letzten Mal. Eugenie wird krank und muss sechs Wochen lang das Bett hüten. Gabriel denkt nur an sie und wartet fieberhaft auf den Augenblick, wo sie wieder ausgehen kann, ohne sich um die ersten Sitzungen der Versammlung in Bordeaux, um den schüchternen Siegeseinzug der Deutschen in Paris, um die Kundgebungen der Nationalgarde vor der Julisäule, um die Kanonen des Montmartre und die drohenden Anzeichen des beginnenden Bürgerkrieges irgendwie zu bekümmern. Erst am Morgen des 12. März hat er das Glück, die Geliebte bei Frau Henry wiederzusehen; aber sie ist so bleich und abgemagert, dass ihn wie ein Schrecken befällt, er könne Eugenie verlieren. Am folgenden Tage hatten die Aufständischen sich der Stadt bemächtigt.

Gabriel muss mit allen Regierungsbeamten nach Versailles, wo sich die flüchtigen Pariser in Kellern und Speichern, des Nachts auf Ladentischen und Billards schlafend, zusammendrängten. Ihre Eitelkeiten, Vergnügungen und Lächerlichkeiten brachten sie auch dahin mit. Unmöglich, nach Paris zu gehen, um die Geliebte aufzusuchen. Gabriel verwünscht den Aufstand, der seiner Liebe diese Hindernisse bereitet. Am Tage, wo die Vendômesäule umgestürzt wurde,

sieht er den Mann der Geliebten gefangen nach Versailles führen; angstvoll stellt er sich Eugenie einsam und verlassen in Paris vor. Als einer der ersten eilt er in die wiedergewonnene Stadt und wie ein Wahnsinniger stürzt er nach der Wohnung der Geliebten. Eine alte Obsthändlerin berichtet ihm dort, dass sie Paris verlassen hat und zu ihren Eltern in der Normandie zurückgekehrt ist. Er hat nie daran gedacht, sie nach dem Namen ihres Heimatsortes zu befragen; auch Frau Henry, die er später in einem andern Stadtviertel wiedertrifft, weiss ihm keine Auskunft zu geben. Er erfährt nur noch, dass der Mann Eugeniens wegen seiner Theilnahme an dem Aufstande zur Deportation verurtheilt worden ist. — So war mit dem Feldzuge auch die Liebesidylle beendet.

Es ist ein zwar nicht sittliches, aber reizend zartes Gemälde, das Coppée auf dem düsteren Hintergrunde des Krieges entwarf, der wie der unbestimmte Rückhall eines Echos in unsere Idylle hineintönt und ihr ihre Eigenthümlichkeit und ihren besonderen Reiz verleiht.

Eine etwas anders geartete, reinere Idylle, die schmucklos wirklich Erlebtes erzählt, finden wir vor in J. de Villeurs' *Roman eines Belagerten. Bitsch.* 1870—1871.[1]) Das Werk enthält: Briefe und Tagebuch eines jungen französichen Offiziers, der mit dem zweiten Bataillon des 86. Linienregiments Anfang August in Bitsch eingeschlossen wurde und dort den ganzen Feldzug hindurch verbleiben musste; Briefe und Tagebuchblätter seiner Frau, die anfangs in Villeneuve le Roy, dann in Saint Sorlin bei ihren Eltern weilte und dort den Leiden des Krieges ausgesetzt war; endlich einige Briefe der Schwiegereltern des Offiziers und eines Kameraden, der mit den beiden übrigen Bataillonen des Regiments die Kämpfe um Metz mitmachte und verwundet nach Belgien entkam. De Villeurs ist nach einem kurzen Vorwort nur der Sammler und Herausgeber der veröffentlichten Blätter, die ein zusammenhängendes Ganze, eine Kriegsidylle in Briefform ergeben. Der Offizier, dessen Familienverhältnisse und Feldzugsbetrachtungen man kennen lernt, ist als Bataillonsführer später in Tongking im Kampfe gegen die schwarzen Fahnen gefallen, und seine Frau ist ihm drei Monate später aus Schmerz darüber ins Grab gefolgt. Es liegt kein Grund vor, die Richtigkeit dieser Angaben anzuzweifeln.

In den mitgetheilten Aufzeichnungen spiegelt sich das Seelenleben eines grossen Theiles der gebildeten Bevölkerung Frankreichs während der Kriegszeit unverfälscht wieder. Die Schwiegermutter findet am 12. Juli, dass die französische Regierung mit unerhörtem Leichtsinn das Leben Tausender aufs Spiel setzt. Wozu musste sie gleich einen so herausfordernden Ton anschlagen? Gab es denn

---

[1]) *Le Roman d'un Assiégé.* Bitche. 1870—1871. Paris 1889.

kein anderes Mittel, um den Ministern ihre Stellen, dem Kaiser seinen Thron zu retten? Der Schwiegervater meint am 15. Juli, nachdem der Krieg erklärt, es gelte, Rache für Waterloo zu nehmen und durch die Rheinufer das grosse Frankreich abzurunden, dessen allmähliche Entwicklung das Werk der Jahrhunderte sei. Europa werde nicht eher Ruhe haben, als bis Frankreich seine natürlichen Grenzen besitze. Der junge Krieger geht guten Muthes ins Feld. Die ersten Kriegstage gleichen einem friedlichen Landausfluge in grosser Gesellschaft. An dem Siege der Franzosen zweifelt niemand. Der Offizier empfiehlt den seinen (am 23. Juli), sich mit einer guten Rheinkarte zu versehen, damit sie seinem Vorrücken auf ihr folgen können; seine Frau frägt am 25. Juli, wie er ihre Briefe nach Preussen bekommen werde, und ihre Mutter ist (am 27. Juli) um das Schicksal der aus Dentschland zu erwartenden Briefschaften besorgt. Am 28. Juli spricht der Lieutenant die Zuversicht aus, dass die Reise nach Preussen und der ganze Feldzug nicht von langer Dauer sein werde; am 30. Juli seine Freude, genügend Deutsch zu verstehen, um sich mit den Bauern des zu erobernden Landes zu verständigen. Diese Zuversicht wird durch das Bekanntwerden der Besetzung von Saarbrücken (am 3. August) noch verstärkt; man spricht von einer Abdankung Wilhelms, dem es gereuen werde, in seinem Alter auf Abenteuer ausgegangen zu sein. Als sich die gehegten Hoffnungen als irrig erwiesen, treten falsche Siegesnachrichten an Stelle der erwarteten wirklichen Triumphe. Am 16. August hörte man in Bitsch von einer zweitägigen siegreichen Schlacht bei Remilly; am 28. August wusste man dort, dass das Heer Friedrich Karls vernichtet sei, man habe ihm mehr als hundert Kanonen abgenommen und jeden Waffenstillstand abgeschlagen; am 6. September, dass die Deutschen in Lothringen bereits 600000 Mann verloren hätten; am 8. September, dass Oesterreich ein drohendes Ultimatum an Baiern gerichtet habe, bis zum 8. September seine Truppen zurückzunehmen; am 25. September, dass Bismarck durch eine Kugel beide Beine abgerissen worden seien; am 29. September, die Strassburger Besatzung habe bei einem Ausfall den Deutschen 7000 Mann getötet. In Saint Sorlin verkündete man am 24. Oktober den Tod des preussischen Kronprinzen; am 29. November vernahm man dort, dass ein deutscher Artilleriepark von 100 Kanonen im Lehmboden stecken geblieben sei u. s. w. Diese Freudenbotschaften, anfänglich mit gläubigem Sinn aufgenommen, fanden, je länger der Krieg gedauert hatte, um so weniger Glauben. Trotzdem lässt unser Lieutenant fast bis zum letzten Augenblick die Hoffnung auf einen schliesslichen Erfolg der französischen Waffen nicht sinken (s. 19. Nov.). Seine junge Frau ist früher entmuthigt; ziemlich bald macht sich bei ihr Sehn-

sucht nach einer Beendigung des Krieges selbst um hohen Preis geltend; am 26. Dezember bittet sie ihren Mann, alle eitlen Illusionen aufzugeben. Verhältnissmässig selten wird Rachegedanken Ausdruck gegeben (z. B. 28. Jan.). Die Neutralen, auf die am 6. September und noch am 1. November Hoffnungen gesetzt wurden, finden später heftigen Tadel für ihre Theilnahmslosigkeit (28. Jan.). Auch der Tadel an den eigenen Zuständen bleibt nicht aus. Am 16. Dezember schreibt die Schwiegermutter: „Ehrgeiz, Flunkerei, Sorglosigkeit, alle Fehler des französischen Charakters haben sich vereint, um uns niederzuschmettern." Die Deutschen werden je nach den Umständen oder nach Stimmung auf das ärgste verunglimpft oder anerkennend beurtheilt. Die bairische Infanterie vor Bitsch besteht aus einer ungeordneten Truppe von Familienvätern, die ihren Dienst laut verwünschen und die Flintenkugeln nicht lieben (24. Aug.); die Kriegsaristokratie der Preussen hat ein wenig zivilisiertes Benehmen (25. Aug.); es sind Vandalen, die (bei der Beschiessung von Bitsch) harmlose Bürger, Frauen und Kinder hinmetzeln und brutal den Abzug der Zivilbevölkerung aus der beschossenen Festung verweigern (13. Sept.); die Deutschen sind zu dickbäuchig, um ein Erklimmen der Festungsmauern auf Leitern unternehmen zu können (17. Sept.), sie brennen und morden (2. 7. Okt.), lassen die Gefangenen Hungers sterben und ohne Stroh, um darauf zu schlafen (2. 9. Okt.); sie sind Barbaren (27. Nov.) und martern die gefangenen Freischärler, ehe sie sie erschiesssen; die Proviantwagen der deutschen Generäle sind mit Stutzuhren, Kunstgegenständen, Möbeln, Wäsche, Frauenkleidern, Kinderanzügen und Kinderspielzeug angefüllt (6. Dez.), auch die Soldaten stehlen Thiere, Leinwand und Möbeln; die Einwohner müssen ihnen ihre Betten abtreten, der geringste Widerstand wird von ihnen mit dem Tode bestraft. Einmal halten fünf Ulanen einen französischen Bauern wegen seiner neuen Ledergamaschen für einen Freischärler und bearbeiten ihn mit dem flachen Säbel, ehe sie ihn erschiessen (18. Jan.). Andererseits findet der eingeschlossene Lieutenant an zwei deutschen Berichterstattern, gebildeten Leuten, die hohe Gedanken reizend aussprechen und die in Bitsch, in das sie aus Versehen kamen, gefangen gehalten werden, eine angenehme Gesellschaft, und bleibt er mit ihnen in fortwährendem freundschaftlichen Verkehr (15. Aug.); sie erscheinen ihm als echte Pariser, obgleich sie aus Berlin stammen (18. Aug.); einer von ihnen macht ihn zum Helden einer Novelle (28. Dez.), die er ins Französische übersetzen hilft. Sie tauschen auch Sprachunterricht aus (27. Jan.) Die guten deutschen Landwehrmänner fügen nach ihm den armen Departements des Niederrheins keinen Schaden zu (11. Okt.). Auch in Nemours betragen sich die deutschen Soldaten recht gut, wenn man ihnen keinen Widerstand leistet. Für die Herrin des Hauses sind sie voller

Achtung; nur in Bezug auf Keller, Küche und Speisekammer sind sie schwieriger (7. Nov). Die Badenser, die von Zeit zu Zeit nach Chatenay kamen, um Chokolade und Zucker zu kaufen, zahlen ohne Abzug die geforderten Preise (20. Dez.). Es wird auch nicht verschwiegen, dass von Seiten der Franzosen die den Deutschen vorgeworfenen Plünderungen nicht minder stattfanden; nur wird entschuldigend dazu bemerkt, dass der Krieg die ungesunden Leidenschaften entfessele (2. Aug.), und dass der Hunger wüthend mache (23. Okt.). Diese Entschuldigungen durften wohl auch die Deutschen für sich geltend machen. Die Kriegsereignisse, mit denen die erzählenden Personen in unmittelbare Berührung treten, sind ziemlich spärlich. Der Lieutenant beschreibt ausführlich, aber ohne Rücksichtnahme auf militärische Interessen, die Vorgänge in und um Bitsch: die Ankunft von Flüchtlingen daselbst (7. Aug.), einige Scharmützel vor der Stadt (9. Aug., 29. Sept.), die widerholten Aufforderungen zur Uebergabe durch deutsche Parlamentäre und ihre Abweisung (22. Aug., 23. Aug.), die erste Beschiessung Bitsch's (23. Aug.), einige Vertheidigungsarbeiten (27. Aug.), eine beabsichtigte Ueberrumpelung der Deutschen, die aber ergebnisslos abläuft (30. Aug., 31. Aug. und 1. Sept.), den Ausfall vom 5. September (5. Sept.), die Thätigkeit der Baiern (8. Sept., 9. Sept.), die Schrecken und Folgen des Bombardements (11., 12., 13., 14., 15., 16., 17., 18., 19., 20., 21. Sept.), die engere Einschliessung (24. Sept. u. s. f.), die Ertappung und Erschiessung eines Spions (28. Okt.), die Langeweile der Belagerten und ihre Zerstreuungen (3. Nov. u. ö.), die Bildung eines 54. Marschregiments aus den in Bitsch befindlichen Mannschaften (25. Nov.), endlich das Vergessenwerden von Bitsch seitens der französischen Regierung, die der Besatzung weder den Waffenstillstand noch den Friedensschluss mittheilt. Von der Frau des Lieutenants erhält man besonders die Schilderung der Kriegsvorgänge, die sich um Saint Sorlin abspielten. Das Nahen des Feindes und die Kämpfe um Orléans, das Eintreffen flüchtiger Freischärler (6. Dez.), das Einbringen eines gefangenen deutschen Dragoners (9. Dez.), und Scharmützel zwischen Freischärlern und Deutschen in unmittelbarer Nähe des von ihr bewohnten Schlosses (31. Jan.) gelangen der Reihe nach zur Darstellung. Ein grosser Theil der Aufzeichnungen besteht in rein persönlichen Mittheilungen. Der Offizier schildert die kleinen Erlebnisse seines ersten Auszugs, das Lagern unter Zelten, die Annehmlichkeit der ihm nachgeschickten Sachen, seine Spazierritte um Bitsch, seine geringen Vergnügungen in dieser Festung, seine Ernennung zum Hauptmann u. s. w. Seine Frau und seine Schwiegereltern geben von sich und den Verwandten Nachricht. Eine grosse Rolle spielt dabei das kleine Söhnchen des Eingeschlossenen, das Mutter und Vater in gleicher Weise das Herz erfüllt, und

dessen Thaten und Reden mit Genauigkeit gemeldet werden. Diese Familiennachrichten, der herzliche Ton der Briefschaften und die Anhänglichkeit der auftretenden Verwandten an einander, geben dem Buche eine anziehende Grundstimmung; die Menschen, die darin auftreten, erscheinen lebenswahr und liebenswürdig und schmeicheln sich unwillkürlich in die Theilnahme des Lesers ein. Der de Villeurs'sche Roman eines Belagerten ist darum vielleicht die anmuthendste Erscheinung aus der ganzen Litteratur, die wir hier behandeln.

Während bei Coppée der Held der Idylle in Paris, bei de Villeurs in Bitsch eingeschlossen ist, führt uns in eine deutsche Mittelstadt, in der man leicht Stettin erkennt, der einzige Roman eines Kriegsgefangenen, dessen ich habhaft werden konnte: *Die Liebe in Preussen* von Ch. Laurent[1]). Der Schilderung des Lebens des Gefangenen ist die eines platonischen Liebesverhältnisses eingeflochten, womit die Theilnahme des Lesers angespornt und wach erhalten werden soll. Der Held der Erzählung, der trotz aller schmeichelhaften Vorzüge, die ihm zugeschrieben werden, und trotz der hohen Ueberlegenheit, die ihm allen mit ihm in Berührung kommenden Deutschen gegenüber zuerkannt wird, eine recht wenig sympathische Persönlichkeit bleibt, ist ein fünfundzwanzigjähriger Referendarius, der 1870 freiwillig ins Heer getreten, gefangen genommen und nach S. geschafft worden ist, wo er die Feldzugszeit verbringt. Anfangs in einer Kaserne eingeschlossen, beneidet er die kriegsgefangenen Handwerker, denen das Ausgehen gestattet ist. Er soll dann Kanonenkugeln schleppen helfen und stürzt auf dem Wege zu dieser Arbeit in Folge des Glatteises. Bei der Gelegenheit erregt er die Aufmerksamkeit eines Landwehroffiziers, eines Gutsbesitzers, der ihn in seine Familie einführt, ihn u. a. auch mit einem General, seinem Schwager, und mit Frau von Schöngarten, der jungen Wittwe eines Oberstlieutenants bekannt macht, deren Gemahl in der Schlacht bei Wörth gefallen war, und auf die der junge Franzose, wie auf alle jüngeren deutschen Frauen, einen tiefen Eindruck macht. Diese rasche Empfänglichkeit der deutschen Frauen für die Franzosen, die ausnahmslos als Musterbilder gesellschaftlicher Anmuth erscheinen, gehört zu den Gemeinplätzen der gesammten neuern französischen Litteratur über Deutschland; die Franzosenbegeisterung unsrer Frauen und die Vorzüglichkeit der französischen Geistesbildung und Umgangsformen werden selbst dann behauptet, wenn, wie in unserm Romane, alle Aeusserungen und Handlungen des Vertreters dieser Vorzüge dazu in krassem Widerspruch stehen. Der Verfasser gibt sich zwar alle Mühe, seinen Helden mit geistigen und gesellschaftlichen Tugenden auszustatten; aber es gelingt ihm

[1]) *L'amour en Prusse.* Paris 1878.

doch nur, einen unbescheidenen, halbgebildeten und wenig weltgewandten, dafür um so dünkelhafteren und eiteln jungen Mann hervorzubringen, der die Dinge um sich herum mit der Brille eines wenig gereisten und ziemlich beschränkten französischen Durchschnittsphilisters ansieht. Der Romanschriftsteller, der seine Geschöpfe in fremde Verhältnisse führt und Erörterungen über Kunst und Wissenschaft vorbringen lässt, muss selbst mit diesen Verhältnissen bekannt und mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet sein. Bei Herrn Laurent war dies leider nicht der Fall, und darum missrieth seine Schöpfung. Die meisten Deutschen in seinem Romane gewahren natürlich nichts von der Flachheit des französischen Helden. Er macht auf sie Eindruck, schon weil er ein Pariser ist. Besonders aber schreitet er rasch in der Gunst der Oberstlieutenantswittwe voran. Sie gewährt ihm wiederholt vertrauliche Zusammenkünfte in ihrer Wohnung, doch widersteht sie siegreich seinen heisseren Gefühlen. Ihr Widerstand wird jedoch allmählich schwächer; der Franzosenjüngling hat mit Recht auf das letzte Stelldichein weitgehende Hoffnungen gesetzt. Dasselbe kommt aber glücklicherweise nicht zu Stande, und so erfolgt die Trennung ohne Verschuldung der Deutschen. Die Entfernung wirkt abkühlend auf das Liebespaar; sie erkennen nachträglich beide ihre Geschmacksverirrung, und Held und Heldin vermählen sich mit Angehörigen des eigenen Volksstammes.

Den Hauptreiz an dem Romane bilden die eingeflochtenen Schilderungen der Deutschen, mit denen der Hauptheld in Berührung kommt. Einer derselben ist ein junger Pharmazeut, der mit Entzücken an einen pariser Aufenthalt zurückdenkt und besonders gern in Gedanken an die dortigen Tingeltangelsängerinnen schwelgt. Daneben treten auf: ein lümmelhafter Gymnasiast, der sich mit seinem Jammerfranzöisch aufdrängt; Kellnerinnen, die es mit der Sittlichkeit nicht sehr genau nehmen; ein Privatgelehrter, der mit dem Träger der Erzählung wiederholt zusammentrifft und mit ihm Gespräche über darstellende Kunst, Musik und Litteratur führt, die stets zum Siege des Franzosen ausfallen und in jedem Punkte die unendliche Ueberlegenheit des französischen Volkes feststellen. Die Vertheidigung des Deutschen oder der Deutschen, wenn die eingestreuten Kunst- und Litteraturunterhaltungen allgemeiner sind, ist ungemein schwächlich; sie wissen über heimische Dinge nicht mehr Bescheid, als der Durchschnittsgebildete in Frankreich. Und da dessen recht wenig ist, so ist es kein Wunder, wenn sie stets den Kürzeren ziehen. Der armselige deutsche Gelehrte bereitet ein für die berliner Akademie bestimmtes mythologisches Werk vor, worin er die Reste der griechisch-römischen Götterlehre in den heutigen Volkserzählungen und im Volksaberglauben nachweisen will. Er sucht und findet dafür reichlichen Stoff unter den französischen Kriegsgefangenen, die er durch Austheilung

von Tabak und Zigarren entgegenkommend zu stimmen sucht. Sie binden ihm allerlei Kasernenschnack auf, den er gläubig hinnimmt und seinem umfangreichen Werke einverleibt. Erst das Gelächter unsres Franzosen, dem er seine neugesammelten Schätze zur Volkskunde zeigt, bringt ihn zum Bewusstsein. Er wird seitdem ein erbitterter Gegner des Franzosenthums. Sein Benehmen wird seinen wissenschaftlichen Leistungen entsprechend geschildert: er ist plump, ungewandt, dünkelhaft und verdeckt hinter bissigen Bemerkungen die Blössen seiner Kenntnisse. Zur Abwechslung werden auch einige angenehmere deutsche Persönlichkeiten eingeführt. So der gastfreundliche Landwehroffizier und seine Verwandten. Doch bleibt auch an ihnen allerlei auszusetzen; nur die Wittwe, an die das Liebeswerben des Gefangenen gerichtet ist, und ein andres junges Mädchen finden Gnade vor seinen Augen. Dafür empfindet der deutsche Leser um so weniger Wohlgefallen an der von dem Franzosen verehrten Schönheit, die, wie gewöhnlich die Wittwen in der französischen Litteratur, den gefallenen Gatten allzu rasch vergisst und sich durch die zweifelhaften Vorzüge und die Werbungen eines Gefangenen bestechen lässt, dem trotz allen ihm geliehenen Zartgefühls ein ziemlicher Beisatz von Frechheit nicht mangelt. — Auch ein Landsmann des Verfassers spielt übrigens eine klägliche Rolle: ein französischer Sergeant, der von den Reizen einer nichts weniger als tugendhaften deutschen Kellnerin umstrickt wird und ihretwegen auf die Heimat verzichtet.

In allen Theilen der Erzählung ist ersichtlich, dass der Verfasser die Kriegsgefangenschaft selbst erlebt hat und seine dabei gemachten Aufzeichnungen verwerthet. Man findet bei ihm oft jene Beobachtungen und alltäglichen Unterhaltungen, die allenthalben von den französischen Kriegsgefangenen bei ihrem ersten Eintreffen in Deutschland angestellt, bez. geführt wurden. Unsere abweichenden Wohnungseinrichtungen und manche unserer Gebräuche waren ihnen völlig neu; begreiflicherweise drückten sie dies überall in ziemlich derselben Weise aus und erhielten sie dieselbe Auskunft. Man empfängt durch diese Einflechtungen stellenweise den Eindruck, als habe der Verfasser ein Handbuch der Umgangssprache schreiben wollen, worin der übliche und unvermeidliche Gedankenaustausch über die verschiedenen Landeseinrichtungen zum Vorwurf genommen wird, dem sich niemand völlig entziehen kann, der ins Ausland reist und dort mit Einheimischen in Berührung tritt. Auf Neuheit oder grossen Geistesreichthum können die vom Verfasser eingestreuten Betrachtungen dieser Art keinen Anspruch erheben; sie haben nur Reiz für den, der die geschilderte Zeit mit erlebt hat und der sich nun freut, die alten Bekannten wiederzufinden. Bedauerlicherweise gibt der Verfasser auch hier der Ueberlieferung seines Landes allzu oft nach, und lässt er

zum Beispiel die norddeutschen Offiziere und Soldaten das Französische in elsasser Weise aussprechen. Solche eingeführten Unmöglichkeiten benehmen seiner Erzählung selbst den Werth eines getreuen Reiseberichtes. Manche seiner Einzelangaben sind dafür allerdings von grosser Treue. So, wenn er französische Soldaten einer auf dem Glatteis hingefallenen Preussin „kaput“ zurufen lässt, ein Wort, das die Franzosen für deutsch, und unsere Soldaten für gutes französich hielten und wovon sie in Frankreich einen verschwenderischen Gebrauch machten; wenn er die Sprachschwierigkeiten schildert, die bei der französischen Unterhaltung einer deutschen Familie entstehen, und die gutmüthige Unart der Deutschen, über die Sprachverdrehungen der Ausländer rückhaltslos zu lachen; oder wenn er entdeckt, dass es unter Umständen nicht gar so übel ist, ein süsses Kompott zum Fleisch zu essen, was sonst in den französischen Schilderungen als eine der grössten Barbareien geschildert wird [1]). Auch die folgende Schilderung von einer Unterhaltung der in einem Barackenlager untergebrachten Kriegsgefangenen scheint einem wirklichen Erlebnisse entnommen. Dieselben parodierten eine Prozession: „Ein mit einem Stück grauen Tuches als Mantel bedeckter Kreuzträger, dessen Kreuz aus einem Besenstiele und einem Stück Holz gebildet war, und zwei Trompeter gingen voran, letztere die bei den Frohnleichnamsprozessionen in Frankreich übliche Weise spielend. Darauf folgten zwei junge Soldaten, ein Hemd als Chorrock benutzend, einen irdenen Topf statt des Baretts auf dem Kopfe und einen Kieselstein als Weihfass an einem Stricke schwingend, und ein weiterer Soldat, der die Beinkleider bis über das Knie aufgestreift hatte, einen weissen Rock ohne Aermel trug und einen Pudel hinter sich herzog. Er sollte den heiligen Johannes mit seinem Lamm vorstellen. Hinter ihm her marschierten: zwölf Mann mit umgedrehten Röcken, auf dem Kopfe, den Fuss nach oben, mit Papier und Werg ausgestopfte Strümpfe, die ein menschliches Bein vollkommen nachbildeten: die zwölf Apostel; vier Turkos, einen scheinbar Toten tragend; um sie herum ein halbes Dutzend Priester, als solche durch umgekehrte Mäntel erkenntlich gemacht, die mit gefalteten Händen das heitere Lied sangen:

Herr Marlborough ist tot,
Mironton, ton, ton, mirontaine.
Herr Marlborough ist tot,
Ist tot und begraben (drei Mal);

endlich drei Gendarmen mit aus Papier hergestelltem Dreispitz auf dem Kopfe und mit Besenstielen als Waffe“. Ebenso ist unzweifelhaft

[1]) In Wirklichkeit liegt nur eine Verschiedenheit des Auftragens vor. In Frankreich werden manche Gerichte nach einander aufgetragen, die in Deutschland gleichzeitig auf den Tisch gebracht werden, ohne dass damit ein gleichzeitiges Einnehmen derselben vorausgesetzt wird.

geschichtlich das verunglückte galante Abenteuer des Helden mit einer Kellnerin, infolge dessen er nutzlos bis spät in die Nacht in einer Kneipe weilt und dann mit einem gleich ihm stark angeheiterten Deutschen, der ihm gutmüthig ein Nachtquartier anbietet, den Heimweg antritt. Die beiden Schwankenden müssen sich gegenseitig stützen; sie brauchen eine Stunde, um den einen Kilometer weit entfernten Platz wiederzufinden, an dem der Deutsche wohnt. Dann kann der freundliche Wirth sein Haus nicht finden, und als es endlich erkannt ist, fehlt ihm der Hausschlüssel. Ein liebenswürdiger Nachbar schliesst ihm auf, und der Deutsche stolpert in sein Zimmer, von einem keifenden Weibe empfangen. Er vergisst dabei den Franzosen und lässt ihn rathlos auf der Treppe zurück. Es gelingt demselben indess auf den Boden zu gelangen; dort findet er eine Dachstube offen, tritt hinein und legt sich in ein darin vorgefundenes Bett zum Schlafen. Er ist in die Wohnung einer Mutter von zwei erwachsenen Töchtern gerathen und wird, früh am Morgen entdeckt, nicht allzu höflich an die Luft gesetzt, froh, einer Anzeige durch schleunige Flucht entgehen zu können.

Bei den übrigen Episoden ist den wirklichen Erlebnissen stets ein starker Zusatz dichterischer Erfindung beigemischt, bestimmt, den Romanhelden in gute, die Deutschen in düstere Beleuchtung zu setzen. Der Knabe, der ihm von sechs in den deutschen Familien üblichen Mahlzeiten erzählt; die Behauptungen der deutschen Liebhaberin, dass die Deutschen bei Begegnung einer Frau nie vom Bürgersteige ausweichen; dass der schwere Marschschritt der deutschen Soldaten ein natürlicher sei; die berichtete Kneipenunterhaltung, in der ein Deutscher völlig wie ein Franzose denkt und spricht; die Sentimentalität der Wittwe, die ihn um sein Kepi als Andenken bittet, verdienen nicht mehr Glaubwürdigkeit, als die Behauptung des Romanhelden seinen deutschen Wirthen gegenüber, die pariser Hauspförtner seien gelehrter und unterrichteter als die berliner Studenten. Des Verfassers Schilderung eines Bordellbesuches und der Theilnahme seines Helden an einem Tanzvergnügen mit Prügelei, sowie die seiner Begegnung mit einer verliebten Bürgerfrau, der er Turnunterricht ertheilt und deren allzu grosses Entgegenkommen ihm Schrecken einflösst, wo in einem Theile wirkliche Ereignisse zu Grunde liegen mögen, haben in ihrer geschichtlichen Grundlage gewiss eine andere, für den Helden weniger rühmliche Entwicklung gehabt. Im Grossen und Ganzen aber erhält man aus der Erzählung ein anschauliches Bild von dem Leben und Denken eines französischen Kriegsgefangenen während des letzten Feldzuges, das auch in Deutschland bekannt zu werden verdient, und wäre es auch nur, um zu sehen, wie für die den Kriegsgefangenen erwiesene Gastfreundschaft gedankt wird.

Zweien der von uns noch zu besprechenden Werke gebührt mehr als allen übrigen der Name von Kriegsromanen, weil ihre Verfasser beabsichtigten, ein kulturhistorisches Gesammtbild von dem deutsch-französischen Feldzuge zu entwerfen. In dem einen von beiden, in M. L. Gagneur's *Kanonenfutter*[1]), sollen nicht nur die Schrecken und Greuel des Krieges zur Darstellung gelangen, sondern überdies in einer Anzahl von Trägern des Romans auch die Verschiedenheit der Rassen und ihrer Anschauungen zum Bewusstsein gebracht werden, und zwar so, dass auf die republikanischen Franzosen alles Licht, auf die preussischen Tyrannenknechte und ihre Herrscher aller Schatten fällt. In einem Prolog werden die Vertreter der beiden Parteien vorgestellt, die dann, wie in Aimards Baron Friedrich und in Etiévants Schöner Spionin, immer wieder feindlich zusammenstossen, und wobei mit einer Ausnahme die Deutschen die hartherzigen, schurkischen Verfolger, die Franzosen ihre edeln und grossmüthigen Opfer sind. Die verkommensten Deutschen sind auch bei Frau Gagneur die Angehörigen des Preussenstaates. Sie bilden wie in den eben genannten Romanen so auch hier ein ganzes Schlangennest verschlagener, dreister und gewissenloser Spione. An ihrer Spitze steht der General Freiherr Hann von Truenborg. Er hat eine eifrige Gehilfin an seiner schönen Tochter, die mit einem älteren französischen Oberst v. Reumont vermählt ist, den sie durch ihre Reize bezaubert hat, den sie aber betrügt und durch ihre Verschwendung um sein Vermögen bringt. Ihr Geliebter ist ein Prinz Karl, ein heruntergekommener weltgewandter Edelmann, mit vielem Verstand, aber ohne Gesinnung, der ebenfalls im Spionagedienst beschäftigt ist und der Frau v. Reumont bei der Verschwendung des Vermögens ihres Mannes geholfen und, um Geld zu haben, selbst eine Fälschung vorgenommen hat. Er ist seiner ehemaligen Geliebten überdrüssig, dafür in eine unerwiderte Liebe zu ihrer älteren Stieftochter Camilla entbrannt, die um sein Verhältniss zur Stiefmutter und um seinen Betrug weiss, sogar den Beweis desselben im Besitze hat, und die ihn desshalb mit Geringschätzung zurückweist. Zu dem deutschen Personale gehören weiter eine Anzahl untergeordneter Spione: Shermann, der Sekretär des Generals, Sporling, Harth, Hirsch, insbesondere Hopfer, ein wohlhabender Fabrikbesitzer, der, um den französischen Konkurrenzbetrieb kennen zu lernen, in einem elsasser Eisenwerke als einfacher Arbeiter gedient hat und von dessen Leiterin, Frau Milher, mit Schimpf und Schande verjagt worden ist. Er rächt sich später sehr praktisch damit, dass er die Werkzeuge seiner ehemaligen Herrin in seine Heimat schicken und dann ihr Hüttenwerk bei Zabern abbrennen lässt. Zu diesen Preussen treten ein

[1]) *Chair à canon.* Paris 1872.

empfindsamer bairischer Offizier von Rosenthal, der von den Greueln des Krieges nichts wissen will, in demokratischen Anschauungen befangen ist, die Preussen hasst und schliesslich logisch damit endet, dass er das französische Bürgerrecht erwirbt, und ein etwa hundertjähriger Oesterreicher, der sich auf einem Planeten wohnend glaubt und von Zeit zu Zeit durch eine Lupe dem thörichten Getriebe der Menschen zuschaut, das er von seinem höheren Standpunkte aus nach den sozialistischen Ideen der Verfasserin beurtheilt. Die menschliche Gesellschaft erscheint ihm wie ein Kranker, der von allerlei Gewürm zerfressen wird. Der Parasitismus nagt an ihm wie ein Aussatz, der gierige Handel zerfrisst ihn wie ein Krebsgeschwür, das stehende Heer wirkt auf ihn wie eine offene Wunde. Andere Schmarotzer am kranken Körper sind die müssig gehenden Bürger, die Geistlichen und Jesuiten. Er sieht den allgemeinen Untergang, die Anarchie voraus, aus deren Trümmern eine neue, bessere Menschheit hervorgehen wird, wo die Fesseln der heutigen Gesellschaftsordnung gebrochen, das Kapital, der Sklave der Arbeit, die Vorrechte gefallen sein werden, wo alle gesellschaftlichen Kräfte ins Gleichgewicht gelangt sein und nur noch Einklang und Glückseligkeit erzeugen werden. Diesen Deutschen gegenüber stehen als französische Typen gegenüber: der tapfere Oberst v. Reumont, der immer an der Spitze seines Regiments in den Kampf marschiert, wiederholt verwundet, nach der Genesung immer wieder zur Waffe greift, so lange bis ihn eine tötliche Kugel trifft; die stolze Schönheit Camilla, seine älteste, herrliche Tochter, die ihre jüngere zarte Schwester Lucile sorgsam überwacht und für die alle Männerherzen schlagen, insbesondere aber das des elsasser Hauptmanns Milher, für den auch sie eine Liebe immer mächtiger aufkeimen und emporwachsen fühlt; die sanfte Lucile, die den bairischen Hauptmann v. Rosenthal liebt und von ihm ebenso innig und rein wiedergeliebt wird; die energische Frau Milher, Mutter des Hauptmanns und zweier Töchter, von denen die eine während des Krieges getötet, die andere geschändet und infolge dessen irrsinnig wird, ein Werk des rachsüchtigen Hopfer; verschiedene französische Offiziere und einige Soldaten, die muthige Heldenthaten verrichten, immer zur rechten Zeit da sind, wenn es gilt, einen der französischen Haupthelden zu retten, die, verwundet, immer wieder genesen, gefangen, immer wieder entweichen und erst zuletzt zum Theil im Schlachtenkampf ihr Ende finden. Endlich gehören zu dem zahlreichen Romanpersonal noch ein excentrischer englischer Lord und seine magere hässliche Schwester, die ein englisch-französisches Kauderwelsch sprechen und die Manie haben, Schlachten beiwohnen und Schlachtfelder besichtigen zu wollen. Sie sind die komischen Figuren des Romans. Die Verfasserin verwendet sie wiederholt zur Be-

freiung der gefangen genommenen französischen Helden und ausserdem dazu, sich von ihnen als Unparteiischen die von ihr behaupteten deutschen Scheusslichkeiten bestätigen zu lassen.

Die feindlichen preussischen und französischen Parteien werden nun gegen einander in Bewegung gesetzt. Die Spionin v. Reumont und ihr ungetreuer Anbeter Prinz Karl verfolgen unausgesetzt Camilla und ihren Verehrer Milher. Frau v. Reumont will sich an Camilla rächen, weil sie von ihr gedemüthigt worden ist und um ihretwillen die Liebe des Prinzen Karl verloren hat; Prinz Karl hasst Camilla, weil sie ihn verschmäht, und Milher, weil er ihm von ihr vorgezogen wird. Als Dritter im Bunde betheiligt sich Hopfer, ihr williges Werkzeug, an dem Rachewerke. Der Prinz dient als Oberst, Hopfer als Hauptmann in dem Regimente der Totenhusaren. Sie vernichten nicht nur das Glück der Familie Milher, die sie in den Töchtern des Hauses so schwer treffen, sie lassen auch das Dorf und das Herrenhaus v. Reumont's in den Ardennen in Brand stecken, locken ferner den Hauptmann Milher in einen Hinterhalt und lassen ihn endlich, als er auf Schloss Pouilly ein letztes Mal in ihre Hände fällt, lebendig verbrennen. Auch sonst häufen sie Schandthaten auf Schandthaten, bis sie selbst einem rächenden Geschicke unterliegen. Die böse Stiefmutter, Frau v. Reumont, die nach dem von ihr geförderten Tode ihres Gatten ihn zu beerben hoffte, wird in ihrer Hoffnung betrogen; er hat nicht nur nichts hinterlassen, sondern auch noch ein zu ihren Gunsten aufgesetztes Testament wieder vernichtet. Bei einem Besuche bei Hopfer, der von den Blattern gänzlich entstellt worden ist, steckt sie sich an, und von ihrer früheren Schönheit bleibt nach dieser grässlichen Krankheit nichts übrig. Um sich an dem Prinzen zu rächen, der sie verlassen, steckt sie auch ihn an; er fällt der Krankheit völlig zum Opfer. Andrerseits geht auch Camilla unter; die Trauer um den heissgeliebten Milher bringt sie ins Grab. Glücklicher ist ihre Schwester Lucile, die die Gemahlin des zum Franzosen gewordenen Baiern v. Rosenthal wird. Die deutschen Spione Shermann und Sporling bleiben am Leben und sind noch immer in Paris; dafür geht der oberste Spion Hann von Truenberg bald nach dem Frieden an den Folgen seines unersättlichen Heisshungers zu Grunde.

Die erste Stelle nimmt in dem Romane die Kriegsbeschreibung ein. Es kommen zur Schilderung: die Schlacht bei Spichern und insbesondere die Schrecken dieses Schlachtfeldes, auf dem Camilla nach Milher und ihrem Vater sucht; die Leiden eines schwer Verwundeten, der vergessen liegen bleibt und von einer Schlachthyäne ausgeplündert wird; die Ordnung und Regelmässigkeit der deutschen Feldlager; die Sorglosigkeit und Unfähigkeit der französischen

Heeresleitung und die Unordnung in den französischen Heeren; der Kampf bei Bazeilles; die Abfahrt des gefangenen Napoleon; die Leiden der bei Sedan Gefangenen; die Rettung einer französischen Fahne; die freudige Aufregung der Pariser nach Erklärung der Republik und die bald darauf von ihnen begonnene Spionenjagd; das Treffen bei Coulmiers; die Wiedereinnahme von Orléans durch die Deutschen; endlich einige Kämpfe der Garibaldianer. An allen diesen Ereignissen sind die Helden des Romans betheiligt. Sonst wird das Hauptgewicht auf Schilderung der deutschen Schändlichkeiten gelegt. Um ihrer Darstellung mehr Nachdruck zu geben, verzeichnet die Verfasserin in Anmerkungen die angeblich geschichtlichen Grundlagen, die sie in ihrem Romane verwerthete. Die angeführten geschichtlichen Thatsachen bestehen jedoch in entstellten oder mehr oder minder vollständig erfundenen Berichten. Zu einer Prüfung ihrer Quellen und zur Anhörung der ihnen gegenüberstehenden Behauptungen fühlte die Verfasserin offenbar keine Neigung; sie wäre dadurch um ihre schönsten Deklamationen gekommen. Die von ihr angegebenen Vorlagen sind Zeitungsartikel, die von der Entdeckung eines als Pfeifenhändlers verkleideten Spions im Fort Vincennes berichteten und erzählten, wie ehemalige deutsche Diener, als Sieger ins Land eingezogen, ihre früheren Herrschaften auf das übelste behandelten, oder wie ehemalige deutsche Arbeiter und Beamte während des Krieges die Maschinen ihrer Brotgeber und Konkurrenten zerstörten. Ferner benutzte sie: E. Fournier, les Prussiens chez nous (Paris 1871); die Papiers secrets et correspondance du second Empire, la Prusse au pilori, woraus eine deutsche Brandstiftung entnommen wird; Freycinet, La guerre de province (Paris 1872), welchem Werke ein Brief entlehnt ist, worin ein Deutscher die Fortsetzung des Krieges nach Sedan für unsittlich erklärt, sich freut, dass er gefangen genommen worden ist, also an einem ungerechten Kriege nicht mehr theilzunehmen braucht, und die Franzosen wegen ihres aufmerksamen Benehmens gegen die Kriegsgefangenen belobt; die Documents officiels émanés d'Orléans, woraus die im Romane benutzte Behauptung entlehnt ist, dass ein deutscher Offizier, um die ihm aufgetragenen Scheusslichkeiten nicht ausführen zu müssen, sich selbst erschossen habe; endlich einen Skandalbericht, der die Verbrennung eines französischen Offiziers bei Pouilly nicht der Wahrheit gemäss, sondern nach den damals in Umlauf gesetzten gehässigen Gerüchten erzählte. Ausserdem wird noch die authentische Unterhaltung eines französischen und eines deutschen Soldaten vor dem von den Kommunisten angesteckten Paris eingeflochten. Der Deutsche sagte: „Nicht wahr, das brennt sehr gut.“ Der Franzose antwortete: „Ja, sehr gut. Aber das wird noch besser brennen, wenn wir Berlin anstecken werden.“ Ueberhaupt

hat Frau Gagneur eifrig die französischen Kriegswerke gelesen, die während oder unmittelbar nach dem Kriege erschienen, um ihrem Romane den Anschein eines historischen Romanes zu geben. Aber dieser gesuchte Anschein hat nur den Zweck, ihrer deutschfeindlichen Tendenz mehr Gewicht zu verleihen. Nebst der Verhetzung der Deutschen lag ihr die sozialistische Propaganda am meisten am Herzen, und eine stattliche Anzahl der eingestreuten breiten Unterhaltungen und Betrachtungen verdanken nur dieser Absicht ihren Ursprung. Von den in Deutschland herrschenden Anschauungen und von dem wirklichen deutschem Wesen hat Frau Gagneur noch weniger eine Vorstellung als irgend ein anderer der uns beschäftigenden Autoren. Sie legt (S. 71) z. B. einem bairischen Offizier die Betrachtung in den Mund, Napoleon hätte den Krieg von 1870 als zu dem Zwecke unternommen erklären müssen, die von Preussen einverleibten Provinzen von diesem Joche zu befreien; dann hätte sich Süddeutschland gegen die verhassten preussischen Unterdrücker erhoben, und Frankreich hätte die ganze deutsche Demokratie zur Verbündeten gehabt. Als ob die Deutschen nicht gelernt hätten, ein für alle Mal für die selbstsüchtigen Beglückungsversuche von Seiten ihrer westlichen Nachbarn zu danken! Sie legt ferner den Preussen einen ganz unbändigen Neid gegen Frankreich, seine Kunst und Wissenschaft, gegen seinen Reichthum und seine Ueberlegenheit auf allen Gebieten bei, was zur Voraussetzung hätte, dass diese französische Ueberlegenheit in Preussen anerkannt sei; sie findet ferner, dass die Elsasser von einer ganz andern Rasse und Art sind, als die Deutschen u. s. w. Auch andere Naivitäten sind zahlreich: so wenn die auftretenden englischen Geschwister als unter einander ein Schauerfranzösisch sprechend eingeführt werden; wenn ein bairischer Offizier seine preussische Kokarde von seiner Mütze abreisst u. dergl. m.

Eine künstlerisch werthvolle Leistung konnte auf die geschilderte Weise nicht entstehen. Statt eines historischen Kriegsromanes erhielt man einen verworrenen Abenteuerroman, mit der Absicht einer doppelten Hetze gegen Deutschland und gegen die monarchische Staatsform, die Frau Gagneur offenbar nur in ihrer letzten französischen Gestaltung kennt.

Der zweite eigentliche Kriegsroman, der auch sein Ziel erreicht, ist Zola's *Zusammenbruch*[1]). Hier wird wirklich eine Schilderung des Krieges von 1870/71 nach seiner allgemein menschlichen und kulturellen Seite hin gegeben. Die militärwissenschaftlich, strategisch und sonstwie fachmännisch werthvollen historischen Vorgänge spielen dabei allerdings eine Nebenrolle. Es kann nicht Aufgabe

---

[1]) *La Débacle.* 141e mille. Paris. 1892.

eines Romanschriftstellers sein, die Stelle eines Militärhistorikers zu übernehmen, den umgekehrt die rein menschliche, kulturelle Seite des Krieges nur soweit interessiert, als sie Einfluss auf die Kriegsentwicklung ausübt. Mit Frau Gagneur theilt Zola ausser der Absicht, eine Kriegsschilderung in Romanform zu liefern, die Abneigung gegen die monarchische Staatsform: sein ganzer Romancyclus der Rougon-Macquart soll ja bekanntlich die üblen Wirkungen der napoleonischen Wirthschaft in Frankreich zeigen; der „Zusammenbruch" ist bestimmt, ihr naturnothwendiges Ende vorführen. Endlich ist Zola kein minder guter Patriot als die mit ihm verglichene Schriftstellerin, und man kann auch ihm nicht vorwerfen, dass er von uns Deutschen eine zu gute Meinung kundgebe. Aber welcher Unterschied der Ausführung bei wesentlich denselben Zielen! Während Frau Gagneur ihre Helden und ihre Leser von Schlachtfeld zu Schlachtfeld durch alle Theile Frankreichs jagt, begnügt sich Zola, einige Hauptepisoden des Krieges, diese aber um so anschaulicher zu behandeln. Die übrigen Kriegsereignisse werden darum nicht vergessen; sie erscheinen in der Schilderung zweier Soldaten von ihrer Theilnahme an den Kämpfen bei Weissenburg, Wörth und Spichern; in den Gesprächen eines Verwundeten mit seinen Pflegern, von denen er aus Zeitungsnachrichten die Vorgänge um Paris und auf den südlichen und nördlichen Kriegsschauplätzen erfährt; endlich in Briefen und sonstigen Unterhaltungen der Romanhelden. Zola schildert genauer nur den übereilten Rückzug eines Theiles des 7. Korps, das bei Mühlhausen zusammengezogen war; den planlosen Marsch des Mac Mahon'schen Heeres, um die bald beabsichtigte, bald aufgegebene Vereinigung mit Bazaine durchzuführen; die Katastrophe bei Sedan, mit der das Schicksal des französischen Feldzuges besiegelt war; endlich, aber minder ausführlich, den pariser Kommunistenaufstand und seine Unterdrückung. Die grösste Aufmerksamkeit ist den verworrenen Zuständen in der französischen Heeresleitung, ihren Folgen für die Beschaffenheit der Truppen und den Wechselfällen der Sedanschlacht gewidmet. Die Schilderung erfolgt in der Weise, dass Zola mit der ihm eigenen Darstellungskraft vorzugsweise die Gedanken, Beobachtungen, Gespräche und Erlebnisse seiner Helden verzeichnet, die er in solcher Weise ausgewählt hat und in Thätigkeit setzt, dass keine Seite des Kriegslebens unberücksichtigt bleibt. Um nachdrücklich zu schildern, fürchtet der Verfasser auch Wiederholungen nicht; es gehört vielmehr zu seinen Stileigenthümlichkeiten, mehrfach von denselben Personen in fast genau denselben Worten zu sprechen. Dem Leser wird es dadurch erleichtert, die wichtigen Eigenthümlichkeiten der ihm vorgestellten Helden im Gedächtnisse zu behalten und sich in der bunten Reihe der vorgeführten Persönlichkeiten zurechtzufinden, die unter der Fülle und

dem vorwiegenden Interesse der Kriegsschilderungen zu leiden haben. Die Helden gehören den verschiedensten Ständen an und treten theils rein passiv, theils handelnd oder auch in beiden Weisen auf. Eine vollständig passive Persönlichkeit ist der Kaiser Napoleon. Der Leser erfährt alles von ihm, was der beobachtende Zuschauer von ihm wissen und erfahren konnte; dagegen hat es Zola fast ganz vermieden, unmittelbar in sein Seelenleben einzuführen. So sieht man mit den französischen Soldaten, Wirthen und Bürgern den unangebrachten Luxus seines Gefolges, der im Kriege so viel Anstoss bei den Franzosen erregte; Napoleon selbst, bleich, appetitlos, schwer krank, während sein Gefolge es sich an nichts fehlen lässt und sich des besten Wohlseins erfreut; sieht man ihn in ruhelosem Hin- und Hergehen die Nächte verbringen; sich den feindlichen Kugeln aussetzen, ohne aber den heroischen Entschluss zu fassen, sich an der Spitze der Truppen gegen den Feind zu werfen; geschminkt, um seine Leichenfarbe, sein verstörtes Aussehen den Mannschaften zu verbergen. Man sieht ihn endlich unbedauert in die Gefangenschaft ziehen und erhält eine genaue Beschreibung seines Quartiers in Bouillon und von dem Interesse, das seine Anwesenheit dort erweckt. Zola verwendet hierbei das von V. Hugo empfohlene und beständig ausgenutzte romantische Wirkungsmittel des Kontrastes: den doppelten Gegensatz zwischen Napoleons in Ueppigkeit lebendem Gefolge und dem Mangel leidenden Heere; zwischen dem Wohlbefinden seiner Begleiter und seiner eigenen physischen und moralischen Gedrücktheit. Nur von aussen betrachtet wird auch der General Bourgain-Desfeuilles, einer der Napoleonischen Paradegenerale, dem sein eigenes Wohlbehagen die Hauptsache ist, der, unwissend und kopflos, sich seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen zeigt, und von dem höchstens anzuerkennen bleibt, dass er nicht gerade ein ganzer Feigling ist. Einer ähnlichen Figur begegneten wir auch in der „Schönen Spionin". Ein ihnen verwandter Typus ist auch der schon mehr handelnd auftretende Hauptmann Beaudoin, der ebenso wenig Anhänglichkeit an seine Leute besitzt wie diese an ihn, dem gut Essen und Trinken und reine Wäsche bis zum letzten Augenblick über alles gehen und der, ein unverbesserlicher Salonlöwe, unbekümmert um das Schicksal der ihm anvertrauten Mannschaft seinen Posten verlässt, um bei einer leichtsinnigen Jugendfreundin eine Liebesnacht zu verbringen und deren ihm arglos und herzlich entgegentretenden gastfreundlichen Gatten mit ihr zu betrügen. Zola lässt hier gegen die naturalistischen Grundsätze eine ausgleichende Gerechtigkeit eintreten, indem er diesen Helden sein Ende an einer Kugel in der Nähe der Geliebten finden lässt. Im Gegensatz zu diesen Typen, die auch an A. Daudet's Billardpartie in den Montagserzählungen erinnern, steht der Oberst de Vineuil, der wie der Oberst v. Reumont bei Frau Gagneur treu

und muthig seine Soldatenpflichten erfüllt, dem das Unglück des Vaterlandes mehr gilt als die Schmerzen der eigenen Verwundung, und der, ähnlich dem alten Oberst Jouve in A. Daudet's Belagerung von Berlin, stirbt, als er erfährt, dass die Niederlage der Franzosen unabwendbar ist. Ihm geistesverwandt ist der Lieutenant Rochas, ein Offizier vom alten Schlage, der, ein schlichter Maurerssohn, sich in fünfzehnjähriger Dienstzeit durch Tapferkeit und treue Pflichterfüllung zu seiner Stellung emporgearbeitet hat, der aber aus Mangel an Kenntnissen niemals Hauptmann werden kann. Er hält treu zu seiner Mannschaft wie diese zu ihm; er kann sich weder in die neue Kriegführung der Deutschen noch in den Gedanken finden, dass die Franzosen nicht unüberwindlich seien; er findet schliesslich sein Ende vor Sedan, seinem Leben entsprechend, indem er in tapferem Kampfe fällt, von den Fetzen der von ihm bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigten Fahne bedeckt. Eine ebenso sympathische Figur ist der aus Zola's Terre bekannte Jean Macquart, der nach Verlust seiner Frau und ihres Landbesitzes sich beim ersten Anzeichen des bevorstehenden Krieges in seiner früheren Stellung als Unteroffizier hatte anwerben lassen. Er tritt in unserm Romane in innige Beziehung zu dessen Hauptshelden Maurice Levasseur, einem angehenden Advokaten, der als Kriegsfreiwilliger im Heere dient. Anfangs trennt die Beiden die unwillkürliche Abneigung des höher Gebildeten gegen den schlichten Mann des Volkes; aber, je mehr die Beiden sich kennen lernen, um so mehr fühlen sie sich zu einander hingezogen. Der gerade und ehrliche Jean nimmt sich des nervös überreizten Maurice an, tröstet, beruhigt und pflegt ihn während der Leiden der Heereszüge mit väterlicher Aufmerksamkeit. Maurice dankt ihm, indem er ihn trotz aller Ermattung nach einer Verwundung aus dem Gefechte trägt und auch sonst mit gleicher Aufmerksamkeit und Aufopferung für ihn sorgt. Man begleitet die Beiden auf der ganzen Leidensfahrt von Mühlhausen bis Sedan und in ihrer Theilnahme an den Kämpfen vor Sedan. Die Unruhe Maurice's und sein Bedürfniss, zu sehen uud zu hören, geben dem Verfasser Gelegenheit, die verschiedenen Seiten des Schlachtentreibens und die Kampffelder zu schildern. Maurice's Verwandtschaft mit einem Artilleristen und sein Interesse an ihm geben Veranlassung zu einer anschaulichen Schilderung des Artilleriekampfs. Mit Maurice schaut man auch dem berühmten Kavallerieangriffe der Margueritte'schen Brigade zu. Um Maurices und Jeans willen wird ferner der Leser nach der Halbinsel Iges unter die dahin geführten Kriegsgefangenen geführt, und man begleitet sie von da auf den Transport nach Deutschland, dem sie sich indessen gemeinsam entziehen. Jean wird dabei verwundet und tritt in die Pflege der Schwester Maurices, die gleichzeitig in einem Lazarethe als Kranken-

pflegerin thätig ist, was Zola Gelegenheit gibt, die Lazarethverhältnisse von einer neuen Seite zu zeigen. Vorher hatte er bereits den Krankenträgerdienst, wie ihn Maurice sah, und ein Lazareth in Sedan ausführlich geschildert. Maurice, der nach Paris entwichen ist, führt uns endlich auch in den Kommuneaufstand hinein, an dem theilzunehmen ihn sein exaltiertes Wesen verführt. Auch Jean kommt nach seiner Heilung als Mitglied des Versailler Belagerungsheeres nach Paris. In tragischem Konflikte stossen die beiden Freunde zusammen: Jean durchbohrt den von ihm nicht erkannten Maurice mit seinem Bajonette. Ihr brüderliches Verhältniss wird dadurch nicht gestört: Jean bringt den schwer Verwundeten durch die Wirrnisse und die Brände von Paris, die bei dieser Gelegenheit zu ergreifender Schilderung gelangen, in die Wohnung Henriettens, Maurice's Schwester, die grade im rechten Augenblicke ebenfalls nach Paris geeilt ist. Trotz aller Pflege stirbt aber Maurice, und damit entsteht ein neuer Konflikt, ein romantischer Widerstreit zwischen Liebe und Pflicht, wie ihn der Corneille'sche Cid bringt. Jean und Henriette haben, während diese ihn pflegte, einander herzlich lieb gewonnen; die unverschuldete Tötung des Zwillingsbruders trennt sie für ewig. Zola hat hier den oft getadelten Schluss des Cid vermieden, der auf eine spätere Vermählung hindeutet; aber sein Ausgang lässt den Leser ebenso unbefriedigt, wie der in P. A. Lebruns Cid d'Andalousie, der den alten Corneille corrigieren wollte. Henriette spielt in dem Romane bereits vorher eine wichtige Rolle. Sie ist die treue aufopfernde Schwester, der Maurice die Möglichkeit seiner Erziehung verdankte; sie war die Gattin eines redlichen Mannes, eines Buchhalters, der den schlimmen Verlauf des Kriegs vorausgeahnt hatte. In Bazeilles ein Haus besitzend, war er vor dem Kampfe dahin geeilt, hatte er als Zivilperson an der Schlacht rege theil genommen, und war er deshalb standrechtlich erschossen worden. Henriette war ihm trotz aller Kampfesschrecken nachgeeilt; sie wollte mit ihm sterben, wird aber aus den Armen des Verurtheilten durch einen bairischen Soldaten gerissen, der nachher unter ihrer Pflege an einem grässlichen Tode endet. Henriette und ihr Mann in Bazeilles sind die Personen, die Zola zur kunstvollen Ausmalung des viel geschilderten wilden Kampfes in und um dieses Dorf brauchte. Henriette, die innig an ihrem Manne hing, und die — abermals ein bewusster und gesuchter Kontrast — bald darauf eine tiefe Neigung zu Jean in ihrem Herzen aufkeimen sieht, erinnert, wenn auch nur schwach, wieder an die ungetreue Wittwe von Ephesus, die schon durch P. Alexis in den Medaner Abenden eine kriegsgeschichtliche Bearbeitung gefunden hatte.

In der Jean'schen Korporalschaft, die in sich die verschiedenartigsten Bestandtheile des französischen Heerkörpers vereinigt,

befinden sich noch einige weitere Soldaten, die man als ebenso viele Typen aufzufassen hat. Zwei darunter sind pariser Arbeiter, von jener Verworfenheit und Ideallosigkeit, die als charakteristisch für die Arbeiterbevölkerung der französischen Hauptstadt gegeben wird. Sie sind das zersetzende Element, stets zum Aufruhr geneigt, schnell bereit, ihre Vorgesetzten als Verräther und Feiglinge zu brandmarken, dabei selbst verrätherisch, feig und von erbarmungsloser Selbstsucht. Zwischen ihnen, dem bösen Prinzip, und Jean, dem Vertreter des guten Prinzips, werden Pache, ein frommgläubiger picardischer Bauer, und der unendlich einfältige Riese Lapoulle hin- und hergezogen, bis sie beide dem Verderben anheimfallen. Lapoulle tötet auf Anstacheln der Pariser Pache, um ihm auf der Halbinsel Iges etwas Brot zu entreissen; dann sucht er, über seine Missethat entsetzt, dem Schauplatze seines Verbrechens zu entfliehen; er will, die Maas durchschwimmend, entweichen, wird aber dabei von einer preussischen Kugel getroffen. Auch Loubet und Chouteau, die beiden Pariser, sind treulos gegen einander; bei der von ihnen gemeinsam unternommenen Flucht opfert Chouteau den Gefährten, um selbst mit heiler Haut der Verfolgung zu entgehen. Gegen Ende des Romanes erscheint er wieder im pariser Aufstande als Plünderer und Brandstifter, von einer ebenbürtigen Genossin dabei unterstützt. Damit das Bild vollständig werde, treten noch auf: ein wackerer Trompeter, ein schwermüthiger Sergeant, der sein Ende voraussieht, und endlich auch einige Freischärler, die von Zola in keiner Weise geschmeichelt werden. Sie erscheinen, der Wahrheit getreu, als Männer, die der strengen Mannszucht des Soldatenstandes ein freies, vergnügtes Räuberleben vorzogen, als ein Schrecken der Bauern, die sie plünderten, deren Felder sie verwüsteten und die sie nicht nur nicht vertheidigten, sondern den strengen Gegenmassregeln des Feindes aussetzten. Wenn sie von den Bauern nicht öfters ausgeliefert wurden, so geschah dies nur aus Furcht vor ihrer heimtückischen Rache, falls es den Preussen nicht gelang, sie zu überraschen. Die von Zola vorgeführten Gattungsexemplare sind: ein Wilddieb und Schmuggler, der würdige Sohn eines Trunkenboldes und einer diebischen Bettlerin; ein verlotterter Marseiller Kellner, der nach einem Diebstahle nur mit Mühe dem Zuchthause entgangen war, und ein ehemaliger Vollziehungsbeamter, der um seiner Vorliebe für minderjährige Mädchen willen ebenfalls wiederholt das Zuchthaus gestreift hatte. Diese drei treten unter anderm als Richter eines deutschen Spions auf, den sie wie ein Schwein abstechen. Als ihnen ernstliche Gefahr droht, verschwinden sie spurlos aus ihren Waldverstecken mit sammt der von ihnen geführten Bande.

Diesen Militärpersonen, denen man noch einen Bataillonsarzt zurechnen kann, der seiner entsetzlichen chirurgischen Thätigkeit

in Sedan obliegt, stehen eine Anzahl Zivilpersonen ergänzend zur Seite. Vor allem ein etwas beschränkter sedaner Fabrikbesitzer, ein Bonapartist, der aber, wie sein Seitenstück bei J. Bruno, nachdem Napoleon gefangen, sein früheres Ideal mehr schmäht als alle andern, der aufgeregt und neugierig in Sedan umhereilt, aus den Häusergiebeln nach dem Feinde ausspäht und der in dieser Weise Zola dazu dient, um Schilderungen der Kampfentwicklung und der Wirrniss in Sedan passend einführen zu können. Sein Haus bildet eine Zufluchtsstätte für fast alle unsere Romanhelden. Ihm zur Seite stehen: sein schon genannter Buchhalter Weiss, der Gatte Henriettens, den er nach Bazeilles begleitete, um ihn dort allein zurückzulassen, und an Frauen seine patriotische strenge Mutter, seine leichtfertige Frau, die auch in den Schrecknissen des Krieges nichts von ihrer Heiterkeit und Vergnügungssucht verliert, und Henriette. Letztere bildet das Bindeglied mit einer Bauernfamilie, an deren Spitze Fouchard, ein filziger Landschlächter, steht, der die hungernden französischen Soldaten hartherzig von der Thür weist, aber mit den Preussen vorzügliche Geschäfte macht, indem er ihnen zu hohen Preisen das Fleisch gefallenen Viehes als gut verkauft. Je mehr Deutsche an dieser Kost sterben, um so besser. In seinem Dienste befindet sich eine hübsche Magd Rosa, die den Sohn des Bauern liebt und von ihm wiedergeliebt wird. Aber der Alte verweigerte die Vermählung; der Sohn verliess infolge dessen das Haus, und die Zurückgebliebene wurde das Opfer des bereits erwähnten deutschen Spions, von dem sie ein Kind erhielt. Der Krieg bringt den Sohn Fouchard's einen Augenblick in das väterliche Haus zurück; er verzeiht Rosa, fällt aber bald darauf im Kampfe bei Sedan. Die Magd sucht und findet ihn auf dem Schlachtfelde, das dabei zur Schilderung kommt, und veranlasst dann die Ermordung ihres deutschen Verführers. Das Kind wohnt der Abschlachtung seines Vaters bei. Auch hier liegen wieder romantische Verwicklungen vor mit naturalistischem, aber nicht immer wahrscheinlichem Aufputz.

Obgleich Zola nur auf Schilderung des eigenen Landes und seiner Sitten unter dem zweiten Kaiserreich ausgeht, so konnte er bei dem Kriegsromane nicht umhin, auch einige Deutsche einzuführen und sich damit auf ein ihm wenig bekanntes Gebiet zu wagen. Zola hat niemals die Grenzen seiner französischen Heimat überschritten. Als ich vor zwei Jahren Gelegenheit hatte, mit ihm über sein damals noch in der Ausarbeitung befindliches Werk zu sprechen, kamen wir in unserer Unterhaltung gerade auch auf diesen Punkt. Ich drückte dem Verfasser die Hoffnung aus, er werde nicht, wie die Mehrzahl der Verfasser von Kriegsromanen, die Deutschen als rohe Barbaren, wilde Plünderer, Räuber, Frauenschänder und insbesondere als Standuhrendiebe schildern, sondern ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Zola meinte darauf, diese Pendulen-

erzählungen seien eine *blague;* er habe sich auf seiner Reise nach dem sedaner Kriegsschauplatze natürlich auch nach den Deutschen erkundigt und sie von den dortigen Einwohnern durchaus anerkennend beurtheilen hören. Es seien nur die kleinen Plünderungen vorgekommen, die bei jedem Kriegszuge unvermeidlich sind. Nur die Gefangenen seien auf der Insel von Iges und bei ihrer Abführung nach Deutschland sehr schlecht behandelt worden. Man habe sie Tage lang in entsetzlicher Weise hungern lassen. Ich stellte ihm darauf vor, dass dies, soweit keine Uebertreibungen seiner Berichterstatter vorlägen, eben unvermeidlich war. Die französische Intendantur war ihrer Aufgabe nicht gewachsen gewesen und hatte nichts dafür gethan, die eignen Leute zu versorgen. Den deutschen Proviantbeamten fiel die unlösbare Aufgabe zu, plötzlich für 80000 Mann sorgen zu müssen, ohne dass jemand diese Nothwendigkeit hatte voraussehen können. Man konnte doch nicht die eigenen Mannschaften zu Gunsten des gefangenen Heeres hungern lassen. Zola gestand mir die Berechtigung dieser Einwendungen zu — aber die Thatsache des Hungerns läge nun einmal vor und damit ein hohes dichterisches Motiv, das er sich nicht entgehen lassen könne. Die Qualen der französischen Soldaten seien die Hölle gewesen. In der That bildet, ähnlich wie bei Frau Gagneur und sonst, die Schilderung der Hungerqualen der eingeschlossenen Franzosen eine der ausgemaltesten und ergreifendsten Theile des Romans. Uns Deutschen erscheint die Darstellung übertrieben; ich habe selbst Hunderte der bei Sedan Gefangenen in recht gut erhaltener Uniform und bei blühender Gesundheit, keineswegs abgezehrt, in Deutschland einziehen sehen und keinen, mit dem ich sprach, etwas von den ausgestandenen Höllenqualen erzählen hören. Aber Zola hat für seine Darstellung französische und belgische Gewährsmänner, und von seinem Standpunkte aus ist es begreiflich, dass er diese Gelegenheit benutzte, um eine Schilderung zu entwerfen, bei deren Lesung ich auch deutsche Frauen zu Thränen gerührt sah.

Die wenigen von Zola eingeführten deutschen Romanträger sind durchweg verzeichnet. Sein deutscher Spion, Goliath Steinberg, bei dessen Einführung ihm Kriegsnovellen wie P. Féval's Madame Joyeux u. ä. vorgeschwebt zu haben scheinen, ist eine unmögliche Persönlichkeit. Es ist undenkbar anzunehmen, die deutsche Heeresleitung habe bereits Jahre lang vor dem Kriege die Schlacht bei Sedan vorausgesehen und deshalb Spione zur Erforschung des dortigen Geländes ausgesandt. Auch ist Goliath seiner ganzen Schilderung nach ein echter und rechter Bauer: Bauern pflegt man wohl aber nicht zu Spionen zu verwenden. Wollte Zola diesem Goliath einige Wahrscheinlichkeit verleihen, se musste er sich begnügen, ihn als gewöhnlichen Knecht zu schildern, der, bei Beginn des

Feldzugs zur deutschen Fahne einberufen, seine Ortskenntniss den deutschen Führern zur Verfügung stellt. Dies ist freilich keine Spionage mehr; denn, wollte man dies vermeiden, dann müsste man in Frankreich allen wehrpflichtigen Deutschen, in Deutschland allen wehrpflichtigen Franzosen den Zutritt verweigern oder sie nur mit verbundenen Augen im Auslande herumreisen lassen. Oder die Offiziere müssten auf die Führung durch ortskundige Landsleute verzichten und sich lieber von Ausländern oder landesunkundigen Stammesgenossen führen lassen. Eins wäre so unsinnig wie das andere.

Sonst treten nur noch zwei deutsche Offiziere in Zola's Romane auf, beide ebenfalls nach den in der einschlägigen französischen Litteratur üblichen Typen ausgestaltet. Der eine, v. Gartlauben, der bei dem oben geschilderten sedaner Fabrikbesitzer in Quartier liegt und in täppischer Weise dessen Frau den Hof macht, erinnert an die entsprechenden Persönlichkeiten bei Aimard, Labarrière-Duprey und Etiévant und ist nur eine gutmüthigere und daher völlig komische Figur. Er will mit aller Gewalt zeigen, dass er kein Barbar ist und dass er in Paris etwas von höflichen Umgangsformen gelernt habe. Nur weil er dort einige Personen hat Kaffee ohne Zucker trinken sehen, verzichtet er auch auf diese Beigabe. Es ist wirklich bedauerlich, einen Mann wie Zola solche Kindereien vortragen zu sehen. Aber er folgt auch hier nur der herkömmlichen Auffassung, und wir finden hier wie bei Laurent und Gagneur und sonst in der von uns behandelten Litteratur eben nur die naive Auffassung verwendet, als ob die wahre feine Sitte auch von den Deutschen in Paris gesucht würde. Viele französische Provinzialen sind in der That von der gesellschaftlichen Ueberlegenheit ihrer pariser Landsleute überzeugt; aber die pariser Schriftsteller haben eine zu gute Meinung von ihrer Stadt, wenn sie die gleiche Selbstentsagung auch bei den Ausländern voraussetzen.

Ebenso misslungen wie v. Gartlauben ist der deutsche Gardehauptmann Günther, der, wiederum in Uebereinstimmung mit den in unsrer Litteratur herkömmlichen Schilderungen, von hartherzigem Dünkel erfüllt ist, seine französischen Verwandten nicht mehr kennen will und an eine vom Himmel den Deutschen gestellte Mission glaubt, den in Unsittlichkeit und Uebermuth verkommenen Franzosen eine dauernde Lehre zu geben, wenn nicht sie für ewig zur Ohnmacht zu zwingen. Diesem namentlich den Preussen angedichteten militärischen Pharisäerthum begegnet man sehr häufig schon in den zur Kriegszeit von den deutschen Soldaten entworfenen Beschreibungen.

Endlich folgt Zola der von uns u. a. bei Cauvain, bei Frau Hager und Frau Gagneur angetroffenenen Ueberlieferung seiner

Landsleute, wenn er deutsche Soldaten die hungrigen französischen Gefangenen verhöhnen und mit Kolbenstössen misshandeln lässt. Doch erhebt er sich trotz seiner Abhängigkeit von älteren französischen Schilderungen auch hier vielfach über seine Vorgänger. Er vergisst nicht, bei Beschreibung einiger durch Deutsche verübter Gewaltthätigkeiten ein paar entschuldigende Bemerkungen einzuschalten und sucht sich durchweg vor gehässigen Uebertreibungen zu hüten. Die den Deutschen angehangenen Schimpfwörter lässt er von französischen Soldaten ausstossen; dies ist durchaus berechtigt, weil historisch; auch unsre Krieger hatten für ihre Gegner nicht immer nur verbindliche Bezeichnungen im Munde. Die berüchtigten Stutzuhren, deren Nichtnennung ihm seine Landsleute nicht verziehen hätten, erscheinen bei Zola nur in der Form, dass zwei oder drei Mal erzählt wird, wie fliehende Bauern vor Allem dieses den Franzosen ans Herz gewachsene Ausstattungsstück zu bergen suchten oder es allein auf der Flucht mitnahmen. Es bleibt also nur die Furcht vor dem deutschen Uhrendiebstahl übrig.

Die Zurückhaltung und die Absicht, wahr und korrekt bei der Deutschenschilderung zu sein, springt am meisten in die Augen, wenn man Zola's Roman mit den vorher geschilderten, insbesondre auch mit dem Gagneur'schen Kriegsromane vergleicht. Und wie gegen die Deutschen, verhält er sich gegen Napoleon. Man findet bei ihm kaum ein direktes Wort des Tadelns. Er lässt die Thatsachen für sich selber sprechen und begnügt sich, seinen Helden die Aufgabe zu übertragen, diese Thatsachen zu schildern und gelegentlich auch ihre Meinung abzugeben.

Den Hauptwerth in Zola's Roman besitzen seine Schilderungen der französischen Heeresverhältnisse, der Sedanschlacht und des Kommunistenaufstandes, und die kunstvolle Art, wie sie eingeflochten und gegeben sind. Hierin ist er seinen Vorgängern am meisten überlegen. Zola hat sich auch keine Mühe verdriessen lassen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Mancher seiner Beschreibungen und Erzählungen sieht man es deutlich an, dass sie auf direkter Anschauung oder auf unmittelbaren mündlichen Mittheilungen beruhen, denen er nur die Form gegeben hat. Im Uebrigen hatte sich Zola eine kleine Bibliothek von Kriegsdarstellungen gesammelt und gewissenhaft durchgelesen. Seine Sprachunkenntniss zwang ihn, sich ausschliesslich auf französische Quellen zu stützen, womit sich manche Unrichtigkeiten (so auch die Widerholung der Fabel, das Schloss von Saint-Cloud sei von den Deutschen in Brand geschossen worden) von selbst erklären. Es wäre leicht und interessant, seinen schriftlichen Quellen nachzugehen und zu entwickeln, wie er dieselben ausgebeutet und was er nach mündlichen Quellen hinzugefügt hat. Doch wollen wir uns diese Aufgabe hier nicht stellen. Dafür sei noch darauf hingewiesen,

dass die in den deutschen Kritiken dem Verfasser gemachten Vorwürfe zum Theil unberechtigt sind. Wenn man Zola vorwarf, die französischen Offiziere leichtsinniger, unfähiger und unwissender geschildert zu haben, als sie in Wirklichkeit waren, und daraus folgerte, es fehle ihm an wahrem Patriotismus, so ist dem entgegenzustellen, dass es in seiner künstlerischen Absicht lag, die zersetzenden Wirkungen der Napoleonischen Korruption energisch zur Anschauung zu bringen, und dass er in den einschlägigen Schilderungen nur der französischen patriotischen Tradition folgte, die den Misserfolg der französchen Waffen eben aus der Unfähigkeit und dem Leichtsinn der französischen Offiziere erklärt. Auch führte er neben den schlechten auch tüchtige französische Offiziere in seinem Romane ein. Und wenn man Zola die Herabsetzung der Deutschen vorwarf, so ist auch dabei vergessen, welchen Einfluss die französische Nationalauffassung naturgemäss auf ihn, dem fremde Quellen unzugänglich waren, ausüben musste, und ist übersehen, wie hoch er sich gerade hierin über seine Vorgänger erhebt. Auf alle Fälle wird man nach Durchlesung des Vorstehenden nicht einen Augenblick im Zweifel darüber sein, dass sein Roman die hervorragendste Leistung ist, die die französische Romanlitteratur über den Krieg von 1870—71 aufzuweisen hat.

Ein weniger gutes Zeugniss müssen wir dem Verfasser eines letzten Romans ausstellen, worin der Krieg von 1870—71 nur den Beweggrund einer zur Schilderung gebrachten Unternehmung abgibt. Wir meinen P. Erasme's *Unsere Unteroffiziere*[1]), eine der tollsten Ausgeburten des französischen Rachegeistes. Es sollte mit diesem Buche Descaves *Sous-offs* entgegengearbeitet werden, der die französischen Unteroffiziere in der unvortheilhaftesten Weise schilderte und dadurch den Ingrimm aller französischen Patrioten erregte; wir bezweifeln aber, dass Erasme (wohl ein Pseudonym) seinen Zweck auch nur im Geringsten erreicht hat. Seine Helden, denen ein unversöhnlicher Deutschenhass zugeschrieben wird, sind gänzlich unreife Burschen, die von wirklicher Soldatenehre einen sehr mangelhaften Begriff haben; ihre Abenteuer sind von Anfang bis Ende eine Kette von Unmöglichkeiten. In ihrer Gesellschaft tritt eine Art Kameliendame auf, eine sich bessernde französische Dirne, die eine entfernte Aehnlichkeit auch mit der deutschen Dirne in Millanvoyes und Etiévants schöner Spionin zeigt und die mit allem nur denkbaren Mangel an Charakteristik gezeichnet ist. Wie ein einheitlicher Stil, ein durchdachter Plan und ein überlegter Aufbau, so fehlt dem Romane auch die Einheit des Interesses. Zwei stofflich ganz verschiedene Erzählungen, die mit einander nur lose verknüpft

[1]) *Nos sous-officiers,* Paris 1890.

sind, innerlich aber gar nichts mit einander zu thun haben, ziehen nicht neben, sondern durch einander her. Die eine Erzählung berichtet von einem Vicomte, der in derselben Weise, wie es bei den hohlköpfigen und lüderlichen jungen Aristokraten der neueren französischen Romanlitteratur üblich ist, sein Vermögen verschleudert hat, der dann von den Eltern seiner ersten wahren Liebe zurückgewiesen wird und sich aus Verzweiflung darüber eine Kugel in den Kopf jagt. Sein Selbstmordversuch misslingt. Während seiner Krankheit macht er sich Vorwürfe wegen seiner müssig und unnütz vergeudeten Jugend und nach seiner Wiederherstellung tritt er als einfacher Soldat bei den in Rouen befindlichen berittenen Jägern ein. Zum Brigadier ernannt und auf einige Tage beurlaubt, begibt er sich in die Nähe des Aufenthaltsortes seiner Geliebten, die ihn nicht vergessen hat; er beleidigt und fordert einen dort angetroffenen, ihm gefährlich erscheinenden Nebenbuhler zum Zweikampfe und verwundet ihn bei dem sofort ausgefochtenen Streite in lebensgefährlicher Weise. Sein Gegner, ein Hauptmann bei demselben Regimente, bei dem der Vicomte steht, nimmt edelmüthig seinen Abschied, den er vorausdatirt, um dem Brigadier jede Unannehmlichkeit wegen seines der Mannszucht widerstrebenden Benehmens zu ersparen. So ist der einzige gefährliche Nebenbuhler beseitigt. Da die Geliebte in Sehnsucht nach unserem Helden hinschmachtet, sehen ihre Eltern ein, dass es am besten ist, sie mit dem von ihnen ehemals Abgewiesenen zu vereinen. Nachdem der Vicomte, der inzwischen in Afrika in Dienst getreten ist, dort im tapferen Kampfe gegen die Araber noch eine Verwundung erlitten, findet die ersehnte Verlobung statt, die beide Kranken bald gänzlich genesen lässt.

Diese Wiederholung eines verbrauchten Romanstoffes besitzt natürlich für uns nicht das geringste Interesse. Anders liegt es mit der zweiten Erzählung, deren Träger ein Wachtmeister und ein anderer Unteroffizier desselben Regimentes sind, in dem der Vicomte stand. Der Wachtmeister, ein Pfalzburger namens Keyser, hat als dreizehnjähriger Knabe einem Treffen zwischen Deutschen und Franzosen beigewohnt. Eine deutsche Division stand einigen französischen Infanterieregimentern und dem Rouener Jägerregiment gegenüber. Siegreich trieb die französische Minderzahl die Deutschen zurück; da überschüttet die deutsche Artillerie unerwartet die Angreifer mit einem solchen Hagel von Geschossen, dass ihnen ein weiteres Vorgehen unmöglich wird. Um der französischen Infanterie Luft zu schaffen, stürzen sich die Chasseurs à cheval auf die deutsche Artillerie, die Regimentsfahne in ihrer Mitte. Plötzlich verschwindet die Fahne. Leiche auf Leiche häuft sich über sie. Die ersten Reiter hatten die Fahne noch gesehen und wollten sie

aufraffen; die späteren sahen sie nicht mehr, so viele Helden lagen über sie hingestreckt. Die deutschen Batterien müssen zurückweichen; die französische Infanterie jagt die deutsche vor sich her; aber nutzlos; denn die Franzosen stossen später auf eine dreifache Mauer von Feinden, die sie, zehn gegen einen, niederschmettern. Der Knabe hat dies alles von der Mauer einer halbverbrannten Scheune aus gesehen. Ein Ulan hatte ihre Besitzerin vor den Augen ihres Mannes entehren wollen; dieser hatte einen Revolver ergriffen und den trunkenen Frauenschänder erschossen. Dafür war er selbst getötet und sein Landgut in Brand gesteckt worden. Von diesem interessanten Mauertrümmer aus nahm der junge Keyser nach beendetem Kampfe seinen Weg auf das Schlachtfeld mit der Absicht, die Fahne aus dem Leichenhügel hervorzusuchen und für das Vaterland zu retten. Er wird aber dabei von einigen Ulanen ertappt, die ihn für einen Leichenplünderer halten und ihn mit einer Kugel niederstrecken; sie nehmen selbst mit Hurrahruf die Fahne in Besitz. Der Knabe, der nur verwundet war, findet die nöthige Kraft, um sich nach Hause zu schleppen, wo er unter der elterlichen Pflege bald der Genesung entgegen geführt wird.

Die hier geschilderte Episode wiederholt die Umstände, unter denen die einzige deutsche Fahne bei Dijon am 24. Januar 1871 in französische Hände gefallen ist. Es ist daher werthvoll zu wissen, dass nach Ansicht unseres Verfassers bez. des in seinem Namen sprechenden Wachtmeisters Keyser eine solche Besitznahme einer feindlichen Fahne ein „feiger Diebstahl" ist.

Später hat der Vater Keysers einen Aufstand im Elsass anzuzetteln unternommen. Er konnte das deutsche Joch nicht ertragen, das wie ein entehrendes Brandmal auf ihm lastete. Der Aufstandsversuch wurde jedoch durch einen elsasser Bauer verrathen, und der Vater nebst den Mitschuldigen erschossen. Hierbei hatte der junge Keyser abermals eine Begegnung mit einem Ulanen. Während ihn seine Mutter auf die Zitadelle von Pfalzburg führte, um vom Vater Abschied zu nehmen, beleidigte sie ein Ulan durch eine unanständige Geberde. Der Dreizehnjährige, dies bemerkend, stürzte sich auf den Deutschen, rief ihm ein: „Feigling, Feigling, zu Tode mit dem Schurken!" entgegen und spie ihm ins Gesicht. Der Ulan stiess ihn einfach zurück. „Vielleicht fürchtete er, dass seine Handlung zur Kenntniss seiner Oberen kam. Diese Heerde mit Prügeln für den Ruhm dressirter wilder Thiere, diese unheimlichen Strolche, deren Volksname Preusse immer den unteren Theil unsers Individuums bezeichnete, da sie uns bis dahin nur diesen Theil ihrer Person auf unsern Schlachtfeldern gezeigt hatten, diese Wesen sind die elendsten, unreinsten, wenn man sie einzeln bekämpft. Sie sind nur tapfer, wenn sie das Sammelwesen bilden, das man Regiment nennt."

Nach diesen Erlebnissen ist Keyser von begreiflichem Deutschenhass erfüllt, der ihn auch dahin brachte, kaum erwachsen, in den Soldatenstand einzutreten. Er hat einen Gesinnungsgenossen an Jacques Morin, dem seine Mutter, eine Marketenderin, während der Schlacht bei Solferino im Bereiche der österreichischen Kugeln das Leben gab. Morin's Vater ist in der Schlacht bei Spichern gefallen; er hat seinen Sohn für den Soldatenstand bestimmt, und die Mutter hat ihn darin bestärkt. Die beiden Heldensöhne haben gehört, dass die Regimentsfahne, deren Verlust Keyser nicht hatte verhindern können, von den Deutschen nach Pfalzburg gebracht worden ist. Sie ist dort im Schulhause untergebracht und dient dazu, „um den elsasser Kindern zu zeigen, dass sie für immer preussisch sind, und dass sie dem Kaiser Wilhelm Gehorsam schulden", dessen Büste sich im Saale befindet. Eine schwere Kette befestigt die Fahnenstange an die Mauer, der Stoff hängt zur Erde nieder, und der Schulmeister sagt tagtäglich zur ganzen Klasse, zu den Grossen, wie zu den Kleinen: Seht hierher! Wenn es einem von euch beliebt, sich vom Platze zu rühren oder es unserm grossen Kaiser Wilhelm an Achtung fehlen zu lassen, so wird man mit ihm verfahren, wie mit der französischen Fahne, man wird ihm eine Kette um den Leib legen und ihn in's Gefängniss stecken . . . und so lange diese Fahne in unseren Besitz bleiben wird, so lange werden wir Elsass-Lothringen behalten. — Der Schulmeister kettet dann die Fahnenstange los, tritt mit dem Fuss auf sie, und die Schüler müssen dann rufen: „Es lebe der Kaiser!" „An den ersten Tagen (wo dieser seltsame Gebrauch eingeführt wurde) kamen Bauern, die ihren Eifer zeigen wollten, zur Schule, um den Schulmeister oder seinen Unterlehrer, den grossen Wilfrid, anzuhören . . . man hat sie dafür belohnt." Unsre beiden Helden beschliessen, die so gemissbrauchte Fahne den Deutschen abzunehmen, und da der Rachekrieg zu lange auf sich warten lässt, sie einfach, sei es auch mit Mord und Todschlag, nun wirklich zu stehlen. Sie nehmen zu dem Zwecke Urlaub, machen sich in Verkleidung nach dem Elsass auf, und mit Hilfe der oben genannten Dirne und einem ihrer Liebhaber, einem Lieferanten, gelingt es ihnen auch, trotz ihres Mangels an Reisepässen nach Pfalzburg hineinzukommen. Sie dringen während der Mittagspause in das Schulhaus, treten in das Zimmer, wo die Fahne sich befindet, und treffen dort ausser einigen Kindern den Haupt- und einen Unterlehrer an, der mit um den Leib gebundenen Prügel in der Klasse auf- und abgeht. Während Keyser rasch die Fahne von der Stange abschneidet, wirft Morin den einen Lehrer zu Boden, erhält aber von dem andern einen fürchterlichen Schlag mit einem Lineal auf den Kopf. Keyser befreit Morin, indem er dem Schulmeister die gypserne Kaiserbüste an den Kopf wirft. Während nun die Schulmeister

um Hilfe rufen, entfliehen die beiden Franzosen, den ihnen nachgesandten Revolverkugeln der deutschen Schutzmänner glücklich entgehend. Sie entkommen in ein Waldesdickicht; dort muss Morin zurückbleiben, der sich auf der Flucht einen Fuss verstaucht und ein Knie ausgedreht hat. Keyser setzt auf seine Bitten mit der Fahne allein die Flucht fort. Morin wird von den ihn mit Hilfe eines Spürhundes verfolgenden Deutschen aufgefunden; einer derselben, ein Polizist, schlägt ihn ins Gesicht und wird dafür von ihm niedergeschossen. Darauf wird Morin nach Zabern gebracht. Obgleich er ein Dieb und Mörder ist und nicht dem Offizierstande angehört, wird er auf seine Bitte dennoch als Kriegsgefangener behandelt und auf Ehrenwort verpflichtet, keinen Fluchtversuch zu machen. Vor dem Kriegsgerichte gesteht er sein Unternehmen und behauptet er, die gestohlene Fahne verbrannt zu haben. Er wird zum Tode verurtheilt und in einen Kerker geworfen, ohne seines Wortes entbunden zu werden. Dort sucht ihn die ihn beschützende Dirne Margot in der Nacht vor dem Hinrichtungstage auf. Sie sucht ihn ebenso vergebens wie der bestochene Kerkermeister zur Flucht zu bewegen; die deutschen Behörden hätten die Flucht nicht ungern gesehen, weil sie die unangenehme Sache möglichst unterdrücken wollten; die Ueberwachung war darum eine lockere. Aber Morin, durch sein Ehrenwort gebunden, widersteht allen Versuchungen; er geht kühn dem Tode mit offenen Augen entgegen, nachdem ihm allerdings im Kerker die Magenschwäche begegnet ist, die den Verurtheilten gewöhnlich kurz vor der Hinrichtung widerfährt, und kommandiert selbst den preussischen Soldaten, die wie es scheint auch auf französisches Kommando eingerichtet sind, die ihn vernichtende Gewehrsalve. Margot ist von der Geistesstärke Morins so gerührt, dass sie beschliesst, von Stund an ihr unsittliches Gewerbe aufzugeben und sich als seine Wittwe zu betrachten. Wirklich heisst sie von nun an im Romane „Madame Morin“, obgleich sie dazu nicht grössere Rechte hat, wie etwa sich als „Madame Keyser“ oder als die Frau des geschilderten Vicomtes zu bezeichnen.

Der Wachtmeister Keyser kommt mit dem Fahnentuche glücklich zu seinem Regimente zurück. Sein Oberst fällt ihm um den Hals für seine kühne That; sein General heftet ihm den eigenen Orden an die Brust. Alle Welt beglückwünscht ihn. Niemand von der ganzen Romangesellschaft hat eine Ahnung davon, dass es unehrenhaft ist, eine im Felde verlorene Fahne durch Diebeshände zurückholen zu lassen; der Verfasser scheint vielmehr zu meinen, dass es glorreich und ehrenvoll für Frankreich wäre, eine Bande gewandter Spitzbuben nach Deutschland zu senden, um die eroberten Fahnen dem theuern Vaterlande durch Diebstahl wieder-

zugewinnen. Bei den mangelhaften Ehrbegriffen, die der Verfasser seinen Romanhelden zuschreibt, ist es auch nicht verwunderlich, dass niemand von ihnen daran denkt, dass eine so zurückerhaltene Fahne dem Feinde wieder ausgeliefert werden müsse.

Noch wunderbarer aber ist, dass eine geistige Verirrung wie der Erasme'sche Roman in Frankreich nicht nur Verleger und Drucker, sondern auch Leser findet. Das in meinem Besitz befindliche Exemplar, das ich bei einem deutschen Antiquar auffand, hat vorher einer Amienser Leihbibliothek angehört und dort, wie sein Aussehen bestätigt, sogar eine eifrige Leserschaft gefunden. —

Damit wollen wir von unsrer Erzählungslitteratur Abschied nehmen, von der eine wichtige Gattung hoffentlich nicht übersehen wurde. Allgemeine Betrachtungen anzuknüpfen, liegt, wie schon in der Einleitung bemerkt, nicht in unsrer Absicht; nur das eine Urtheil bleibe nicht vorenthalten, dass uns die Mehrzahl der vorgeführten Novellen und Romane eines grossen Volkes schlechterdings unwürdig erscheint. — Sollten die vorstehenden Zeilen dazu beitragen, die Weiterbildung dieser Art von Hetzlitteratur in Frankreich etwas einzuschränken, so werde ich mich für die oft recht verdriessliche Arbeit der Lesung derartiger Schriften reichlich belohnt fühlen.

E. Koschwitz.

Lafontaine als Schulschriftsteller.

Einen Kanon für die französische Lektüre an unseren Gym-
ien, der für die einzelnen Klassen eine Auswahl der zu lesenden
riftsteller namhaft machte, giebt es zur Zeit noch nicht. Was
den Lehr- und Prüfungsordnungen für die höheren Schulen in
einzelnen Staaten darüber gesagt worden ist, beschränkt sich,
eit überhaupt solche Ordnungen erlassen worden sind, mehr oder
iger auf einige allgemeine Andeutungen, und nur hie und da,
r zufällig als beabsichtigt, wird ein Schriftsteller etwa als
terschriftsteller oder als Mass des zu Fordernden angegeben.
ist gewiss ein Übelstand, der Abhülfe erheischt, denn die
nmen, dass die Festsetzung eines solchen Kanons weder wünschens-
t, noch überhaupt möglich sei, „weil es unendlich schwer
bei der ungeheuren Menge der litterarischen Erzeug-
se das Trefflichste, für die Schule Geeignetste und
htige herauszufinden und zu bestimmen; und weil jedes
r etwas Vorzüglicheres, als jetzt vorhanden, bringen
ne“[1]), die Stimmen, sage ich, stehen wohl nur ganz vereinzelt
Diejenigen aber, die der Aufstellung eines Kanons günstig sind,
noch nicht einmal über die Grundsätze einig, nach denen dabei
ahren werden müsste. Der eine erklärt die Bevorzugung der
oren des 17. Jahrhunderts, von Molière abgesehen, für einen
n Zopf[2]), ein anderer verlangt in einem Athem, dass der Schüler
lie französische Sprache eingeführt werde, die gegenwärtig von
gebildeten Franzosen gesprochen werde, will aber neuere Dramen
insbesondere Lustspiele von der Gymnasiallektüre ausschliessen(!),
Vordergrund solle die historische Lektüre stehen[3]). Von einer

[1]) Verhandlungen der Direktoren-Versammlung in der Provinz
sen 1886 (Bd. 25 der Verh. d. Dir.-Vers. in Preussen) S. 271.
[2]) Ebenda S. 260.
[3]) Ebenda S. 258f.

Klärung der Frage sind wir also noch weit entfernt. So wie die Verhältnisse liegen, bleibt die Wahl des Lesestoffs den Lehrern des Fachs (ich vermeide absichtlich das Wort Fachlehrer) im Einverständniss mit dem Direktor der Anstalt überlassen, und da die Zahl der Gymnasien in Deutschland sich auf 399 beläuft, wird man allerdings eine sehr bunte Auswahl erwarten dürfen. So ist es in der That. Denn wollte man etwa durch Vergleichung der einzelnen Programme eine Norm feststellen, so würde man zwar finden, dass die klassischen Schriftsteller, Molière obenan, ferner Racine und Corneille am häufigsten gelesen werden, in zweiter Linie Historiker wie Michaud, Voltaire, Mignet, Thiers, aber die Zahl der Autoren, die in 3. Linie aufmarschieren, ist so scheckig zusammengesetzt, dass sie geradezu bedenklich erscheinen muss, wie sie denn auch bei den kompetentesten Beurteilern, bei Franzosen, die sich zum Studium unseres Schulwesens längere Zeit in verschiedenen Teilen Deutschlands aufgehalten haben, in hohem Masse Staunen und Verwunderung erregt hat. Das zähe Festhalten an althergebrachtem Gebrauche, die Gewöhnung an gewisse Schriftsteller, die Unbequemlichkeit, sich auf Neuerungen einzulassen, in Verbindung mit dem Umstande, dass der Unterricht nicht immer, namentlich auch auf der unteren Stufe nicht in den richtigen Händen ist, haben auf dem Gebiete der französischen Schullektüre statt einheitlichen Betriebes ein wüstes Durcheinander geschaffen. Vergessen wir dabei nicht, dass sich auf dem grammatischen Gebiete die alte und die neue Methode[1]) scharf in den Haaren liegen, so muss man allerdings gestehen, dass der französische Unterricht auf den Gymnasien Deutschlands ein beklagenswertes Zerrbild aufweist, und wenn die Klage des Rektors von Schulpforta, Volkmann, auf der grossen Berliner Schulkonferenz, dass die Vermehrung des französischen Unterrichts auf der untersten Stufe nicht die in § 5c der Erläuterungen zu dem Lehrplan der Gymnasien erhofften Früchte gezeitigt habe, wirklich berechtigt sein sollte[2]), so könnte sie nur in den angedeuteten Umständen ihre Erklärung finden. Ich selbst habe einmal Quinta und Quarta eines Gymnasiums nach der Lehmann'schen Anschauungsmethode traktiert, in den Tertien und höher hinauf wurde der weitschichtige Knebel-Probst mit seinen eintönigen Übungsbüchern aufgepfropft, in den Oberklassen wurde Marcillac's Litteraturgeschichte ins Deutsche übertragen. Daneben wurde auch gelesen. In Obertertia musste ich im Sommer auf höhere Anordnung aus Figuier:

[1]) — die beiläufig mindestens so alt ist wie die alte Methode und schon vor unseren Reformern wissenschaftlich begründet wurde —

[2]) Vgl. darüber K. M. Hartmann, Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit., XIII, Seite 229.

„*Les grandes inventions*“ die Dampfmaschine den Schülern menschlich näher rücken, welchen Stoff die Eltern zu langweilig fanden, und im Winter Jules Verne, *Le tour du monde en 80 jours!*[1]) Aber nun war die Lektüre den Eltern wieder zu lustig! Nicht bloss im Interesse der Schüler und der Schule, sondern auch im Interesse unserer Disciplin gegenüber den Schwesterdisciplinen und im Interesse unseres Standes überhaupt scheint es mir geboten, dass wir solchem und ähnlichem Wirrwarr abzuhelfen trachten, und wenn ich mir nunmehr gestatte, die Aufmerksamkeit auf die Frage zu lenken: Soll Lafontaine auf dem Gymnasium gelesen werden? so beabsichtige ich damit, einen Beitrag zur Lösung der weiteren Frage zu liefern: Welche Schriftsteller sollen überhaupt auf dem Gymnasium gelesen werden?

Diese zweite, allgemeinere Frage ist in Flugschriften, in wissenschaftlichen Zeitschriften, in Programmen und auf den Direktoren-Versammlungen in den preussischen Provinzen vielfach besprochen worden. So wird auf der Direktoren-Konferenz der Provinz Pommern im Jahre 1879 die Frage der Abgrenzung der Klassenpensen im Französischen behandelt, für Gymnasien werden wie für Realschulen die wichtigsten für die Schullektüre in Betracht kommenden Schriftsteller aufgezählt, aber Lafontaine fehlt darunter. — Auf der Direktoren-Versammlung in der Rheinprovinz im Jahre 1887 referirt Dr. Diehl, Direktor der rheinischen Ritterakademie zu Bedburg über den „französischen Unterricht für Gymnasien und Progymnasien“ und führt (S. 270 f.) für die Klassen II und I eine Reihe von Autoren an, aber Lafontaine wird nicht erwähnt, und der Korreferent, Gymnasial-Direktor Dr. Contzen in Essen rühmt (S. 299) mit Genugthuung, dass Fénelon, Florian und andere nicht mit in das Verzeichniss aufgenommen seien. — In den Verhandlungen der 1. Direktoren-Versammlung der Provinz Schleswig-Holstein im Jahre 1880 berichtet Gymnasial- und Realschuldirektor Hess über „einige den französischen Unterricht betreffende Punkte“ und nennt neben den hauptsächlich gelesenen Schriftstellern auch Lafontaine, womit der Korreferent, Rector Prof. Dr. Seitz, ganz einverstanden ist, indem er äussert: „mit den klassischen Fabeln eines Lafontaine, Florian, Fénelon wird der Schüler schon auf der Mittelstufe bekannt gemacht werden können.“ — In den Verhandlungen der 2. Direktoren-Versammlung der Provinz Pommern im Jahre 1888 heisst es von Direktor Fritzsche: „Über die Behandlung der auf Gymnasien und Realgymnasien zu lesenden

[1]) Wenn dieses Werk in einem anderen Gymnasium als Lektüre in Prima auftritt, so will uns der Stoff neben Tacitus und Platon nicht recht würdig und gleichwertig erscheinen. Dagegen empfiehlt er sich sehr zur Privatlektüre.

französischen Schriftsteller und die methodische Behandlung dieser Lektüre": Endlich sind die Fabeldichter zu erwähnen. Es werden nur ältere, Lafontaine, Fénelon, Florian, zur Sprache gebracht, von den neueren keine. Gegen Lafontaine erhebt sich keine Stimme, eine ganze Anzahl für ihn. Fénelon und Florian haben nur vereinzelte Stimmen für sich. — Im Programm des Königlichen Andreanums zu Hildesheim Ostern 1892 schreibt Timme *„über die Auswahl von französischer Lektüre für die oberen Realklassen"*, aber Lafontaine gedenkt er mit keiner Silbe. — Nicht viel anders verhält sich der Director der Realschule 1. O. zu Perleberg, Vogel, indem er im Programm seiner Anstalt eine Abhandlung: *Bemerkungen zur französischen und englischen Lektüre in den oberen Realschulklassen"* veröffentlicht und in zaghafter Weise als *„lyrische"* (!) Lektüre für II Lafontaine in Klammern und mit Fragezeichen versehen ansetzt. — Tendering endlich in seiner Abhandlung *Ein Lehrplan für den französischen Unterricht am Gymnasium* (Ztschr. f. franz. Spr. u. Litt. XII, 137—192) nennt Lafontaine nicht. Für Ober-Secunda z. B. schlägt er S. 179 vor: Ségur, *Hist. de Nap. et de la grande armée*; Duruy, *Hist. de France 1550—1643;* Mignet, *Vie de Franklin;* Mignet, *La Germanie au 8e s.* und für die Poesie: Corneille, *Cid;* Racine, *Athalie;* Racine, *Britannicus.* Soweit meine Gewährsmänner.

Wer auf Grund dieser Zeugnisse, ohne besondere Erfahrung und Kenntniss in der französischen Litteratur eine Wahl treffen sollte, als etwa ein Probekandidat, der würde schwerlich auf Lafontaine verfallen, denn selbst das günstigste darunter, das von Fritzsche in Pommern, ist eher gleichgültig als befürwortend gehalten, jedenfalls nicht getragen von jener Begeisterung ohne die nun einmal in pädagogischen Dingen der rechte Erfolg sich nicht zeigen will. Hält man nun gegen diese deutliche Kühle, mit der die Deutschen Lafontaine gegenüberstehen, die Begeisterung der Franzosen, mit der sie ihn als zweiten Homer, als „unnachahmlich" preisen und ihn unbedenklich in gleiche Linie mit Molière stellen; bedenkt man ferner, dass Lafontaine in seinem Vaterlande volksthümlich ist wie kein zweiter Dichter, dass seine Fabeln (neben den Fabeln unseres Lessing und des Phaedrus) einen Standard-Unterrichtsgegenstand im *enseignement secondaire classique* der französischen Gymnasien ausmachen, so muss allerdings ein auffälliger Gegensatz im Verhalten beider Länder festgestellt werden, der auch dadurch noch keine genügende Erklärung findet, dass die neuere Litteratur der Franzosen, wenn man von den Erzeugnissen der Jetztzeit absieht, in Deutschland verhältnissmässig wenig Beachtung findet, fast eben nur in den Schulen, auf den Universitäten kaum.

Welches sind die Gründe, die dieser merkwürdigen Nicht-

beachtung Lafontaines in unserem Vaterlande zu Grunde liegen, einer Nichtbeachtung, die um so sonderbarer ist, als ähnlich wie in Frankreich in Deutschland im vorigen Jahrhundert eine Fabeldichtung aufblüht, die notorisch von Lafontaine beeinflusst ist? Und auch das dürfen wir nicht vergessen, dass ja neben den Hauptdichtern des Zeitalters Ludwigs XIV. auch Dichter zweiten Ranges wie Balzac, Fontenelle und andere bei uns Übersetzung und Nachahmung gefunden haben.

Ich finde die Hauptursache dieser sonderbaren Erscheinung in den folgenden Thatsachen: das Culturleben Deutschlands gegen Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts steht durchaus unter französischem Einfluss. Alles richtet sich nach dem französischen Geschmack. Auf litterarischem Gebiete gelangt nur das zur Geltung, was die deutschen Kunstrichter in blinder Nachahmung ihrer französischen Genossen als mustergültig hinstellen. Derjenige Franzose nun, der der berufenste Beurtheiler der Fabeln Lafontaines gewesen wäre, da er sie hat entstehen sehen, Boileau, erwähnt in seinem *Art poétique* weder den Dichter, dem er befreundet war, noch die Gattung, in der er sich selber versucht hatte. Wären ihm diese Versuche gelungen, so würde er vielleicht dem Freunde ein Denkmal gesetzt haben. So aber schaut er, von der Gunst des Hofes, die Lafontaine fehlte, umstrahlt, verächtlich auf das Aschenbrödel der Dichtung herab und stösst es aus der glänzenden Versammlung seines Parnass. Vielleicht bestärkte ihn hierin die Verlegenheit, das neue Kind der Musen unterzubringen: die zahlreichen Fabulisten Frankreichs vor Lafontaine waren weniger Dichter, als geschickte Moralisten; erst durch Lafontaine erwächst die Fabel zu jener anmuthigen Dichtung, zu der der Name Fabel allerdings so wenig passt, dass des pedantischen Boileau Unterlassungssünde einigermassen begreiflich erscheint. Hatte doch Patru Lafontaines Plan, Fabeln zu dichten, überhaupt gemissbilligt, und zwar wegen der Geringfügigkeit der Gattung, so wie sie die damalige Zeit kannte. Jene Fabeln nun, vom König und damit von der hohen Gesellschaft scheel angesehen, von Boileau totgeschwiegen, treten schüchtern ihre Wanderung nach Deutschland an. Ich sage schüchtern, denn ihr Verfasser, noch ganz in der Richtung seiner Zeit befangen, leugnet in der Vorrede, mit der er sie zunftgemäss hinaussandte, angesichts der Fabeln des klassischen Altertums den Wert seiner eigenen. Mit solchem Geleitsbriefe versehen überschreiten sie den Rhein; unglücklicherweise haben sie aber schlechte Quartiermacher gehabt: die deutschen Übersetzungen eines Hunold und anderer sind so stümperhaft, dass sie vom Original nur abschrecken können. Wo sollen bei so kläglichen Leistungen der Übersetzungskunst, die an die ursprünglichen Dichtungen nicht einmal anklingen, auch die

Verehrer herkommen? Doch nicht genug damit, es ersteht Lafontaine in seinem eigenen Vaterlande ein Gegner von nicht zu unterschätzender Bedeutung, dessen Ausführungen gegen unseren Dichter in Deutschland den lebhaftesten Widerhall finden. Es ist Lamotte, der im Jahre 1719 zu Paris seine Fabeln unter dem Titel *Fables nouvelles*, die bei uns bald übersetzt wurden, herausgab. Diesen seinen Fables nouvelles schickt er einen „*Discours sur la fable*“ voraus, in welchem er auf Grund der Lafontaine'schen Dichtungen nach ästhetisch-kritischen Gesichtspunkten das Wesen jener Gattung erörtert. Als erste Hauptforderung an das Wesen einer ächten Fabel stellt er die Behandlung des Stoffes in der Art Lafontaines hin. Aber Lamotte ist ein Geist niederen Ranges, und da er wohl einsieht, dass er sich in der Behandlung mit dem Meister nicht messen könne, stellt er willkürlich als zweite Hauptforderung eine Bedingung auf, die Lafontaine nur in wenigen Fabeln erfüllt hat: die Ursprünglichkeit, die Selbsterfindung des Stoffes. Diese Forderung wird nun — merkwürdigerweise — von den deutschen Aesthetikern aufgegriffen und so sehr von Ramler, Gottsched, Mendelssohn und Lessing als heiligstes Gesetz gepriesen, dass sie seitdem, wenn auch nicht immer, so doch zumeist streng beobachtet wird. Wie in Frankreich die lange Reihe der Jünger Lafontaines, so wandeln in Deutschland die Gellert, die Lichtwer, die Gleim und andere die Lamotte'schen Bahnen und thun vermöge ihres grossen Ansehens dem Franzosen bedeutend Abbruch. Dazu tritt noch Lessing auf mit seiner bekannten Fabeltheorie und wenn er auch Lafontaine nicht niederzuringen vermag, so haben doch seine Ausführungen die Verbreitung Lafontaines ausserordentlich gehindert. — Ich habe etwas eingehender einige hervorragende Gründe auseinandergesetzt, weswegen sich Lafontaine bisher nicht recht bei uns hat einbürgern können.[1] Es scheinen mir noch einige nicht unwesentliche Momente hinzuzukommen, die auf anderem Gebiete liegen. Das Wort Fabel erweckt bei uns stets das etwas unbehagliche Gefühl einer Lehre, und eben dieser Lehre wegen giebt man die Fabeln schon kleinen Kindern in die Hand, statt den grossen, die erst ein Verständniss für den poetischen Wert haben könnten. Um Ethik zu lehren, ist doch eigentlich die Bibel da. Und nun ist dieser Lafontaine manchmal ein recht gottloser Mensch gewesen und hat auch, ein zweiter Boccaz, recht schlüpfrige Geschichten geschrieben. Der will uns *mores* lehren? Lafontaine als Mensch wird uns in vieler Hinsicht ewig ein Rätsel bleiben und ich selber kann keine Ehrenrettung versuchen; aber so

[1]) Zum Teil auf Grund der trefflichen Abhandlung: Stein, *Lafontaines Einfluss auf die deutsche Fabeldichtung des 18. Jahrhunderts*. 1889. Progr. 395.

klar es ist, dass einst Boccaccio nicht daran gedacht hat, dass später einmal frühreife Tertianer seinen Dekameron in einer Schundausgabe heimlich lesen würden, so sehr muss Lafontaine in dieser Beziehung wie der Italiener als Kind seiner Zeit aus dieser Zeit heraus beurtheilt werden, und der Mensch Lafontaine, der doch nebenbei auch ein *Bonhomme par excellence* sein konnte, darf uns den Genuss des Dichters Lafontaine nicht verderben.

Und dieser Lafontaine bleibt trotz Boileau und Lessing und all' der engherzigen Nörgler diesseit wie jenseit des Wasgenwaldes der grösste Fabeldichter der Welt, der sich immer neue Gebiete erobert und auch bei uns heimischer werden wird, wenn wir nur ernstlich den Versuch machen, ihn einigermassen erschöpfend — also nicht löffelweise wie in den Anthologien und Chrestomathien — mit unserer reiferen Jugend durchzunehmen, die schon einige Kenntniss der französischen Litteratur hat.

Ist die Litteratur eines Volkes, wie Vogel in der schon erwähnten Arbeit sagt, die vollkommenste Offenbarung des nationalen Geistes, so hat zweifellos die Schullektüre die Aufgabe, den Schüler in diesen Geist durch diejenigen Werke einzuführen, welche die nationale Eigenart nach Inhalt und Form am Vollendetsten und Getreusten wiederspiegeln. Deshalb wird man den *Cid*, die *Athalie*, die *Femmes savantes* lesen müssen, deshalb wird man aus unserem Jahrhundert z. B. die dramatischen Werke nicht umgehen können, in denen der welterschütternde Kampf der alten und der neuen Zeit nachweht und gewissermassen zum versöhnenden Abschluss gebracht wird; aber, ich kenne keinen Dichter, in dem das eigenthümliche Gepräge des französischen Geistes klassischer zum Ausdruck käme, der mit einem Wort gallischer wäre, in Wesen und Werken, als Lafontaine; so gallisch, dass Taine den geistvollen Versuch gemacht hat, seine Eigenart aus der Eigenart seines engeren Heimathlandes heraus zu erklären. Und dieser spezifisch gallische Zug im Wesen des Dichters findet sein Abbild, seinen vollendeten Ausdruck in seinen Werken. Wie bei Goethe, können die Werke nicht ohne den Dichter verstanden werden, sie sind die reinsten Blüten eines idealen Egoismus, ausgesprochener Pantheismus in die Welt der Dichter umgesetzt. Und auch das hat Lafontaine mit dem grossen Deutschen gemein, dass er in erhabener Ruhe über dieser menschlichen *Comedy of Errors* thront.

Lafontaine gehört dem 17. Jahrhundert an. Es wird das für Frankreich das klassische Jahrhundert schlechthin genannt. Man könnte es ebenso gut das Jahrhundert der Nachahmung des Alterthums nennen, das Jahrhundert der Conventionen, oder treffender noch das Jahrhundert der Einheiten; nicht jener abgedroschenen

Einheiten in der Tragödie, sondern der Einheit in der Litteratur, in Staat und Kirche, die gepredigt wird von Boileau, Bossuet und Fénelon. Die Einheit im Staatswesen, so wie sie Bossuet vertritt, findet ihren vornehmsten Ausdruck in einem Königthum von göttlichem Ursprung. Sein Gott ist Ludwig XIV., zu Versailles, der gemeinen Welt entrückt, baut er sich sein Himmelreich. Er, der seinen Unterthanen das berüchtigte *l'état c'est moi* entgegenschleuderte, er hätte, falls er auf litterarisch-künstlerischem oder religiösem Gebiete auf Widerstand gestossen wäre, herniederdonnern können: *l'art c'est moi, la religion c'est moi.* Er ist Herr über Leben und Gut seiner Unterthanen. Von seiner göttlichen Sendung überzeugt, will er, dass Alles um ihn den Glanz der Krone zu erhöhen trachte. Die Etikette wird die vornehmste und verwickelste aller Wissenschaften. Jeder weiss genau den Platz, der ihm im königlichen Aufzuge zugewiesen ist und die Haltung, die er vor dem König zu beobachten hat. Auf ein Zeichen von ihm bewegen sie sich, schweigen, sprechen, legen dies oder das Gewand an, kurz der Hof ist ein Marionettentheater, dessen Puppen von dem allmächtigen Willen des Herrschers gelenkt werden. Man streitet sich um einen Blick, ein Wort, ein Lächeln von ihm, wer aber fern zu bleiben wagt oder sein Rückgrat nicht tief genug beugen kann, oder wer gar sich ein unkluges Wort entschlüpfen lässt, der ist verloren. Zwar bewahrt das Bürgerthum in den grösseren Städten noch einige Unabhängigkeit, umso düsterer aber sieht es auf dem platten Lande aus. Die materielle Lage des Bauernstandes in diesem sogenannten goldenen Zeitalter, dem vielgepriesenen *siècle de Louis XIV*, war erbärmlich, manchmal, bei besonderen Notständen, geradezu grauenhaft. Seine geistige Cultur war gleich null, die Volkssänger waren verstummt, das Volkstheater erstorben, die Adligen, die etwas für ihn hätten thun können, kamen nur zu ihm, wenn sie Geld erpressen wollten, sonst nicht. In der Provinz zu leben, fern vom Glanze des Hofes, galt ja, wie wir von der Sévigné wissen, als härteste Verbannung.

Und was wussten denn diese Herren z. B. von der Natur?[1]) Für die Edelleute des Hofes und der Salons, die mit dem König schwelgten und, als er alt wurde, mit ihm beteten, war eine Henne, wie Taine bemerkt, ein Eierreservoir, eine Kuh ein Milchmagazin, und ein Esel war nur gut, grüne Waaren auf den Markt zu schaffen, oder Säcke in die Mühle. Ja und die Wissenschaft dachte nicht anders. Der Cartesianer Malebranche versicherte allen Ernstes, dass, wenn er seine Hündin schlüge, ihre Schreie nicht Schmerzensschreie

---

[1]) Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls möchte ich übrigens für diese Zeit des keimenden Naturgefühls hervorheben: dass die Namen so vieler grossen Geister der Natur entlehnt sind: Lafontaine, Racine, La Bruyère u. a.

seien, sondern Widerklänge, Resonnanzen der verabreichten schallenden Streiche, die aus dem hohlen Leibe widertönten.

Aus solchen Verhältnissen heraus wird man erst das merkwürdige Gepräge der sogenannten klassischen Litteratur des 17. Jahrhunderts verstehen können, und wenn nun trotzdem ungeahnt über Nacht ein Lafontaine ersteht, so ist das wie der Trieb eines Keimes, der sich durch die härteste Scholle einen Weg bahnt und selbst Steine bei Seite schiebt, es ist der Trieb eines überübermächtigen Genius. Seine Nahrung empfängt er aus sich selbst, befruchtend wirkt das klassische Alterthum und vor allem jene reiche Litteratur seines Heimatlandes im Mittelalter, bis sich jene herrliche vielbewunderte Blüte entfaltet. Wollte man diese unseren Schülern vorenthalten, so würde nicht nur in dem Dichterviergestirn, das die eigentliche Regierungszeit Ludwigs XIV. erhellt, der am eigenthümlichsten strahlende Stern fehlen, man würde auch einen Schriftsteller totschweigen, der uns erst so recht das Verständniss für das 17. Jahrhundert erschliesst.

In den Gefilden seiner heimatlichen Provinz streift der junge Lafontaine halb sinnend, halb träumend umher, und nichts zu suchen, das war sein Sinn; aber es erschliesst sich ihm, im Zeitalter höfischer Etikette, ein Jahrhundert vor Jean Jacques Rousseau, der Sinn für die Natur. Mit ausserordentlich feiner Beobachtungsgabe ausgestattet, ohne dass er sich ihrer bewusst gewesen wäre, findet er, ein Jahrhundert vor Buffon, dass die Thiere nicht federbewegte Maschinen sind, sondern mit Willen begabte, vom Trieb der Selbsterhaltung geleitete Lebewesen wie wir; und vor Darwin endlich erkennt er, dass diese Wesen einen beständigen Kampf ums Dasein führen, aber nicht einen blind wütenden, sondern einen, der sich nach ewigen Naturgesetzen vollzieht, sodass die Gattungen sich die Wage halten. Und als er später in der Hauptstadt, wie der Schmetterling von Blume zu Blume, von Genuss zu Genuss eilt, da hat er reichlich Gelegenheit, die Menschen zu beobachten, und die Parallele zwischen Mensch und Thier wird ihm klar: er, der bisher nur gelegentlich Verse geschmiedet hat, wird zum zielbewussten Dichter und schafft, erst schüchtern, dann seines Pfundes inne werdend, jene hundertaktige Komödie, wie er sie selber nennt, jene Komödie der menschlichen Irrungen, von der jeder einzelne Akt wieder ein Kunstwerk für sich ist, die Kleinmalerei neben der Darstellung tragischer Konflikte. 241 verschieden Gegenstände machen diese *Comédie humaine* aus, die in 12 Büchern und 9481 Versen wohl alle Lagen, in die der Mensch kommen kann, und alle Stände, vom König bis zum Geringsten herab, behandelt und alle Saiten anschlägt, vom erschütterndsten Pathos bis zum lustigsten Spott.

Und was soll man an diesen Dichtungen am meisten bewundern?

Die Kunst des Dichters, dass er über jede einzelne eine einheitliche Stimmung zu giessen weiss? Die noch grössere Kunst, die für seine Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann, dass er, beredt wie kein zweiter, frei von Schwulst und Effekthascherei, immer die Dinge bei ihrem richtigen Namen zu nennen weiss und das richtige Wort an die richtige Stelle setzt? Oder endlich die grösste Kunst, dass er seine Gedanken in Formen giesst, die noch kein zweiter hat nachahmen können? Und was spricht in dieser Form am meisten an, der Wohllaut der Worte, ihre ungezwungene Aufeinanderfolge, das Spiel der Gegensätze oder der reizende Wechsel der Masse? Oder besteht der Reiz dieser Fabeln in dem Glanz der Inscenierung, wenn ich so sagen darf, oder gar endlich darin, dass der Dichter häufig, um den Groll der Getroffenen abzulenken, sich selber als Blitzableiter in die Mitte der Handlung stellt? Denn das ist ja wieder ein hervorstechender Zug seiner Fabeln, dass Lafontaine die Schwächen der Menschen oder seiner Zeit nicht mit bitterem Sarcasmus geisselt, sondern mit naivem Humor. Niemals ist eine liebenswürdigere Satyre geschrieben worden; statt Unbehagen zu empfinden, geniessen wir sie mit Entzücken, obwohl wir selber blossgestellt werden.

Ich glaube, man wird von einem Hauptzug in den Fabeln Lafontaines kaum sprechen können, es vereint sich eben alles zur Harmonie, alles athmet den *esprit gaulois* in seiner schönsten Erscheinungform. Und das erklärt die ausserordentliche Beliebtheit des Dichters in allen Schichten der Bevölkerung seines Heimatlandes. Seine Redewendungen sind in die Sprache übergegangen, ohne dass man sich des Ursprungs noch bewusst ist, die besten Schriftsteller citieren ihn und in Zeiten, wo die Wogen des politischen Lebens hoch gehen, mag es sich um Wahlen handeln oder mag die „*Ma'me Frédéric*“ die tapferen französischen Maler nach Berlin laden, in solchen Zeiten, da liefert Lafontaine die Schlaglichter, die das Kampffeld erhellen, die Waffen, die mit sicherem Stoss den Gegner treffen. Diesen Lafontaine, den grossen Realisten der Blütezeit der konventionellen Dichtung, den ersten Vorläufer der Revolution, den dürfen wir unseren Secundanern und Primanern nicht vorenthalten, denn nicht Sprachgewandtheit ist das vornehmste Ziel des französischen Unterrichts auf den Gymnasien, sondern Verständnis für das Culturleben eines edlen Volkes, das auf vielen Gebieten mit uns wetteifert und auf manchen uns übertrifft. Zur Einführung in dieses Verständniss ist wohl kein Schriftsteller besser geeignet als Lafontaine.[1]) —

[1]) Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, in Pariser Gymnasien zu hospitieren und kann nur sagen, dass die Stunden, in denen Lafontaine

Anhang.

Die vorhergehende Arbeit giebt den Wortlaut eines von dem Unterzeichneten auf der 2. Jahresversammlung des sächsischen Gymnasiallehrervereins zu Zwickau Ostern 1891 in der neusprachlichen Abtheilung gehaltenen Vortrages wieder. Um die ursprüngliche Fassung zu bewahren, wurden die seitdem zur Schullektüre erschienenen Aufsätze nicht berücksichtigt. Vielleicht ist aber hier der Ort, über einen Vortrag zu berichten, den Dr. Franz vom Wettiner Gymnasium zu Dresden auf der diesjährigen Versammlung desselben Vereins (zu Ostern in Dresden) in der Abtheilung für Französisch und Englisch über *„die Verteilung des französischen Lesestoffes“* gehalten hat. Dr. Franz stützte sich dabei auf eingehende Beratungen einer Fachkonferenz der Dresdner Gesellschaft für neuere Philologie und stellte unter eingehender Begründung folgende Leitsätze und folgenden Kanon auf:

1. Die Aufstellung eines Kanons der französischen Lektüre am Gymnasium ist dringend wünschenswerth.
2. Der Kanon kann nicht ein für alle Mal abgeschlossen und bindend sein und muss für die einzelnen Klassen mehrere Parallelglieder haben.
3. Für die Lektüre sind diejenigen Werke der französischen Litteratur auszuwählen, die durch Inhalt und Form und durch das Mass der Schwierigkeit am meisten geeignet sind den Schüler zu fördern.
4. Es ist wünschenswerth, dass der Schüler mit Werken aus verschiedenen Epochen der französischen Litteratur bekannt wird, ebenso dass er in verschiedene Litteraturgattungen eingeführt wird.
5. Die Lektüre eines Schriftwerkes ist womöglich in einem Halbjahr zu beenden.

Untersekunda:

Historiker: Voltaire, *Charles XII.*
Michaud, *Première Croisade.*
Thiers, *Bonaparte en Égypte.*
D'hombres et Monod, *Biographies historiques.*
Duruy, *Biographies d'hommes célèbres des temps anciens et modernes.*

---

behandelt und deklamiert wurde, zu den genussreichsten gehörten; und als einmal in einer Abendgesellschaft ein Professor vom Conservatoire *Le Savetier et le Financier* vortrug, war man sichtlich ergriffen von dem Zauber des Stils. Ich selbst hätte nicht gedacht, dass Lafontaine solchen Eindruck hervorrufen könnte.

Erzählende Werke:

auch in IIa:
- Souvestre, *Au Coin du feu; Sous la Tonnelle.*
- Maistre, *La jeune Sibérienne, Le Lépreux de la cité d'Aoste, Les prisonniers du Caucase.*
- Erckmann-Chatrian, *Histoire d'un Conscrit de 1813; Contes des bords du Rhin, Waterloo.*

Obersekunda:

Historiker: Ségur, *Histoire de Napoléon et de la Grande Armée en 1812.*
Mignet, *Vie de Franklin.*
Thierry, *Conquête de l'Angleterre.*

Novellistisches: Daudet, Coppée — *Ausgewählte Erzählungen.*

Dramen:

auch in Ib:
- Feuillet, *Le Village.*
- Scribe, *Les Doigts de fée.*
- Augier, *le Gendre de M. Poirier.*
- Molière, *l'Avare.*

Ausserdem in Obersekunda und in Prima:
Gropp und Hausknecht, *Auswahl französischer Gedichte.*

Prima:

Historiker: Montesquieu, *Considérations.*
Voltaire, *Siècle de Louis XIV* (Auswahl).
Mignet, *Histoire de la Révolution française.*
Mme de Staël, *de l'Allemagne.*
Guizot, *Révolution d'Angleterre.*
Taine, *Origines de la France contemporaine.*
Lanfrey, *Campagne de 1806—1807, Camp. de 1809.*
Sarcey, *le Siège de Paris.*

Dramen: Molière, *les Femmes savantes, les Précieuses ridicules, le Misanthrope, le Tartuffe.*
Corneille, *le Cid; Horace.*
Racine, *Athalie, Britannicus, Iphigénie.*
V. Hugo, *Hernani.*

Romane und Novellen: Feuillet, *le Roman d'un jeune homme pauvre* (als Drama auch für IIa).
Daudet, *Lettres de mon moulin.*
Souvestre, *Confessions; un Philosophe sous les toits.*

Sonstiges: Buffon, *Morceaux choisis.*
Mirabeau, *Discours.*
Mme de Sévigné, *Auswahl von Briefen.*

Der gehaltvolle Vortrag des Dr. Franz rief eine lebhafte Debatte hervor, in deren Verlaufe noch 2 Thesen von Dr. Hartmann-

pzig angenommen wurden, die nach These 4 einzuschieben sind. lauten:

Innerhalb der historischen und erzählenden Prosa sind hauptsächlich[1]) solche Werke zu berücksichtigen, die sich inhaltlich an Frankreich anlehnen.

Bei Aufstellung jeder Klassenlektüre ist die auf einer früheren Stufe vorausgegangene Lektüre in Berücksichtigung zu ziehen.

Durch die Aufstellung dieser Thesen, namentlich aber durch unter 5., die einen ganz wesentlichen Fortschritt gegen die bisrigen Zustände erstrebt, hat sich Dr. Hartmann ein wirkliches erdienst erworben. Von allgemeinem Interesse sind die Gründe, e er für sie in's Feld führte.

Redner legte dar, dass die Thesen des Dr. Franz allein noch cht ausreichten, uns aus der kaleidoskopischen Buntheit des jetzt errschenden Lektürebetriebes zu retten, und dass dabei vor allem cht Rücksicht genommen werde auf das äusserst knappe Mass von eit, das dem Französischen am Gymnasium zur Verfügung stünde. erade der Umstand, dass wir nur mit 2 wöchentlichen Stunden chnen könnten, in die sich die Lektüre noch mit der grammatischen nterweisung zu teilen habe, sei eine dringende Nötigung, uns in der ektüre auf ein eng begrenztes Gebiet zu beschränken, sie möglichst n ein Centrum sich bewegen zu lassen, wenn anders der Unterrcht nicht nur sprachlich formal bildend wirken solle, sondern ich geistig bildend in höherem Sinne. Dies Centrum könne vernünftigerweise nur Frankreich sein. Nur wenn die Lektüre sich öglichst an Frankreich anlehne, werde es möglich sein, auch für istige Zusammenhänge zu sorgen, den Schülern ein verhältnissässig abgerundetes, einheitliches Ganzes zu bieten, dessen einzelne eile zu einander in Beziehung stünden, sich gegenseitig trügen id in ihrer Wirkung verstärkten. Lasse man dagegen die Lektüre in die Weite schweifen, wie es der vorgeschlagene Kanon noch lasse, durch Schweden, Russland, Polen, Sibirien, Kaukasien, alien, England, Amerika, so könne man wohl im einzelnen ganz übsch anregen, aber verzichten müsse man dann darauf, den hülern einen wahrhaft einheitlichen Bildungsstoff zu übermitteln. as aber sei auch im französischen Unterricht notwendig. Darum üsse man unbedingt zu einer Concentration wenigstens der historihen und erzählenden Prosa auf Frankreich kommen.

Das sei zugleich auch ein eminent praktisches Ziel. Denn

[1]) Dr. Hartmann hatte allerdings vorgeschlagen: Innerhalb der storischen und erzählenden Prosa sind ausschliesslich solche Werke berücksichtigen, etc., aber die Mehrheit der Versammlung setzte für sschliesslich hauptsächlich ein.

Deutschland habe ein grosses Interesse daran, seinen Nachbar, mit dem es seit Jahrhunderten die mannichfachsten Beziehungen unterhalte, ordentlich zu kennen. Sowohl positiv wie negativ sei aus diesem Studium unendlich viel zu lernen.

Redner bemerkte endlich, dass die Lehrer der französischen Sprache mit der Annahme dieses Princips zugleich auch eine höhere Mission erfüllen könnten. Er erinnerte an die Worte, mit denen der verstorbene sächsische Unterrichtsminister v. Gerber im Sept. 1888 die deutschen Neuphilologen in Dresden begrüsste. In dieser Begrüssung wies v. Gerber darauf hin, dass die Neuphilologen besonders berufen seien, die in neuerer Zeit scharf zugespitzten nationalen Gegensätze zu mildern und dadurch an der geistigen Annäherung der grossen Kulturvölker zu arbeiten. Das seien goldene Worte, von denen sich alle Neuphilologen durchdringen lassen sollten. Dann aber besonders wieder würden sie in diesem Sinne arbeiten, wenn sie bemüht wären, den Schülern vor allem die Eigenart des Volkes zu erschliessen, dessen Sprache sie lehren, wenn sie daher zurückkämen von der bisher herrschenden Zersplitterung der Lektüre, und sich auf eine ihrer natürlichsten und nächstliegenden Aufgaben besännen. —

Nach dieser Begründung wurden die schon angeführten Thesen einstimmig angenommen und der vorgeschlagene Kanon wurde unter lebhaftem Meinungsaustausch durch Mehrheitsbeschluss wie folgt vereinfacht:

Untersekunda.

Historiker: Michaud, Première Croisade,
Thiers, Bonaparte en Égypte.

Erzählende Werke: Souvestre, Au Coin du feu; Sous la Tonnelle.
Erckmann-Chatrian, Histoire d'un Conscrit de 1813;
Contes des bords du Rhin; Waterloo.

Obersekunda.

Historiker: Ségur, Histoire de Napoléon et de la Grande Armée en 1812.

Novellistisches: Daudet, Coppée } Ausgewählte Erzählungen.

Dramen: auch in 1 B { Feuillet, Le Village,
Scribe, Les Doigts de fée,
Molière, L'Avare.

Hierzu von Untersekunda an: Auswahl französischer Gedichte.

Prima.

Historiker: Mignet, Histoire de la Révolution française,
Mme de Staël, De l'Allemagne,
Taine, Origines de la France contemporaine,
Lanfrey, Campagne de 1806,
Sarcey, Le Siège de Paris.

Dramen: Molière, les Femmes savantes, les Précieuses ridicules, le Misanthrope, le Tartuffe,
Corneille, le Cid, Horace,
Racine, Athalie, Britannicus, Iphigénie,
V. Hugo, Hernani.
Augier-Sandeau, Le Gendre de M. Poirier.

Romane und Novellen: Feuillet, le Roman d'un jeune homme pauvre (als Drama auch für IIa),
Daudet, Lettres de mon moulin,
Souvestre, Confessions; un Philosophe sous les toits.

Sonstiges: Mirabeau, Discours.
Mme de Sévigné, Auswahl von Briefen.

Es versteht sich von selbst, dass die Streichungen nicht ohne Widerspruch erfolgten, Voltaire's Siècle de Louis XIV z. B. wurde nur mit einer Stimme Mehrheit abgesetzt. Der Unterzeichnete möchte in der historischen Lektüre noch manches geändert wissen. So kann er sich für Michaud's Première Croisade gar nicht begeistern. Das entsprechende Kapitel in Michelet's Histoire de France (deren einzelne Bände allerdings nicht gleich gelungen sind) ist dem Michaud's in jeder Beziehung überlegen, vor allen Dingen auch in der geradezu hinreissenden Wärme der Darstellung. Dies beiläufig. In der angegebenen Form ist der zweite Kanon freilich ein Torso. Denn zum Aufbauen, zur Einfügung von Werken, die ausser den stehengebliebenen hervorragend geeignet erscheinen, innerhalb der gezogenen Grenzen uns Land und Leute jenseits der Vogesen vorzuführen, gebrach es an Zeit. Die nächste Versammlung soll das Fehlende ersetzen.

LEIPZIG. M. F. MANN.

Die neue Molière-Uebersetzung von Ludwig Fulda.

„Molière und kein Ende!" rief vor nunmehr sieben Jahren eine Flugschrift in das Land herein, mit der eindringlichen Aufforderung an die deutschen Moliéristen, Molière den Franzosen zu überlassen, und ihren Forscherfleiss dafür der deutschen Litteratur zuzuwenden. Man kann nicht grade sagen, dass jener Ruf Erfolg gehabt hat. Denn das Molièrestudium in Deutschland ist unbeirrt durch jene Flugschrift weitergeschritten und hat seitdem manche wertvolle Frucht gezeitigt. Ja, das Interesse für den Dichter scheint neuerdings über die eigentlich gelehrten Kreise herauszudringen. Auf den deutschen Bühnen wenigstens ist Molière in neuester Zeit häufiger erschienen als ehedem und mit verständnisvoller Würdigung aufgenommen worden. Dazu veröffentlicht nun Ludwig Fulda, nicht einer der vom Verfasser der erwähnten Flugschrift geschmähten Oberlehrer, sondern ein Schriftsteller von Beruf, Dichter sogar, eine Übertragung der Meisterwerke Molières, die ausgesprochenermassen gerade den Bedürfnissen der deutschen Bühnen entgegenkommt und den Anspruch erhebt, als ein sprachliches Kunstwerk genommen zu werden. Zur Besprechung eines solchen Werkes reichen ein paar kurze Bemerkungen nicht aus. Ein Übersetzer, der an seine Aufgabe als Künstler herangetreten ist, hat wohl das Recht, eine eingehende Beurteilung von der Kritik zu erwarten, nach seinem Verhältnisse sowohl zum Originale, als dem hauptsächlichsten seiner Vorgänger. Das soll der Gegenstand der folgenden Darlegung sein.

Mit Recht ist Deutschland stolz auf seine Übersetzungslitteratur, namentlich auf seine dichterischen Übertragungen fremder Dichterwerke. Die poetische Wiedergabe eines in Versform geschriebenen Originals ist ja die höchste Stufe der Üebersetzungskunst, und nur wenigen ist es beschieden, die zu dieser hohen Aufgabe erforderliche intime Kenntnis der fremden Sprache mit der sicheren Beherrschung der eigenen Sprache zu verbinden. Die Meister der Übersetzungskunst sind Philologen und Künstler in einer Person. Zu ihnen

gehören die glänzenden Namen eines F. L. v. Stollberg, Voss, Schleiermacher, Donner, Droysen, eines Simrock, Jordan, Schröter, eines Gildemeister, Herz, Böttiger, Dohm und anderer Männer, in deren Werken sich die Genien zweier Völker die Hände zu reichen scheinen. Freilich ragen diese Männer ersten Ranges aus einer weit grösseren Reihe von Namen solcher Übersetzer hervor, die mit unzureichenden Mitteln an ihre Arbeit herangegangen sind, die man nicht in die Reihe der Künstler setzen darf, sondern die man richtiger als Handwerker, als Fabrikanten bezeichnet. Gerade die französische Litteratur ist nur allzu häufig von Übersetzern dieser Art heimgesucht worden. Und das ist begreiflich. Denn keine andere Sprache wird in Deutschland soviel gelernt als gerade die französische, und wohl die allermeisten derer, die sie gelernt haben, glauben sie auch zu verstehen. Man braucht aber nur einige von den Übersetzungen, die alljährlich auf den Markt geworfen werden, näher zu prüfen, um zu erkennen, dass auch hier nur wenige Auserwählte unter den vielen Berufenen sind. Von der Unwissenheit und dem Ungeschick, von der Flüchtigkeit und Gewissenlosigkeit, die sich auf diesem Gebiete dem Publikum aufdrängt, macht sich nur der eine richtige Vorstellung, der Gelegenheit gehabt hat, nähere Kenntnis von diesen Fabrikaten zu nehmen. Hier liegt, neben den Zeitungen, eine der Hauptquellen, aus denen der Verderbnis unserer Schriftsprache immer neue Nahrung zugeführt wird. Um so mehr aber ist es Pflicht der Kritik, auf wirklich hervorragende Leistungen der Übersetzungskunst nachdrücklich hinzuweisen. Eine solche Leistung ist unstreitig die Arbeit Fulda's: *Molières Meisterwerke in deutscher Übertragung.* Stuttgart 1892, Verlag der Cotta'schen Buchhandlung. Sie giebt den Tartüff, den Misanthrop und die Gelehrten Frauen in gebundener Rede, den Geizigen in Prosa.

Es ist eine eigentümliche Thatsache, dass sich berufene Übersetzer erst verhältnismässig spät an Molière gewagt haben. An Versuchen allerdings hat es schon in älterer Zeit nicht gefehlt, und zwar gehen diese Versuche noch weiter zurück, als Lacroix in seiner Bibliographie Molièresque (1875) angiebt, die nur bis zum Jahre 1694 kommt. Man weiss jetzt, dass der erste Versuch, einige Molièresche Lustspiele zu verdeutschen, noch bei Lebzeiten des Dichters unternommen ward, im Jahre 1670. Freilich ist diese überaus unvollkommene Leistung schon damals wenig beachtet worden, und war so gut wie verschollen, als 1694 in Nürnberg eine neue Molière-Übersetzung erschien, unter dem von Lacroix nicht mit verzeichneten Titel:

„Derer Comödien des Herrn von Molière, Königlichen Frantzösischen Comödiantens ohne Hoffnung seines Gleichen erster Theil. So hohen wie niederen Standespersonen zu erbaulicher Gemüts-

belustigung, der Jugend aber welche der Frantzösischen Sprach begierig sein mag, zu desto geschwinder und leichter Begreiffung derselben in das Teutsche übersetzet durch J. E. P. Mit schönen Kupfern gezieret und das erste Mal also gedruckt. Nürnberg. Zu finden bey Johann Daniel Taubern Buchhändlern 1694."

Auch wenn man keine unmittelbare Kenntnis dieser ersten Übersetzungsversuche hat, darf man doch von vornherein annehmen, dass die deutsche Sprache in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch entfernt nicht ausgebildet genug war, um dem feinen Tone der Molièreschen Lustspiele gerecht zu werden. Schon der Titel der citierten Übersetzung lässt vermuten, dass diese sich zum Original ungefähr ähnlich verhält, wie ein grob ausgeführter Holzschnitt zu einem feinen Stahlstich. Und was ihre Treue betrifft, so urteilt ein zeitgenössischer Kritiker darüber ziemlich absprechend: „Die Comödien des Herrn von Molière sind vor Kurzem das erste Mal in teutscher Sprach an das Licht gekommen, aber in einer so ungerathenen Art und hundertfältig verkehrtem Wortverstand des frantzösischen Exemplars, dass es kein Wunder, wenn alle verkehrte und übelständige Wörter von der schwartzen Presse auf dem Papier vor Scham gantz roth erschienen wären."

Man darf wohl sagen, dass eine wirklich gute Molière-Übersetzung vor unserer klassischen Litteraturperiode gar nicht möglich war. Ehe diese Arbeit in Angriff genommen werden konnte, mussten erst die Heroen unserer Litteratur kommen und der deutschen Sprache die Geschmeidigkeit und die Würde geben, die sie ebenbürtig an die Seite anderer Literatursprachen gestellt hat. Freilich war andererseits gerade die Entwickelung unserer klassischen Litteratur wie auch der Verlauf unserer nationalen Geschichte dem Erscheinen einer guten Molière-Übertragung nichts weniger als günstig. Denn diese Entwickelung geschah bekanntlich im Gegensatz zu Frankreich, und es war sehr begreiflich, wenn die Emancipation von der lange getragenen Führung Frankreichs sich mit einer gewissen Einseitigkeit vollzog, die ein gerechtes Urteil nicht immer aufkommen liess. Die grössten Schöpfungen der klassischen Litteratur Frankreichs haben unter diesem Verhältnis zu leiden gehabt, und so auch die Werke Molières. Lessing hat sich ja in seinen jugendlichen Versuchen an Molière angelehnt, und nirgends hat er Angriffe gegen Molière gerichtet, wie gegen Corneille oder Voltaire. Aber eine wirklich begeisterte Anerkennung Molières sucht man bei Lessing vergebens, und wie Gottsched, will auch er der Komik des Destouches einen höheren und feineren Charakter zumessen als der Molières. Was Schiller und Goethe anlangt, so hat keiner von ihnen es unternommen, Molière für unsere Bühne zu erobern, obwohl sie beide andere französische Dramen übersetzt haben. Namentlich von Goethe

ist das um so auffälliger, als er Zeit seines Lebens zu den aufrichtigsten Bewunderern Molières gehört hat. Dass die nationale Bewegung der Freiheitskriege der Einbürgerung Molières in Deutschland nicht förderlich sein konnte, leuchtet auf den ersten Blick ein. Die Generation, die bei Jahn und Arndt in die Schule gegangen war, konnte dem Dichter und Schützling Ludwigs XIV. unmöglich die richtige Würdigung entgegenbringen.

So sind thatsächlich ein Paar Menschenalter seit unserem klassischen Litteraturzeitalter vergangen, ehe Deutschland eine Molière-Übersetzung erhalten hat, die einen wirklich litterarischen Wert beanspruchen darf. Das ist die 1865—1867 vom Grafen *Baudissin* herausgegebene. Diese Übersetzung ist ohne Frage eine sehr bedeutende Leistung. Der Verfasser trat mit einer gediegenen Kenntnis der französischen Sprache und Litteratur ausgerüstet an seine Aufgabe und hat ein Werk geschaffen, das auf jeder Seite das gewissenhafteste Bemühen verrät, dem Dichter gerecht zu werden, ein Bemühen, das in vieler Hinsicht von Erfolg gekrönt gewesen ist. Seine Vorgänger hat Graf Baudissin weit überholt, selbst Adolf Laun, der ihm verhältnismässig noch am nächsten steht. Lange Zeit hat die Baudissin'sche Übersetzung als die beste aller Molière-Übersetzungen gegolten, und der Molièrekenner Humbert bezeichnet sie sogar als „herrlich". Das ist wohl etwas überschwänglich. Auf alle Fälle aber darf man ihr den Ruhm einer in besonderem Grade treuen Übersetzung nicht absprechen. Alles was das Original enthält, giebt sie klar wieder, in gewissenhafter Verdeutschung des Sinnes. Und das war immerhin keine leichte Arbeit, wenn man bedenkt, dass Baudissin die Verskomödien Molières in gebundener Rede wiedergiebt. Baudissin hat dazu, nicht wie Laun, paarweise gereimte Alexandriner gewählt, sondern reimlose fünffüssige Jamben.

Bei aller Anerkennung jedoch der Verdienste Baudissins, drängt sich dem aufmerksam prüfenden Leser die Wahrnehmung auf, dass seine Übertragung in Hinsicht der Form weit hinter dem Original zurückbleibt, dass sie in Bezug auf die sprachliche Wirkung nur ein blasses Abbild des französischen Textes ist. Die Ursache davon dürfte einmal darin liegen, dass Baudissin dem Originale gegenüber nicht frei genug dasteht. In dem an sich berechtigten Streben nach Treue hält er sich mit allzugrosser Aengstlichkeit an die sprachliche Form des französischen Textes, und bemüht sich diese Form so genau wiederzugeben, dass er dabei den Geist unserer Sprache häufig opfert. Wie oft geht der bildliche Ausdruck beider Sprachen so auseinander, dass die unmittelbare, wörtliche Übertragung des Bildes der einen Sprache in die andere nur durch einen gewissen gewaltsamen Prozess möglich ist, der der

Übersetzung den Reiz des Natürlichen und Ungezwungenen nimmt. Von diesem Fehler hat sich auch Baudissin nicht freigehalten, und das giebt seinem Stile an manchen Stellen einen etwas undeutschen Charakter. Geht man bei solchen Stellen Baudissins auf den Urtext zurück, so findet man da fast stets die Erklärung, dass der Übersetzer allzu peinlich bemüht gewesen ist, sich der französischen Sprachform anzuschmiegen. In der guten Absicht ferner, nichts von den Worten des Dichters verloren gehen zu lassen, lässt Baudissin die Übersetzung eines einzelnen Verses auf Kosten der schlagenden Wirkung oft allzu sehr in die Breite laufen, und so hat z. B. seine Übertragung des Tartüff etwa hundert Verszeilen mehr als das Original. Auch das kann nicht grade als ein Vorzug gelten.

Zu diesen Nachteilen gesellt sich noch ein anderer. Indem Baudissin als Form seiner Übersetzung den Blankvers wählte, verzichtete er für die Verskomödien auf ein Mittel, das bei Molière nichts weniger als gleichgültig ist, auf den Reim, das Mittel, das den Accent, das Grundprincip der modernen Metrik, zu vollster Geltung bringt, und dadurch der Ausprägung des Gedankens erhöhte Wirksamkeit verleiht. Freilich, das kann man sich nicht verhehlen, die Schwierigkeit der Übersetzungsaufgabe steigert sich durch die Beobachtung des Reimes ausserordentlich. Sobald sich der Übersetzer den Zwang des Reimes auferlegt, engt er den Kreis der sprachlichen Möglichkeiten um ein Beträchtliches ein, und wenn er mit dieser Fessel noch anmutig und natürlich einherzuschreiten weiss, so darf man wol sagen, dass er seiner Aufgabe in ganz besonderem Grade gerecht geworden ist.

Dies hohe Lob gebührt nun der Molière-Übersetzung von Ludwig Fulda. Bei seiner Arbeit ging er zunächst von der Erwägung aus, dass die Verskomödien nur in gebundener Rede übertragen werden können, wenn anders ihr Grundcharakter nicht verwischt werden soll. Den Alexandriner allerdings, der in unserer Sprache nur zu leicht etwas Steifes, Hölzernes hat, wollte er nicht wählen, und Laun's Vorgang konnte ihn in keiner Weise dazu ermutigen. Aber ebenso wenig erschien ihm der reimlose fünffüssige Jambus geeignet, weil er, mit Recht, den Reim nicht blos als eine bedeutungslose akustische Zierat betrachtet, sondern als eine schlagkräftige Erhöhung des Nachdrucks einer gelungenen Gedankenverbindung, als eine bedeutsame Verstärkung des Witzes. Freilich hat die konsequente paarweise Verwendung des Reimes im Deutschen, namentlich beim Drama, etwas sehr Eintöniges. Fulda suchte diese Klippe zu vermeiden, indem er zu seiner Verdeutschung das Versmass des Faust verwandte, dessen 5-, 4- oder 6-füssige Jamben bekanntlich durch freie, mannigfache Reimverschlingungen verbunden sind.

Man kann sagen, dass Molière in dieser Form der Verdeutschung einen vorzüglichen Eindruck macht, und zwar darf dieses Urteil sowohl vom philologischen Standpunkte, als namentlich auch vom sprachkünstlerischen aus gelten. In Bezug auf Treue in der Wiedergabe des Sinnes kann man Fulda unbedenklich an Baudissins Seite stellen, nur muss man die Treue vor allem auf den Geist des Textes beziehen, und nicht auf die Form. Fulda versteht es, mit sicherem Griff so zu sagen den Gedankenkern einer Stelle herauszuschälen, und diesen Kern in freier Gestaltung mit der angemessenen deutschen Form zu umkleiden, der man es anmerkt, dass der Verfasser geübt ist in der Handhabung des dichterischen Wortes. Bei Baudissin steht der Künstler durchaus nicht immer auf der Höhe des Philologen, Fulda dagegen ist ein mit feinem Sprachgefühl ausgestatteter Künstler. An stilistischer Lesbarkeit und an Sprechbarkeit steht seine Übersetzung weit über der des Grafen Baudissin. Fulda's Sprache ist überaus flüssig, und verfügt ebenso glücklich über den feinen Salonton wie über den derben volkstümlichen Ton. Sie hat einen echt deutschen Charakter, sie hat etwas markiges, wie es der gediegenen Natur Molières entspricht, aber doch auch zugleich etwas überaus fein gebildetes. Selbst die Wortspiele des Originals werden in glücklicher Weise verdeutscht. Eigentümliche französische Wendungen bildet Fulda nicht mühsam nach, sondern ersetzt sie durch echt deutsche Wendungen, die, wenn auch von einer anderen Seite aus, dem Sinne ebenso schlagend und treffend gerecht werden. Sein Stil ist darum in weit höherem Grade idiomatisch als der seines Vorgängers. Selbst ein Dichter, der mit mehreren Schauspielen an die Öffentlichkeit getreten ist, weiss Fulda sehr wohl, das der Stil ein Pass ist, ohne den kein Litteraturwerk sich allgemeine Geltung verschaffen kann, und grade in dieser Hinsicht hat er hohe Anforderungen an sich gestellt. An gar manchen Stellen rauscht der Strom seiner Sprache gradezu in stolzer Schönheit einher, so dass auch die Kenner des Originals sich unwillkürlich gepackt und fortgerissen fühlen. Das ist ein hohes Lob, aber es ist durchaus verdient, und wer sich die Mühe nimmt, die beiden Übersetzungen unter sich und jede von ihnen mit dem Original zu vergleichen, der wird es unterschreiben.

Aus einer reichen Fülle von Beispielen sei hier nur einiges angeführt, um die Vorzüge der Fulda'schen Übersetzung nach der sprachlichen Seite in das rechte Licht zu setzen.

Zu Anfang des Tartüff lässt Baudissin die Schwiegermutter folgendermassen sprechen, nachdem Elmire gefragt hat: Warum so eilig fort?

„Weil ihr samt und sonders
Mich ärgert, und sich keiner mehr bemüht,

Mir zu gefallen. Ja, ich bin verdriesslich.
Was ich auch pred'ge, Niemand hört auf mich.
Jeder thut was er will und führt das Wort:
Niemand gehorcht, Ihr alle wollt befehlen,
S'ist wie am Hof Petaud's, des Bettlerkönigs."

Auf den letzteren Vers kam es hier besonders an. Ohne Zweifel mutet er deutsche Leser fremdartig an. Gelehrte Leser wissen ja, dass die Bettler in Paris früher eine Art Gilde bildeten, die einen König Namens Petaud wählte, dem nur ein ganz schattenhaftes Dasein zukam. Aber beim Durchschnittspublikum unserer Theater kann man ein solches Wissen natürlich nicht voraussetzen, und darum hatte Fulda Recht, wenn er auf die wörtliche Wiedergabe der Stelle verzichtete. Sie lautet bei ihm im Zusammenhange:

Ich kann die Wirtschaft hier nicht länger seh'n.
Was ich auch rede, ihr seid taub und blind,
Und thut das Gegenteil, mir grad zum Torte.
Ein andrer halte so was aus!
Kein Funke von Respekt, und Worte hört man, Worte,
Als wäre man im Narrenhaus.

Wie Baudissin hier bemüht war, dem Wortlaute Molières allzu ängstlich gerecht zu werden, so auch wenn er Mis. 2,1 den Alceste zu Célimène sagen lässt:

Ward Euer Herz besiegt durch seiner neuen
Rheingrafen ungeheures Ellenmaass?

Ein aufmerksamer deutscher Leser wird hier wohl merken, dass das Wort Rheingraf irgend einen Teil des Kostüms bezeichnet, aber ohne eine gelehrte Anmerkung kann er doch nicht wissen, dass darunter eine Art besonders weiter, bauschiger Pluderhosen zu verstehen ist, die nach ihrem Erfinder, einem Rheingrafen, im Französischen *rhingrave* genannt werden. Mit Recht hat daher Fulda diesen Terminus der gelehrten Kostümkunde über Bord geworfen, und gemeinverständlich übersetzt:

Erwarb die Schönheit seiner *Pluderhosen*
Dem treuen Sklaven Ihrer Liebe Lohn?

Ferner: Die Kenner der Bühnengeschichte wissen, dass bis tief in das vorige Jahrhundert herein der Pariser „Giggerle" bei Theatervorstellungen vorn auf der Bühne selbst zu sitzen liebte, und demgemäss rühmt sich in Mis. 3,1 der eine Marquis, nach Baudissin:

Geist hab ich, ohne Zweifel, und Geschmack,
Kann, wenn ein neues Stück gegeben wird,
(Und dafür schwärm' ich stark) mit Kennermienen
Vorn auf der Bühne sitzen.

Hier ist nun freilich Baudissin über den Molière'schen Text etwas hinausgegangen, denn da heisst es nur:

J'ai du bon goût
A faire aux nouveautés, dont je suis idolâtre,
Figure de savant sur les bancs du théâtre.

Entschieden mehr entsprechend sagt Fulda dafür:

Und in Premièren — meine Schwärmerei! —
Sitz' ich als Kenner *auf den ersten Bänken.*

Der idiomatische Charakter der neuen Übersetzung möge durch Gegenüberstellung folgender konkreten Beispiele veranschaulicht werden:

Mis. 1, 1 B.: Und keinen Eurer Richter wollt Ihr seh'n.
F.: Den Richtern würd' ich doch Besuch machen.
(Aucun juge par vous ne sera visité?)

Mis. 1, 2 B.: So glaubt Ihr denn, kein and'rer habe Geist?
F.: So haben Sie vielleicht den Geist gepachtet?
(Croyez vous donc avoir tant d'esprit en partage?)

Mis. 2, 4 B.: Er macht
Aus jedem Strohhalm Euch ein Phänomen.
F.: Er macht aus allen Mücken Elephanten.
(De la moindre vétille il fait une merveille)

Mis. 3, 1 und an anderer Stelle lässt B. die stutzerhaften Marquis P a r b l e u sagen, während F. dafür treffend und sprachrein sagt: Auf Ehre!

Mis. 3, 1 B.: So glaubst Du hier recht gut zu steh'n, Marquis?
F.: So glaubst Du hier der Hahn im Korb zu sein?
(Tu penses donc, Marquis, être fort bien ici?)

Mis. 3, 5 B.: Nur eines Wink's bedarf's, dass Ihr dran denkt,
So könnt' ich mehr als einen Faden schürzen.
F.: Man wird, sobald Sie nur ein Zeichen geben,
Gleich alle Hebel in Bewegung setzen.
(Pour peu que d'y songer vous nous fassiez les mines,
On peut pour vous servir remuer des machines).

Mis. 4, 2 B.: Allzu gewiss ist leider ihr Verrat,
Von ihrer Hand geschrieben hab' ich hier
Ihn in der Tasche.
F.: Ihr falsches Spiel steht leider felsenfest;
Ich hab' es schwarz auf weiss von ihr geschrieben.
(C'est de sa trahison n'être que trop certain,
Que l'avoir dans ma poche, écrite de sa main.)

Mis. 4, 3 B.: Ach Zauberin! F.: Ja, Schlange! *(traîtresse)*
il B.: Nein, wie man lieben soll, liebt Ihr mich nicht!
F.: Nein, Ihre Liebe ist die rechte nicht!
(Non, vous ne m' aimez point comme il faut que l'on aime.)

Mis. 5, 2 B.: Wie fern
Von aller Einsicht Ihr Euch beide zeigt!
F.: Sie alle beide sind nicht recht bei Sinn!
(Ah! que vous témoignez, tous deux, peu de raison!)

Mis. 5, 2 B.: Eu'r grosses Ziel ist, alle Welt zu schonen!
F.: Liebäugeln möchten Sie mit allen Leuten.
(Conserver tout le monde est votre grande étude.)

Mis. 5, 2 B.: Was Ihr gesprochen, wiederhol' ich ihr.
F.: Buchstäblich muss ich alles unterschreiben.
(Et je lui dis ici même chose que vous.)

Dass die Fulda'sche Uebersetzung der ihres Vorgängers überhaupt in stilistischer Hinsicht weit überlegen ist, liesse sich ebenfalls an zahlreichen Einzelfällen nachweisen. Hier nur einige wenige:

Mis. 2, 1 B.: Weil er für meinen Rechtsstreit, wie er schwört,
Was er von Freunden zählt, verwenden will.
F.: Weil sein Prozess, wie er mir oft beschwor,
Auf seiner Freunde Beistand rechnen kann.

Mis. 2, 5 B.: Muss unser Freund nicht ewig opponieren?
Hat er jemals der Mehrheit sich gefügt?
Und flammt nicht stets der Geist des Widerspruchs,
Den ihm der Himmel mitgab, in ihm auf?
F.: Wann wär' es uns bei Herrn Alceste geglückt,
Dass er ein herrschend Urteil anerkennt,
Und dass er jemals unterdrückt
Sein angebor'nes Widerspruchstalent?

il B.: So wird ein übermässig Liebender
Die Fehler selbst an der Geliebten lieben.
F.: So wird die schlimmsten Fehler seiner Holden
Ein leidenschaftlich Liebender vergolden.

Mis. 3, 3 B.: Was will sie mir?
F.: Was will denn die von mir?
(*Que me veut cette femme?*)

Mis. 3, 5 B.: Was auch, wer tadelt, sich erwarten mag,
Auf solchen Ausfall war ich nicht gefasst.
F.: Obgleich ein Mahnwort stets gefährlich war,
So durft' ich einen bess'ren Lohn erhoffen.

Mis. 4, 1 B.: Sympathie der Herzen. F.: Wahlverwandtschaft.

Mis. 4, 3 B.: — aller List und Sorgfalt
Zum Trotz, und Eu'rer Kunst Euch zu verstellen,
Warnte mich mein Geschick vor diesem Sturz.
F.: Mein guter Geist hat mich gewarnt,
Trotz all' der List, mit der Sie mich umgarnt.

Mis. 4, 3 B.: Wie! solchem überwältigend lastenden
Beweise trotzt Ihr? Was er mir enthüllt
Von Zärtlichkeiten für Oronte, es sollte
Mich nicht empören und Euch Schande bringen?
F.: Wie soll es hier noch eine Ausflucht geben?
Soll ich als Treubruch nicht den Brief betrachten,
Der für Oront von Honig überquillt?
Mis. 5, 3 B.: Zeigt uns, zeigt, wie die beiden Schalen steh'n.
F.: Heraus mit Ihrem Spruch! Die Maske fort!
(Il faut, il faut parler, et lâcher la balance!)
Mis. 5, 6 B.: Bei Gott! Nichts Aehnliches ward je erhört!
F.: Fürwahr, das ist ein unerhörter Streich!
Mis. 5, 7 B.: Wie! Eh' ich alt're, mich der Welt entzieh'n?
F.: So jung soll ich der Welt den Rücken dreh'n?
(Moi, renoncer au monde avant que de vieillir?)
Fem. Sav. 1, 1 B. (Henriette):
Ich aber will mich nicht so hoch versteigen,
Ich will an *Hymens* ird'schem Glück mich freu'n.
F.: Indessen ich mit einem schlichten Platz
Im Hause meines Gatten mich bescheide.
il. B. (Henriette): Du hast dem *Hymen* ja für alle Zeit
Entsagt und Dich der Weisheit ganz ergeben.
F.: Du hassest ja die Ehe unversöhnlich,
Und hegst nur Liebe zur Philosophie.
il. 1, 2 B (Henriette): Und wie Du selbst, *Minervens* Schülerin,
Dergleichen Schwachheit tief verachten musst.
F.: Des niederen Volks Schwachheit kümmert wenig
Die ernste Schülerin der Wissenschaft.
il. 3, 2 B. (Henriette): Apoll erhört nicht jeden, der ihn ruft.
F.: Und nicht auf Wunsch entsteht die Dichterflamme.
il. 1, 1 B.: Was hilft ein Vorbild, wenn man sich beschränkt,
Ihm wie es *spuckt* und *hustet* abzusehn!
F.: Doch glaube nicht, dass Du ihr ähnlich seist,
Wenn Du ihr *Räuspern* und ihr *Spucken* angenommen.

Nun heisst es zwar im Original:

Et ce n'est point du tout la prendre pour modèle,
Ma sœur, que de tousser et de cracher comme elle.

Nachdem aber einmal Schiller mit Verwertung dieser Stelle inem Wallenstein'schen Jäger das geflügelte Wort in den Mund elegt hat:

Wie er räuspert und wie er spuckt
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt,

ist es einem Deutschen Uebersetzer jener Stelle der Femmes savantes nicht mehr erlaubt, *tousser* durch *husten* zu übertragen.

Fem. sav. 1, 3 B.: Der Schulfuchs, dessen allzeit feile Feder
Den ganzen Markt mit schaalen Blättern füllt.
F.: Dem Schulfuchs, der mit feilen Handwerkskniffen
Gesinnungslose Bücher schmiert.

il. 1, 5 B.: (Clitandre über Bélise:)
Mag sie zum Henker gehn, die Träumerin!
F.: Verwünschte Gans, ich red' es ihr nicht aus!
(Diantre soit de la folle avec ses visions)!

il. 2, 9 B.: Du selbst erhebst sie zur Gebieterin,
Die wie ein Thier Dich an der Nase führt.
F.: Und weil sie weiss: Er schweigt, sobald ich spreche,
So tanzt sie auf der Nase Dir herum.

il. 3, 2 B.: Ich war — für Euch bestochen.
F.: Ich war für Sie als Dichter eingenommen.

il. 4, 2 B.: (Clitandre):
Ja, Fräulein, Ihr besasst mein ganzes Herz;
Es hat zwei Jahre treu für Euch geglüht,
Und weiht Euch, was ihm irgend möglich schien,
An Dienst, an Sorgfalt, an Respekt und Eifer.
Doch war's vergeblich: Ihr verwerft mein Opfer,
Und weigert mir, was ich so heiss erfleht.
F.: Ja, Ihr Besitz war einst mein höchstes Ziel;
Zwei Jahre hab' ich unentwegt gerungen
Mit Ritterdiensten, Opfern, Huldigungen,
Und keine Lasten dünkten mich zu viel.
Doch ob ich seufzte, flehte, bat, beschwor,
Sie blieben unerbittlich nach wie vor.

il. 4, 3 B.: — Ich kann nur rückwärtsweichend
Mich noch verteid'gen.
F.: Ich habe Not, mich meiner Haut zu wehren.

il. 4, 1 B.: So edler Flamme muss ich dankbar sein.
F.: So edler Neigung muss ich dankbar sein.
(Je suis fort redevable à vos feux généreux).

il. 5, 3 B. (Martine, das Dienstmädchen):
Und brächt' er zehnmal mir den Abschied.
F.: Und würd ich drum sogleich hinausgefegt.

Fem. sav. 5, 4 B.: Zeige, o zeig' noch eine gröss're Seele
Und trotze so wie ich, dem schlimmen Glück.
F.: O lerne Heldenmut von Deinem Weibe,
Und zeig' dem Schicksal eine Stirn von Erz.
(Faites, faites paraître une âme moins commune
A braver, comme moi, les traits de la fortune).

In einem Punkte befindet sich Fulda in bewusstem Gegensatz zu Baudissin wie zu den meisten übrigen Uebersetzern, in der Wiedergabe des Fürworts der Anrede *vous* und *votre*. Baudissin sagt dafür Ihr und Euer, denn er betrachtet es als einen störenden Anachronismus, wenn die Zeitgenossen Ludwigs XIV. sich der Anrede *Sie* bedienen, und meint, dass wir auch durch die Uebersetzung an das 17. Jahrhundert erinnert werden müssten. Einen andern Standpunkt vertritt Fulda. Er übersetzt *vous* durch die moderne Anrede *Sie* und macht zu Gunsten dieser Uebertragung geltend, dass die Anrede *vous* in Frankreich noch jetzt die allgemein übliche ist, während *Ihr* als Anrede in Deutschland veraltet sei. Die Baudissin'sche Uebersetzung würde also nichts anderes bedeuten, als das Hereintragen eines vereinzelten und darum störenden Archaismus. Diese Argumentation ist sicher durchaus zutreffend. Wenn die Baudissin'sche Uebersetzung trotz aller aufgewandten Sorgfalt den Leser etwas fremdartig anmutet, so dürfte dieser Eindruck wohl auch auf Rechnung seiner Wiedergabe des Fürwortes *vous* zu setzen sein. Man kann sich des Gefühls nicht erwehren, dass die Anrede *Ihr* etwas allzu altfränkisches hat, das zu dem sonstigen feinen Ton der Molière'schen Lustspiele nicht stimmt. Das 17. Jahrhundert in Frankreich und das 17. Jahrhundert in Deutschland ist etwas sehr verschiedenes. In Bezug auf Gesellschaft und Bildung war Frankreich damals unserem Vaterlande entschieden voraus, und daher sind die gesellschaftlichen Formen, wie sie in den zwei Ländern zu jener Zeit üblich waren, durchaus nicht ohne Weiteres übertragbar. Das unangemessene der Baudissin'schen Uebersetzung des Fürwortes *vous* muss sich jedem Leser besonders in solchen Sätzen aufdrängen, wo zugleich die Anrede: Mein Herr, oder: Meine Herren vorkommt. Einem Satze wie: Meine Herren, Ihr seit gekommen," den sich Baudissin unbedenklich gestattet, fehlt für unser Gefühl unbedingt die Einheit des Stils.

Hat Fulda in dieser Hinsicht ohne Frage das Richtige getroffen, so kann man es dagegen kaum billigen, dass er die Anrede *Madame* gegenüber verheirateten Frauen einfach in den deutschen Text herübergenommen hat. Das kurze *Madam* ist ja allerdings metrisch sehr gut zu verwenden, und diese Rücksicht scheint wol für Fulda bestimmend gewesen zu sein, denn in der Anrede des in Prosa verfassten Briefes, der im 5. Akt der *Femmes savantes* verlesen wird, setzt er für *Madame*: Verehrte Frau. Gegenüber unverheirateten Damen nimmt Fulda auch für *Madame* einen deutschen Ausdruck, den allgemein üblichen: Mein Fräulein. Dem entsprechend hätte auch im Falle der Anrede an verheiratete Frauen der nun einmal herrschende Sprachgebrauch Berücksichtigung finden sollen, mochte nun: Verehrte Frau gesagt werden, oder Gnäd'ge Frau, oder Gnädigste.

Nach diesen Bemerkungen über den sprachlichen Charakter der Fulda'schen Uebersetzung erübrigt es noch, ein Wort über die Behandlung des Verses zu sagen. Darüber kann zunächst für keinen aufmerksamen Leser ein Zweifel bestehn, dass die Fulda'schen Verse weit formvollendeter und darum auch weit wirkungsvoller sind als die Baudissin's. Bei letzterem muss man doch manche Verse mit in den Kauf nehmen, wo Wortton und Verston im Widerstreit stehen, und wo daher der Charakter des Verses etwas unebenes, holpriges gewinnt. Solche Fehler sind bei Fulda ganz unerhört. Seine Verse haben durchweg einen natürlichen, ungezwungenen Tonfall, etwas dem Ohre sich gefällig einschmeichelndes und sind daher in hohem Grade sprechbar. Und was ihnen noch einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist die Anwendung des Reimes, der, wie schon bemerkt, nicht regelmässig paarweise auftritt, sondern in freier, mannichfaltiger Verschlingung. Der Reim wird von Fulda im Allgemeinen ganz meisterlich gehandhabt, und berührt auch den oberflächlichsten Leser wohlthuend durch eine bemerkenswerte Reinheit, man möchte sagen, durch eine klassische Reinheit, wenn nicht gerade unsere klassischen Dichter so viele Verstösse gegen die Reinheit des Reimes aufzuweisen hätten. In Bezug auf Reinheit des Reimes reicht Fulda nahe an Platen heran. Reime zwischen e und ä lässt er allenfalls zu, dagegen verschmäht er grundsätzlich solche zwischen ih und üh, zwischen eh und öh, zwischen eu und ei. Ein einziges Mal nur reimt er *mir* mit *dafür*, aber da offenbar mit bewusster Absicht. Denn diesen Reim wendet er in der Wiedergabe des bekannten Volksliedes des Misanthrope an:

Si le roi m'avait donné
Paris sa grand ville
Et qu'il me fallût quitter
L'amour de m'amie,
Je dirais au roi Henri:
Reprenez votre Paris!
J'aime mieux m'amie, ô gué,
J'aime mieux m'amie!

Das heisst bei Fulda:

Und gäbe der König Heinrich mir
Seine grosse Stadt Paris
Und wollte haben, dass ich dafür
Meine Herzallerliebste verliess',
Ich spräche: König Heinerich,
Behalte Dein Paris für Dich,
Und ich, Juche, behalte fein
Die Herzallerliebste mein!

Da in dem Original selbst, nach der Weise des Volksliedes, der Reim unvollkommen ist und mehr zur einfachen Assonanz neigt, so hat Fulda als treuer Uebersetzer auch seinerseits hier mit bewusster Absicht einen unvollkommenen Reim zur Anwendung gebracht.

Nur an einigen Beispielen möge noch gezeigt werden, wie vortrefflich es Fulda versteht, den Gedanken durch den Reim zu heben, und ihm eine geradezu epigrammatische Ausprägung zu geben, indem er ihn auf bedeutungsschwere Worte fallen lässt. So wenn er den Alceste sagen lässt (Mis. 1, 2):

Verzeihlich ist nur dann ein schlechtes Buch,
Wenn der Verfasser nagt am Hungertuch!

Das ist eine schlagkräftige Form, die sich dem Gedächtnis einprägt und gegen die Baudissins Uebersetzung doch weit matter klingt:

„Ein schlechtes Buch ist nur
Verzeihlich, wenn der Autor schrieb um's Brot."

Wie kraftvoll klingt es ferner, wenn Alceste im 5. Akte ausruft, als er die Nachricht vom Verluste seines Prozesses erhalten hat:

Ich appelliere nicht.
Ich bin empfindlich zwar getroffen,
Doch unverändert lass ich den Beschluss.
Das Unrecht liegt in ihm so prächtig offen,
Dass man der Nachwelt ihn erhalten muss
Als ew'gen Markstein, als Erinn'rungssäule
An unseres Jahrhunderts Sittenfäule.
Er kostet mich wol zwanzig tausend Franken,
Doch für das Geld erwerb' ich mir das Recht
Zu fluchen auf das menschliche Geschlecht
Und ihm mit unversöhntem Hass zu danken.

Das sind Verse von fast ehernem Klang. Und nicht minder schön sagt Alceste gegen Ende des 5. Aktes:

Ich, den Verrat und Unrecht rings umwindet,
Ich werde diesem Lasterpfuhl entgeh'n
Und fern von hier nach einem Winkel späh'n
Wo Redlichkeit noch eine Freistatt findet.

Nicht entfernt reicht Baudissin an die knappe, packende Kraft dieser Verse heran, wenn er sagt:

Von Ungerechtigkeit erdrückt, verraten
Von allen Seiten, will ich einem Schlund
Entflieh', in dem das Laster triumphiert,

Und einen abgeleg'nen Winkel mir
Auf Erden suchen, wo ich Freiheit habe
Ein Ehrenmann zu bleiben.

Wenn aber die Behandlung des Reims mit seiner strengen Reinheit und Prägnanz bei Fulda hohe Anerkennung verdient, so darf doch anderseits nicht verschwiegen werden, dass an vereinzelten Stellen in Folge des Reims ein Wort an den Schluss des Verses getreten ist, das dem Sinn oder dem Sprachgebrauche streng genommen nicht entspricht. So wenn Fulda im Tart. 1, 6 sagt:

Da giebt es Kniffe nicht und Sonderbünde.

Das letzte Wort reimt mit „Sünde", und soll *intrigues* wiedergeben.

Etwas seltsam fühlt sich der Leser berührt, wenn er Mis. 1, 1 nach Fulda liest:

Nie soll des Herzens echter Wiederhall
Mit leeren Floskeln sich verriegeln

für den französischen Text:

Et que nos sentiments
Ne se masquent jamais sous de vains compliments.

Der Ausdruck „verriegeln" dürfte wohl nur dem Reime mit „spiegeln" sein Dasein verdanken.

Im 2. Akte der *Femmes savantes* ruft Chrysale der Martine zu:

Meine Frau hat Recht, du Ratte.

Schlägt man dazu den Urtext auf, so findet man für Ratte *coquine*, und begreift dann, dass die Ratte lediglich durch den Reim mit Gatte hervorgerufen ist.

Auch nicht ganz sprachgerecht ist es, wenn am Anfange desselben Lustspiels Armande sagt:

Gleich mir erweise die ererbte Kraft,
Damit wir Dich nicht allzusehr verdunkeln,
Und ahne, was uns für Genüsse funkeln,
Wenn wir verliebt sind in die Wissenschaft.

Wenn hier Genüsse Jemandem „funkeln" statt winken, thun sie dies wol nur wegen des vorhergehenden „verdunkeln."

In demselben Lustspiel 2,2 sagt Chrysale von Clitand[illegible]
Vater: Ein Edelmann von reinster Tugend. Das reimt nun z[illegible]
sehr gut mit Jugend, stimmt aber doch gar nicht zu der Charakteri[illegible]
die Chrysale im weiteren Verlaufe von diesem Manne entwirft.

Nicht ganz deutsch ist es, wenn Fulda die Armande in
Fem. sav. 4,2 sagen lässt:

„Der Geist erhebt sich in befreiten Flügen. Dieser Plural Flügen steht sicher nur deshalb da, weil das entsprechende Reimwort Genügen heisst.

Das sind unzweifelhaft Unvollkommenheiten, die bei einer neuen Auflage beseitigt werden sollten, ebenso wie der gegen Ende der 4. Szene des 4. Aktes vom Misanthrope stehende Übersetzungsfehler. Unerwähnt durften sie bei dieser Beurteilung schon um deswillen nicht bleiben, weil es sich um eine Übersetzung handelt, die mit dem Anspruche eines Kunstwerkes auftritt. Fulda selbst wünscht an seine Arbeit einen strengen Massstab angelegt zu sehen, und tritt mit nachdrücklichen Worten dafür ein, dass die Aufgabe des Übersetzens als eine künstlerische Arbeit bei uns wieder zu Ehren kommt. Darum handelt die Kritik wohl nur in seinem Geiste, wenn sie auch auf solche Stellen hinweist, an denen das Übersetzungsideal des Verfassers noch nicht voll verwirklicht worden ist. Glücklicherweise handelt es sich hier nur um ganz wenige Stellen. Denn was will das halbe Dutzend derartiger Fälle, die sich bei prüfender Vergleichung ergeben, bei einer Gesamtmasse von ungefähr 6000 Verszeilen bedeuten? Sie vermögen das Gesamturteil in keiner Weise zu beeinträchtigen, und dies kann man nach alledem, was im Einzelnen ausgeführt worden ist, nur dahin zusammenfassen: Die Fulda'sche Molière-Übersetzung gehört unstreitig zu den wertvollsten Erscheinungen, die das Gebiet unserer Übersetzungslitteratur seit lange hervorgebracht hat.

K. A. Martin Hartmann.

Zeitschrift

für

[F]ranzösische Sprache und Litteratur

unter besonderer Mitwirkung ihrer Begründer

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel Professor a. d. Universität z. Greifswald

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XV.
Zweite Hälfte: Referate und Rezensionen.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1893.

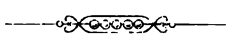


INHALT.

Referate und Rezensionen.

Seite

MISZELLEN.



Referate und Rezensionen.

Waetzoldt, Stephan. *Die Aufgabe des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer.* Berlin 1892. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder). 8⁰. 48 S.

Der mit stürmischem Beifall seitens des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentages zu Berlin aufgenommene Vortrag des Herrn Stephan Waetzoldt, Direktors einer Berliner höheren Mädchenschule und ausserordentlichen Professors für Neufranzösisch an der Universität Berlin liegt nunmehr in vervollständigter und erweiterter Form im Drucke vor. Ich fürchte aber, dass die Broschüre von den mehr „kritisch-abwägenden als künstlerisch empfindenden" (S. 26) Lesern weit kühler aufgenommen werden wird.

Gern werden auch sie die ansprechende und gefällige Form und den warmen Ton der Ausführungen des Herrn Verfassers anerkennen. Aber wie steht es mit dem Inhalt? Es wird ja recht vieles zweifellos Richtige in dem Vortrage nachdrücklich hervorgehoben, schade nur, dass es von keiner sachkundigen Seite geleugnet wird, es werden auch mancherlei sehr beachtenswerte Vorschläge und Forderungen aufgestellt, schade nur, dass es gute alte Bekannte sind, und doppelt schade, dass das Alles hier vorgetragen wird, als sei es eben funkelnagelneu dem Kopfe W.'s entsprungen. Daneben findet sich eine Anzahl unrichtige und schiefe Behauptungen, nebelhafte Projekte und uferlose Forderungen. Das schwere Geschütz seiner Beschwerden hat W. meiner Ansicht nach zum grossen Teil in ganz falscher Richtung abgefeuert und dadurch weniger die feindliche Position als die neuphilologische Sache selbst geschädigt. Die von ihm möglicherweise an einer oder auch an einigen Universitäten gemachten Beobachtungen hat er flugs auf die Gesamtheit oder die überwiegende Mehrzahl übertragen und auf Grund ganz unzureichender Informationen giebt er durchaus irrige Beschreibungen von den bestehenden Universitätseinrichtungen. Will man über solche Dinge sprechen und schreiben — und ich bestreite nicht im mindesten, dass eine offene Aussprache darüber sehr er-

wünscht sei — so muss man sich zuvor in loco gründlich umschauen und nicht auf nichtssagende Notizen der Universitätskataloge billige Luftschlösser bauen.

Der Herr Verfasser möge es mir nicht verübeln, wenn ich hier so rückhaltslos meine kritischen Bedenken zum Ausdruck bringe. Ich halte mich dazu aber um so mehr für berechtigt, als ich ja mit anderen meiner Special-Kollegen auch gleich beim ersten Anhören diesen Bedenken schon einen nicht misszuverstehenden Ausdruck gegeben habe, und als der Vorbildung unserer neusprachlichen Lehrer, auf deren Förderung es W. und mir doch in erster Linie ankommen muss, eine offene Auseinandersetzung der Meinungsverschiedenheiten nur erspriesslich sein kann. Bemerken möchte ich gleich hier noch, dass die in der Vorbemerkung W.'s angeführte Aeusserung von mir, „dass die deutsche Wissenschaft Gefahr laufe", nicht sowohl mit Bezug auf W.'s eigene Ansichten und Wünsche gethan war, als mit Bezug auf die von ihm erwähnten und gebilligten Bestimmungen für das damals in Aussicht genommene Zwischenexamen. Auffälliger Weise ist der betreffende Passus in der jetzt vorliegenden vervollständigten und erweiterten Fassung nirgends zu finden. Man hört ja freilich neuerdings von jenem verhängnisvollen Projekte nichts mehr, wie auch die neue Prüfungs-Ordnung immer noch nicht das Licht der Welt erblickt hat. (Diejenigen, welche näheres über jene Pläne zu erfahren wünschen, verweise ich auf Prof. Delbrücks Aufsatz in den Preuss. Jahrb. LXX. S. 236 ff., abgedruckt auch im Päd. Wochenbl. I. 367 f.)

W. geht bei seinen Ausführungen von den neuen preussischen „Lehrplänen und Lehraufgaben" aus. Auf eine Kritik derselben will er verzichten, weil es sich nur noch de lege lata handele. Nur die praktische Frage: „Welche Vorbildung müssen die Lehrer haben, die die neuen Unterrichtsziele im Französischen und Englischen zu erreichen im Stande sein sollen?" hat er sich vorgenommen zu beantworten. Ganz so praktisch, wie sie aussieht, ist die Frage nun allerdings nicht, wenigstens nicht für den, welcher glaubt, dass die neuen Unterrichtsziele unter den derzeitigen Verhältnissen mit den aufgestellten Lehrplänen überhaupt nicht zu erreichen sein werden.

W. scheint selbst einige Zweifel in dieser Hinsicht zu hegen, er hilft sich darüber aber hinweg, da „es nicht den Anschein habe, als ob die preussische Unterrichtsverwaltung gewillt wäre, von ihren Forderungen etwas nachzulassen" (S. 11). So lautet denn seine Antwort mit einem entschiedenen: Entweder — oder. „Entweder bleibt Alles beim Alten, oder die Vorbildung der Lehrer muss auf die nunmehrigen Unterrichtsziele Rücksicht nehmen."

Sieht das nicht ganz so aus, als wenn die bisherigen Unter-

richtsziele und die derzeitige Vorbildung der Lehrer sich wechselseitig bedingt, als wenn die heutigen akademischen Vorlesungen und Seminarübungen über romanische und englische Philologie den Lehrgang und die Anlagen der Ahn'schen, Plötz'schen und anderer Lehrbücher verschuldet hätten? Die Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht müsste hiernach vom Himmel herabgefallen und erst durch die Verfasser der neuen Lehrpläne aller Augen auf ihr im Verborgenen blühendes Dasein gelenkt sein. Die nächste und besonders schwierige Aufgabe wäre nun nur: die Universitätslehrer, welche statt als Führer den Weg in die Zukunft zu suchen, in kühler Ueberlegenheit die Beziehungen zu den Forderungen der Zeit immer mehr verlieren und mit kleinem Gefolge verlassene Strassen ziehen, dahin zu bringen, dass sie diejenigen materiellen und formellen Wandlungen ihres Unterrichts vornehmen, die veränderte Lebens- und Berufsbedingungen dringend erheischen. (S. 16).

Aber gemach, das ganze Kartenhaus fällt in sich zusammen, wenn man sich der einfachen Thatsache erinnert, dass jene Lehrbücher und mit ihnen die sogenannte alte oder besser grammatistische Lehrmethode aus Zeiten stammen, in welchen die romanische und englische Philologie auf deutschen Hochschulen noch keine Stätte gefunden hatten, und dass umgekehrt die veränderten Anschauungen über die Art, wie die lebenden Fremdsprachen zu lehren seien, unmittelbar auf die veränderte sprachwissenschaftliche Betrachtungsweise zurückweisen, wie sie sich in den letzten Dezennien Bahn gebrochen hat und besonders auch in neuphilologischen Vorlesungen zur Geltung gekommen ist. Professoren waren es also doch wohl, welche hier „als Führer den Weg in die Zukunft gesucht haben.“

Wenn demnach die Unterrichtsverwaltung nun ihrerseits diesen Weg einschlägt, so braucht selbst dann nicht alles beim Alten zu bleiben, wenn die Vorbildung der neusprachlichen Lehrer sich auch in Zukunft in dem bisherigen Rahmen bewegen würde. Man bedenke nur: Eine bisher von Schulräten, Direktoren und älteren Kollegen auf das Stärkste perhorreszierte Methode wird mit einem Male seitens der höchsten Unterrichtsverwaltung nicht nur empfohlen, sondern, wenigstens im Prinzip, geradezu vorgeschrieben. Muss da nicht das mutige, hier und da sogar etwas himmelstürmerisch auftretende Häuflein derer, welche schon seit Jahren für dieselbe eintraten, ganz von selbst reichlichen Zuwachs erhalten? Werden nicht wenigstens alle die, welche bislang wollten, aber den Umständen nach nicht konnten — „welche Methode ein junger Lehrer anwendet, das hängt,“ wie W. treffend S. 37 zugesteht, „eigentlich weniger von ihm selbst und seiner Ueberzeugung ab, als von seinem Direktor, von den Konferenzbeschlüssen, vom Provinzial-Schul-Kollegium, von den eingeführten Lehrmitteln, von den Gewohn-

[illegible] — alles daran setzen, um künftig der [illegible] zu ihrem Rechte zu verhelfen?

[illegible] der offiziell gebilligten Lehr[illegible] erkundige sich nur über den Ver[illegible] welche die Reformanhänger gelegent[illegible] abhielten. Es liegt auch nicht [illegible] vor, dass sich etwa der [illegible] Nachwuchs ablehnend oder indifferent [illegible] verhalten sollte, ich glaube vielmehr [illegible] zu können.

[illegible]-Oder halte ich also nicht für [illegible] zugeben müssen, dass bei der [illegible] eine allgemeine Durch[illegible] unmöglich ist, und dass an vielen [illegible] für recht lange Zeit wohl alles beim [illegible] Bis zu einem gewissen Grade liegt das sogar [illegible]

[illegible] noch in ihren Anfängen, sie muss sich [illegible] Liebhabereien, von manchen Schlacken [illegible] Unterricht ausgestalten. Unbewusst [illegible] alten Lehrweise weiter fortgeschleppt, [illegible] Forderungen steht. Vor allem [illegible] wie die grosse Zahl neusprach[illegible] welche unser höheres Schulwesen erfordert, mit den theoretischen und praktischen Kenntnissen und Fähigkeiten auszustatten sein wird, die die neue Methode bedingt, und denen die Erfolge einiger hervorragender Talente mit dieser Methode zuzuschreiben sind. Dieses Problem wird, fürchte ich, trotz der gutgemeinten Vorschläge auch sobald noch nicht gelöst werden, zumal das dafür unbedingt erforderliche Kleingeld jetzt und in Zukunft nicht so leicht verfügbar sein wird.

Vorsichtige Leute werden und müssen daher eine sofortige allgemeine Einführung der neuen Lehrweise für undurchführbar erklären, und W. selbst sagt S. 11: „Eines ist gewiss: Besser ein französischer und englischer Unterricht in der alten Weise, die doch auch ihre Vorzüge hatte . . ., als ein Unterricht nach den neuen Forderungen der Lehrpläne in der Hand von Lehrern, die ihm praktisch und methodisch nicht gewachsen sind." Mit Schrecken sehe auch ich schon den Schwarm von neugebackenen Reformern und Reform[illegible] in unsere Schulen einziehen, welche, statt sich auf das wirklich Erreichbare zu beschränken, ihren Unterricht mit allerhand [illegible] und hohlem [illegible] ausstaffieren werden. So manchem [illegible] und [illegible] wie insbesondere dem verehrlichen [illegible] Faiseurs natürlich weit mehr

imponieren, als schlichte Lehrer, welche ihren Schülern nichts als eine solide sprachliche Bildung verschaffen wollen. Bei einzelnen philologisch denkenden Vorgesetzten aber könnte doch die Spreu jener Maîtres leicht als die natürliche Frucht der ganzen Reform gelten.

Zur Warnung sei hier gleich im Voraus ein bezeichnender Ausspruch des kühl überlegenen Altphilologen U. von Wilamowitz-Moellendorff in seiner Festrede „Philologie und Schulreform" S. 6 f. angeführt: „Die Hoffnung auf neue Methoden soll doch wol nicht über das Elementare hinaus gelten. Die Sprachkenntnis, die ein Portier in einem Schweizer Hôtel braucht, kann man eintrichtern, und da mag eine neue Methode ein par Lektionen sparen; aber um die lebendige Rede eines Plato oder Montesquieu (also wirklich?) oder Goethe zu verstehen, muss man sich ihrer Sprache geistig bemächtigt haben, und in die Seele reicht kein Nürnberger Trichter." Da haben wir freilich wieder die philologischen Scheuklappen, wie sie im Buche stehen. v. Wilamowitz vermag sich eben der alten Anschauungen nicht zu entschlagen und spricht sogar das kühne Paradoxon gelassen aus: „Schwimmen lernt man im Wasser, reiten auf dem Pferde, eine Sprache durch sprechen. Sprechen aber lernt man in jeder gebildeten Rede, seit es eine Schrift giebt mit der Feder, nicht mit dem Munde. Nur indem man die Gedanken aus dem vertrauten heimischen Kleide herausnimmt und in das der fremden Sprache kleidet, lernt man in dieser denken." Ja freilich im Istuto archeologico auf dem Kapitol in Rom pflegt man so italienisch zu lernen, die Musik des in den dortigen Sitzungen geleisteten Italienisch ist aber auch nur für eingefleischte Archäologen zu geniessen. Gleichviel, es giebt und wird noch lange viele Leute geben, die ebenso wie v. Wilamowitz denken, und die auch jeden Anhaltspunkt bereitwilligst ergreifen werden, um die neue Methode zu diskreditieren.

Hier galt es also die Regierung, welche sich die Einführung der veränderten Lehrweise offenbar viel zu leicht vorstellt, vor voreiligen Schritten zu warnen. W. sagt (S. 7) nur: „Ich kenne keinen zweiten Fall, in dem von höchster Stelle herab amtlich ein Lehrverfahren empfohlen worden wäre, zu dessen Anwendung ein grösserer Teil der Lehrer nicht genügend vorgebildet und daher unzureichend befähigt ist" und führt das auf S. 10 noch etwas näher aus. Er hat sich aber nicht entschliessen können, der Regierung zuzurufen, sie möge nur ruhig, vor der Hand wenigstens, die Pflöcke des Sprungseils für die neuphilologischen Lehrer um eine ganze Anzahl Löcher zurückstecken, gleichzeitig aber tüchtig in den Beutel greifen, um mehr und mehr Lehrern die Erwerbung gründlicherer Sprachfertigkeit in den fremden Sprachen zu ermöglichen. 6 Stipendien

zu 1000 M. oder, wie W. angiebt, 12 zu 500 M. die für ganz Preussen seit kurzem ausgesetzt sind, können nur wie der Tropfen auf den heissen Stein wirken.

Einem Vorgehen in diesem Sinne hätten auch sämtliche neuphilologische Universitätslehrer bereitwilligst zugestimmt; denn sind erst die erforderlichen Mittel flüssig zu machen, so wird sich eine Verständigung über die zur Erreichung des gewünschten Zieles einzuschlagenden Wege unschwer erreichen lassen. Statt dessen hat W. seine ganze Polemik gegen die Professoren gerichtet und damit die so wie so, gleichviel aus welchen Gründen, vorhandenen Gegensätze zwischen Theorie und Praxis unnützer Weise verschärft, während alle Bemühungen von beiden Seiten darauf gerichtet sein sollten diese Gegensätze, wenn nicht zu tilgen, doch, soviel wie möglich, zu mildern. S. 30 behauptet W. schlankweg: „Schwer zu verstehen ist, wie sich die meisten Universitätslehrer des Faches gegen die Einrichtung praktischer Seminare mit eigenen Zwecken sträuben können.“ Als einzigen Beweis hierfür führt er eine Aeusserung von Prof. A. Tobler in der Dezember-Konferenz an, der ich keineswegs voll zustimme, die aber doch schliesslich nur besagt: „Sollte den Studenten solche Anleitung ununterbrochen gegeben werden, so wäre eine beträchtliche Vermehrung des Lehrpersonals um nicht leicht zu beschaffende Kräfte erforderlich.“ Meines Wissens ist aber an die Universitätslehrer des Faches überhaupt noch von keiner Seite her die Frage gestellt worden, wie sie über die Einrichtung solcher praktischer Seminare dächten.

Ich kann mir nun zwar vorstellen, dass je nach der Art wie die Ausführung des Projektes geplant würde, der eine oder andere oder auch alle lebhafte Bedenken geltend machen könnten. Alle würden sich z. B. wohl sträuben, wenn ihnen so ganz nebenbei zu den bisherigen Pflichten die neue noch mit aufgehalst werden sollte, oder wenn es sich um Errichtung selbständiger praktischer Seminare handelte, wie W. die Forderung in seiner ersten These formuliert hat. Die Selbständigkeit würde eben nur zu oft einen Gegensatz zu den bisherigen romanisch-englischen Seminaren — die übrigens nicht nur wissenschaftliche, sondern auch praktische Zwecke verfolgen — zeitigen.

Warum verlangt W. aber diese Selbständigkeit? Weil die Universitätslehrer angeblich moderne Sprach- und Litteratur-Studien geringschätzig behandeln. S. 18 lässt er sich darüber wie folgt aus: „Der Neuphilologe sieht von vornherein vergangene und entlegene Sprach- und Litteraturzustände in den Mittelpunkt seines Studiums gerückt . . . . denen gegenüber der Betrieb der lebenden Sprache und der klassischen Litteratur Englands und Frankreichs nicht gleichwertig erachtet und nicht hinreichend gefördert

und begünstigt wird." Wie ein goldener Faden zieht sich diese Annahme durch den ganzen Vortrag hindurch und der grosse Beifall, welcher ihm von der Mehrzahl der Hörer gezollt wurde, erklärt sich sicher nicht zum mindesten daraus, dass weite Kreise der Lehrer diese Annahme für vollkommen berechtigt halten. Und doch ist sie als eine völlig irrige zu bezeichnen, und es ist hier eine verhängnisvolle Verwechslung untergelaufen.

Die modernen Sprach- und Litteraturstudien werden von den Universitätslehrern im Gegenteil für sehr schwierig gehalten, für viel zu kompliziert jedenfalls, um mit ihnen den Anfang machen zu können. Geringschätzig behandelt wird nur die dilettantische Art und Weise, in welcher besonders früher auf dem Gebiete der modernen Litteratur herumästhetisiert (vgl. S. 35) und über moderne Sprachformen und Redeweisen herumphantasiert wurde, vor allem wenn derartige Ergüsse subjektiven Empfindens und derartige Ausgeburten planlosen Herumtastens sich für ernste wissenschaftliche Forschung auszugeben anmassen. Denn um wieder mit W. zu reden:

„Wissenschaftlich ist [litterarische wie] sprachliche Bildung nur, wenn sie historisch ist; der Entwickelungsgedanke beherrscht und durchdringt das gesamte wissenschaftliche Denken unserer Tage" (S. 23).

Warum ihm aber „die geringe Anzahl von Vorlesungen und Uebungen über neuere Litteratur, im besonderen auch über diejenigen Autoren, die in der Schule gelesen werden", befremdend erscheint, ist mir trotz jener Verwechslung unbegreiflich. Bemerkt er doch selbst einesteils S. 34 ganz treffend: „Die Entwicklung der romanischen Philologie in Deutschland macht die Betonung der mittelalterlichen Litteratur wohl erklärlich. Von der Romantik ausgehend, als jüngere Schwester der Germanistik, suchte die Romanistik auf ähnlichen Wegen ähnliche Ziele. . . . Hier ist auch trotz der erdrückenden Fülle an ausgegrabenem und gedeutetem Material noch Arbeit für lange Zeit. Hier ist auch rein französischer Boden . . . . Philologische Methode, Quellenkunde und Textkritik ist an den Denkmälern des Mittelalters besser zu lehren und zu lernen, als an modernen Schriftwerken. Urteile über Wesen und Wirkung jener Geisteserzeugnisse sind sicherer zu gewinnen, denn ihre Epoche liegt abgeschlossen vor uns; Kämpfe und Meinungen der Gegenwart spielen dort nicht mehr hinein.", anderntheils S. 26: „Nun haben wir aber keine Professuren für französische Sprache und Litteratur, sondern nur solche für romanische Philologie. Das Arbeits- und Lehrgebiet des Dozenten ist aber ein sehr umfängliches." . . . und endlich S. 25: „Wer seine Lebensarbeit geschichtlich-kritischer Forschung gewidmet hat, wird kaum in der Lage sein, der gegenwärtigen

Sprache und Litteratur auf Schritt und Tritt zu folgen . . . dazu ist die Forderung zu hoch."

An einer anderen Stelle (S. 36) gesteht W. sogar offen zu, dass der Ausdehnung wissenschaftlicher Forschung auf die neueren Phasen der französischen Litteratur recht bedenkliche äussere Schwierigkeiten entgegen stehen: „Freilich", heisst es da, „noch ist es meist unmöglich, mit Hilfe der Bücherschätze, die unsere öffentlichen Bibliotheken bieten, solche Aufgaben (sc. aus der neueren franz. Litteratur) zu lösen." Man traut aber seinen Augen kaum, wenn W. ganz gelassen fortfährt: „Aber es braucht ja nicht gleich eine Dissertation herauszuspringen!" Wir sollen also allen Ernstes unsere Schüler im wissenschaftlichen Arbeiten an Stoffen unterweisen, in denen weder sie noch wir selbst über die ersten Anfänge hinauszukommen vermögen? Nein, da muss ich wenigstens mich schönstens dafür bedanken. Die unweigerliche Voraussetzung dafür, dass Vorlesungen wissenschaftlichen Nutzen für die Hörer haben sollen, scheint mir die volle Beherrschung des einschlägigen Quellenmaterials seitens des Dozenten zu bilden. Auf dem Gebiete der neueren Litteraturen ist aber das Quellenmaterial ein viel umfangreicheres und undurchsichtigeres als auf dem der mittelalterlichen. Hier steckt also der wahre und durchaus berechtigte Grund dafür, dass die mittelalterliche Litteratur an deutschen Universitäten bis jetzt in den Vordergrund gestellt wird.

Es wird aber schon die Zeit kommen, wo auch hier ein Wandel eintritt. An Anzeichen dazu fehlt es nicht. W. giebt auch das wieder selbst zu, denn S. 24 sagt er: „Innerhalb der letzten Jahre hat die Zahl der neuphilologischen Dozenten um etwas zugenommen, eine weitere Arbeitsteilung auch auf diesem Gebiet lässt sich spüren. Die Zahl und die Mannigfaltigkeit der Uebungen gegenüber den Vorlesungen steigt; die Methode des Universitätsunterrichts möchte sich augenscheinlich hie und da erneuern. Etwas häufiger als noch vor wenigen Jahren begegnet man, wenn man die Vorlesungsverzeichnisse der deutschen Universitäten durchsieht, in letzter Zeit auch Gegenständen aus dem Gebiet der neueren französischen und englischen Sprache und Litteratur."

Also nur Geduld, meine Herren! Rom ist auch nicht in einem Jahre gebaut. Es steht mit der neueren französischen Litteratur „so wie es mit der neueren deutschen an unseren Universitäten stand, ehe Männer wie Scherer sie wissenschaftlich ehrlich machten." (S. 36.) Möge bald eine wissenschaftlich gut geschulte junge Generation von Romanisten und Anglizisten erstehen, die ihr Studiengebiet auf diese Periode verpflanzt. Es wird ihr ebenso wie der älteren unschwer gelingen, sich Bürgerrecht und Lehrstühle an den deutschen Hochschulen zu erwerben. Seitens der Fakultäten

werden sie volles Entgegenkommen finden. Aber noch fehlt es an Aspiranten. Ich bin wenigstens in den 20 Jahren meiner Professorenthätigkeit noch nie in die Lage gekommen, das Habilitationsgesuch eines Romanisten, der vorwiegend sich mit neuerer französischer Sprache und Litteratur beschäftigen wollte, zu begutachten.

Höchst bedenklich würde ich es daher halten, wollte die Regierung, wie man wohl verlangt hat, ohne weiteres mit der Gründung von neufranzösischen Professuren vorgehen. Wäre sie dann doch gezwungen, die Lehrstühle zum grössten Teil mit wissenschaftlich durchaus noch nicht hinreichend bewährten Kräften zu besetzen und das würde im eigensten Interesse der neufranzösischen Studien zu bedauern sein. W. scheint auch nicht zu wissen, welchen schwierigen Stand manche Vertreter mehr praktischer Fächer, wie z. B. der praktischen Theologie, der inneren Medizin an den Universitäten haben. Vestigia terrent. Auch für die neuere Sprache und Litteratur brauchen wir ganze Leute, vollgiltige Vertreter der Wissenschaft. Und wenn W. S. 34 fragt: „Muss das philologisch-kritische Interesse das litterarisch-ästhetische in jedem Falle überwiegen, damit der Gegenstand akademischer Behandlung wert sei?“ so bin ich keinen Augenblick im Zweifel, mit „Ja“ zu antworten.

Natürlich darf aus dieser Bejahung mit nichten die Konsequenz gezogen werden, welche W. daraus folgern zu müssen glaubt. Auch ich bedauere es, dass die Verhältnisse aus den oben dargelegten Gründen zur Zeit den künftigen Lehrer der neuen Fremdsprachen noch nötigen, die beste ja oft die einzige gründliche Arbeit Gegenständen zu widmen, die ihrer künftigen Lebensaufgabe fern liegen. Ich erwarte indessen mit Zuversicht, dass die Entwicklung unserer Wissenschaft hier Abhilfe schaffen wird und bestreite nur, dass der Machtspruch irgend eines neuen Prüfungsreglements ebenso wenig wie der gute Wille eines Einzelnen an den thatsächlichen Verhältnissen im Handumdrehen etwas wesentliches zu ändern im Stande ist. Ein neues Prüfungsreglement wird natürlich sehr wohl die herkömmliche wissenschaftliche Ausbildung unterbinden können, aber an ihre Stelle eine gleichwertige anders geartete Ausbildung zu setzen, wird es nicht vermögen. Noch kein Zauberlehrling, bekleide er auch eine noch so massgebende Stelle in der Unterrichtsverwaltung, hat es fertig gebracht einen Wissenschaftszweig zu schaffen. Solche Organismen wollen ihre Zeit haben, man mag sie pflegen und dadurch kräftigen, aber dekretieren lässt sich ihr Wachstum nicht. In der jetzt so weit verbreiteten Neigung zum Dekretieren liegt geradezu eine Gefahr für eine gesunde Entwicklung unserer Wissenschaft. Unzweifelhaft würde bei Einführung eines Prüfungsreglements, wie man es letzten Sommer noch plante, die selbst nach W. notwendige Anleitung der Studierenden zu wissen-

schaftlicher Forschung für die grosse Mehrzahl völlig illusorisch werden. Ist doch schon unter den jetzt geltenden Bestimmungen eine im heutigen Sinne genügende fachwissenschaftliche Ausbildung, wenn nicht unmöglich, doch jedenfalls nur sehr schwer zu erreichen. Und das schlimmste dabei ist, dass die den Fachwissenschaften entzogene Kraft nicht einmal der praktischen zu Gute kommt, sondern auf Einpauken von Examen-„Cram", welcher von höchst problematischem Werte für die spätere Lehrthätigkeit ist, verwandt werden muss. Die Prüfung in der sogenannten allgemeinen Bildung nämlich und die in den Nebenfächern, welche sich früher namentlich bei uns in bescheidenen Grenzen hielt, hat durch das Gosslersche Reglement einen Umfang und eine Bedeutung erhalten, die jede solide Fachausbildung und besonders die der Neuphilologen zu unterbinden geeignet ist. Durch dieses Reglement wird es ja nicht nur jedem einzelnen Examinator anheimgegeben, völlig selbständig über den Ausfall der von ihm vorgenommenen Prüfung zu entscheiden, sondern es darf auch keinem Kandidaten überhaupt ein Zeugniss ausgestellt werden, der auch nur in einem Fache der allgemeinen Bildung den Anforderungen seines Examinators nicht zu entsprechen vermochte. Um ein einfaches Lehrerzeugnis ausgestellt zu erhalten, bedarf es also für den Neuphilologen ausser des Nachweises allgemeiner Bildung in Philosophie, Pädagogik, Religion und Deutsch, der Zuerkennung der Lehrbefähignng für Latein in den unteren, für ein weiteres Nebenfach in den mittleren und für die beiden Hauptfächer gleichfalls in den mittleren Klassen. Mag der Kandidat in seinen Hauptfächern auch die besten Kenntnisse aufweisen und die volle Fakultas zugesprochen bekommen, er bleibt unrettbar durchgefallen, wenn er ein Manko irgendwo anderwärts aufzuweisen hat. Wer sich dagegen eben noch glücklich an den Klippen der allgemeinen Bildung und Nebenfächer vorbeigedrückt und dazu auch in den beiden Hauptfächern zur Not die Lehrbefähigung für mittlere Klassen erworben hat, der bekommt anstandslos sein Zeugnis und darf sofort den Vorbereitungsdienst antreten.

Setzt eine solche Einrichtung nicht geradezu eine Prämie auf die Vernachlässigung der Hauptfächer zu Gunsten der übrigen Prüfungsgegenstände? Und das geplante neue Prüfungsreglement? Es wollte nach dem, was W. seinerzeit daraus mitteilen konnte — jetzt aber im Druck weggelassen hat —, den gegenwärtigen Missstand nur noch verschärfen. Wollte es doch eine Zwischenprüfung in der Mitte der Studienzeit für gewisse Nebenfächer einrichten, die für alle Kandidaten verbindlich sein sollten, und in denen auch jeder Kandidat die Lehrbefähigung für die mittleren Klassen nachweisen sollte! Zu diesen für Philologen wie Naturwissenschaftler gleich verbindlichen Fächern zählte auch Religion!

W. fand gegen dieses haarsträubende Projekt durchaus nichts einzuwenden und deutete auch mit keinem Worte auf die für die Ausbildung des gesamten höheren Lehrerstandes verhängnisvollen, oben erörterten Einrichtungen hin, wie sie schon jetzt zu Recht bestehen. Ja nicht genug, während der Kandidat des höheren Lehramtes schon jetzt den an ihn gestellten Forderungen nur höchst mangelhaft gerecht zu werden vermag — und zwar, wie hervorgehoben werden muss, trotz durchschnittlich weit eifrigeren Studiums als namentlich bei Juristen üblich ist — glaubt W. an den Neuphilologen noch eine ganze Reihe weiterer Anforderungen stellen zu dürfen, Anforderungen, die sich zwar recht hübsch anhören, die aber bei den jetzigen und hoffentlich auch künftigen Anschauungen von Universitätsbildung nimmermehr in gleicher Weise und gleichzeitig von jedem einzelnen Kandidaten der neueren Philologie erfüllt werden können.

Sollte der Staat glauben, dass auch diesen Anforderungen W.'s von allen neuphilologischen Kandidaten entsprochen werden müsse, so bliebe ihm allerdings nichts übrig, als die Errichtung von eigenen Fachschulen, unsere heutigen Universitäten sind dafür völlig unbrauchbar. Freilich wäre es, um wiederum mit W. zu sprechen, „ein eigenes Verhängnis, müsste man in einer Zeit, wo die französische Unterrichtsverwaltung immer neue Anstrengungen macht, die zerstreuten Fakultäten nach deutscher Art zu Universitäten zu einigen . . . in dem eigentlichen Lande der Universitäten an die Errichtung von Fachschulen für Gymnasiallehrer gehen." (S. 19.)

Ich muss es mir versagen noch weiter, wie bisher, ins Einzelne meine W. entgegengesetzten Anordnungen darzulegen. Das bisher Gesagte dürfte genügen. Ich will daher nur noch kurz folgendes bemerken: W.'s Vorschlag in These 3, wonach „bei der Meldung zur Prüfung für das höhere Lehramt in der Regel der Nachweis eines mehrmonatlichen Aufenthaltes im Auslande zu erbringen" sein soll, scheint mir aus nachstehenden Gründen undurchführbar: 1. wegen des Kostenpunktes (Wollte man alle die, welche noch nicht im Auslande waren, von der Prüfung ausschliessen, so würde sehr bald der erforderliche Nachwuchs ausbleiben), 2. wegen der oben besprochenen Prüfungs-Bestimmungen hinsichtlich der Nebenfächer und der allgemeinen Bildung (Soll der Aufenthalt im Auslande für die praktische Sprachausbildung von nachhaltigem Nutzen sein, so muss aller Fleiss und alles Interesse auf die Erlernung der fremden Sprache verwandt, die für jene anderen Wissenszweige erforderlichen Studien also vernachlässigt und damit die Gefahr eines gänzlichen Durchfalls nur um so wahrscheinlicher werden), 3. wegen der in Genf, Lausanne und Neuchâtel drohenden Ueberfüllung mit deutschen Neuphilologen, durch welche die Erreichung wirklicher praktischer

Fertigkeit im Französischen für die meisten Studierenden ebenso unmöglich werden würde, wie derzeit in Deutschland selbst.

In These 4 verlangt W.: „Lehramtskandidaten mit der Befähigung zum neusprachlichen Unterricht auf der Oberstufe haben die Hälfte des Probejahres im Auslande zuzubringen.“ Auch dieses Verlangen wird sich so leicht nicht ausführen lassen. Der Herr Minister hat ja inzwischen angeordnet, dass die zweite Hälfte des Probejahres von neuphilologischen Kandidaten im Auslande zugebracht werden darf (vergl. Pädag. Wochenblatt II. No. 9); anzuordnen, dass es dort verbracht werden müsse, steht solange ausser seiner Macht, als er nicht über die für Ausführung einer solchen Forderung nötigen Mittel verfügen kann und damit wird es noch lange gute Wege haben.

W.'s Thesen 5 und 7 wird jedermann ohne Bedenken zustimmen. Leider ist es ja manchen Provinzial-Schul-Kollegien gegenüber noch nötig die eigentlich selbstverständliche These 7 ausdrücklich aufzustellen. Dagegen kann ich mich für These 6 nicht erwärmen. Vierwöchentliche Ferienkurse für Neuphilologen etwa in Berlin würden Geldmittel seitens des Staates und der Teilnehmer beanspruchen, welche in zu grellem Missverhältnisse mit den daraus (namentlich für die Vervollkommnung in der Sprachfertigkeit) zu erhoffenden Nutzen ständen. Wären die nötigen Mittel flüssig zu machen, so würden sie jedenfalls nutzbringender angelegt, indem möglichst vielen Lehren wiederholt Beisteuern zu einer Auslandsreise gewährt und im Auslande selbst für ihre geeignete Unterkunft und für jedwede sonstige Förderung ihrer Zwecke Sorge getragen würde. Leute, welche zu steif geworden sind, um eine Reise ins Ausland zu wagen, werden sicher auch in Berlin in vier Wochen nichts Wesentliches an ihren französischen Sprachkenntnissen verbessern.

Ich schliesse diese meine schon allzu lange Besprechung von W.'s Vortrag mit dem Wunsche, dass bei künftigen Erörterungen der jedenfalls hochwichtigen Frage nie ausser Augen gelassen werden möge, dass historisch gewordene Verhältnisse im Handumdrehen nicht zu ändern sind, und dass man für Missstände, die sich aus diesen Verhältnissen ergeben, nicht einseitig nach einem Prügeljungen suchen soll, dem man alle Verantwortung auflastet, während er doch meistenteils ganz unschuldig an allem wirklichen oder eingebildeten Unheil ist. Wenn ich im Vorstehenden mich dagegen verwahrt habe, dass W. den neuphilologischen Universitätslehrern eine ähnliche Rolle zudiktierte, so will ich darum doch keineswegs behaupten, dass unsere Thätigkeit über jede Kritik erhaben wäre.

Wir wissen es sehr gut, dass die Ausgestaltung der romanischen Philologie noch recht viel zu wünschen übrig lässt, dass die

Ausbildung der Lehrer der neueren Fremdsprachen auch in wissenschaftlicher Hinsicht noch sehr verbesserungsbedürftig ist. Nicht Engherzigkeit aber ist es, welches die meisten von uns davon abhält, das Gebiet der Realien mit in den Kreis ihrer engeren Studien einzubeziehen. Eine wissenschaftliche Vertiefung in das so vielgestaltige öffentliche und private Leben der mittelalterlichen und modernen Völker ist eben für den, dessen nächste Aufgabe die Erforschung ihrer Sprachen und Literaturen ist und bleiben muss, ein Ding der Unmöglichkeit. Nur selbst Erforschtes oder wenigstens Nachgeprüftes vorzutragen, ist aber die Aufgabe des Dozenten. Ist W. im Stande es durchzusetzen, dass auch für die romanischen und englischen Realien Lehrstühle errichtet werden, so werden ihm alle derzeitigen Vertreter der neueren Philologie an unseren Universitäten zu grossem Danke verpflichtet sein. Solange aber muss er mit gelegentlichen Ausblicken, an denen es übrigens wohl kein Dozent fehlen lässt, zufrieden sein. Überhaupt sollte nicht vergessen werden, welche ganz bedeutenden Fortschritte die neuere Philologie seit 1870 gemacht hat und wieviel kläglicher es vor dieser Zeit selbst, was die praktische Ausbildung der Neusprachler anlangt, an deutschen Universitäten aussah. Auch ohne das Schreckgespenst einer neuphilologischen École normale wird also zweifellos im 20sten Jahrhundert im neuphilologischen Universitätsbetrieb manches, auch was die unmittelbare Vorbereitung zum Lehrerberufe anlangt, besser werden. Dahin nach Kräften und in voller Eintracht zu wirken muss und wird stets eine Hauptaufgabe der neuphilologischen Professoren und Schulmänner und unseres beide Gruppen zusammenhaltenden Verbandes bilden. Das ist ja auch das, was der Verfasser erstrebt und für sein redliches Bemühen darf auch ich, trotz tiefgehender Meinungsverschiedenheiten über die einzuschlagenden Wege ihm meinen Dank nicht vorenthalten.

E. Stengel.

Prou, Maurice. *Manuel de paléographie. Recueil de fac-similés d'écritures du XIIe au XVIIe siècle (manuscrits latins et français) accompagnés de transcriptions.* Paris, 1892. Alphonse Picard. XII planches. Folio. 6 Frcs.

Aus dem Titel manuel de paléographie — eine Vorrede fehlt — darf man wohl schliessen, dass diese Facsimiles das im Jahre 1890 unter gleichem Titel erschienene Handbuch desselben Verfassers ergänzen sollen, das in dieser *Zschr.* XII² 225 ff. besprochen wurde. Die Schriftproben sind durch Photocollographie vortrefflich wiedergegeben und, was eine löbliche Zugabe ist, auf den Nebenblättern

im ganzen richtig umschrieben: aufgefallen ist mir, dass die Umschrift von pl. X. auf den 2 letzten Zeilen nicht vollständig ist und dass Prou bei seinen Lesern sehr wenig Sprachkenntnis voraussetzen muss, da er in den französischen Texten pl. V, VI u. a. gegen die Originale Accente setzt. Das ist nicht „transcription". Die 12 Tafeln mit etwa 20 Proben sollen die Schrift im 12.—17. Jahrhundert darstellen. Vernünftiger Weise sind sie fast alle datierten Originalen entnommen: das ist in der That der einzige Weg, den Schüler zur richtigen Schätzung von nicht datierter Schrift hinzuleiten. Die Originale sind mit einer Ausnahme alle in Frankreich entstanden und jetzt zumeist in der Bibliothèque Nationale aufbewahrt, häufiger in lateinischer als in französischer Sprache abgefasst und die Mehrzahl ihrem Charakter entsprechend nicht in Buchschrift, sondern in Cursive (Verträge, Notizen, Rechnungen dgl.) geschrieben.

Durch die Auswahl und Zahl der Proben bin ich arg enttäuscht worden. Auch wenn diese Sammlung ausschliesslich für französische Unterrichtszwecke berechnet ist, so muss doch ihre Dürftigkeit stark auffallen. Mag die Beschränkung auf die an Handschriften reichsten Jahrhunderte XII—XVII immerhin gelten, durch die ausgewählten Proben wird weder die Bücher- noch die Urkundenschrift mit ihrer Mannigfaltigkeit in Frankreich selbst auch nur annähernd zur Anschauung gebracht. Die ausserfranzösischen Schriftgattungen werden ganz beiseite gelassen, obwohl ihnen der französische Student in den reichen Bibliothek- und Archivschätzen seines Vaterlandes auf Schritt und Tritt begegnet. Solch ein enger Standpunkt liesse auf ein recht tiefes Niveau der paläographischen Studien in Prou's Heimat schliessen, wenn man nicht wüsste, dass Frankreich, wo die Wiege der Paläographie gestanden hat, auch heute noch die hervorragendsten Vertreter dieser Wissenschaft stellt. Die Entschuldigung, ein möglichst billiges Lehrmittel zu schaffen, kann nicht vorwalten, denn sonst hätte man die Umschrift gewiss nicht so unnütz vornehm ausgestattet. In Deutschland hat Prou's Auswahl schwerlich Absatz zu erwarten. Denn wer nicht so glücklich ist, die mustergültigen Blätter der Palaeographical Society benutzen zu können, wird in Arndt's *Schrifttafeln* und für die jüngste Zeit in Thommen's *Schriftproben* (Basel 1888) immer noch ein weiteres Uebungsfeld für seine Studien finden.

G. Gundermann.

Floris et Liriope. *Altfranzösischer Roman des Robert de Blois.* Zum 1. Mal herausgegeben von Dr. W. von Zingerle. Leipzig (Reisland) 1891. Kl. 8° XXX, 52. = Altfranzösische Bibliothek, zwölfter Band.

Floris und Liriopé. *Ein altfranzösischer Roman des XIII. Jahrhunderts* zusammen mit der Chanson d'Amors und den lyrischen Gedichten. Nach den beiden Haupthandschriften herausgegeben von Dr. J. Ulrich. Berlin (Mayer & Müller) 1891. 8°, II, 150. [= Robert von Blois' sämmtliche Werke herausgegeben von Dr. J. Ulrich. Band II.*)]

Robert von Blois' *Romanz de Floris et de Florie et de Liriope,* eine erweiterte Bearbeitung der Narcissussage Ovid's, liegt uns hier in zwei gleichzeitig erschienenen Ausgaben vor. Keine der beiden kann als endgültige, berechtigte Ansprüche befriedigende bezeichnet werden. Die von Zingerle beruht auf ungenügender Materialkenntnis und hat infolgedessen unnöthige Aenderungen und sehr oft widersinnige Interpunktion. Die Ulrich's gibt zwar das handschriftliche Material, aber in unzuverlässiger Weise. Bei dem geringen Umfang des Textes (1760 Achtsilbler) und dem einfachen Handschriftenverhältnis war die Aufgabe keine schwierige. Der Roman ist nämlich nur in 2 Pariser Handschriften überliefert, in **A** (= Arsenalhandschrift 5201) und **N** *(Bibliothèque Nationale,* f. frç. 24301). In **A** ist der Text besser, wenn auch nicht tadel- oder ganz lückenlos erhalten (es scheinen die V. 29—30 u. 310 zu fehlen). **N** hat dagegen verschiedene Lücken von 19 Versen im Ganzen, sinnverwirrende Umstellungen von einzelnen Versen, wie 750—60 zwischen 724 und 725 oder von Worten wie 1409 (1398 **Z**), wodurch die Interpolation von V. 1400 (**Z**) veranlasst wurde, und die Lesarten von **N** sind fast durchweg schlechter als die von **A**.

Von diesen zwei Handschriften bringt nun Zingerle die schlechtere (**N**) zum Abdruck, von der besseren wird nur ein Bruchteil der Lesarten in den Fussnoten gegeben und fast gar nicht verwertet. Dieses Verfahren sucht Zingerle dadurch zu entschuldigen, dass er erst spät Kenntniss von der Handschrift **A** bekommen und sich dann mit einer Kollation Ulrich's habe begnügen müssen, als ob es nicht eines Herausgebers erste Pflicht wäre, das handschriftliche Material zu kennen und zu sammeln. Schwer begreiflich bleibt es immer, wie diese Handschrift **A** dem Herausgeber hat entgehen können, da

*) Für die Anzeige dieser beiden Ausgaben beabsichtigte ich die wichtige Arsenalhandschrift während der Ferien in Paris zu vergleichen und desshalb wurde die Besprechung verschoben. Krankheit hat leider dieses Vorhaben vereitelt.

dieselbe schon von Roquefort *(De l'état de la poésie)* zur Beurteilung von Robert de Blois benutzt und neuerdings 1887 von P. Meyer in der *Romania* p. 24—72 mit besonderer Berücksichtigung der Werke Robert's ausführlich beschrieben wurde.

Dass Zingerle über den Wert und das Verhältniss der beiden Handschriften nichts sagt, mag man unter diesen Umständen als Vorsicht deuten, denn die Kollation scheint eine sehr unzulängliche gewesen zu sein, wenigstens sind ganze Verse, die **A** mehr hat, wie die zwei 111 und 112, 583 und 584, die vier 828 bis 831 und 1187, und eine Reihe von andern Sinnvarianten unter den Lesarten von **A** nicht verzeichnet. Allein auch die aufgeführten Lesarten hätte ein Herausgeber, dem es um das Verständniss seines Textes zu thun gewesen, gewiss aufmerksamer benutzt. Zingerle hat meist nur bei nebensächlichen orthographischen Aenderungen **A** in den Text aufgenommen, so 44 mit **A** *œfs* für *œf*, 57 *rosiers* für *rosier*, 58 *chiers* für *chier*, 123 *vnes* für *vne*, 223 *oscur* für *ocur*, 226 *brunez* für *brunet*, 252 *grailes* für *graile*, 271 *biens* für *bien*, 485 *cort* für *cor*, 604 *envers* für *enver* u. s. w. und bei handgreiflichen Versehen **N** korrigiert wie 221 *blonde* (**A**) für *blode* (**N**), 354 *Fust norrie* (:compaignie) für *Fussent norri*, 500 *fait* für *font*, 906 *la* für *li*, 1203 *pucele* für *duchesce*. Wie oft aber **A** auch sonst den Vorzug verdient hätte, das hat die lange Besserungsliste Förster's im *Archiv für neuere Sprachen* LXXXVIII p. 381—85 gezeigt. Diese eingehende Reinigung des Textes von Seiten Förster's überhebt mich der Mühe, eine solche hier zu wiederholen.

Ich will nur noch einiges über die Beigaben zum Text bemerken. Es hätten die Lesarten stets mit dem Siegel der Hs. bezeichnet werden dürfen; dadurch wären wohl verschiedene Irrtümer vermieden worden. Z. bezeichnet nur die Lesarten von **N**. Danach wären z. B. 565 fehlt *ja*, 698 *toutes iouentes*, 709 *cor*, 872 *et damoisele*, 1269 fehlt *que* Lesarten von **A**, nach Ulrich's Ausgabe und eingeholter Bestätigung aus Paris sind es aber solche von **N**.

Die Einleitung bietet weder im litterarhistorischen Teil (V bis XIII) noch im grammatischen (XIV—XXX) viel Interessantes. Jener enthält eine Inhaltsangabe und einen Vergleich mit dem Narcissus-Fableau (edit. Méon IV 143), dieser Laut- und Formenlehre des Textes nach dem Ms. N., letzterer also eine Wiederholung dessen, was M. Colvin in ihrer Dissertation auf Grund viel ausgedehnteren Materials bereits gethan hatte.

Die $1^1/_2$ Seiten Anmerkungen und Wortverzeichniss sind kaum erwähnenswert; unter den 37 Wörtern des Verzeichnisses sind 18 allbekannte aufgeführt, die mit einem Hinweis auf die Lautlehre p. XVI hätten abgethan werden können, denn sie haben sämtlich die östliche Schreibweise von vortonigem *a* für *es* und umgekehrt

gemeinsam *(abahi = esbahi, acondire = escondire, esseoir = asseoir)* und mit Ausnahme von *apris = espris* konnte keins zu Verwechslungen Anlass bieten; wohl aber hätten die nicht aufgeführten *achas = echecs* 263, *apert = espert* 210, 211, 363, 384, *apertement = esp.* 868, *aprisier = esprisier* 1021, *atraire = estraire* 629 gerade aus letzterem Grund erwähnt werden dürfen. Statt der selbstverständlichen *contier = contoier, dongier = dangier, donree = denree, ou = el (en le),* hätten wohl eher Worte wie *fomerois* 91, wovon Godefroy *(fumeras)* nur ein Beispiel hat; *norrois* 383 *(soi faire —)* Synonym von *espert, legier,* in welcher Bedeutung es bei Godefroy nicht verzeichnet ist, *ester* 893 *(bien li esta),* die Form *ploge* für *pluie* 844 u. a. Aufnahme verdient.

So ist denn durch diese Ausgabe weder das Werkchen Robert's in kritisch gesicherter oder auch nur in lesbarer Form dargestellt, noch in litterarischer und grammatisch-lexikalischer Beziehung Erhebliches geleistet worden. Das einzige was sich der Ausgabe nachrühmen lässt ist, dass sie die minderwertige Handschrift **N** getreuer wiedergibt als die Ulrich's.

Ulrich bringt die beiden Handschriften **A** und **N** nebeneinander zum Abdruck. Seine Abänderungen beschränken sich auf die stillschweigende Auflösung der Abkürzungen, die Regularisierung des Gebrauchs der *v, u, i* und *j,* die Anwendung grosser Buchstaben, der Klammern *( ) [ ]* und der Interpunktionszeichen.

Er verzichtet also ebenfalls darauf, uns einen gesicherten Text zu geben. Von dem Herausgeber sämtlicher Werke Robert de Blois' muss das eigentlich verwundern, da er doch wohl im Besitz des ganzen handschriftlichen Vorrats sein wird und daher allein im Stande ist, diese letzte Aufgabe zu lösen. Nun sich aber U. damit begnügt, das Material zu liefern, so wollen wir zufrieden sein, wenn dieses als zuverlässig sich erweist. Ich fürchte, dass dies nicht der Fall ist. Eine Vergleichung des Textes von **N** bei Zingerle und Ulrich hat solche Verschiedenheiten zu Tage gefördert, dass ich mir durch gütige Vermittlung von A. Thomas die wichtigsten Sinnvarianten in der Handschrift habe nachprüfen lassen und das Resultat ist nicht zu Gunsten Ulrich's ausgefallen, wie die Collation hier zeigen wird.

Vers 34 bei **Z** fehlt **U**, steht im Ms. = **Z.**
" 84 *par saison* **U**] *par raison* **Z** = **N.**
" 126 u. 125 umgestellt **U**] = 123 u. 124 **Z** = **N.**
" 250 *de paradis* **U**] *de flors de lis* **Z** 240 = **N.**
" 268 *romanes* **U** (+ 1)] *romans* **Z** 264 = **N.**
" 270 *Conter* **U**] *Toutes* **Z** 266 = **N A.**
" 313 *et drois* (— 1) **U**] *et adrois* **Z** 309 = **N.**

Vers 335 *semblance et figure* U] *semblance figure* Z 331 = N.
" 443 *est* U] *cest* Z 439 = N.
" 445 *Qu'il* U] *N'il* Z 441 = N.
" 464 *ve[oi]r* U] *avoc* Z 460 = N.
" 475 *la* U] *sa* Z 471 = N.
" 499 *fut il i* U] *fut i il* Z 495 = C.
" 502 *croi* U] *voi* Z 498 = N.
" 569 *je poroie* U] *ie ja poroie* Z 565, N = U.
" 628 *et si respont* U] *par lui respont* Z 622 = N.
" 674 *Lasse* U] *Biaus fiz* Z 668 = N.
" 706 *toutes joventes* U] *toute jouente* Z 698, N = U.
" 717 *c'or* U] *car* Z 709, N = U.
" 726 *Toute ausi* U] *Tout ansi* Z 719, N *Tout aussi.*
" 812 *ta* U] *la* Z 806 = N.
" 840 *graile* U] *graice* Z 830 = N.
" 877 *fist* U] *dist* Z 867 = N.
" 882 *et damoisele* U] *la dam.* Z 872, N = U.
" 929 *es* U] *est* Z 919 = N.
" 1010 *teig* U] *t'ain* Z 1000 = N.
" 1101 *m'estorra* U] *m'estoura* Z 1091 = N.
" 1102 *porra grantir* U] *poroit garent.* Z 1092 = N.
" 1124 *ce* U] *ie* Z 1114, N = U.
" 1164 *le* U] *se* Z 1154 = N.
" 1232 *devroie* U] *deuoie* Z 1232 = N.
" 1241 *vient* U] *vint* Z 1231 = N.
" 1258 *faillier* U] *faillir* Z 1248 = N.
" 1279 *li mot* U] *li que mot* Z 1269, N = U.
" 1316 *ke tort a* U] *k'ele a tort* Z 1304 = N.
" 1410[a] fehlt U] Z 1400 = N.
" 1473 *di* U] *de* Z 1463 = N.
" 1480 *bon* U] *bien* Z 1470 = N.
" 1550 *verge presis* U] *vierge preist* Z 1540 = N.
" 1555 *Si en* U] *S'en* Z 1545, N = U.
" 1556 *Les* U] *Ses* Z 1546 = N.
" 1560 *est* U] *cest* Z 1550 = N.
" 1572 *de* U] *de(s)* Z 1562 = N.
" 1574 *ou* U] *et* Z 1564 = N.
" 1717 *cil* U] *oil* Z 1705 = N.

Einzelne dieser Abweichungen (250, 335, 674, 812, 1102, 1316, 1410[a], 1572) scheinen allerdings Aenderungen nach A zu sein (darüber gibt nichts Aufschluss, übrigens wäre dies Verfahren nicht zu billigen), allein der groben Versehen bleiben auch so genug, dass der Abdruck als zuverlässig nicht bezeichnet werden kann; und nimmt man dann die noch zahlreicheren orthographischen Abweichungen

hinzu, die, nach einer Kollation der ersten 150 Verse zu schliessen, zum grössten Teil wieder Versehen Ulrich's sein dürften, so wird ein solcher Abdruck für sprachgeschichtliche Untersuchungen, für die er doch allein gemacht sein kann, unbrauchbar.

Ob es mit dem Abdruck der Handschrift **A** besser bestellt ist, will ich aus Mangel an Kontrolle dahingestellt sein lassen. Dass aber auch da nicht alles glatt ist, zeigt das ziemlich lange Druckfehlerverzeichnis, das wohl leicht hätte vermehrt werden können; denn Druckfehler dürften sein: 116, 127 *fut* für *fust*, 139 *je loux* für *je lou*, 181 *eüst* (+ 1) für *eust*, 263 *escri* für *escrit*, 264 *Nomnee* für *Nonmee*, 461 *lon* für *lons*, 521 *donc* für *dont*, 687 *ne me m'ocie* (+ 1) für *ne m'ocie*, 712 *vousist* für *vausist*, 720 *Vient* für *Vien, vuis* für *vuil*, 722 *mol* für *mal*, 810 *perdirai* für *perderai*, 953 *en* für *en*, 978 *gant* für *grant*, 998 *j'ains* für *j'ain*, 999 *fit* für *fist*, 1025 *Oins* für *Ains*, 1050 *son chies* (acc.) für *s. chief*, 1124 *un ant* für *un an*, 1167 *ets* für *est*, 1208 *propre* für *porpre*, 1275 *Ou larmes* für *En larmes*, 1321 *pois* (= potui) für *poi*, 1388 *disist* für *desist*, 1504 *vienneut* für *viennent*, 1512 *persist* für *presist*, 1534 *espanuie* für *espanie* oder *espannie*, 1538 *estandue* für *estandu*, 1551 *sosfrit* für *sosfris*, 1555 *getas fort* für *getas fors*, 1586 *sors* für *sor* (jedoch auch wieder im Conte d'amor 18), 1661 *forteresee* für *forteresce*, 1689 *Ois* (= habui) für *Oi*, 1726 *to* für *tu*. Auf jeden Fall sind es Fehler, die als solche hätten gekennzeichnet werden dürfen.

Eine kritische Ausgabe wird die Handschrift **A** zu Grunde legen. Mit Rücksicht auf eine solche mögen hier noch weitere Vorschläge zu Abänderungen dieses **A**-Textes stehen. Die Fehler von **N** übergehe ich ganz.

2 *le] la* **N**, 4 *je] j'en* **N**, 10 kein Komma (die Interpunktion ist im Allgemeinen sinnentsprechend, im Einzelnen aber sehr oft inkonsequent. Bald steht ein Komma vor *que* „dass" 8, 114, 159, 202, 209, 249, 261, 279, 290 etc., vor dem *Relativpron.* 99, 400, 468, 548, vor *ne* „u. nicht" 32, 151, 332, vor dem Nachsatz *si* 171, 1584, 1594, 1599, bald nicht: 13, 149, 153, 193, 205, 207, 240 etc., 4, 10, 403, 743, 754, 777 u. s. w., 12, 77, 82, 147, 156, 262, 295 etc., 163, 183, 200, 409, 489, 494. Solche und ähnliche Ungleichheiten sollen hier nicht weiter verzeichnet werden. Es wird genügen zu bemerken, dass vor *si* stets eine Interpunktion zu stehen hätte, vor den andern nach romanisch-englischem Gebrauch besser keine. Die fehlenden Verse 29 und 30 sind nach **N** aufzunehmen. Mit 29 schliesst die Einleitung. Vers 30, *Trop puet d'orgoil en dame avoir*, enthält gleichsam die Ueberschrift der zunächst folgenden Erzählung vom Stolz der *Liriope*, der Mutter des Narcissus; also Punkt am Schluss. Auch würde sich empfehlen ein neues Alinea mit 30 zu beginnen. — 35 Punkt oder ; statt Komma. —

54 *a] et* N. — 11 *Q'il] Quë il* zweisilbig wie das Metrum verlangt und die Handschrift wohl hat. U. dürfte die Abbreviatur durch den Apostroph ersetzt haben. — 138 *estuet] estut* N. — 177 *ne] nen* N. Nach 188 Komma. 204 *tans] sen* N. 211—12 *bon ouvrier* (n. pl.) :*mestier,* ebenso 225 *li chevol,* 245 *Li dent (n. pl.).* Solche selbstverständliche Verbesserungen übergehe ich im Folgenden. 215 *nature* ist personifiziert, also *Nature.* Die Verwendung der grossen Buchstaben ist überhaupt ungleichmässig. 281, 286, 573 *Deu(s),* dagegen 585, 594, 694, 733, 734, 769, 789 und bis zum Schluss nur noch *deu(s).* 216 Punkt statt Komma. — 231 *qu'en ai] que n'ai.* 262 *ne ai] n'i a* N. 280 *chose] bontes* N, *ne i] nen i* N. 282 *faillit] fausist* N. 298 N hat offenbar an dem ungenauen Reim *requise: eslite* Anstoss genommen und daher in *requise: a devise* geändert. — 471/2 hat N aus Rücksicht auf den ungewöhnlichen Reim *amistie: mailliee* ebenfalls umgestaltet. 310 natürlich einzuschieben N. 313 *droiz* (—1)] *adroiz* N wie 714. 324 *acomplist] acompli* N. 363 kein Komma vor *ne que,* das ja „ebenso wenig wie“ bedeutet. 376 *sot] suet* N. 408 *saura] aura* N oder vielmehr *avra* wie überall mit *v* zu schreiben wäre, nicht bloss 1725 *savroiz* und 1151 *avroiz.* 421 *bien] a* N. — 432 kein Komma. — 445 *escorde] estorde* oder *destorde* wie N. 463 *estuet] estut* N. 469 Komma vor *s'amie soit,* das ich für Bedingungssatz halte, und deshalb vorzöge *s'amie estoit* zu lesen. 473 *Que qu'ele face* passt besser zum Vorigen als die allerdings gebräuchlichere, aber nichts sagende Wendung *Qui ke le saiche* von N. — 485 wird mit Förster *tresala* für *tressailla,* das A und N haben, zu lesen sein, wenn auch neufranzösisch ein *tressaillé* vorkommt, denn dieses Wort scheint nicht alt zu sein. Nach 491 Komma vor *Que* „denn“. 499 *n'i] i,* die Frage ist auf jeden Fall bejahend: „War es (das Herz) zuvor da?“, *ne* als „und“ „oder“ zu fassen, scheint mir wenig passend. 549 kein Komma nach *profit.* 552 *n'est nule* (— 1)], *n'est il mie* N. 554 *persone] parsome* N. 571 Komma vor *que* „denn“. Nach 585 Punkt. 605 kein Komma vor *que* (quam). 622 *vuil* ist offenbar von N in *ruis* abgeändert, um genauern Reim mit *puis* zu haben. 631 *Helas] He las,* cf. *las* 434, 437, 1611. 640 *Qu'il* (— 1)] *Quë il* oder *Si qu'il* N. Nach 667 kein Komma. 675 *ne fais tu,]* entweder *non fais, tu (faire* ist verbum vic.) oder mit N *nel fais, tu.* Das *tu* gehört auf alle Fälle zum Folgenden. 701 Ausrufungszeichen am Schluss statt 702, wo *Punkt* am Platz. 717 ? statt !, *que ne* heisst „warum nicht“ wie 737. 757 *vient] vint* N. — 786/7 *par droit deussiens avec toi nos vies fenir]* entweder *avec toi* durch *ensamble* zu ersetzen oder die Konstruktion mit N zu ändern in *p. d. deusse avec toi ma vie f.,* ein solches Doppel-Anakoluth wobei im letzten Anakoluth wieder zur ursprünglichen Konstruktion zurückgekehrt wird, ist mir unbekannt

und unwahrscheinlich. — 788 *degurpir] departir* N wie der Sinn und Vers 791 verlangen. 816 *retor(t)*. 818 und 819 ! am Schluss. 825 *se non* (—1)] *se ce non* N. 828 *te afis* (— 1)] *t'en afi*. — 845 Punkt statt ! — 852 *il]* vielleicht *li* für *le li; il* haben A und N; es ist aber die Schwester Florie die, welche anordnet (devise), *il* passt also nicht zu *devise*. — 871 *ne* besser *n'en* wie N. — 873 *Mais granz chose est faire l'estuet* ist ein Satz, siehe Förster's Bemerkung zu dem Ausdruck. 883 und 884 nach N. — 885 *puet il,] puet, il*. — 892 *Qu'il* (—1)] *Quē il* N. — 896 *qu'il* (— 1)] *cui il* N. — 904 Punkt statt ? und " am Schluss. — 910 gehört zu 911, daher keine Interpunktion am Schluss, dagegen . nach 909. — 912 , statt ., Verse 910—16 bilden eine Periode. — 924 *ele met] ele i met* N. — 938 *ne] n'en* N. — 952 . am Schluss. — 968 , statt : — 978 *la] les* N wie 979 und 980 beweisen. — 991 besser kein Komma, *Andui* gehört sowohl zu 901 als auch zu 902. 1000 ! statt . — 1004 *Mais amors] M. s'amors* N und dann , nach 1005 . — 1010 *tain] t'ain*. — 1013 *n'an] nan*. — 1044 *braz et braz] braz a b.* N; mit *et* könnte in A auch *a* gemeint sein, da vortoniges *a* und *e* vertauscht werden. — 1060 *que* (—1)] *tant com* N, daher Inversion in 1061. 1084 *avoir ne por cite]* besser *amor ne p. chierte* N. — 1116 *Qu'* (— 1)] *Quant* N. — 1128 , statt . — 1148 ! statt . — 1151 , statt . — 1154 *lors] lues* N — 1158 ." statt ? — 1166 *duel* (— 1)] *dolor* N. — 1167 *ne ets] nen est* N. — 1172 *mien] muez* N, wahrscheinlich bloss Druckfehler für *miez*. — 1201—4 N scheint an dem *bachiler* (1201) Anstoss genommen zu haben, weil 1182 Floris *chevaliers* geworden, setzt also *chevalier* ein und dies veranlasst, der Reime wegen, die Umstellung von 1202 und 1203 und die Abänderung von 1204. Ich gebe A den Vorzug, da es auf den *bachiler* und nicht auf den *chevalier* ankommt und die Stellung 1202/3 natürlicher ist. — 1206 *et* vor *jambes* zu streichen N. — 1243 *si gaitier* (— 1)] *si pres g.* N. — 1247 *lors] lues* N. — 1259—60 steht in N erst nach 1262. Die Stellung in A ist vorzuziehen, da 1259—60 die Erklärung zu 1258 enthält. — 1271 *ceanz] leanz* N wie 1273. — 1286 *mal] mar* N. — 1291 *Voir ce dist cil, na] Voir, ce dist, cil ne*. 1293 *fait] vaut* N. — 1294 *premiers] prives* N. — 1320 *li] le* N. — 1326" am Schluss. — 1334 *sot] suet* N. — 1347 *taint* (= *crient* N) scheint also lat. *timet* zu entsprechen. Verlesen kann es kaum sein, da es in der *Chanson d'amors* in unserer Handschrift wiederholt begegnet 146, 147 (*faint* ist Druckfehler), 151, 153, 154, 155, 156 wo die andern 3 Handschriften *crient* oder *doute* haben. Also wäre dem Dialekt des Schreibers (oder Dichters?) ein Bruchstück mehr von dem Vb. *timere* bekannt als die bis jetzt nachgewiesenen *ne tame(i)r* u. *ne (vus) tamez!* Uebrigens wären den von Förster zu *Erec* 5045 und von G. Paris *Rom. XX* 151 beigebrachten Beispielen noch hinzuzufügen: *Anc. Th. frc.* (Michel)

182*, Montaiglon *Fabl. V* 378 (in der Berner Hs. des Segretain moine) und *Hunbaut* 863, wo ich es freilich nur als Conjectur eingesetzt habe. — 1384 avenir lor estoit] *a venir l. e.* oder besser mit N *avenir lor devoit.* — 1391/2 *vuet : suet] vot : sot.* — 1408 *bien.]*, *bien.* — 1423 *encontre esjoi] entr' eus esjoi* N, Förster *entreconjoi; esjoïr* scheint mir passender als *conjoir.* — 1439 *piecai] piec'ai.* — 1463 *ne puet] n'en pout* N. — 1466 *sëust qu'il [l'] apartenist] seust qu'il li ap.* (Foerster). — 1480 *ne ont] nen o.* N. — 1498 *Qu'il] Qu'ele* N. — 1536 besser in N. — 1563 " am Schluss. — 1565 *vistemant* in A ist dem platten *voiremant* von N vorzuziehen, wenn es durch das Folgende auch nicht gerade gefordert wird. — 1603—5 fehlen in N, die absolut nötig sind. Zu V. 1606 hat dann N als Reimvers den nichtssagenden Vers 1566 *Se li escriture ne ment* eingeschoben. — 1607 *l'ombre] s'ombre* N. — 1618—19 sicher besser in A, 1618 in N ist nicht bloss platt, sondern unsinnig und 1619 mit seiner Beschreibung des *cors* gehört gewiss nicht zwischen die Beschreibung von Stirn und Augen hinein, ausserdem ist der Reim *massis* für *massif* verdächtig. — 1622 N besser. — 1625, 1638 *Helas] He las*, 434, 1611 steht ja *las* allein in demselben Sinne. — 1632 *fort] fous* N. — 1637 *le cors] li copz* N. — 1641 *vint] vient* N. — 1644 *La] Sa* N. — 1654 *Avenist* A besser als *Avenissent* in N, es handelt sich ja nur um ein Wunder. N wird durch die Schreibung *merveilles si grans* zum Plur. verleitet worden sein. — 1664 *me*, näher liegt *nos;* natürlich kann *me* stehen bleiben, *de lui* ist ja leicht zu ergänzen. — 1677 *Quant je plorois] Et kant je plor* N. Die südöstliche Präsensform auf *ois* ist dem Dichter wohl fremd. — 1687 *Tele que lo dongier] Tel quë ele d.* (F.). — 1697 *desperte] despers* N. 1711 . statt , — 1721 *es] sui* N. — 1722 " am Schluss. — 1726 " am Anfang. — 1735 *Et* (— 1)] *Toute* und kein Komma N. — 1757—58 dürfte N vorzuziehen sein, da in A diese nur 1755/56 wiederholen würden.

Die *Chanson d'amors* (eher *enseignemens d'amor)*, die p. 102—143 folgt, wird wieder in Paralleltexten nach 4 Handschr. [es sind Ars. 5201, Bibl. Nat. frç. 837, 24301 u. Brit. Mus. Addit. 10289 wie Tobler, *Dt. Litztg.* April 1892 uns verrät, der Herausgeber hat auch diese unbezeichnet gelassen] abgedruckt. Dieses Gedicht nimmt sich wie eine erweiterte Bearbeitung der Liebesszenen des *Flor. et Lir.* aus. Wörtliche Anklänge finden sich wenigstens gar viele und so genau übereinstimmende, dass sie für die Textkritik des *Flor. et Lir.* in Betracht kommen. Man vergl. z. B. 64—74 mit *Flor. et Lir.* 544—54, wo V. 72 u. 74 die besseren Lesarten von N stützen, ebenso 32—33 mit 641—640, 39 mit 960, 40 mit 644, 955, 959, 1005, — 41—42 mit 841—42, 199 mit 386, 299 mit 441, 300—1 mit 938 und 939, 311—12 mit 429—30.

Diese Ausgabe ist noch weniger abschliessend als die des *Fl. et Lir.*, da hier 2 weitere Handschriften (Bibl. nat. frç. 2236 und Ars. 3516 nach P. Meyer's Tabelle, *Romania* XVII, 43) nicht abgedruckt noch benutzt sind. Uebrigens hätte der Text auch hier mit Leichtigkeit kritisch hergestellt werden können. Die 4 Handschriften (**A** = Ars. 5201, **B** = frç. 837, **C** = frç. 24301, **D** = Addit. 10289) gehören zu einer Familie, selbst die starken und häufigen Differenzen in **D** können von einem spätren Kopisten herrühren., der Veraltetes im Ausdruck verjüngt (cf. 42, 246), sich an Stelle des Dichters setzt (9), es öfter besser machen will und nicht wenige Versehen begeht. **B** und **C** stehen **A** ganz nahe; wo sie von ihm abweichen, gehen sie meist zusammen. **B** steht **A** noch etwas näher als **C**; **A** selbst bietet auch hier wieder den besten Text, so dass diese Handschrift wieder zu Grunde zu legen wäre. Besserungen in **A** wären etwa vorzunehmen: 12 *comancemant] comandement* **BC** — 23 *lors] lor* **BCD** — 62 . am Schluss — 64 *et] a* **CD** — 72 *nuns en] mie* **BC** — 76 , statt . — 86 : statt ; — 101 , am Schluss. — 104 *les] le* **D**, am Schluss , — 105 *lor] li* **BCD** — 111 *au] a* **BCD** — 117 *mai[s]* (— 1)] *n'i a* **BD**. **A** hat wohl auch *niai* = *n'i a*. — 124 *ne] se* **B** — 128 *Ces fait plus vil[e]mant] C. f. il pl. vilment* **BC** — 135 , vor *n'est* — 140 *le] les* **BCD** — 141 *se] s'en* **B** — 143—4 einzuschalten nach **C** — 150 *tot(e) le monde.* — 167 *maint] mains* **BC** — 213 , am Schluss — 219 *sorvienent* (+ 1)] *sorvient* **BC** — 262 , am Schluss — 265 ! statt ? — 267 ! statt . — 271 *Ne] Non* **BD** — 283 *Qui'l ne set ne n'[a] apris(t)] Que il ne set ne n'aprist.* — 284 , am Schluss. — 289, *ont] font* — 316 ! statt . — 332 *essaires] essaieres* **BD** — 353 *a]et* — 358 (l. 357) *amoit* Kjktivpräsensform wie oben *Lir.* 1677.

Seite 147—150 folgen Liebeslieder, nur nach „einer Pariserhandschrift" [es ist Bibl. nat. frç. 845 nach Tobler *l. c.*]. Warum bei den 2 vorhergehenden umfangreicheren Texten das Material mit allzubehaglicher Breite dem Leser zur Verfügung gestellt wurde, bei diesen 4 kurzen Liedern aber nur eine Handschrift veröffentlicht wird, die verschiedenen andern von Raynaud *Chansonniers frç.* verzeichneten unberücksichtigt blieben, ist nicht ersichtlich. Genügen kann eine solche Ausgabe natürlich nicht; zu einer Durchprüfung dieser Texte liegt daher keine Veranlassung vor. Es seien nur ein paar offenkundige Versehen herausgehoben. I 9 *revcnir] revenir,* 27 *entre mes braz mi a mi] e. m. b. nu a nu* — III 18 *on vueile ou non] ou v. ou n.* — IV 36 *ocirrent] ocirront.*

Ulrich bittet die Fachgenossen mit ihrem Urteil über das hier Gebotene zurückzuhalten bis zum Erscheinen des 3. Bändchens, das den Rest der Texte (die 2 Enseignements und die religiösen Gedichte), eine Untersuchung über die Handschriften und die Sprache

des Dichters bringen wird. Da dieses 3. Bändchen eine Revision oder, was eben zu thun übrig bleibt, eine kritische Ausgabe der hier besprochenen Texte nicht in Aussicht stellt, für die dann selbstverständlich das ganze handschriftliche Material verwertet werden müsste, so kann die Veröffentlichung dieses 3. Bändchens an unserem Urteil über die vorliegende ungenügende Ausgabe nichts ändern.

J. Stürzinger.

Rossi, Albert. *Rabelais écrivain militaire.* Paris et Limoges, Henri Charles-Lavauzelle éditeur 1892. 151 S. 8°.

Wenn Schiller einmal von der französischen Literatur sagt: „Der leidige Anstand in Frankreich hat den Naturmenschen verschnitten. Ihr Kothurn ist in einen tänzelnden Schritt verwandelt, zu Paris liebt man die glänzenden zierlichen Puppen, von denen die Kunst alle kühne Natur hinwegschliff; man wägt die Natur nach Granen und schneidet die Speisen des Geistes diätisch vor, den zärtlichen Magen einer schmächtigen Marquise zu schonen", so findet diese sonst so berechtigte Wahrnehmung auf Rabelais, den prächtigen Menschen der vielseitigen Renaissance, gewiss keine Anwendung. Als souveräner Herrscher im Reiche der Dichtung macht er nicht nur von seinem Münzrecht in linguistischer Beziehung den ausgedehntesten Gebrauch, sondern er wirft mit der Auflehnung der genialen Subjektivität gegen die hergebrachten überkommenen Normen auch sonst die bisher üblichen Kunstformen über den Haufen und lässt seiner überreichen Schöpferkraft volle Ungebundenheit. Sein Werk erhält dadurch zuweilen allerdings eine bis zum Desultorischen gehende aller Selbstzucht entbehrende Stil- und Formlosigkeit; wir entschuldigen dieselbe aber recht gerne mit Jean Pauls schönem Ausspruche, es gehöre zu den Vorrechten des Humoristen, wie ein Pfarrer die heterogensten Personen mit einander zu kopulieren. Denn sein Humor quillt überall urwüchsig und frisch hervor und hat bei aller bis zum Aeussersten gehenden Derbheit nichts von der widerlichen und lüderlichen Lüsternheit des halbverschleierten selbstgefälligen Lasters, da er nur einer unverbrauchten naiven Lebensfülle entspringt und schon der angewendeten Dimensionen wegen (wir haben es ja hier mit einem Riesengeschlechte zu thun!) in seinem Werke minder unanständig erscheint. Man verzeiht es ja dem Clown, wenn er sich überschlägt, besonders, wenn er sein lächerliches Gewand, wie Rabelais, nur darum gewählt hat, um sich dadurch die Immunität für die verwegenen aber tiefen Wahrheiten zu erwerben, die er aussprechen will. Und wenn jemals, so steckte in dem buntscheckigen Harlekinsgewande Rabelais' ein echter Weiser!

Als Heros des gesunden Menschenverstandes sieht sein durchdringender Scharfblick hinter einer ellenhohen dicken Mauer durch Jahrhunderte angehäufter Vorurtheile den Kern der Dinge und seiner Zeit weit voraneilend spricht er Wahrheiten aus, die erst in unseren Tagen, nachdem der veraltete Schutt hinweggeräumt wurde, wieder zur Geltung kommen. So hat er seine Werke den hilflosen Echos fremder Weisheit zum bequemen Plündern hinterlassen; aber auch dem ehrlichen Literarhistoriker als Fundgrube, die nach jeder Richtung hin reiche Ausbeute gewährt, und er ist thatsächlich schon von den verschiedensten Gesichtspunkten als Philosoph, Erzieher, Reformator, Mediziner und Diplomat behandelt worden. Nun hat er durch Rossi auch die Würdigung als Militärschriftsteller gefunden.

Wir wollen nun versuchen, die wichtigsten Ergebnisse dieser Untersuchung, wie sie sich besonders aus der Darstellung des Kampfes zwischen Gargantua und Picrochole gestalten, hier wiederzugeben. Wie das Einzelleben ein unausgesetzter Kampf ums Dasein, so ist nach Rabelais auch der Krieg, in dem der Grosse den Kleinen verschlingt, das Ringen ganzer Völker um ihre Existenzbedingungen. Seine Ursache ist meistens die Magenfrage und der heilige Hunger nach Gold und Macht *(messere Gaster, de la panse vient la dance et où faim regne force exule).* Er ist auch nur eine Machtfrage, ein Ausfluss der Bestie im Menschen. Da also vor und in demselben die niedrigsten Instinkte und Triebe vorwalten und er überdies ein wahrer Mörder jeder Civilisation ist, so kann ihm R. keine besondere Achtung abgewinnen und ihm höchstens die Berechtigung eines notwendigen Uebels zuerkennen, das allerdings wahrscheinlich nie aufhören wird. Besonders die mutwilligen Eroberungskriege sind ihm ein Gräuel und entschuldigen kann er höchstens Grandgousier „*ne voulant prouoquer, ains appaiser; non assailir mais deffendre; non conquester mais garder*“. Erst, wenn alle Versuche friedlicher Vermittlung, besonders die der Schiedsgerichte *(paranymple et médiateur)* gescheitert sind, und nachdem eine weitere Nachgiebigkeit den Gegner nur zu weiteren Herausforderungen reizen würde *(Oignez villain, il vous poindra, Poignez*[1]*) villain, il vous oindra)* dürfe man zum Schwerte greifen. Nichts dürfe ausseracht gelassen werden, um sich, so weit als möglich, den Kriegserfolg im Vorhinein zu sichern: es müsse mit sorgfältiger Ausnutzung aller neuesten Fortschritte der Technik eifrig gerüstet werden, denn das eine Schwert hält das andere in der Scheide. Besonders seien verlässliche Bündnisse mit gefürchteten Mächten zu knüpfen *(en sorte que, de toute memoire, n'ha esté prince ny ligue tant efférée ou superbe qui ait ausé courir sus, ie ne di point*

---

[1]) *Il n'ya paix si inique, qui ne vaille mieux qu'une tres-juste guerre* heisst es in der *Satyre Ménippée.*

vos terres, mais celles de vos confédéréz). Die allgemeine Wehrpflicht sei durchzuführen, vor allem aber müsse die wohldisziplinierte Armee zu einem präzis und prompt funktionierenden nie versagenden Instrument *(harmonie d'orgues et concordance d'horloges)* herausgebildet werden. Nur ein nüchtern unbefangener *(qui trop embrasse peu extrainct)*, vorsichtiger *(rien ne hazarder)*, das Menschenmaterial schonender Feldherr *(toujours vaincre sans perte de ses soubdars. L'exploict sera faict à moindre effusion de sang que sera possible)*, der mit vortrefflichen taktischen u. strategischen, topo- und geographischen Kenntnissen ausgerüstet ist, kann seiner Aufgabe gewachsen sein. Das Kommando muss ein einheitliches sein. Der Führer muss auch das Wesen der menschlichen Natur ergründet haben[1]) und darauf bedacht sein, durch sorgfältige Pflege alles dessen, was den Heroismus erhöhen kann, die moralische Schwungkraft der Nation ungeschwächt zu erhalten; als Mittel hierzu macht er besonders eine erhebende Feier der patriotischen Gedenktage und eine liebevolle Vertiefung in die vaterländische Geschichte namhaft *(Estimez vous les hommes par nombre et non par la vertu?)*. Selbstverständlich ist aber auch die körperliche Gewandtheit und Ausdauer *(bons coeurs associés de bons bras)* zum Gegenstand besonderer Fürsorge zu machen, wozu die eifrige Betreibung der Jagd, einer Art Krieg im Frieden, sehr zweckdienlich sei. Die Ueberzeugung, dass im Kriege nicht nur das allgemeine Wohl, sondern auch das Heil des Einzelnen auf dem Spiele stehe *(car avec le commun est aussi le propre perdu)*, muss befestigt werden, so dass also nicht bloss der Idealist, sondern auch der hartgesottene Egoist alles an den Sieg setze. Gute geordnete Finanzen sind stets im Auge zu behalten *(Les nerfs des batailles sont les pecunes)*, wenn auch das Geldsammeln recht filzig sein mag *(Villain disons nous, parce que ung noble prince n'ha jamais ung sou. Thézaurizer est faict de villain)*. Die innere Einigkeit aller Bürger sei eine Grundbedingung für den Kriegserfolg, damit nicht ein Teil der nationalen Kraft durch innere Verwickelungen gebunden werde. Eine hohe Ueberlegenheit über den Gegner verleihe die zur Ueberzeugung gewordene öffentliche Meinung, dass der zu führende Krieg einer gerechten Sache gelte. Man müsse im Kriege alle Kräfte in steter Spannung halten und sein bestes Können einsetzen, nicht aber auf's Beten und Herbeiflehen der göttlichen Hilfe sich verlassen; nur den Tapferen leihen die Götter ihren starken Arm[2]) *(En veillant, travaillant, soy euertuant, toutes choses succedent a soubhayt et*

---

[1]) Napoleon I. hält sich vor Augen, dass er nicht auf dem Papiere, sondern auf der kitzligen Menschenhaut arbeite.

[2]) Dasselbe Motiv gaben bekanntlich auch die bilderstürmenden Kaiser an.

bon port. Si en necessité et dangier est l'homme negligent, euiré et paresseux sans propous il implore les dieux). Man muss den Feind glauben machen, man verfüge über viel stärkere Machtmittel als dies wirklich der Fall ist *(En qu'oy* **faignoit** *Pantagruel avoir armee sur mer).* Die Franzosen seien, meint Rabelais, (und hierin stimmt er ganz mit Julius Cäsar überein), bei weitem stärker in der Offensive als in der Defensive *(Seigneur, telle est la nature et la complexion des Francoys, qu'ilz ne valent qu'a la premiere poincte. Lors ilz sont pires que diables. Mais s'ils seiournent; ils sont moins que femmes),* eine Wahrnehmung, die sich auch im Kriege des Jahres 1870 bestätigte und deren Ursache mit dem nervösen Temperament dieser Nation zusammenhängt; sie sind daher wenig geeignet, feste Plätze zu behaupten. Wohl gibt R. den lebenden Mauern wehrfähiger Bürger vor allen anderen den Vorzug, doch könne man auch die steinernen Festungen nicht ganz entbehren und müsse sie also stets in Stand halten *(mais, dist Panurge, si faict il bon auoir quelque visaige de pierre, quand on est enuahy de ses ennemys et ne feust ce que pour demander qui est là bas).* Doch sollte sich der kommandierende General nie mit der in einer Hauptfestung belagerten Armee einschliessen und belagern lassen. Nur das konzentrierte Geschützfeuer des Belagerers ist wirkungsvoll. Die müssigen Gaffer (unsere Schlachtenbummler) seien dem Kriege fernzuhalten, dagegen sei ein ausgebreiteter Kundschafterdienst zu organisieren. Die Brieftauben können wesentliche Dienste leisten und, wenn auch R. den Wert der Aëronautik im Kriege selbstverständlich noch nicht schätzen konnte, so hat er doch die Luftschifffahrt vorausgeahnt *(...pourront les humains visiter les sources des gresles, les bondes des pluyes et l'officine des fouldres. Pourront enuahir les regions de la lune, entrer le territoire des signes celestes etc.).* Räuberische Plünderungen und Brandschatzungen im Lande des Feindes seien hintanzuhalten und alles Requirierte bar zu bezahlen. Der Pflege der Verwundeten sei besondere Sorgfalt zu widmen. Alles komme darauf an, dass der Feldherr den vielleicht nie mehr wiederkehrenden geeigneten richtigen Moment zum Losschlagen nicht unbenutzt vorübergehen lasse *(car l'occasion a tous ses cheveux au front, quand elle est oultre passee, vous ne la pouuez plus reuoquer; elle est chauue par derriere de la teste et jamais plus ne retourne).* Aber selbst bei aller Voraussicht in den Vorbereitungen und Wachsamkeit in den Anordnungen, trotz aller Einfachheit und Klarheit des Planes und der sicheren Ausführung desselben, trotz aller ausserordentlichen Mannigfaltigkeit in den taktischen Evolutionen, trotz aller Kühnheit, Ausdauer und plötzlicher mächtiger Inspiration während der Schlacht von Seiten des anführenden Feldherrn könne der Sieg ausbleiben; ein anfängliches einmaliges Misslingen dürfe aber den Mutigen nicht niederschlagen. Waffenstill-

standsvorschlägen sei grosses Misstrauen entgegenzubringen. Dem überwältigten Feinde seien goldene Brücken zu bauen, damit man ihn nicht in den Verzweiflungskampf treibe. Die Unterworfenen müsse man durch milde und weise Einrichtungen, die ein mit der Sprache und Sitte des Landes wohlvertrauter Statthalter vor- und nachsichtig durchzuführen habe, in schonendster Weise zu gewinnen suchen. Immer von Neuem aber preist R. den Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen als die Verwirklichung des goldenen Zeitalters und singt ihm eine herrliche Hymne, die in den Worten ausklingt *(Pantagruel livre III chap. IV): Tous seront bons, tous seront beaulx, tous seront justes. O monde heureux! O gens de cestuy monde heureux! O beatz troys et quatre foys!*

Dies sind ungefähr die Gedanken Rabelais' über das Kriegswesen und man wird zugeben, dass der Dichter selbst auf diesem ihm entlegeneren Gebiete menschlicher Thätigkeit für seine Zeit sehr geklärte fortgeschrittene Anschauungen ausspricht und selbst die wohlfeileren alltäglichen Wahrheiten in ein eigenartiges Gewand zu kleiden weiss. Was nun die Bearbeitung Rossi's betrifft, so können wir ihr nicht viel Gutes nachsagen und nehmen keinen Anstand es auszusprechen, dass wir es nicht mit der Bedeutung des Rossi'schen Buches, sondern nur mit der Bedeutung Rabelais' verantworten könnten, die Zeit und Aufmerksamkeit unserer Leser in ausgedehnterem Masse in Anspruch genommen zu haben. Zunächst besteht Rossi's Buch zumeist nur aus endlosen Citaten, die der Verfasser lediglich mit der etwas wässrigen Brühe seiner Paraphrasen und Approbation übergiesst. Aber selbst die Anführungen sind ohne Sorgfalt und ohne gründliche Kenntnis des Rabelais'schen Werkes durchgeführt. Nicht nur dass das Charakteristische und Wichtige neben dem Belanglosen verschwimmt; es ist vielmehr auch manches bedeutsame Kapitel nicht ausgebeutet. So ist der Kampf Pantagruels mit den Dipsoden ganz übersehen worden, aus dem neben anderen gewiss folgende Stelle Erwähnung verdient hätte: . . . *les diables de rois ici ne sont que veaulx et ne sçavent ni ne valent rien, sinon a faire des maulx és pauvres subjects et à troubler tout le monde par guerre pour leur inique et détestable plaisir.* Auch für die Würdigung des soldatischen Heldentums von Seiten Rabelais' vermissen wir die so prächtige, von echt satirischem Geiste erfüllte Stelle: *Car je vid Alexandre le grand qui repetassoit des vieilles chausses, et ainsi gagnoit sa pauvre vie. Xerxes crioit la moustarde. Romulus estoit saulnier, Nouma clouatier, Tarquin taquin, Piso paysan, Sylla riveran etc. etc. . . En cette façon, ceulx qui avoient esté gros seigneurs en ce monde ici, gagnoient leur pauvre meschante et paillarde vie là-bas. Au contraire les philosophes, et ceulx qui avoient esté indigents en ce monde de par de-là estoient gros seigneurs en leur tour etc.*

Auch dass Rossi bei seinen Citaten die etwas gewürzteren Stellen peinlich ausmerzte, wird man in einem in erster Linie für Militärs und nicht für Pensionstöchter bestimmten Buche nicht gutheissen können. Endlich können wir am Schlusse folgendes nicht unerwähnt lassen: Rossi citiert (S. 71): . . . *Bon Joan capitaine des francs topins, tira ses heures de sa braguette, et cria assez hault, ayros à Ozos.* So transcribiert Rossi: *ἅγιος ὁ ϑεός.* Sollte Herr Rossi des Griechischen so ganz unkundig sein.??

NIKOLSBURG. JOSEF FRANK.

Brunot, Ferdinand. *La Doctrine de Malherbe d'après son commentaire sur Desportes.* Avec 5 Planches hors texte. Paris, G. Masson. 1891. — Annales de l'Université de Lyon. Tome premier. XXII, 605 S., gr. 8⁰. Preis fr. 10.

Der Titel des vorliegenden Werkes wie auch sein Umfang lassen einen zunächst vermuten, dass in ihm das Lehrsystem Malherbes vollständig zur Darstellung komme. Dem ist jedoch nicht so; vielmehr hat der Verfasser, wie er auf S. 152 mitteilt, ein umfangreiches und interessantes Gebiet, Malherbes Reformbestrebungen auf dem Gebiet der poetischen Technik, nachdem er bereits das Material dafür gesammelt hatte, Herrn Allais überlassen, „*qui poursuit des recherches approfondies sur ce terrain.*“ Er selbst stellt sich die Aufgabe, auf der Grundlage des Kommentars zu Desportes Malherbes Ansichten und Vorschriften über Sprache und Dichtkunst (mit der erwähnten Einschränkung) zu untersuchen und in ein System zu bringen. „*Le tout apprendra peu de chose de nouveau sur les tendances et la nature des réformes de Malherbe, qui a été étudié et compris depuis son temps jusqu'à nos jours. Seulement il sera peut-être de quelque utilité de trouver ici les grandes idées sur lesquelles notre poésie lyrique a vécu pendant deux cents ans, mises en œuvre par celui-là même qui leur a donné l'autorité et éclairées par les applications qu'il en fait.*“ (Préface S. XI). Diese Aufgabe, aus den zusammenhangslosen Randbemerkungen Malherbes zu den Gedichten Desportes' die Regeln und Grundsätze abzuleiten, aus denen sie hervorgehen, oder kurz gesagt, aus ihnen die von Malherbe selbst ungeschrieben gelassene Grammatik und Poetik zu konstruieren, so dass auch die unscheinbarste Meinungsäusserung Malherbes ihren Platz in diesem System findet und durch den Zusammenhang, in den sie gestellt ist, ihre Beleuchtung oder Deutung erhält, hat Brunot in vortrefflicher Weise gelöst. Er hat die Anmerkungen Malherbes in bisher nicht erreichter Vollständigkeit gesammelt, sie richtig beurteilt, klar und übersichtlich geordnet und sprach-

geschichtlich beleuchtet. Aber er hat noch weit mehr gethan. Er hat in der Einleitung und in dem Schlusskapitel auf der Grundlage eines sehr umfangreichen Quellenmaterials den litterargeschichtlichen Hintergrund für die Gestalten jener beiden Männer gezeichnet, in denen der Gegensatz zwischen der alten und der neuen Richtung der Poesie zum deutlichsten Ausdruck gekommen ist, und die Schicksale geschildert, die ihre Werke und Bestrebungen gehabt haben. Er hat in einem besonders interessanten Kapitel eine geistvolle Würdigung des Desportes und zu gleicher Zeit eine feinsinnige Charakteristik Malherbes gegeben, nämlich in der Weise, dass er an der Kritik, die der letztere den zwar nachlässigen, aber anmutigen Gedichten Desportes' zu teil werden lässt, die geistige Eigenart des Kritikers, seinen ausgebildeten Sinn für das Logische, Rhetorische, Vernunftgemässe, sowie andrerseits seine Gleichgültigkeit gegen das eigentlich Poetische darthut. Fügen wir noch hinzu, dass das ganze Werk reich ist an wertvollen Beobachtungen und Exkursen über grammatische, stilistische und litteraturgeschichtliche Gegenstände, dass der Verfasser das Einzelne und Kleine mit peinlicher Sorgfalt, das Allgemeine und Bedeutende aber aus den höchsten Gesichtspunkten und in überaus anschaulicher und fesselnder Darstellung behandelt, so glauben wir diesem wertvollen Werke als Ganzem einigermassen gerecht geworden zu sein.

Indem wir uns nun dem Einzelnen zuwenden, sprechen wir zunächst über die Stellung Brunots zu den Quellen. Er giebt ihr schon im Titel seines Werkes Ausdruck. Der Kommentar zu Desportes ist ihm die einzige zuverlässige Quelle, aus der Malherbes Theorie geschöpft werden kann. Da es sich in der That leicht zeigen lässt, dass Malherbe in seinen eigenen Erzeugnissen gegen die Regeln verstösst, die er aufstellt; da sein hervorragendster Schüler, Racan, seinen Meister nicht immer richtig verstanden hat, wie wir gelegentlich zeigen werden; und da, was wir aus dem Lager der Gegner Malherbes über seine Vorschriften erfahren, erst recht nicht Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit machen kann: so ist es unseres Erachtens wohl begründet, wenn Brunot sich für die Aufstellung von Malherbes Lehrsystem ausschliesslich auf das authentische Material stützt, das wir in dem Kommentar besitzen, und die Ergebnisse aus anderen Quellen an dem Massstabe des aus dem Kommentar Gewonnenen prüft. Dadurch erhöht sich aber auch die Wichtigkeit der kleinsten Einzelheit dieses Kommentars und treibt zu genauester materieller Untersuchung desselben an. Man glaubte sich nun bisher — in Deutschland wenigstens, und so weit uns bekannt ist — auf den Abdruck desselben bei Lalanne verlassen zu können. Brunot teilt jedoch zu unserer Ueberraschung mit, dass dieser Abdruck keineswegs ein getreues Bild von dem

Kommentar gebe, dass das Original desselben nämlich eine grosse Zahl von unterstrichenen Stellen ohne eine beigefügte Bemerkung zeige, von denen Lalanne's Abdruck nichts erwähnt. „*Il y a là un millier d'observations implicites à ajouter aux autres, et le chiffre dit assez l'importance de l'omission.*" Von welcher Wichtigkeit diese Thatsache ist, braucht nicht auseinander gesetzt zu werden; ebenso sehr aber leuchtet ein, wie schwierig es ist, dieses weitere Material auszubeuten; welche Behutsamkeit, welch genaue Bekanntschaft mit Malherbes Anschauungen dazu nötig ist. Von dieser Auslassung abgesehen, ist Lalannes Abdruck im Ganzen zuverlässig; Brunot konstatiert und berichtigt nur drei Fehler. — Für die Benutzung des Kommentars ist ferner von Wichtigkeit, das Verhältnis festzustellen, in welchem die drei Exemplare, in denen er vorliegt, zu einander stehen. Schon Groebedinkel[1]) hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt. Ueber seine Arbeit urteilt Brunot: „*Ce travail ne manque pas de remarques justes, mais l'auteur n'ayant pas vu les manuscrits, a été induit en erreur par l'édition Lalanne. Il a cru, en particulier, que l'original était écrit sur une édition de Desportes de 1609, et s'est donné un mal infini pour expliquer cette étrangeté. Son raisonnement, cela va sans dire, s'en est trouvé entièrement vicié.*" Brunot zeigt nun in unanfechtbarer, durch fünf Facsimiles unterstützter Beweisführung, dass A, das eine der beiden auf der *Bibliothèque de l'Arsenal* in Paris befindlichen Exemplare, eine Kopie des Originals und ohne Wichtigkeit ist; dass jedoch B, das andere Exemplar, Anmerkungen enthält, die auf verloren gegangene, in das Original hineingelegte Blätter geschrieben gewesen sein müssen und deshalb eine wertvolle Ergänzung zu der Originalhandschrift bilden.

Die Frage nach dem Zweck des Kommentars beantwortet Brunot mit dem Hinweis auf die bekannte Mitteilung bei Tallemant des Réaux (éd. P. Paris I 275). Er nimmt an, dass Malherbe von seiner Absicht, eine Schrift gegen Desportes zu veröffentlichen, zu der diese Randbemerkungen das Material hätten liefern sollen, durch den Tod Desportes' und durch den unverkennbaren Erfolg seiner Neuerungen abgekommen sei. Brunot giebt alsdann eine vortreffliche Charakteristik des Kommentars und schafft sich, indem er eine kurze Geschichte der litterarischen Polemik von der Pléiade bis auf Malherbe giebt, einen sicheren Standpunkt für die Beurteilung der Malherbeschen Randglossen.

Der Kern des Werkes gliedert sich in drei Abschnitte: 1. *De la Poésie et du Style.* 2. *Du Vocabulaire poétique.* 3. *De la*

---

[1]) Der Versbau bei Philippe Desportes und François de Malherbe, Altenburg 1880.

Grammaire. Am wertvollsten ist nach unserer Meinung der erste Abschnitt. Er enthält eine auf gründlicher Durchdringung des spröden Materials beruhende, wohlthuend abgerundete Darstellung der Ansichten Malherbes über das Wesen der Dichtkunst und die Erfordernisse des poetischen Stils, wobei Brunot stets auf die Doktrin der Pléiade zurückgeht. Zu wesentlich neuen Ergebnissen gelangt Brunot nun freilich nicht, wie er selbst in der Vorrede aussagt; sein Verdienst liegt vielmehr, abgesehen von der vortrefflichen Darstellung dieses schwierigen Gegenstandes, darin, dass er die Theorie Malherbes, wie man sie schon früh aus seinen Dichtungen und seinen durch Freund und Feind überlieferten Aeusserungen konstruiert hat, auf die einzige völlig zuverlässige Basis stellt und sie in allen Einzelheiten vervollständigt und vertieft.

Dasselbe kann von dem zweiten Abschnitt gesagt werden, welcher Malherbes Verhältnis zum poetischen Sprachschatz behandelt. Hier war die Arbeit weniger schwierig, die Aufstellung eines Systems und die Einordnung der Thatsachen in dasselbe leichter. Auch hier geht Brunot bei jedem Anlass in die Tiefe; wertvolle Exkurse, treffende Gleichnisse, in deren Erfindung Brunot sehr geschickt ist, zieren auch dieses Kapitel, das namentlich für den Lexikographen von Wert ist.

In dem dritten Kapitel stellt Brunot Malherbes Aeusserungen über grammatische Fragen dar. Indem er sowohl die Vorgänger als auch die Nachfolger Malherbes auf diesem Gebiete gebührend berücksichtigt, lässt seine Darstellung ersehen, wie weit Malherbes Vorschriften eine Neuerung bedeuteten, wie weit sie schon vorhandene Tendenzen im Sprachgebrauche befestigten und regelten, und wie weit es ihm gelang, seine Ansichten durchzusetzen. In dem Abschnitt „*De l'Orthographe*", der, wie es scheint, mehr anhangsweise diesem Kapitel beigegeben ist, vermissen wir einige Aeusserungen Malherbes, aus denen hervorgeht, dass er nicht duldet, durch willkürliche Aenderung der Orthographie die Verschiedenheit in der Aussprache zweier im Reim verbundener Wörter zu verdecken. Wenn Brunot Malherbes Bemerkung anführt: *An ne doit pas être confondu avec en: on écrit absence et non absance,* und dazu sagt: *C'est le commentaire du récit de Racan: „Il ne voulait pas qu'on rimât indifféremment aux terminaisons en ant et ent, comme innocence et puissance, apparent et conquérand, grand et prend; et voulait qu'on rimât pour les yeux aussi bien que pour les oreilles*", — so muss dies bei dem nicht genauer unterrichteten Leser den Irrtum erwecken, als habe Malherbe ausser dem Gleichklang der reimenden Vokale auch noch gleiche Schreibung derselben verlangt, eine Ansicht, die — vermutlich einzig und allein auf Grund der angeführten Worte Racans — allerdings bis auf die neueste Zeit geherrscht hat, dann aber von

Bellanger und Johannesson berichtigt worden ist. Dieser Gegenstand greift nun freilich schon auf das Gebiet der poetischen Technik hinüber, welches Brunot aus dem Rahmen seiner Arbeit ausgeschieden hat; doch hätte er wohlgethan, jeder falschen Auffassung seiner Bemerkung zu Malherbes Glosse durch einen Hinweis auf die Ausführungen der oben genannten beiden Forscher vorzubeugen.

Wie verhält es sich nun thatsächlich mit dem uns von Racan überlieferten Verbot Malherbes, *an* auf *en* zu reimen? — Johannesson hält dafür, dass, von dem Schlusssatze abgesehen (dessen Echtheit übrigens, wie Johannesson zeigt, nicht ganz zweifellos ist), Racans Mitteilung, trotz allem was ihr entgegensteht, richtig sei. Für Tobler (*Vom französischen Versbau*[2] S. 113 Anm. 2) ist die Frage noch eine offene; doch hält er es (gegen Johannesson) für das Wahrscheinliche, dass Malherbe „arg missverstanden und die Nachwelt durch ganz verkehrte Reden Racans irregeführt worden sei." Dass dem wirklich so ist, wie Tobler annimmt, gedenkt Referent bei gegebener Veranlassung nachzuweisen. Hier würde es zu weit führen.

Die Einleitung und das Schlusskapitel (*Le Succès de Malherbe*) sind reich an Ergebnissen für die genauere Kenntnis der litterarischen Verhältnisse und Persönlichkeiten am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Bemerkenswert ist aber, dass auch Brunot, dem ein ausserordentlich reiches Quellenmaterial vorgelegen hat, das Dunkel nicht hat erhellen können, welches über gewissen, Malherbes Reformen vorbereitenden, litterarischen Tendenzen liegt, deren Träger Personen aus den Hofkreisen gewesen sein müssen. Von Wichtigkeit ist seine Mitteilung, dass die Elegie Vauquelin's des Yvetaux über Desportes' Werke schon im Jahre 1600 in diese letzteren eingefügt worden ist und ihr polemischer Teil sich demnach nicht auf Malherbe beziehen kann, der erst 1605 an den Hof gekommen ist.

Es erhöht den Wert solcher Arbeiten, wie die vorliegende ist, wesentlich, wenn ihre Ergebnisse, deren Aufzählung immer noch eine wenig übersehbare Reihe verschiedenartiger und unanschaulicher Einzelheiten bilden würde, in glücklich erfundenen Bildern und Vergleichen zu einem anschaulichen Ganzen zusammengefasst werden, mittelst dessen man sich der mannigfachen einzelnen Thatsachen und Beobachtungen erinnert, sie rasch überblickt uud in concreter Gestalt anschaut. Die Wissenschaft darf — um im Bilde zu sprechen, — ihre erworbenen Baarvorräte an Einzelerkenntnissen nicht als Kupfermünzen weiterschleppen; sie muss suchen, sie zu goldenen Schaumünzen auszuprägen. Brunot ist ein Meister in dieser Kunst. Als Beweis dessen und zugleich zu wirklicher Bereicherung derjenigen, welche unsere eben dargethane Ansicht teilen, sei uns gestattet, unsere Besprechung mit dem schönen Gleichnis abzuschliessen,

in welchem Brunot Ronsard's und Malherbe's Bemühungen um die Vervollkommnung ihrer Muttersprache einander entgegenstellt. An ein kurzes Wort La Bruyères anknüpfend, fährt er fort: *C'est bien, en effet, aux grands édifices religieux du Moyen Age que le monument de la poésie française, tel que le XVIe siècle l'avait entrepris, devait ressembler. D'immenses colonnes quittant le sol et projetant comme des bras des arcs téméraires dessinaient une nef immense, si hardie qu'on n'arrivait pas à joindre la voûte, ni à assurer les murs, tout en les appuyant à de lourds et maladroits contreforts. Tout autour le sol était jonché de matériaux rares, de marbres et de porphyres qu'on était allé chercher au loin ou dans les profondeurs du sol national. Une légion d'artistes, attendant l'achèvement de la nef, avait commencé à en faire jaillir les ornements: clochetons, pinacles, colonnettes, figurines et bas-reliefs, où se rencontraient dans un mélange singulier les souvenirs anciens et les inspirations personnelles, les scènes mythologiques et les légendes chrétiennes, le convenu et le réel, tout cela imaginé avec un art à la fois délicat et maladroit, érudit et naïf, entassé avec une piété absurde et touchante.*

Après qu'on eut attendu quelque temps l'architecte de génie qui allait choisir dans ce fouillis, faire la synthèse de ces membres épars, un peu de lassitude était venue chez le travailleur, puis beaucoup d'incrédulité dans le public.

A ce moment un nouvel arrivant paraît, épris avant tout de l'utile; à l'immense vaisseau sans toiture il enseigne qu'il faut substituer une simple maison bien couverte, ample encore, mais debarrassée de toute cette végétation de pierre qui en compromet l'équilibre. Il la plante sur des pieds larges et unis. Aux roses immenses, aux balustrades dentelées il substitue de grands murs droits, faits de pierres de taille bien équarries, bien rapportées, bien cimentées, au travers desquels s'ouvrent de larges baies, dont les verres blancs jettent au dedans des flots de lumière; çà et là quelques groupes d'ornements: aux chapiteaux une poignée de fleurs, aux clefs de voûte une série de figures, toujours les mêmes, masquent la nudité monotone de l'ensemble.

Et la foule, séduite par la grandeur simple et correcte d'une construction qui ne dépasse plus la moyenne de ses goûts, abandonne le vieux chantier où ne l'avait attirée qu'une curiosité à demi sympathique, celle qu'on a pour les choses imcomprises. Bientôt il ne reste plus là que quelques fidèles, dont la foi s'exhale en regrets sans pouvoir se réaliser en efforts, et peu à peu la vie s'en va, les matériaux deviennent décombres, l'ébauche n'est plus qu'une ruine.

FELIX KALEPKY.

Steffens, Georg. *Rotrou-Studien.* I. *Jean de Rotrou als Nachahmer Lope de Vega's.* Berlin, W. Gronau 1891. 104 S. 8⁰.

In einer Einleitung (S. 3—32) bringt der Verfasser einzelne biographische Notizen, „eine kritische Zusammenstellung der wichtigsten Schriften über den Dichter“ und bespricht zuletzt die Zahl seiner Stücke, um sich sogleich, ohne Uebergang, zu Rotrous *Bague de l'Oubli* zu wenden. Er gibt zuerst ausführlich den Inhalt des spanischen Stückes, dann vergleichend denjenigen der französischen Nachbildung an und reiht hieran einige Bemerkungen über die Aufführung und über den Druck des letzteren u. s. w. Das gleiche Verfahren beobachtet er für die übrigen Stücke, als deren Vorbilder er Lope de Vega kennt. Es sind dies *Les Occasions perdues (occasion perdida), L'heureuse Constance (El poder vencido y el amor premiado* und *Mirad a quien alabais)* und *Laure persécutée (Laura perseguida).* Nur wenige Worte sind gewidmet *La belle Alfrède* und *Don Lope de Cardone,* deren Quellen Steffens nicht kennt und bei denen er die falschen Angaben Schacks zurückweist, *L'heureux Naufrage, Don Bern. de Cabrère,* über die er nichts Neues mitzuteilen weiss, und *Belissaire,* als dessen Quelle er Mira de Amescuas *El Capitan Belisario* bezeichnet.

Die Arbeit ist nicht ohne Verdienst. Die kritische Besprechung der Rotrou-Schriften zeigt hinlängliche Vertrautheit mit der eineinschlägigen Litteratur und enthält manches treffende Urteil. Das Verhältnis der Rotrou'schen Stücke zu den Vorbildern ist im allgemeinen richtig dargestellt. Neu daran sind allerdings nur die Quellen zu *L'heureuse Constance* und *Belissaire.* Die Abhandlung entspricht jedenfalls den Anforderungen, die man an eine Erstlingsarbeit stellen kann. Wenn ich sie gleichwohl in der Form und im Inhalte als nicht ganz befriedigend bezeichnen muss, so liegt das darin, dass der Verfasser sich ein Thema gewählt hat, das über die Kräfte eines Anfängers hinausgeht. Wer das Verhältnis zweier Dichter von der Bedeutung Lopes und Rotrous in befriedigender Weise darstellen will, muss mehr als eine bloss oberflächliche Kenntnis derselben besitzen, und zu verlangen, dass einer das *monstruo de la naturaleza* nach einigen Semestern Universitätsstudium kenne, das wäre eine unerhörte Forderung.

Was zunächst die Einleitung betrifft, so hat sie gar keinen Bezug auf den vom Titelblatt angekündigten Inhalt, und bietet selbst nicht einmal den so leicht zu findenden Uebergang dazu. Dann enthält sie einige Lücken und mehrere Ungenauigkeiten und Irrtümer. Ich merke hier folgendes an: S. übersah von den Erwähnungen des Dichters durch Zeitgenossen eine Aeusserung des Tallemant de Reaux *(Historiettes,* Band X, S. 188 ed. Garnier frères

Paris), einen Brief Chapelains v. 22. Jänner 1637, den er übrigens bei Person (*Venceslas* p. 145) und Chardon (p. 105/106) hätte bemerken müssen, und Sorels *Biblioth. franç.* (1664), p. 153; ferner hätten in seiner Bibliographie wohl noch Platz finden dürfen: Chappuzeau *Théâtre français* (1674), die *Anecdotes dramatiques* (1775), Mouhys *Tablettes dramat.* (1752) und *Abrégé de l'Hist. du Théâtre français* (1780), Delisle de Salles' *Recueil des meilleures pièces dramat.* (1780/81 2. 3. 5. u. 7. B.), Blin de St. More *Essai sur la Vie de J. Rotrou*, Picard *Galerie franç.*, II. B., Vaperau *Dict. Univ. des Litt.* (1884), besonders aber H. Lucas *Hist. du Théât. fr.* (2. edit. 1863), Tivier *Hist. de la litt. dram.* (1873), von gelegentlichen Erwähnungen in Arbeiten über zeitgenössische u. a. französische Dichter (wie Bernage über Garnier, G. Bizos über Mairet u. s. w.) zu schweigen. Diese alle verdienten eine Erwähnung wenigstens ebenso gut als viele von S. besprochene. — Das Urteil, das S. (S. 13) über Dom Liron fällt, ist zu streng; man vergl. dagegen Person (*H. du Venceslas*, p. 108) und Chardon (p. 14—17). — S. 18 A. sagt S.: „Arges Befremden muss erregen, dass J. F. Laharpe *Lycée ou cours de littér.* etc., Toulouse 1813, Tome III Cap. II, entit. „*Le théâtre français et P. Corneille*“ Rotrou's mit keiner Silbe Erwähnung thut.“ Diese Bemerkung muss ihrerseits arges Befremden erregen, denn nicht nur erwähnt Laharpe Rotrou in diesem Kapitel, wenn auch nur mit wenigen Worten, sondern er widmete ihm — d. h. seinem Venceslas — in einem späteren Kapitel 20 Seiten (vergl. Ausg. Paris an VII. V. B. S. 289—309). Das „*Lycée*“ ist übrigens nicht, wie S. zu glauben scheint, erst 1813 erschienen. — Zu S. 19 ist zu bemerken, dass St. Marc Girardin doch etwas mehr bietet als die Inhaltsangabe des *Cosroes;* S. hätte nur den später erschienenen V. Band seines Buches ansehen sollen. — Zu S. 23: Lotheissens Bemerkungen über R., so geistvoll sie S. auch findet, sind oberflächlich und enthalten genug Unrichtigkeiten. — Zu S. 24: *L'Hist. du Venceslas* ist nicht Person's erste, sondern seine zweite Quelluntersuchung. — Zu S. 29 A.: die 5 Stücke *Lisimène, Don Alvare de Lune, Florante, Thebaïde, Amarillis* schreibt, schon lange vor Beauchamps, Chappuzeau Rotrou zu und nennt *Lisimène* unmittelbar nach *Celimène;* eine Verwechslung jenes Stückes mit diesem, wie S. glaubt, dürfte also kaum vorliegen. — S. 30 gibt sich S. alle erdenkliche Mühe, um zu beweisen, dass *L'illustre Amazone* nicht von R. ist. Er hat nicht bemerkt, dass der von ihm selbst angeführte Raynouard im *Journal des Savants* von 1823 diesen Beweis ganz überzeugend schon geführt hatte. — Dass „der Hauptanteil der Verfasserschaft an der *Amarillis* Tristan l'Hermite zufällt“ (S. 30) ist unrichtig; von diesem sind nach Viollet Le Duc nur „*les morceaux de chant et plusieurs dialogues de satyres*“ und selbst das bezweifle ich noch. — S. hat übrigens

bei der Betrachtung der Zahl der von R. geschriebenen Stücke R.'s eigene Angabe im *advertissement* seines 3. Dramas (gedr. 1634) „*cette cadette de trente sœurs*" zu erwähnen und zu erwägen unterlassen, offenbar weil sie ihm unbekannt war. — *Florante* (S. 29) ist, trotz Chardon, allem Anschein nach, nicht identisch mit *Celimène* (S. Rigal-Hardy, p. 684).

Wenn ich nun zur eigentlichen Arbeit übergehe, so ist vor allem zu bemerken, dass Steffens sein Thema in keiner Weise erschöpft hat. Die Zahl der Stücke, die Rotrou dem „Phönix der Dichter" verdankt, ist erheblich grösser, besonders ist zu beachten, dass der Franzose oft mehr als zwei Stücke zu einem contaminierte. Ich werde das demnächst in meiner eigenen Arbeit über die spanischen Quellen des Dichters zeigen. Hier sei nur erwähnt, dass R. für seine *Heureuse Constance*, ausser den beiden von S. besprochenen, mir übrigens längst bekannten Lope'schen Stücken noch ein drittes des gleichen Meisters mitverschmolzen hat. Ganz unbegreiflich ist es, dass S. den *St. Genest* von seiner Betrachtung ausgeschlossen hat. Wenn Person auch dessen Verhältnis zu Lope's *Lo Fingido Verdadero* schon besprochen hatte, so ist einmal seine Analyse viel zu oberflächlich und dann durfte, wo es sich um das vollständige Verhältnis zwischen R. und L. d. V. handelte, das Stück nicht wegbleiben. Ferner vermisst man bei der Darstellung des Verhältnisses zwischen Originalen und Nachbildungen ein zusammenfassendes Urteil. Bei den spanischen Stücken wäre die beiläufige Angabe der Entstehungszeit, der mutmasslichen Quelle, oder wenigstens der etwaigen nochmaligen Bearbeitung des gleichen Stoffes seitens des Dichters, wenn auch nicht gerade nötig, doch wünschenswert gewesen. Die Wiedergabe der Textesstellen, besonders der spanischen, lässt viel zu wünschen übrig; das meiste indes wird auf Rechnung des Setzers zu stellen sein.

Im einzelnen habe ich noch anzumerken: *La Bague de l'Oubli* ist das erste Stück im französischen Drama, das nachweislich auf eine spanische dramat. Vorlage zurückgeht, es ist also gewissermassen von epochemachender Bedeutung. Wenn S. bei seiner ungenügenden Bekanntschaft mit dem franz. Drama dies auch entgehen musste, so hätte er doch den Umstand, dass das Stück jedenfalls Rotrou's erste Nachahmung eines spanischen Dramas ist, betonen und die Ursachen erwägen müssen, welche R. auf Lope de Vega führten. Sie liegen nicht so tief, als dass er nicht darauf hätte kommen können. Ferner durfte er nicht übersehen, dass in den ersten Nachbildungen Rotrous neben dem spanischen Einfluss sich noch ein anderer geltend machte, der auf die Gestaltung der Stücke einwirkte und manche Abweichung R.'s von seinen Vorbildern erklärt — derjenige der Pastoraldichtung. — S. 38 erwähnt

S., dass R.'s 2. Stück Person und Viollet le Duc in das Jahr 1628 setzen und fügt hinzu (A 1): Ebenso die Gebr. Parfaict. S. 102 bei der Zeitangabe von *L. pers.* nennt er gleichfalls zuerst jene beiden und dann Parfaict. Er hätte wissen sollen, dass letztere die Quellen für alle späteren Litterarhistoriker sind, dass alle Daten auf sie zurückgehen. — Es ist ungenau, von einer Gesammtausgabe der Lope'schen Comedias zu sprechen, wie St. (S. 33, 50, 63 u. s. w.) thut, denn die bekannte grosse Sammlung Lope'scher Comedias enthält noch nicht den 5. Teil seiner sämtlichen Comedias. — *La Bague de l'Oubli* ist sicher von 1628; das hätte S. aus dem von ihm selbst angeführten *Avis au lecteur* vor dem Stücke schliessen müssen; Brillon's Daten sind ganz falsch und wertlos. — Das Personenverhältnis zwischen *Occasions perdues* und Quelle ist (S. 56) ungenau angegeben und der Ort der Handlung verwechselt. — Mehrere Einzelheiten in den Inhaltsangaben sind ungenau oder unrichtig und wichtige Umstände einige Male ausgelassen. So ist z. B. in Lope's *Laura pers.* Porcia nicht die Infantin von Ungarn (S. 93), sie ist ferner nicht mit Oranteo vermählt worden (S. 95 und 96), wie könnte sie sonst zuletzt dessen Vater die Hand reichen. S. 99 fehlt bei R.'s *L. p.* die Angabe, dass der Prinz schon vor Lydie's Geständnis Verdacht gegen Octave geschöpft hatte. Im 2. Akt von *Heureuse Const.* übersah S., dass die 3. Scene aus *El poder venc.* genommen ist, u. dgl. m. — Ferner hätte man gewünscht, dass der Verfasser den von R. vorgenommenen Aenderungen etwas tiefer auf den Grund gegangen wäre. So gibt z. B. S. nicht an, warum R. in den *Occ. perd.* den Anfang der II. jornada Lopes wegliess. Es geschah, um den Ortswechsel zu vermeiden. Wenn R. sich in dem Stück auch nicht dem Regelzwange fügen wollte, so hatte er hier doch die Absicht, einem entbehrlichen Scenenwechsel auszuweichen. Ferner hätte der Dialog bei beiden Dichtern eine eingehende vergleichende Betrachtung verdient. So ist z. B. dem Franzosen Lopes Dialog oft zu kurz, zu rasch, jener liebt Tiraden; was Lope mit wenigen Worten ausdrückt, giebt R. bisweilen Stoff zu ebenso vielen und noch mehr Versen. Hier ein Beispiel: Bei Lope (in *Occ. perd.)* sagt die Königin nach Beendigung der langen Geschichte, die ihr der Held von sich erzählt: *„es notable"*, bei R. werden diese 2 Worte zu 8 Versen ausgesponnen. — Oberflächlich ist die Bemerkung über Lopes *El gallardo Catalan* (S. 88). Ich bemerke dagegen, dass das Stück thatsächlich eine Quelle R.'s ist. — Lopes *Don Manuel de Sousa o el naufragio prodigioso y principe trocado* war gewiss nicht die Quelle zu R.'s *Heureux Naufrage* (S. 89). S. hat entweder das französische Stück nicht gelesen, oder den 2. Titel des spanischen Stückes *(princ. trocado)* nicht erwogen. — Ebensowenig kann — trotz Schack (II 683), Steffens Gewährs-

mann, den er übrigens nicht nennt — *La* **adversa** *fortuna de D. B. de Cabrera* die Vorlage zu R.'s *D. B. Cabrère* sein. (S. 89). Merkwürdigerweise citierte S. den Catálogo Barreras S. 451 und übersah, dass auf dieser Seite sowie S. 456 u. 483 dicht hinter *La adversa f.* auch *La prospera f. de D. B. de Cabrera* angegeben ist. Dass dieses ganz sicher die Quelle zu Rotrou's Stück ist, will ich hier einstweilen bemerken. S. hat das französische Stück nicht gelesen, sonst hätte er nicht von *La adversa fortuna* etc. gesprochen. — Rotrou's *Occasions perd.* fallen nicht, wie „gewöhnlich" (d. h. nach Parfaict) angegeben wird, in das Jahr 1631, sondern wahrscheinlich 1633. — S. 63 sagt S. „Die *Heureuse Constance*" ist das erste der Stücke, in welchem Rotrou (nach der Weise des Plautus und Terenz) zwei Stücke in eines contaminierte. Drei Fehler in einem Athem! Denn 1. ist *H. C.* nicht das erste Beispiel einer Contamination bei R., 2. sind hier drei Stücke verschmolzen, und 3. wissen wir zwar von Terenz, aber nicht von Plautus, dass er contaminierte. Hätte sich S. begnügt, meine Bemerkung im Litterbl. f. g. u. r. Ph. (1884 S. 287 Z. 12) genau zu kopieren, ohne mich ergänzen zu wollen, so wäre ihm dieser Schnitzer erspart geblieben. — S. 91 gibt sich S. Mühe, die falschen Ansichten über die Vorlage von R.'s *Laure persécutée* zu widerlegen. Er scheint sich dabei für den ersten zu halten, der die Quelle richtig erkannt hat. Nun habe ich aber bereits 1884 gelegentlich der Besprechung von Hémons *Rotrou Théâtre choisi* (Ltbl. f. g. u. r. Philol. S. 400) Puibusque — der Steffens nicht einmal dem Namen nach bekannt zu sein scheint — als den Urheber des Irrtums, und Lopes *Laura pers.* als die wahre Quelle bezeichnet. Ebendaselbst habe ich auch die gleichfalls auf *Puibusque* zurückgehenden Irrtümer bezüglich der Quellen zu R.'s *Belle Alfrède* und *Lope de Cardone,* womit sich S. S. 88 und 103 beschäftigt, als ob er etwas ganz Neues brächte, berichtigt. Diesen Artikel, sowie einen über Chardon-Rotrou (Ltbl. 1886 Sp. 143 bis 45) hat S. übersehen, desgleichen eine Notiz in der gleichen Ztschr. (1884 Sp. 251), worin angekündigt wird, dass ich eine Arbeit über Rotrous Quellen zu veröffentlichen gedenke. Den Anspruch, den S. (S. 1) erhebt, dass seine Arbeit „in Deutschland die erste ist, die sich mit R. nach der litterarhistorischen Seite hin eingehender beschäftigt", kann ich nicht gelten lassen, nachdem meine eigenen Arbeiten über R. ins Jahr 1878 zurückgehen und der von mir veröffentlichte Teil 4—5 Monate vor der seinigen aus dem Druck kam. — Auf S. 84 meiner Abhandlung *(Unbek. ital. Quellen J. R.'s)* habe ich — freilich ohne Namen anzugeben — die Quelle zu R.'s *Belissaire* angedeutet. — Daselbst (S. 63, A.[7]) habe ich auch wiederholt, dass Lope's *Laura pers.* das Vorbild R.'s ist und habe die Quellen Lopes, sowie einige weitere Bearbeitungen des

Stoffes aus seiner Feder genannt. Diesen will ich hier noch anfügen: *Nunca mucho costó pocó* und *Nadie se conoce.*

Wie schon oben erwähnt, sind die vom Verfasser angeführten Textesstellen nicht sehr korrekt, sie wimmeln von Fehlern. So weit dies auf Druckversehen beruht, bin ich der Letzte, ihm daraus einen Vorwurf zu machen; es ist für manche Augen, z. B. für die meinigen, oft wirklich schwer, bei kleinem Drucke zumal, alle Sünden des Setzers zu bemerken und gut zu machen. Merkwürdig ist nur, dass der weitaus grösste Teil der Unrichtigkeiten auf das Spanische entfällt. Einige Male scheint St. Lope de Vega missverstanden oder seine Druckfehler wiederholt zu haben. So schreibt er z. B. (S. 58) *que un dulce hablar es piedra y man del alma;* es muss heissen: *es piedra iman del alma.* St. scheint die Bedeutung von *piedra iman* (Magnet) nicht gewusst zu haben und ändert daher *piedra y man.*

A. L. Stiefel.

Hartmann, Gottfried. *Merope im italienischen und französischen Drama.* (Münchener Beiträge zur roman. und engl. Philologie herausgegeben von H. Breymann und E. Köppel IV. Heft) Erlangen & Leipzig A. Deichert'sche Verlagsbuchh. (Georg Böhme) 1892. 96 S. 8⁰.

Über das interessante Thema besitzen wir bereits zwei Arbeiten: Gust. Wendt *Die italienischen und franz. Bearbeitungen der Meropefabel* (Jena 1876) und Grizzi *La Merope e la Tragedia* (Roma 1891). Da diese nur die wichtigeren Erscheinungen berücksichtigen, so hielt es der Verfasser der vorliegenden Abhandlung nicht für überflüssig, den Stoff einer nochmaligen Bearbeitung zu unterziehen. Er suchte, wie er selbst sagt, „die Entwicklung der Meropefabel an der Hand der Kritik zu verfolgen, soweit diese sachlich oder persönlich von Interesse . . . ist.“ Letzteres muss man bei der Beurteilung beachten, weil es sich aus dem Titel nicht gerade entnehmen lässt.

In der Einleitung berührt der Verfasser kurz Euripides' Kresphontes und führt die bekannten Stellen aus Hygin, Pausanias und Apollodor an, welche die Meropefabel betreffen. Hierauf erscheinen die ersten Bearbeiter der Fabel, die Italiener des Cinquecento: Cavallerino, Liviera, Torelli. Hartmann gibt von diesen dreien zusammen unter dem Titel *Historisches* zuerst einige aus den bekannten Compendien geschöpfte biographische Notizen, dann unter dem Titel *Motive und Kritik* die Resultate seines ver-

gleichenden Studiums ihrer Meropestücke, ohne Inhaltsangaben, nach den „Motiven" verteilt: Thronerbe und Usurpator, Mutter und Sohn, Zwang zur Ehe, Chor, Form; eine Synthese schliesst das Ganze ab. Jedem einzelnen „Motiv" sind die Ansichten der bedeutenderen Kunstrichter darüber beigegeben. Ähnlich ist das Verfahren in den folgenden Kapiteln, wovon das II. die Franzosen unter Ludwig XIV (Gilbert, J. de La Chapelle und La Grange de Chancel) das III. Apostolo Zeno und das IV. und ausführlichste Maffei und seine Nachfolger (Voltaire, Pierre Clément, Alfieri, Giovanni Martina und Daniel Solimbergo) behandelt. Ein Anhang bespricht „neuere Bearbeitungen ausserhalb Italiens u. Frankreichs" (von Almeida Garrett, Matthew Arnold, Hermann Hersch, Max Remy und P. V. F. Wichmann) und bringt Stellen aus verschiedenen Meropedramen zum Abdruck.

An Hartmanns Arbeit muss eifriges Studium und Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur gerühmt werden. Seine Ausführungen sind in vielen Fällen treffend. Weniger gefällt mir seine Methode und ganz entschiedenen Tadel muss ich gegen die Darstellung aussprechen. Hartmann beginnt seine Abhandlung mit einer Berufung auf M. Carrières Poetik und kommt wiederholt auf Lessing zu sprechen, aber ein Blick auf seine Arbeit zeigt, dass er sowohl den Dichter-Dramaturgen, als den geistvollen Aesthetiker ganz ohne Nutzen für Form und Stil seiner Arbeit gelesen hat. Ein Thema wie das vorliegende, so trefflich geeignet, den wechselnden Geschmack und die Theorien in der Tragödie während 4 Jahrhunderte an einem und demselben Stoffe zu veranschaulichen und selbst gewissermassen Geist und Eigentümlichkeiten der Jahrhunderte und Völker abzuspiegeln, musste das Interesse des Lesers durch eine klare fesselnde Darstellung vom ersten bis zum letzten Augenblick festhalten. Eines solchen Erfolges kann sich Hartmanns Arbeit in gar keiner Weise rühmen. Sein pedantischer Schematismus wird jeden Leser von einigem Geschmack abstossen. Jenes Zerfetzen und Auseinanderreissen der Stücke in einzelne Motive, das Durcheinanderwürfeln der verschiedenen Stücke und der darüber geschriebenen Kritiken, ohne dass auch nur eine Inhaltsangabe geboten wird, kann nur die verworrendsten Vorstellungen erwecken, aber nimmermehr uns ein auch noch so schwaches Bild von der Entwicklungsgeschichte der Fabel geben. Wer die besprochenen Stücke nicht alle sorgfältig gelesen hat, wird überhaupt aus dem Büchlein nicht klug werden. Glaubte aber Hartmann etwa, dass die (zum teil äusserst seltenen) Stücke in allen Händen seien? Gleichwohl wäre die Sache noch nicht so schlimm, wenn er es verstanden hätte, ein lesbares Deutsch zu schreiben. Sein Satzbau ist aber so schwerfällig, so verworren und

verschachtelt und selbst oft unlogisch, dass man die Sätze wiederholt lesen muss, bis man weiss, was etwa gemeint sein könnte.

Gegen seine Abgliederung in vier Kapitel habe ich nichts einzuwenden; hierin hat er das Verhältnis der Bearbeitungen zu einander richtig erkannt. Ich finde es auch ganz am Platze, dass er alle antiken Nachrichten über die Erzählung mitteilte, obwohl für die modernen Dramatiker eigentlich nur Hygin[1]) in Betracht kommt. Aber meines Erachtens hätte er dann, von letzterem ausgehend, zum ersten Bearbeiter übergehen und durch eine Inhaltsangabe zeigen müssen, was dieser aus der Fabel — die selbst nichts als ein Auszug aus des Euripides Kresphontes sein soll — auf den Traditionen der damaligen italienischen Tragödie fussend, gemacht hat.[2]) An Cavallerino hatten sich der Reihe nach die beiden anderen durch ihn angeregten Italiener anzuschliessen, wobei der Inhalt ihrer Stücke jedenfalls insoweit anzugeben oder anzudeuten war, als sie von jenem und unter sich abweichen. Erst dann liess sich eine kurze vergleichende Betrachtung der hervorstechendsten Charaktere und Motive anknüpfen, die auf volles Verständnis bei dem Leser rechnen durfte. Ähnlich musste bei den anderen Gruppen verfahren werden. So war z. B. bei den älteren franz. Bearbeitungen von Gilbert auszugehen und da auf ihn offenbar La Chapelle und La Grange beruhen, wiederum durch eine Inhaltsangabe seine charakteristische Auffassung des Stoffes klarzulegen. Daneben war es von Interesse, zu untersuchen, ob er und seine unmittelbaren Nachfolger etwa die älteren Italiener kannten — eine Frage, worüber H. kein Wort sagt. An die Franzosen und zugleich an die Cinquecentisten knüpft Zeno an, und an ihn und alle jene Maffei, der wiederum alle Späteren nach sich zieht. Liess man die biograph. und bibliographischen Notizen, Aufführungsdaten u. s. w. etwa als Fussnoten folgen, so ergab sich in zusammenhängender Darstellung eine anschauliche Entwicklungsgeschichte des Stoffes.

Es liegt in der Natur der Sache, dass bei so vielen Stücken, über welche die berufensten Kunstrichter oft die entgegengesetztesten Urteile fällen, auch H. mit seinen Behauptungen und Ansichten vielfach Anfechtungen erfahren muss, um so mehr als er es häufig an der nötigen Begründung hat fehlen lassen. Indes auf Einzelheiten einzugehen, welche meist breitere Auseinandersetzungen erfordern, verbietet mir der für eine Anzeige gestattete bescheidene Raum.

---

[1]) Dass jedoch dem einen oder anderen Bearbeiter der Fabel auch Pausanias oder Apollodor bekannt gewesen, beweisen die Namen Aepytus (Zeno u. a.), Kypselus (Liviera) und ähnliche Kleinigkeiten.

[2]) Auch die (ält.) Kommentare zu Aristot. Poetik, deren Einfluss auf die Merope H. nur andeutet, hätten herangezogen werden müssen.

Ich leugne auch nicht, dass mir hierzu die ganze Arbeit Hartmann's viel zu wenig ansprechend ist. Ich begnüge mich daher, hier einige Ergänzungen und Berichtigungen vorzutragen.

Zu S. 5: Cavallerinos *Ino* erschien erst 1583 (und nicht 1582), wie Hartmann aus Allacci hätte lernen können. — Ebendas. Anmerkung 1: Statt Allacci 354, lies 755 und (Anmerk. 4) statt 410 lies 228. — Ebendas.: Von Signorellis *Storia crit.* etc. gibt es eine jüngere und umfassendere Ausgabe als die von 1787, welche 1813 in 10 bezw. 11 Bänden erschien. — S. 6 erwähnt H. nach Quadrio, dass Livieras *S. Giustina* „in einer Sammlung von Ciotti *Della Corona ovvero Ghirlanda* etc.“ gedruckt worden. Er gibt kein Datum an, weil — dieses (1606) einige Zeilen weiter unten steht und übersah die noch weiter unten stehende Bemerkung Quadrios „*Questi tre Volumi erano gia stati impressi in Serravalle di Venezia da M. Claseri nel 1005* etc.“ — Ebendas. ist eine Stelle aus Klein (*Gesch. d. Dramas* V, 461) fast wörtlich ohne Quellenangabe benützt. — Daselbst: Statt Klein [6], lies Klein [7]. — Ebend. sagt H.: „Der Tancred (Torellis) nach Gaspary aus dsr Gismonda des Grafen von Camerano hervorgegangen und schon 1597 erschienen.“ Hätte sich H. den oft von ihm zitierten Fontanini-Zeno (I, 481) etwas genauer angesehen, so hätte er gefunden, 1.) dass das Stück schon 1587 und zwar zu Paris, allerdings unter dem Namen Gismonda, aber dem Tasso zugeschrieben erschien, dass jedoch 2.) sein wahrer Name *Il Tancredi* ist, unter welchem es die Drucke von 1597 an dem Ottaviano Asinari Graf von Camerano zuschreiben, während der wirkliche Verfasser Federigo Asinari G. v. Camerano sein soll. — Ebend.: Eine Ausg. der Torelli'schen *Merope,* Ven. 1714 (bei Alvise Pavino), welche H. nach Allacci angibt, existiert gewiss nicht, wahrscheinlich liegt eine Verwechslung mit einer Ausgabe der *Merope* von Maffei oder Zeno vor. Die Drammaturgia von 1755 muss gleich derjenigen von 1666 mit grosser Vorsicht benutzt werden. So ist z. B. Col. 899 die Torelli'sche Merope im *Teatro ital.* (1723) dem Maffei zugeschrieben. — Dieses *Teatro ital.* erschien, was H. unbekannt geblieben ist, 1746 in neuer Ausgabe zu Venedig (bei Orlandini). — S. 14 behauptet H., dass die 3 ältesten Meropestücke „unter dem Eindruck . . . teilweise von Guarinis berauschendem *Pastor fido* geschrieben wurden.“ Nun erschien der *Telefonte* 1582, der *Cresfonte* entstand 1583 (gedr. 1588) und die erste *Merope* war 1589 schon gedruckt, während der *Pastor fido* erst 1590 den Druck verliess. Wenn nun der *P. f.* auch schon einige Jahre vorher in Freundeskreisen des Dichters zirkulierte, so haben wir doch keine Anhaltspunkte, dass etwa Torelli — die anderen kommen überhaupt nicht in Betracht — dazu gehörte. Der berauschende Eindruck erweist sich also bei näherer Besichtigung als ein Phantasierausch. — Über

Gilbert sagt H. (S. 15): „Von Gabriel Gilbert wissen wir nur, dass er zuerst Sekretär etc.“ Er scheint Goujet *Bibl. franç.* nur von Hörensagen zu kennen, denn bei diesem (18, 86 ff.) hätte er seine Angaben ergänzen und berichtigen können. Besonders die Daten bedürfen vielfach der Korrektur. So ist z. B. *Marguérite de France* nicht von 1642 — H. lässt unentschieden, ob er hier, sowie bei den folgenden Daten, die Zeit des ersten Druckes oder der ersten Aufführung meint —, sondern bereits 1641 gedruckt [cf. Goujet 18,455, *Bibl. du Théâtre fr.* III, 17 (Hartmann ganz unbekannt) und Beauchamps II, 204 (Ausg. 8⁰)], das achevé d'impr. ist vom Dez. 1640; *Hippolite* ist 1646 gedruckt und nicht 1647; *Les Amours de Diane* etc. 1657 (bzw. 1661) und nicht 1651 (u. 1681); *Les Amours d'Ovide* 1663 und nicht 1660. *Théagène* wurde 1662 und *Le courtisan parfait* 1668 aufgeführt. — S. 16 verweist H. bezüglich der ungedruckten Stücke Gilberts auf Parfaict IX, 247; aber an dieser Stelle ist nur von Gilberts *Les amours d'Angelique et de Médor* die Rede. — Zu S. 18 ist zu bemerken: Der Dichter schrieb sich nicht Joseph de Chancel de la Grange, sondern, nach den mir vorliegenden Stücken sowie den literarhistor. Werken zu schliessen, J. (de) La Grange (de) Chancel. — Die biographischen Angaben über diesen Dichter sind dürftig und ungenau. H. sagt z. B. (S. 19): „Infolge seiner Philippiques gegen den Regenten . . . . kam (er) . . . nach Ste. Marguérite, von wo er sich nach Holland flüchtete.“ La Grange flüchtete sich aber von St. Marg. nach Sardinien, dann nach Genua, dann nach Spanien und zuletzt nach Holland. — Ebendas. sagt H.: „Oreste et Pylade aufgef. u. gedr. 1698.“ Das Stück wurde im Dez. 1697 aufgeführt und, ausser 1698 (Paris), auch 1700 (Amst.) gedruckt. — *Ino et Mélicerte* wurde 1713 aufgeführt. — Ebend. lesen wir: „*Amasis* (aufgef.) am 13. Dez. 1701 mit 11 Wiederholungen, welche infolge des strengen Winters erst am 29. Januar 1731 fortgesetzt wurden.“ Also hat der strenge Winter 30 Jahre fortgedauert! H. will natürlich sagen, dass das Stück in jenem Winter nicht mehr gespielt wurde und erst wieder 1731 auf die Bühne kam. — Den von H. angeführten Stücken La Grange's wären nach den *Anecdotes dramatiques* III, 257 — ein H. unbekanntes Buch — noch hinzuzufügen: *Les Jeux Olympiques, Orphée, Pyrame & Thisbé, la Mort d'Ulysse* und *le Crime puni.* — Zu S. 20: Man vermisst den bestimmten Hinweis darauf, dass La Chapelle den *Telephonte* seines Vorgängers zum Vorbild hatte, und es blieb H. unbekannt, dass jener auch Gilberts *Chresphonte* dazu bsnützte. — Zu S. 29 ff.: Von dem Erfolg, den Zenos Melodrama *Merope* hatte, macht H. durchaus ungenügende Angaben. Es schrieben noch Musik dazu (ausser den von H. Genannten): Terradeglias (Florenz 1743 aufgef.), Perez (Genua 1751), Sciroli (Neapel 1751), Scarlatti (Neapel 1755),

Gassmann (1759), Latilla (1763), Sala (1769), Poissl (München 1825), Nasolini (1805), Bianchi (London 1799), ferner Bioni, Alberti, Caldara, Treu, Finazzi, Lotti, Menaghetti, Porta, Vinci, Vivaldi. Ob dem einen oder andern nicht ein sonstiger Text vorlag, will ich hier nicht untersuchen; ich überlasse die Verantwortung meinen Gewährsmännern Clément und Larousse *Dictionn. Lyrique* (s. v. Mérope). — S. 33 ist von einer „Reihe von Nachbildungen (Maffeis) — man nennt deren mehr als 60" die Rede, offenbar ein Missverständnis; es sind wohl 60 Drucke gemeint. — Ebend. heisst es: „1718 erscheint die Mer. in Paris . . mit einer Übersetzung in Prosa etc." Es ist dagegen zu erinnern, dass sie schon ein Jahr früher erschien. — S. 34 ist, nach Moland und Grässe, eine engl. Übers. der Maffei'schen Merope von Aaron Hill erwähnt. Nach der *Biogr. dram.* III, 36 (Lond. 1812) soll die Hill'sche *Merope* eine Bearbeitung des Voltaire'schen Stückes sein. — S. 35 heisst es: „K. v. Reinhardstöttner (hat) einen Teil der Merope übersetzt etc." Der Wallishausser'sche Theaterkat. N. F. No. 6 verzeichnet sub. 3392 eine vollständige Bühnenübers. desselben. — Zu S. 38: J. Feitamas Bearbeitung fällt (Druck) auf das Jahr 1746. — Zu S. 39: P. Clément soll nach Vapereau auch eine Komödie aus dem Engl. übersetzt haben: *La double Métamorphose* (Paris 1749). Ferner erwähnt dieser: *Pièces posthumes* (Amst. 1766), eine Angabe die jedenfalls der Richtigstellung bedarf, da Clément ja erst 1767 starb. — Unbekannt geblieben sind H.: eine engl. Bearbeitung des Maffei'schen Stückes von G. Jeffreys (1731—1767), die engl. Übers. des Voltaire'schen von J. Theobald, die *Merope* von Paul Weidmann (Wien 1772), die holländische Übers. von Maffei's Stück v. Ph. Zweerts (1746), des Voltaire'schen v. Uylenbroek (1779, 1791, 1803), ein 1707 gedr. anonym. *Telephon Koning van Messene* (wahrsch. nach Gilbert oder La Chapelle); vielleicht gehört hierher auch der *Amosis* des Holländers J. Nomsz (1767) (nach La Grange?), jedenfalls aber ein span. Stück *Merope y Polifonte* von Don Antonio Bazo, (18. Jahrh.) u. endlich eine ital. *Merope,* welche, nach Cooper-Walker (Hist. Memoir. on Ital. Tragedy), der Verfasser der Biblioteca Italiana, N. F. Haym, geschrieben haben soll.

Die vorstehenden Bemerkungen ergeben noch einige weitere Mängel der Hartmann'schen Schrift: Der Verfasser hat seine Hilfswerke öfters allzuflüchtig benützt, und, was besonders bedauert werden muss, er ist in seinen Daten u. Citaten, überhaupt in den Ziffern durchaus nicht zuverlässig. Ich habe oben nur einige Beispiele davon gegeben, aber ich will gleich hier hinzufügen, dass besonders Bände- u. Seitenzahlen etc. durchweg noch der strengsten Kontrolle bedürfen.

Um eine Vorstellung von H.'s Styl zu geben, greife ich ein

paar Sätze heraus. Wir lesen S. 8: „Nach der von einem Servo dürftig berichteten Erkennungsszene erscheinen Mutter und Sohn, jene um sich von diesem über ihr Verhalten zu Pfte unterweisen zu lassen — III, 5 *Che possio far! Servar silenzio* — als würdige Mutter, die dem fingierten Zorne ebenso gut als der wirklichen Freude Thränen entlocken und zum Schein im — IV. Akt den, der nur unbedacht ihren Sohn getötet, als solchen vor Pfte aufnehmen will." — S. 10: „Erst Torelli hat dieses Verhältnis zu einem wirklichen Faktor der Handlung herausgehoben, indem seine Mer. noch nicht mit Pfte vermählt ist, vielmehr nach zehn Jahren, am Tage der Einlösung ihres Versprechens, der Königin im I. Akt durch den gewiegten und ihr gewogenen Hofmann Gabria, im II. von Pfte selbst die Ehe angetragen wird." — S. 11: „Tadelt Carmignani die plötzliche Liebenswürdigkeit Pfte's bei Liviera, lobt Signorelli die Stimmung Mer.'s gegenüber dem Eheantrag bei Torelli, so erkennt Klein ihren Entschluss, den Tyrannen zu töten, um so mehr an, als sie ihm schliesslich gerecht wurde, und nicht infolge einer geheimen Liebe nach Tieckschem Begriffe — *segretamente e scipitamente innamorata,* nennt sie Alvaro — sondern in orthodoxer Befolgung des Aristoteles, um den Tyrannen nicht zu schlecht erscheinen zu lassen." — S. 48: „Das *Teatro mod. appl.* hält Maffei's *Egisto* für inkonsequent besonders wenn er der rachedurstigen Mer. nachgeht, ebenso der auch von Geoffroy verurteilte Eg. Voltaires — der übrigens von vorn herein sein Publikum günstig für den Königssohn gestimmt hat — zumal wenn er vorzeitig gegen den Tyrannen aufbraust, am besten gezeichnet erscheint aber dem genannten Sammelwerke Alfieris Eg., obwohl er keinen ganzen Akt hindurch von der Bühne fernbleiben dürfte."

NÜRNBERG. A. L. STIEFEL.

Argenis. Politischer Roman vom Anfang des XVII. Jahrhunderts. Aus dem Lateinischen des Johann **Barclay** übersetzt von Dr. Gustav Waltz. München (Bassermann) 1891 8° XV + 684 Seiten. M. 7,50.

Die Neigung, einen politischen Roman des 17. Jahrhunderts zu lesen, der in lateinischer Sprache geschrieben ist, dürfte heutzutage nicht sehr verbreitet sein und man kann deshalb Herrn Waltz nur zu Dank verpflichtet sein, dass er sich der Mühe unterzogen hat, die Argenis des Barclay durch seine Uebertragung aufs neue zugänglich zu machen. Denn dass dieses Buch auch heute noch zum mindesten die Aufmerksamkeit aller derer verdient, die sich mit Staats- oder Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts beschäftigen, geht schon daraus hervor, dass sich die Argenis seit ihrem ersten

Erscheinen im Jahre 1621 ausserordentlich rasch das Interesse der gesamten Kulturvölker Europas erworben hat. Das Werk wurde nicht nur in seiner lateinischen Form immer wieder neu aufgelegt, sondern es erschien auch alsbald in französischer, englischer, italienischer, spanischer und deutscher Uebersetzung.

Dass der Roman, der die politische Zeitgeschichte Frankreichs behandelt, in Frankreich fünf Uebersetzer gefunden hat, ist nicht auffallend; aber auch bei uns ist er im 17. und 18. Jahrhundert nicht weniger als vier mal übertragen worden. Die erste deutsche Uebersetzung aus dem Jahr 1644 rührt von keinem geringeren als von Opitz her und nach diesem haben Talander, d. i. Aug. Bohse (1700), sodann ein Augsburger Anonymus (1770) und endlich I. C. L. Haken (1794) Barclay's Werk immer wieder durch ihre Uebersetzungen einem weiteren Kreis der Gebildeten zugänglich gemacht.

Es wäre nun wohl Sache des neuesten Uebersetzers gewesen, das Verhältnis zu seinen Vorgängern in einer Einleitung kurz zu beleuchten. Herr W. hat dies leider unterlassen und ich kann meinerseits hier nur bemerken, dass seine Uebertragung vor derjenigen des Opitz schon insofern den Vorzug verdient, als letztere unvollständig ist und willkürliche Aenderungen zeigt: Opitz lässt den grössten Teil der eingestreuten Verse unübersetzt. Die späteren Uebersetzer habe ich leider nirgends auftreiben können, so darf denn die neue Uebersetzung schon um der Seltenheit der früheren willen berechtigt erscheinen.

Was nun das Verhältnis der Uebersetzung zum lateinischen Original betrifft, so erscheint sie, nach den von mir gemachten Stichproben, durchaus zuverlässig, ohne durch eine zu ängstliche Anlehnung an den lateinischen Text unsere eigene Sprache zu verunglimpfen. Leider gibt Herr W. nicht an, welche Ausgabe der Argenis er seiner Ausgabe zu Grunde gelegt hat, doch scheint er der von Bugnotius besorgten Ausgabe gefolgt zu sein.

Die Einleitung hätte vielleicht etwas umfänglicher gestaltet werden dürfen. Sie erstreckt sich nur auf $2^1/_2$ Seiten, auf denen man natürlich über die Persönlichkeit Barclay's und über seine litterarische Thätigkeit nur mangelhaft orientiert werden kann. Bessere bibliographische Notizen, ein näheres Eingehen auf die Werke Barclay's würden den Wert des Buches gewiss erhöht haben, auch ein Kapitel-Verzeichnis hätte man zur besseren Orientierung des Lesers nicht weglassen sollen. Es wäre zu wünschen, dass uns Herr W. auch noch mit einer Uebersetzung von Barclay's Euphormio erfreute, einem realistischen Roman von hohem kulturhistorischen Interesse, der gewiss heute noch manchen Leser finden würde.

F. Heuckenkamp.

Hertel, Dr., *Ueber den Wert mundartlicher Untersuchungen.* Greiz, 1892. 11 Seiten. Greizer Gymnasialprogramm.

Der Verfasser behandelt in etwas überschwänglichem Stil die Frage, welchen Gewinn die wissenschaftliche Beschäftigung und liebevolle Vertiefung in die deutschen Mundarten dem Historiker, dem Mythologen, dem Sprachforscher, dem Schriftsteller, ja jedem Gebildeten bringen kann. Begeisterung für sein Thema kann man Hertel nicht absprechen, doch geht ihm darüber zuweilen die Kenntnis aus, so dass Phrasen den Mangel an positivem Wissen ersetzen müssen. Neues ist nirgends gegeben und wissenschaftlich daher das kleine Programm völlig belanglos, wenn es auch seines Eindrucks auf Schüler und Laien sicher nicht verfehlt haben wird.

Ein paar Proben von den eigenartigen Anschauungen des Verfassers seien noch gegeben. S. 1 behauptet Hertel, dass Schillers Gedankenflug zur Erweiterung der Kluft zwischen Gebildeten und Volk beigetragen habe: des Dichters der Räuber, von Cabale und Liebe, des ‚seid umschlungen, Millionen‘, des Tell! — Auf S. 1 wird auch sehr verächtlich von der Philosophie gesprochen, den ‚philosophischen Wolkenwanderungen eines Kant, Hegel und Schelling‘: über die Philosophie der beiden letzteren sich so ironisch zu äussern, will ich dem Verfasser nicht einmal so übel nehmen, aber wie kommt Kant in diese Gesellschaft? — S. 2 behauptet der Verfasser, dass die Gebildeten in Deutschland allüberall e i n e Sprache redeten: ist wirklich die Sprache eines gebildeten Hamburgers oder Hannoveraners der eines Karlsruhers oder Müncheners gleich? — Ueber Sprachleben und sprachliche Vorgänge hat der Verfasser eigentümliche, zuweilen recht mystische Anschauungen, obwohl er andererseits mit den Begriffen Lautgesetz und Analogie paradiert, für welche letztere er S. 6 als Grund ihrer Glaubwürdigkeit die sehr beruhigende Thatsache anführt: ‚die neueste Sprachlehre des Griechischen u n d L a t e i n i s c h e n (!) von Professor Brugmann wimmelt geradezu von derartigen Deutungen‘. So ist z. B. S. 3 von einer ‚Verdickung‘ von *î û* > *ai au*, S. 5 von einer ‚Vergröberung‘ von *rs* > *rs*‘ die Rede. Das Köstlichste dieser Art ist die mystische Weisheit, die S. 6 verkündet wird: ‚das spitze, leichte, oberflächliche deutet die Sprache durch den Laut *i* an, während das *a* dem Wort den Begriff des reinen, festen, geordneten und das dumpfe *u* den des geheimen, unordentlichen verleiht‘. Man wende diese Regel einmal auf deutsche Ablaute an: b i n d e n (spitz, leicht, oberflächlich), das B a n d (rein, fest, geordnet), d e r B u n d (geheim, unordentlich)! Dass solche lächerliche Deutungsversuche der Lautindividualität immer wieder auftauchen, die doch so falsch und thöricht sind wie die ebenso oft wiederholten Deutungen des Charakters der einzelnen musikalischen

Tonarten! — S. 6 ist eine hübsche Verdeutschung für das Wort Conjunctiv gegeben, die ich unsern Puristen angelegentlich empfehle: ‚Brudermodus'. — Sehr paradox ist endlich die Behauptung, S. 10, dass für einen Mann aus dem Volke das Verständnis der mittelhochdeutschen Poesie bei weitem nicht so schwierig sei als das Eindringen in unsere neuere Dichtung. — Weiteres hiernach anzuführen, hiesse die Geduld des Lesers missbrauchen.

Albert Leitzmann.

Doutrepont, G., *Étude linguistique sur Jacques de Hemricourt et son époque.* [Extrait du tome XLVI des Mémoires couronnés et autres Mémoires publiés par l'Académie royale du Belgique. — 1891.] 92 S. 8⁰.

Unsere Kenntnis der wallonischen Mundart ist in den letzten Jahren sehr gefördert worden. Den Untersuchungen Suchiers, Wilmottes und Hornings reiht sich die vorliegende Darstellung der Sprache des Lütticher Geschichtsschreibers *Jacques de Hemricourt* würdig an. D. legt seiner Untersuchung zwei Werke aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts zu Grunde: *Le Miroir des Nobles de Hesbaye* und *l'Abrégé des Guerres d'Awans et de Waroux* und giebt zunächst Mitteilungen über das Alter und die Geschichte der von ihm benutzten Lütticher Handschrift. Bei der Prüfung des Verhältnisses dieser Handschrift zu der von Salbray in seiner Brüsseler Ausgabe vom Jahre 1673 veröffentlichten Handschrift der beiden genannten Geschichtswerke gelangt er zu dem Resultat, dass die von Salbray benutzte Handschrift, wenn sie auch mit der seinigen einer gemeinsamen Quelle entstammt, doch etwas älter war.

D. begnügt sich aber nicht damit, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten seiner Denkmäler festzustellen; er will eine Darstellung der Wallonischen Mundart im XIV. Jahrhundert geben und zieht daher ältere und gleichalterige Texte in den Bereich seiner Untersuchung, so vor allem die *Geste de Liège* von *Jean des Prés.* Auch ist lobend anzuerkennen, dass er die modernen Patoisformen zur Beleuchtung und Erklärung der älteren Formen gebührend berücksichtigt hat.

Die Arbeit ist mit grosser Sachkenntnis angefertigt und zeugt von einem tiefen Verständnis in der Auffassung lautlicher Erscheinungen. Allerdings ist D. auch nicht im Stande, über den lautlichen Wert einer grossen Reihe orthographischer Schreibungen Aufschluss zu geben wie z. B. über den phonetischen Wert der Entwickelungen des *e* zu *ei*, *oi*, *œ*. — Auch ist mir an anderen Stellen seine Aus-

einandersetzung nicht recht klar. Denn, wenn nach ihm [§ 36] *en* zum Ausdruck der Nasalirung für *an* und *in* eintritt, so ist damit noch nicht die in den Texten auftretende Schreibweise *an* und *on* erklärt, welche letztere ausdrücklich für volksthümlich *(populaire)* erklärt wird. — Ferner ist doch wohl kaum anzunehmen, dass *œ*, *ue* in *nœf*, *vœlent*, *puelent*, ferner in *duelh*, *œz* = *ou* gelautet haben. — Ebenso verstehe ich nicht, warum der Verfasser eine verschiedene Entwicklung für *c* vor *a* im Anlaut und im Inlaut nach einem Konsonanten annehmen will, und warum er *cangier* von der allgemeinen Regel ausnehmen will. Ich denke mir, es war eine doppelte Aussprache vorhanden, besonders unter den Gebildeten, die dem Einflusse des Centralfranz. mehr ausgesetzt waren als das gewöhnliche Volk. D. sagt ja auch selbst in seiner Einleitung, dass Hemricourt mit der literarischen Sprache sehr vertraut war und sich bemühte, gutes Franz. zu sprechen und zu schreiben. — Was die Entwickelung des lat. *au* zu *ou* [§ 73] anbetrifft, so sehe ich in dem *ou* nicht eine ältere Entwickelungsstufe als die zu *o*, sondern eine jüngere, d. i. eine Weiterentwickelung des ursprünglichen *o* in *ou*, vergl. *Franz. Stud.* V 58 u. VII 101.

Doch sollen diese unwesentlichen Ausstellungen den Wert der verdienstlichen Arbeit nicht beeinträchtigen. Meiner Ansicht nach hätte der Verfasser sich aber seine Arbeit wesentlich erleichtern können. Man sieht nicht recht ein, wozu die zahlreichen Belege für Lauterscheinungen dienen sollen, die doch gemeinfranzösisch sind, oder die in allen östlichen Mundarten anzutreffen sind. Seine Darstellung wäre doch viel einfacher und übersichtlicher geworden, wenn er die dialectischen Züge seiner Texte, die diese mit den östlichen Mundarten gemeinsam haben, zusammengestellt und in einer besonderen Rubrik die der Lütticher Mundart eigentümlichen Merkmale besonders erwähnt hätte. Dadurch wäre der Wert der Arbeit gestiegen und die Benutzung wesentlich erleichtert worden. Auch werden viele Erscheinungen für wallonisch ausgegeben, die auch sonst häufig vorkommen: z. B. die Vorliebe für vortoniges *a*, für vortoniges *i*, für die Gruppe *nr* statt *ndr*, Ausfall von *n* vor einem Konsonanten u. a. m.

Die vorliegende Arbeit lässt von der in Aussicht gestellten kritischen Ausgabe der benutzten Texte nur Gutes erwarten.

DORTMUND. EWALD GOERLICH.

Risop, Alfred, *Studien zur Geschichte der französisehen Konjugation auf -ir.* Halle a. S., Niemeyer, 1891. 132 S. 8⁰. M. 2.80.

Kraft, Philipp, *Konjugationswechsel im Neufranzösischen von 1500 bis 1800 nach Zeugnissen von Grammatiken.* Separatabdruck aus dem Osterprogr. des Realgymnasiums des Johanneums. Hamburg, 1892. 51 S. Gr. 4⁰.

Eine zusammenfassende Arbeit über den Konjugationswechsel im Französischen konnte von vorneherein auf lebhaftes Interesse rechnen; denn nur bei einer vollständigen Übersicht über die hiehergehörigen Erscheinungen können die wirkenden Kräfte erkannt, ihre Machtverhältnisse nur aus der längeren oder kürzeren Zeit, in welcher so entstandene Gebilde lebensfähig waren, beurtheilt werden. Die beiden Schriften behandeln nun diese Wandlungen der Flexion in ausführlicher Weise und ergänzen sich insofern, als erstere sich vorzugsweise den Fällen zuwendet, welche die Konjugation auf *-ir* betreffen, aber dafür den ganzen Zeitraum sprachlichen Lebens umfasst und überall die Ursachen des Wechsels zu erforschen sucht, letztere hingegen auch die Veränderungen in den übrigen Konjugationen, jedoch nur während einer verhältnismässig kurzen Periode und in mehr statistischer Weise zur Darstellung bringt.

Risop hat bereits durch seine Abhandlung über „die analogische Wirksamkeit in der Entwickelung der franz. Konjugation“ *(Z. f. rom. Phil.,* VII. 45ff.) seine Kompetenz auf diesem Gebiete erwiesen. Vorliegende Schrift (deren erster Theil schon als Berliner Dissertation 1890 erschienen) ist derjenigen Krafts auch nicht nur deshalb voraus-zustellen, weil sie von den ältesten Sprachperioden ausgeht, sondern weil sie grundlegend für dieselbe gewesen ist und Kraft in vielen Fällen sich begnügen konnte, auf erstere hinzuweisen. Risops „Studien“ bieten mehr als der Titel sagt; denn nicht nur über Gewinnste und Verluste der Konjugation auf *-ir* wird unter Anführung zahlreicher, oft neuer und immer dem Gesammtgebiete der französischen Literatur entnommener Belege gehandelt, sondern auch auf die übrigen Konjugationen fällt neues Licht. — Der Verfasser zeigt uns das analog. Princip im Kampfe mit der Macht der historischen Tradition (die „centripetale“ mit der „centrifugalen“ Gewalt) und untersucht die Ursachen, warum diese meist unterlegen, jenes schliesslich mit wenigen Ausnahmen siegreich gewesen ist, wobei der Einfluss der Grammatiker seit dem XVI. Jahrhundert gebührende Berücksichtigung findet. Die Schrift zerfällt dem entsprechend in zwei Teile. Der erste handelt von der centrifugalen Gewalt, welche das Gebiet der Konjugation auf *-ir* teils eine Zeit lang einschränkte, teils dauernd erweiterte. Die Verluste ergeben

sich als Folge des verallgemeinerten Gebrauches von Formen, welche — für sich allein betrachtet — die Art der Konjugation nicht unzweideutig erkennen lassen, was bei den nicht inch. Verben vielfach der Fall ist. So konnte das Fut. zum Anstoss für die Umbildung des Inf. werden: *istre, ferre, assaudre, faudre, cueldre* u. a. neben *issir, ferir, assaillir, faillir, cueillir* sind auf diese Weise entstanden; auch *coverre, offerre, sofferre* werden so gedeutet. Häufiger noch als das Fut. wird das Praes. (nach *il couvre* ein *couvra,* nach *il gront* ein *grondre* = *grondir* wie *il respont : respondre* etc.), und wo hier schon inch. Flexion eingetreten war, das Perf. (*aprofondi : aprofondre* wie *fondi : fondre)* beim Uebertritt des Inf. ursächlich gewirkt haben; auch die gleichzeitige Einwirkung des Perf. und Fut. ist bisweilen bei der Entstehung neuer Formen *(emplire* aus *emplir;* selbst das Part. pf. fem. *emplite* ist belegt) anzunehmen. Aber derartige Verluste der Konj. auf *-ir* beschränken sich doch nur auf eine geringe Zahl von Verben und sind auch im Verlauf der Zeit in der Schriftsprache ausnahmslos *(bruire?)* wieder rückgängig gemacht worden. Dieselben Ursachen nun, denen diese zeitweiligen Verluste zuzuschreiben sind, haben andrerseits wieder zu einer Bereicherung der Konj. auf *-ir* Anlass gegeben. So wurde die gleiche Gestalt des Perf. der Konj. auf *-ir* und *-re* zum Ausgangspunkte einer solchen Gebietserweiterung der ersteren (vgl. die Inf. *rompir, vainquir, nasquir, beneesquir*), desgleichen das Fut. (vgl. *desconfir, confir, sougir, cloufir, occir, circoncir).* Der Uebergang beschränkte sich aber nicht immer auf den Inf.; auch das Part. pf. *(desconfi, sougi, dy* = *dictum,* vielleicht auch *lendi* als Bezeichnung der Messe von St-Denis), das Perf. *(desconfi, escondi* neben *-ist)* und selbst das Praes. der obgenannten Verba auf *-re* zeigen bisweilen Angleichung an die Konj. auf *-ir.* Ob diese Wandlungen dem Einflusse des neu gebildeten Inf. oder anderen Umständen zuzuschreiben sind, wird in jedem einzelnen Falle untersucht. Im Anschluss daran werden *beneïr* und *maleïr* und deren Entwickelung ausführlich besprochen und für die des ersteren das form- und bedeutungsverwandte *espeneïr* (expoenitere) als Vorbild hingestellt. Ein Ueberblick über die Verbalflexion in der neufrz. Schriftsprache zeigt uns, dass eine Verminderung der Zeitwörter auf *-ir* durch Uebertritt in eine andere Konjug. zwar nicht stattgefunden hat, wohl aber einzelne archaische Formen *(meurt; moururent, coururent; couru, vêtu, offert* etc.) dem Streben nach Angleichung an die Inchoativclasse erfolgreich Widerstand leisteten. Die Mundarten hingegen haben dieser verallgemeinernden Tendenz vielfach nachgegeben (vgl. Perf. *accourit,* Part. pf. *courri, ovri* etc.).

Der zweite Teil der „Studien" handelt von den Wirkungen der centripetalen Gewalt. Zunächst zeigt sich dieselbe im Futurum.

Hier trat — ausgenommen die Fälle, wo der auf Mut. + Liqu. ausgehende Stamm ein sog. Stütz-*e* verlangte — ursprünglich Synkope des charakt. *-i-* vor betonter Endung ein, was wohl mit Darmesteters Ausführungen (Rom., V. 140ff.) im Widerspruch steht, aber von Risop durch eine grosse Zahl von Belegen ausser Zweifel gestellt wird (vgl. das 45 Verba umfassende Verzeichnis auf S. 48ff., aus welchem wir nur die Formen *partrai*, *partra*, *partrait*, *repentrai* herausgreifen). Von diesem synkopierten Fut. zeigen aber nur noch *fuir*, *venir*, *tenir*, *mourir* und die Neubildungen *courir* und *quérir* als letzte Reste ursprüngliche Formen. Eine grössere Zahl dagegen, vielleicht alle nicht inchoat. Verba auf *-ir*, zeigen auf älterem Gebiete im Fut. zwischen Stamm und Endung Einschub von *-e-*, dessen Ursprung als Stützvokal gegenüber Darmesteter schon deshalb nicht anzunehmen ist, weil dasselbe auch bei solchen Stämmen auftritt, wo es nach dem „Gesetze“ nicht notwendig wäre, vgl. einerseits *cueillera, saillerai, faillerai, bouillerai,* andrerseits *vestera, repenterait, menteray, senteront, partera, convertera.* Während die zuletzt genannte Gruppe mit *prenderai*, *meterai* auf eine Stufe zu stellen und wie diese zu erklären ist (weil *prendrai : prenderai* auch *partrai : parterai*), sind *cueillera* etc. anders aufzufassen. Risop glaubt, dass diese Formen mit jenen des Praes. und Imper. *(cueille, saille, défaille, bouille)* gleichen Wesens seien, weil der Inf. *cueillier* erst im XIV. Jahrhunderte vorkommt und von den übrigen Verben ein solcher überhaupt nicht belegt ist; er erklärt demnach mit Chabaneau diese Praes.- (und zum erstenmal die Fut.-) Formen als das Ergebnis der Bemühung, den Stamm *coil, sail, fail, bouil,* wie er in der Mehrzahl der übrigen Formen vorliegt, auch in denjenigen des Praes., wo ihm infolge der Lautverhältnisse Entstellung drohte (2. 3. Sg. Praes. Ind.), möglichst concret zum Ausdruck zu bringen, wozu er eines Stützvokals bedurfte. (Anders E. Görlich, *Gött. gel. Anz.*, 15. Febr. 1892, S. 159; vgl. aber Meyer-Lübke, *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.*, 1892, Sp. 155ff.) Die Annäherung an die Konj. auf *-er* sei also keine bewusste gewesen; der Inf. *cueillier* (vgl. auch die Perf. *cueilla, assaillierent* etc.) sei nicht die Veranlassung, wie bisher behauptet worden, sondern erst die Folge der erwähnten Gestaltung des Praes. und Fut. Wenn endlich schon in der ältesten Zeit Futurformen auf *-irai* auch bei nicht inch. Verben anzutreffen sind, so finden dieselben in dem Streben nach Anschluss an den Inf. ihre Erklärung. — Der letzte Abschnitt des Buches ist der Inchoativflexion gewidmet. Hier forscht der Verfasser nach den Ursachen ihrer Einführung in den Fällen, wo das Schriftitalienische und Altprov. sie im allgemeinen nicht kennt, nämlich in der 1. 2. Pl. Praes. Ind., im Imper. Pl. und Part. pr. einerseits und im Impf. andrerseits. Die Veranlassung dazu war im ersten

Falle das Streben, auch in der Konj. auf *-ir* die Endung in der 1. und 2. Pl. zu betonen, wodurch eine Uebereinstimmung in den Betonungsverhältnissen aller Konj.-Arten herheigeführt wurde; die Einführung im Impf. aber ist daraus zu erklären, dass man gewohnt war, den Praes.-Stamm, wie er in der 1. 2. Pl. sich darbietet, auch im Impf. zu sehen *(am-ons : am-oie*, also *puniss-ons : puniss-oie).* Dieser Wandel fand noch in vorhistor. Zeit der Sprache statt. Weiter behandelt der Verf. das Eindringen des Inchoativsuffixes in urspr. reine Verba (deutscher und lat. Herkunft), die er vollzählig verzeichnet (Seite 95—118), und stellt schliesslich jene vereinzelten Fälle zusammen, wo dasselbe auch ausserhalb der aus dem Praes.-Stamm gebildeten Formen auftritt (Fut. *garistra*, Perf. dialektisch *je sentissis* etc.). Die altfrz. Perf. *garesis, norresimes* u. a. m. werden als analoge Bildungen zu *desis, presimes* erklärt. — Ein Wortregister erleichtert die rasche Auffindung der einzelnen Verba.

Wir fürchten, mit der Darlegung des Inhalts dieser „Studien" einen zu breiten Raum zu beanspruchen, und dennoch haben wir uns auf das Wesentlichste beschränkt. Daraus mag die Fülle des verarbeiteten Stoffes und die Möglichkeit vielfacher Belehrung ersehen werden. Der weite Blick des Verf., welcher alle verwandten Erscheinungen umfasst und vor übereilten Schlüssen bewahrt, die Reichhaltigkeit des vorgelegten, teilweise neuen Materials, endlich die Disposition des Ganzen rechtfertigen die Anerkennung, welche die Schrift bisher in der Kritik gefunden hat.

Kraft hat es auf die Anregung Stengels hin unternommen, die Fälle von Konjugationswechsel im Neufrz. an der Hand einer Auswahl von 89 Grammatiken oder gram. Werken zusammenzustellen und damit einen Beitrag zur Geschichte der frz. Grammatik nach dem Gesichtspunkte zu liefern, dass ihre Ergebnisse auch der geschichtlichen Erforschung der (neueren) Sprache zugute kommen. Von diesem besonderen Standpunkte ist die Schrift zu beurteilen. Die Heranziehung von direkten Quellen, sowie eine mehr oder minder weitgehende Berücksichtigung der neueren Mundarten, was bei einer derartigen Arbeit grösseren Stils unerlässlich wäre, sind, als mit dem Hauptzweck der Arbeit nicht recht vereinbar, ausgeschlossen worden. Wie aber der Verf. die Belege mit Recht vom Texte ausscheidet und als Anmerkungen bringt, so würden auch derartige Zusätze den Gang der Untersuchung nicht gestört haben; auch öftere Hinweise auf die ältere Sprache und kurze Andeutungen über das Alter der schon vor 1500 bestehenden Formen, sowie Erklärungsversuche der behandelten Erscheinungen wären erwünscht gewesen. Wird also einerseits ein gelegentliches Zurückgreifen über die gesteckte Zeitgrenze ungern vermisst, so begreift man andrerseits

schwer, warum nicht auch unser Jahrhundert, etwa bis zum Jahre 1878, dem Datum der letzten Ausgabe des *Dictionnaire de l'Académie franç.*, noch herangezogen worden ist. Bei einer späteren derartigen Arbeit wäre ferner die Angabe der Verwandtschaftsverhältnisse der benutzten Grammatiken in Gestalt eines Stammbaumes angezeigt. Man muss jedoch zugeben, dass der Verf. ein ohnehin schon schwer zu überblickendes Material zu bewältigen hatte und sich umsomehr eine Beschränkung auferlegen musste, als er einen ungebahnten Weg zu beschreiten unternahm. Sein Fleiss, sowie der Nutzen der angestellten Untersuchung sind rückhaltlos anzuerkennen, und wir sehen der in Aussicht gestellten Fortsetzung, welche sich mit Stämmen und Zeiten beschäftigen soll, mit Interesse entgegen. — Im besonderen wäre zu bemerken:

Unter 1] vermisst man eine nähere Angabe jener Verba auf *-ir* und *-re*, welche nach Palsgraves Zeugnis vorübergehend zu der Konj. auf *-er* übertraten.

Unter 49 ff.] werden *courir, quérir, bouillir, gésir, issir, tistre-tissir-tisser, se repentir, sentir, ouïr* als Beispiele von „nicht inch. Verben auf *-ir* angeführt, welche bleibend einzelne Formen der regelmässigen Konj. auf *-ir* anbilden“. *Courir* und *quérir* sind aber doch nicht Ausgangspunkt, sondern bereits Ergebnis der Anbildung, welche sich dazu noch auf den Inf. beschränkt; sie gehörten unter B, 2, a *(courre: courir, querre: quérir,* ebenso *tistre: tissir).* Es geht auch sonst nicht an, diese Verba in eine Reihe zu stellen; das Einteilungsprincip ist nicht erfindlich. *Bouillir* mit den Nebenformen des Part. pf. *boullu* und des darnach gebildeten Perf. *boullus* gehörte zu B, 3 (Verben, die sich der Konj. auf *-re* angleichen). So berechtigen also bloss vereinzelte Formen von *gésir*, *issir*, *ouïr*, von einem Uebertritt zur regelm. Konj. auf *-ir* zu sprechen. Es zeigt sich besonders hier der Nachteil einer schematischen Einteilung, welche bei den vielfachen Uebergängen der Verba nicht durchzuführen ist, ohne Zusammengehöriges auseinanderzureissen. So müssen einzelne Verba dreimal und öfter angeführt werden, weil einzelne Formen derselben unter verschiedene Rubriken fallen (z. B. erscheint *couvrir* unter 2, 25, 35, 42; *haïr* unter 2, 29a, 40, 58).

Die unter 57 ff.] angeführten Verben *circuïr*, *haïr*, *subvertir, tollir* etc. werden als Gruppe B, 2, b, β aufgestellt („Verben mit Inchoativformen, welche einzelne Formen der regelm. Konj. auf *-ir* anbilden“). Auch diese Eintheilung ist unverständlich.

Unter 64] und 67] (Bildungen nach der Konj. auf *-re)* wäre es angezeigt gewesen, nicht schon die Ergebnisse dieser Angleichung, sondern diejenige Form, von welcher auszugehen ist, anzuführen, also *ardoir: ardre, remanoir: remaindre,* wie es z. B. unter 70] *(puir: puer)* geschehen ist.

Zu 76]: Der öfters gebrauchte Ausdruck „Praesens-Zeiten" als Bezeichnung für die aus dem Praes.-Stamm gebildeten Zeiten hätte vermieden werden sollen, sosehr er sich durch seine Kürze empfehlen möchte. Die Form des Part. pass. fem. *benoist* für *benoiste* ist kein Druckfehler, da auch Palsgrave 457 (*benoist soit elle entre toutes les femmes)* S. 40, A. 3 so citiert wird, sondern ein Versehen des Verf.

Die unter 77] angeführten, urspr. reinen Verba auf *-ir*, welche inch. Flex. annehmen, wären besser hinter 79] anzusetzen gewesen.

Zu 79]: Die im Praes. Konj. von *bastir, farcir, guérir* bisweilen auftretenden Formen *bastie, farcie, guérie* können wohl dem Einfluss von *bénir*, nicht aber von *dire* zugeschrieben werden, dessen Verwandtschaft mit *bénir* längst nicht mehr gefühlt wurde.

Zu 83]: Die Darstellung des Perf. leidet hier an Unklarheit, auch sind die Schlussfolgerungen anfechtbar. Aus dem Umstande, dass Oudin (1633) und der von ihm abhängige Rayot de St-Julien (1643) für das Praes. die Stämme *ponn-* und *pond-*, für das Perf. bloss das neuere *pond-* verzeichnen, schliesst Kraft, dass letzterer Stamm im Perf. früher selbständig auftrete als in den aus dem Praes. gebildeten Zeiten; alle anderen Grammatiker aber führen im Perf. nur *ponnus* an, im Praes. jedoch beide Stämme, was doch gegen Krafts Ansicht spricht. Wie im Praes. der Uebergang vom Stamme *ponn-* zu *pond-* für eine gewisse Periode das gleichzeitige Vorkommen beider Stämme voraussetzt, was auch von den Grammatiken bestätigt wird, ebenso vollzog sich, was Kraft nicht zugibt, der Wandel im Perf.: zu altem *ponnus* tritt zunächst *ponnis*, und beide finden sich im XVI. und Anfang des XVII. Jahrhunderts nebeneinander; seit spätestens 1618 ist auch schon *pondis* vorhanden, während *ponnis* im Jahre 1633 nicht mehr erwähnt wird. Es hat also *ponnis* zweifellos als Mittelstufe gedient; dass sie nur kurze Zeit mit der älteren und neuesten Form gleichzeitig auftritt, ist ein Beweis dafür, dass sich dieser Uebergang unter Einfluss des Praes. und Part. pf. ziemlich rasch vollzogen hat, obgleich die ältere Form noch eine Zeit lang fortbestand.

Am Schlusse der Abhandlung vermisst man ein Wörterverzeichnis, was ein empfindlicher Mangel ist, da bei der Einteilung nach Gruppen, welche den Konjugationswechsel entweder nicht, oder nur in einzelnen Formen oder aber vollständig beibehalten haben, viele Verben mehrmals zur Sprache kommen. Eine übersichtliche Tabelle, welche die verschiedenen Uebergänge, sowie die Zeitpunkte des Auftretens und Verschwindens der einzelnen Formen verzeichnet hätte, würde auch eine mehr zusammenhängende Behandlung des Ganzen ermöglicht haben.

Befremdend ist es, dass u. a. Littré, *Dictionnaire de la langue franç.*, und die Specialwörterbücher zu den Ausgaben der ‚*Grands Ecrivains de la France*' nicht unter den benutzten Werken genannt sind.

WIEN. M. FRIEDWAGNER.

Das Rolandslied. Ein altfranzösisches Epos übersetzt von **Ernst Müller.** Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei, Actien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter). 1891. kl. 8. VIII und 164 S.

In den letzten zehn Jahren ist der Büchermarkt mit Uebersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen überschwemmt worden. Davon sind die meisten wohl schwerlich dazu angethan, in den Seelen der jungen Leser, für die sie bestimmt sind, die Liebe zur Dichtkunst zu entfachen oder auch nur das Verständnis des deutschen Altertums zu fördern. Man versuche es nur, eine jetzt viel gerühmte und viel in Schulen benützte Parzivalübersetzung zu lesen. Wenn man also mittelalterliche Werke im modernen Gewande gewöhnlich mit einem gewissen ästhetischen Missbehagen zur Hand nimmt, so wird man sich durch die vorliegende Bearbeitung des Rolandsliedes in angenehmster Weise enttäuscht finden. Wer sich mit dem Inhalt und dem Geist des französischen Epos bekannt machen will, dem kann diese wohlgelungene Nachdichtung warm empfohlen werden. Der Leser erhält eine adäquate Vorstellung von dem Original. Der Uebersetzer verdient namentlich auch dafür Lob, dass er mit Erfolg bestrebt gewesen ist, undeutsche oder prosaische Wendungen zu vermeiden. Es ist freilich eine Binsenwahrheit, dass das Original eine ganz andere eigentümliche Wirkung hervorbringt, der keine Kunst des Uebersetzers gleichkommt. Auf Tausende, die den Macbeth, den Othello, den Lear, den Hamlet mit tiefer Ergriffenheit lesen oder auf der Bühne darstellen sehen, kommen in Deutschland nur wenige, die das Original kennen, und von diesen wenigen dürfte wiederum nur der eine oder der andere eine so sichere und weitgehende Kenntnis des Englischen im Zeitalter der Elisabeth besitzen, um aus dem Original nun auch wirklich einen tieferen und edleren Genuss zu schöpfen als aus der Uebersetzung. Was von Shakespeare niemand bestreiten wird, darf wohl auch noch für das Rolandslied gelten.

Sollten diese Ausführungen dem Referenten den Vorwurf einbringen, er sei nur darum als Lobredner einer Verdeutschung des Rolandsliedes aufgetreten, weil er das Original nicht zu würdigen verstände, so würde er das mit grösserer Gelassenheit ertragen, als

wenn ihn der begründete Tadel träfe, er sei nicht, so weit seine Kräfte reichen, bemüht, sich eine solche Kenntnis des Neufranzösischen anzueignen und lebendig zu erhalten, wie die neuen Lehrpläne mit Fug und Recht von einem Lehrer des Französischen erheischen. Wer jene Forderungen ernstlich erfüllen und sich nicht bloss mit ihnen abfinden will, dem bleibt in Zukunft keine bange Wahl mehr: er muss sich bescheiden, aus Liebe zu seinem Beruf und in richtiger Erkenntnis einer selbstgewählten Pflicht wird er das Studium des Altfranzösischen den berufenen Vertretern der romanischen Philologie überlassen.

Ernst Weber.

Ungewitter. *Xavier de Maistre, Sein Leben und seine Werke* Berlin, W. Gronau, 1892. 71 S. 8°. M. 1.80.

Niemand wird das Schriftchen ohne Genuss lesen. Es ist im edelsten Sinne des Wortes populär gehalten und hält sich fern von wissenschaftlichen Haarspaltereien, welche ja noch immer die crux der litterarhistorischen Monographien sind. Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, sein Büchlein mit mehr oder minder zweifelhaften neuen wissenschaftlichen Thatsachen auszurüsten, und doch ist das Werkchen eine in jeder Hinsicht gelungene Monographie. Leben und Wirken des eigenartigen Mannes sind in glücklichster Weise mit einander verwoben zu einem Geistesbilde, dem nicht der kleinste Zug fehlt. Der Stil ist edel und warm, und aus jeder Zeile spricht des Verfassers Liebe zu seinem Helden, ohne dass letztere in dem Gewande der litterarischen Marotte aufträte. Jede Art wissenschaftlicher Polemik ist dem Verfasser zuwider, ein Umstand, der den Reiz des Büchleins noch erhöht. Vertrautheit mit seinem Stoffe, gründliche Belesenheit und ein feiner poetischer Instinkt zeichnen Ungewitter in hohem Grade aus, dazu eine Bescheidenheit, wie man sie nicht überall findet. In der Untersuchung über Maistre's Vorbilder verfällt U. nicht in den so allgemein verbreiteten Fehler, sich nur an Äusserlichkeiten zu halten. Und gerade diese Methode führt ihn zu dem wichtigsten Ergebnisse seines Schriftchens, dass Xavier de Maistre ein in seinem ganzen Geistesleben germanischen Einflüssen unterworfener und von germanischer Empfindung erfüllter Mann gewesen.

Ernst Dannheisser.

Feller, Louis. *De la ponctuation française.* Aperçu à l'usage des classes supérieures des écoles allemandes. Leipzig 1892. Teubner. 31 S. 12°. 30 Pfg.

Für die Herausgabe dieses Schriftchens lag ein Bedürfnis nicht vor. Die Abweichungen der französischen Interpunction von der unsrigen, soweit sie ein deutscher Schüler kennen muss, wird ein verständiger Lehrer denselben an der Hand der Lektüre finden und zusammenstellen lassen. Die Unterschiede in der Setzung der Kommas, worauf sich ja bei der Betrachtung die Aufmerksamkeit vornehmlich zu richten hat, bietet dem Schüler dann noch seine Grammatik, wenn auch in zusammenhangsloser Aufzählung; vgl. Plötz-Kares' Sprachlehre p. 118f., Steinbart 249f. u. s. w. Da ferner Büchlein von einem Umfang wie das vorliegende stofflich selten etwas Neues bringen, so könnte ein Grund zur Veröffentlichung nur in geschickter, übersichtlicher Anordnung des Behandelten gesucht werden. Aber auch in Bezug auf diesen Punkt entspricht der Abriss nicht allen berechtigten Anforderungen. So ist z. B. die Zusammenstellung der Anmerkungen a—e (pag. 7—9) logisch falsch. Ausserdem berührt es unangenehm, als Belege Sätze zu treffen, die schon in der Grammaire des grammaires stehen (p. 5, 13, 16, 18 (3mal!), 21), an die sich auch in der Fassung der Regeln Anklänge nachweisen lassen. Ist denn die französische Litteratur so arm, dass nichts anderes zu finden ist? Papier und Druck, abgesehen von der letzten Zeile auf S. 6 und der 7. auf S. 21, sind das Beste der kleinen Schrift.

C. Dorfeld.

L'écho français, französische Zeitschrift für Deutsche (zu Unterrichts- und Fortbildungszwecken). Wöchentlich eine Nummer. Redacteur en chef: **Dr. Erwin Hoenncher.** Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase). 1892. 4°. 2 Mk. für das Quartal.

Die erste Nummer dieser neuen Zeitschrift bietet zunächst unter der Ueberschrift: *La semaine politique* kurze Einzelsätze, die sich auf Frankreich und das Ausland beziehen und wohl französischen Zeitungen entnommen sind. Umfänglicher sind die Anfangspartieen von *Tartarin de Tarascon* p. Alph. Daudet und *la pierre de touche* p. Augier et Sandeau. Alsdann folgt ein Teil von *Jocelyn*, épisode p. A. de Lamartine, woran sich eine Conversation über ein Mittagessen anschliesst. Ferner finden wir in der Abteilung, die den Titel trägt: le secrétaire, billets d'invitation, in einer andern, correspondance commerciale überschrieben, lettre d'introduction en faveur d'un négociant se rendant aux États-Unis, zum Schluss kommen noch eine Uebersetzungsaufgabe, deren Deutsch man anmerkt, dass sie ins Französische übertragen werden soll, das moderne Lied: le roi Carnot p. A. Millaud und pensées, sämtliche Gruppen mit deutschen erklärenden Anmerkungen unter dem Text versehen. Wie man bemerkt, ein reichhaltiges Programm, das zwar vielen etwas, aber keinem Genügendes bringt. Und dies ist, wie ich glaube, der Hauptfehler dieser Zeitschrift. Erwachsene — für diese ist nach den pensées das écho français bestimmt — die eine Bereicherung ihrer Kenntnisse durch Lektüre suchen, werden doch lieber zu den Bandausgaben greifen, als dass sie jeden Sonnabend verhältnissmässig kleine Stücke verschiedener Erzählungen hinnehmen, oder wenn sie zugleich die gegenwärtige Bewegung auf geistigem Gebiete in Frankreich kennen lernen wollen, wird ihnen die Revue hebdomadaire, die bei Plon, Nourrit und Cie jetzt erscheint und

für 50 c. einen gediegenen Inhalt von 160 Seiten liefert, vortreffliche Dienste leisten. Diejenigen aber, welche kaufmännische oder andere praktische Zwecke im Auge haben, werden nicht in hinreichendem Masse das, was sie suchen, in dieser Zeitschrift finden. So kommt sie mir vor wie eine französische Grammatik, die nach ihrem Titelblatt den Bedürfnissen der Gymnasien, Bürger- und Mädchenschulen zugleich abhelfen will. Also eine klarere und bestimmtere Zielangabe und dementsprechende Ausführung, dann kann vielleicht eine Lücke ausgefüllt werden. Dass eine solche vorhanden, beweisen die vielen Nachfragen junger Leute auf gewerblichem Gebiete, die beim Studium der französischen Sprache ein derartig billiges, ihnen genügendes Hilfsmittel einer teuren Zeitung, die in Frankreich erscheint, vorziehen.

C. DORFELD.

Sammlung französischer und englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung. 1890.

1. Bd. Michaud, *La Troisième Croisade*, Pr. geb. 60 Pf. 2. Bd. Lamartine, *Nelson*, Pr. geb. 50 Pf. 3. Bd. Lamartine, *Christophe Colomb.* 4. Bd. Florian, *Guillaume Tell.* 5. Bd. *Ausgewählte Erzählungen* von Courier, Töpffer, Dumas, Mérimée, Souvestre, Pr. geb. 60 Pf.

Der Entschluss, Textausgaben zu veranstalten, ist gewiss mit Freuden zu begrüssen, besonders wenn bei billigen Preisen die Ausstattung eine so gute ist wie hier. Auch der Druck ist hübsch und im wesentlichen korrekt. In dem V. Bändchen habe ich nur drei Druckfehler entdeckt (S. 23, Z. 28 *à* st. *a*, S. 31, Z. 7 *un* st. *une*, S. 71, Z. 33 *de* st. *des*). Die hier gebotenen Erzählungen sind: Une aventure en Calabre von Courier, Le lac de Gers und Le col d'Anterne von Töpffer, Le nez gelé von Alexandre Dumas, Mateo Falcone und La prise de la redoute von Mérimée und Un intérieur de diligence von Souvestre. Sie lesen sich gut in Obertertia, nur der Col d'Anterne ist in einigen Partieen schwierig. Was ich gegen die übrigen Heftchen einzuwenden habe, geht aus meiner Brochüre „Gelöste und ungelöste Fragen der Methodik" hervor. Michaud ist veraltet, Lamartine zwar Klassiker der Sprache, aber seine Nelson und Colomb sind keine nationalen Stoffe. Florian's Tell wird neben Schiller kaum erträglich sein.

W. MANGOLD.

Francisque Sarcey. *Le Siège de Paris.* Impressions et souvenirs. Zum Schulgebrauch herausgegeben von U. Cosack. — Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, Leipzig, 1891. IX und 142 S. 8°. Preis Mk. 1.50 geb.

Das beste Zeichen dafür, dass Sarceys gemütvolle und anziehende Eindrücke von der Pariser Belagerungszeit als passende, ja hinreissende Schullektüre sich bei uns sofort einen grossen Wirkungskreis eroberte, ist das Erscheinen einer Konkurrenzausgabe zu der vorliegenden bei Velhagen und Klasing. Die Auswahl und die Kommentierung Cosacks scheint uns aber bei weitem den Vorzug zu verdienen. Namentlich bieten die 27 Seiten starken Anmerkungen reichen Stoff zu Sprechübungen über die Männer von 1870/71, über Leben und Treiben in Paris und Frankreich, über französisches Heerwesen und dergleichen. Die Arbeit ist aus einem Gusse,

trotz einzelner kleiner Unebenheiten z. B. in der Note zu *le Moniteur* (67. 15), zur *Rue Drouot* (102. 12). Letztere Strasse war nicht wegen der Mairie des 9. Bezirks eine Art Sammelpunkt für Kriegsnachrichten, sondern weil im Hause No. 26 derselben das Verlagshaus des „*Figaro*" mit dem weltbekannten Depeschensaal sich befindet. Die Anmerkung zu 103. 32, die allzu breit ausfiel, wäre nach 93. 39 zu verpflanzen, ebenso diejenige zu 105. 31 nach Seite 67 Die Fussnoten sind ebenso tüchtig, wie die des Anhangs; vor allem bringen sie nie zuviel und nehmen sie niemals die gemeinsame Klassenarbeit vorweg. Ohne der letzteren Eintrag zu thun, hätte der Herausgeber einige Stellen mehr erklären dürfen: z. B. *un Bellevillois à tous crins* (15. 16), *allures ascétiques* (29. 28), *il n'y avait que les couches supérieures de gâtées* (60. 9), *sous couleur* (61. 37). Obwohl *espionomanie* (41. 31) in den Wörterbüchern fehlt, ist es als selbstverständlich ausseracht gelassen worden. *Les écoles déjà faites* (79. 9) wäre besser zu übersetzen: die empfangenen Lehren; *bouton de guêtre* und *culotte de peau* (89. 13 und 88. 21) könnten beide recht wohl mit „Gamaschenknopf" wiedergegeben werden; *en reste de* (95. 7) durch „im Rückstand mit". Die Anspielung zu *faire merveille, comme jadis le chassepot* (96. 11) ist vom Herausgeber übersehen worden; ohne Zweifel meint Sarcey damit den bekannten Ausspruch Pius' des IX. nach der Niederwerfung Garibaldis.

Zuletzt noch ein paar Worte über die Textgestaltung dieser vortrefflichen Ausgabe eines ebenso vortrefflichen Lesestoffs. Der Umfang von 114 Seiten ist trotz geschickter Kürzungen immer noch zu gross für ein Semester, an Gymnasien sogar für zwei. Es sollten daher in einer Neuauflage die Beschreibungen und Betrachtungen noch etwas beschnitten werden, z. B. Seite 19—20, 25—27, 42—43 etc. etc. Wo aber von der Damenwelt der Boulevards die Rede ist (27. 20; 32. 15), müssen unter allen Umständen Abstriche eintreten. Der Text ist korrekt, bis auf S. 11. 23; 33. 2; 78. 27; 82. 4; 99. 26; 109. 33 — wo es zumeist um Accents oder Interpunktionszeichen sich handelt.

JOSEPH SARRAZIN.

Miszellen.

Ein neuprovenzalisches Kommerslied.

Während der Blüthezeit der neuphilologischen Vereine fanden eine Anzahl deutscher Kommerslieder altfranzösische und altprovenzalische Nachdichtungen, nachdem kein geringerer als W. Foerster, dem man die in dieser *Zeitschrift* III, 185 abgedruckte altfranzösische Bearbeitung des „Gaudeamus" zu verdanken hat, mit rühmlichem Beispiel vorangegangen war. Ihm folgte Ed. Schwan zunächst mit einer altfranzösischen Umdichtung des altassyrischen Gesanges „vom schwarzen Walfisch zu Askalon", dem auch ein gelehrter Kommentar nicht fehlte, und etwas später mit einer altfranzösischen Uebertragung der „Lore am Thore". Dann lieferte G. Hentschke eine ebenfalls altfranzösische Bearbeitung des Liedes vom „Hering, der eine Auster liebte" und eine altprovenzalische des v. Mühler'schen Liedes „Grad' aus dem Wirthshaus".[1]) Gewiss haben

[1]) Um diese Proben germanisch-romanischer Dichtkunst nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, geben wir einen Abdruck derselben.

I. Li lais Jonas.[1])

1. El noire balaine d'Ascalon,
   Uns hom bevoit · III · jors
   Dusk'il jut comme une anste roiz[2])
   Soz table de marmor.[3])

2. El noire balaine d'Ascalon:
   Felon, dist l'ostelier,
   Arrestez, car vos bevez plus
   Que ne pöez paiier!

3. El noire balaine d'Ascalon
   Vinrent li bel serjant,
   En · XII · pierres[4]) bien escrit
   Le conte presentant.

4. El noire balaine d'Ascalon,
   Li ostes crie: Aoi![5])
   Mon or et mon argent donai
   A l'agnel Ninifoi.[6])

5. El noire balaine d'Ascalon,
   A quatre et demi,
   Par un gëant par defors l'uis
   L'estraigne fu feri.

diese Sangesmeister gelehrige Schüler gefunden, die auch andre deutsche Weisen in romanische Zungen übertrugen, doch ist mir von weiteren französischen und provenzalischen Bearbeitungen deutscher Kommerslieder keine zu Gesicht gekommen.

---

6. El noire balaine d'Ascalon,
   Prophete n'est ames,
   On doit paiier tot cho k'on boit
   Se vivre on vuelt en pais.
7. [El noire balaine d'Ascalon,
   Quant noef ores sonna,
   Li bons gëanz, li Nubiois,
   L'estraigne ramena.] [7])

Anmerkungen:

[1]) Kritische Ausgabe nach mehreren Handschriften. — Inhaltlich wohl nicht mit dem altfrz. Jonasfragment zusammenhängend. Vgl. vielmehr die deutsche Bearbeitung von Scheffel (Lahrer Commersbuch S. 541), die, wie sich nach Auffindung dieses Lai ergiebt, nicht aus einer altassyrischen Keilschrift stammt, sondern eine fast wörtliche Uebersetzung dieses Lai ist. Oder sollten etwa beide auf die syrische Quelle, unabhängig von einander, zurückgehen?

[2]) Das Französische scheint die aristokratische Version zu sein, während die Lesart: „Besenstiel" im Deutschen mehr auf einen bürgerlichen „jongleur" schliessen lässt. Man vgl. dazu: Floire et Blancheflor ed. E. du Méril. — Man beachte auch Str. III, 2 *serjant,* deutsch Kellner.

[3]) Der Verfasser des Lai scheint, der gelehrten Bildung *marmór* statt des volkstümlichen *marbre* nach zu urteilen, ein *„clers"* gewesen zu sein; der ungenaue Reim, wie der Hiatus in V. 2 (allerdings nach Muta cum Liquida) lassen auf einen jugendlichen Dichter schliessen. Die Heimat ist wohl an der Grenze der Pikardie und Isle de France zu suchen.

[4]) Scheint für ein syrisches Original zu sprechen, da von einer solchen altfrz. Sitte nichts bekannt ist.

[5]) Wichtig für die Auffassung von *Aoi* im Roland.

[6]) *Ninive,* welches *Ninifei* u. picard. *Ninifoi* gab.

[7]) Die letzte Strophe, welche nur in einer späten Handschrift erhalten ist, charakterisiert sich ihrem Inhalte nach als späterer Zusatz. Vermutlich rührt sie von einem Copisten her, der mit dem traurigen Geschick des Fremden Mitleid hatte. Allerdings ist die Strophe auch in manchen Handschriften der deutschen Version erhalten. Auch findet sich hier die Heimat des Riesen: „Nubiois" (im deutschen Text: „Nubierland") angegeben, welche Str. V fehlte. Das giebt zu denken!

II. Belle Lorotte.

1. De totes pucelles gentils, avenanz
   Me plaist mielz belle Lorotte,
   De totes ruelles et rues del borc
   Me plaist mielz celle a la porte.
   Li maistres sorrist comme ëust sospeçon,
   Comme ëust sospeçon a Lorotte:
   Elle est mes pensers et de nuit et de jor
   Et demore el coing a la porte.

Von romanischen Kollegen und Dichtern war nicht zu erwarten, dass sie die gleichen Bahnen wandeln würden: die Romanen kennen ja keine Kommerse und bedürfen darum auch keiner Kommerslieder. Um so grösser war mein Erstaunen, als ich im Sommer 1891 bei Gelegenheit des

---

2. Se descent la ruelle, les pas menus,
Li sans me saut a la teste,
S'entend del loing son bas tip et tap,
La soudure ne tient ne ne reste.
Ces damoiselles parees del cort
Ne resemblent mie a Lorotte:
Elle est mes pensers et de nuit et de jor
Et demore el coing a la porte.

3. Et quant avient li liez tans Noël,
D'argent est fourree la cotte,
Que la mere envoia por un sorcot novel,
Je le doins tot a ma Lorotte.
Se dïables portoit moi un tresor
Ensement le dorroie a Lorotte:
Elle est mes pensers et de nuit et de jor
Et demore el coing a la porte.

4. Mais quant iert en mai li douz tans Pascor,
Devroie partir, par l'usage,
Dont me ferai ci et maistre et borjois
Al mien propre avantage.
Dont me ferai maistre en celle cité,
Maistresse sera ma Lorotte:
Lors avra „valeri!" et de nuit et de jor,
Mais onc plus el coing a la porte!

La belle Lorotte explicit.

III. Li harenx et l'oistre.

Un harenx aima une oistre enmi la fresche mer,
Ne pensa unc autre chose qu'en aveir un baiser.

Meis l'oistre molt fu chaste, ne quitta sa maison,
Plus gemisseit li harenx, plus ço li esteit bon.

Sol un bel di, s'escale a grant prudence ovri,
Volst denz la glace de l'eve veir sun visage seri.

Li harenx arive a nage, si met sa teste dedenz,
De li baiser a grace esteit tuz sis talenz.

O harenx, povre harenx, com estes vos juez! —
Ele ferma s'escale, s'il fu guillotinez.

Sis cors tuz morz or nage sor l'onde en meis de mai,
E pense: ja meis en vie nule oistre n'amerai.

IV. De la taverna.

1. De la taverna m'en sui fors anatz —
Bels camis, digas me, com est cambjatz?
Car la direczio gaires no trop.
Conosc la causa be: as begut trop!

Sceauxfestes der Pariser Feliber einige hundert Südfranzosen eine deutsche Weise anstimmen und mit Schwung und Feuer einen neuprovenzalischen Text nach ihr absingen hörte, der jedermann auf das Beste bekannt war. Die Melodie war diejenige Kücken's „Wer will unter die Soldaten"; der Text war das Sonnenlied Mistrals, die erste und volksthümlichste cansoun aus seinen *Isclo d'or*, ein Anruf an die brennende Sonne der Provence, die der Südländer schmäht, wenn er von ihr bedrückt wird, und die ihm doch am meisten fehlt, wenn er im kühlen Norden ihre glühenden Strahlen entbehren muss.[1])

Da die *Isclo d'or* nur in den Händen weniger Leser der *Zeitschrift* sich befinden werden, so geben wir auch von dem *Cant dóu Soulèu* einen Abdruck nebst einer von Mistral selbst herrührenden französischen Uebersetzung, in der Hoffnung, dass sich das in der Provence zur Volksweise gewordene Lied in den neuphilologischen Kommersen einbürgern werde. Wir sind den Felibern, die vor dem Singen einer deutschen Weise nicht zurückschrecken, wohl diese kleine Anerkennung schuldig.

Grand soulèu de la Prouvènço,
Gai coumpaire dóu mistrau,
Tu qu'escoules la Durenço
Coume un flot de vin de Crau,
Fai lusi toun blound calèu,
Coucho l'oumbro emai li flèu!
Lèu, lèu, lèu!
Fai-te vèire, bèu soulèu!

Ta flamado nous grasiho,
E pamens, vèngue l'estiéu,
Avignoun, Nime e Marsiho
Te reçaupon coume un diéu! Fai lusi . . .

Pèr te vèire, li piboulo
Toujour mounton que pus aut,
E la paure berigoulo
Sort au pèd dóu panicaut. Fai lusi . . .

---

2. Na Luna, quel vizatge as oi offert?
L'un olh a tot fermat, l'autre a ubert!
No saps, Cerveza es molt mala res?
Na Lun', a ver te di, grant anta t'es.

3. Vec! las laternas sai, ço m'es semblan,
No-s podon tener mais en drech estan,
Totz temps son chancelan e sai e lai:
Tanta confuzio lo vins sols fai.

4. Tot en ebriezza es, grantz e petitz,
Pot s'i mesclar degus homs amarvitz?
Ses mentir, mal o fos e perilhos, —
Mielhs en taverna torn, com home pros.

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, dass diese zum Scherz versuchten Nachdichtungen nicht als litterarische oder philologische Leistungen betrachet werden wollen.

[1]) Mistral gibt dem Gedichte die Note bei: Le *Cant dóu soulèu* a été popularisé par les orphéons de Provence sur l'air du *Bivouac* de Kücken. Es ist nicht leicht, unter dieser Bezeichnung „den kleinen Rekruten" Kückens wieder zu erkennen.

Lou soulèu, ami, coungrio
Lou travai e li cansoun,
E l'amour de la patrio
E sa douço languisoun. Fai lusi . . .

Lou soulèu fai lume au mounde
E lou tèn caud e sadou . . .
Diéu nous garde que s'escounde,
Car sarié la fin de tout! Fai lusi . . .

Uebersetzung: Grand soleil de la Provence, — gai compère du mistral, — toi qui taris la Durance — comme un flot de vin de Crau, — Fais briller ta blonde lampe! — Chasse l'ombre et les fléaux! — Vite! vite! vite! — Montre-toi, beau soleil!

Ta flamme nous rôtit, — et pourtant, vienne l'été, — Avignon, Arles et Marseille — te reçoivent comme un dieu!

Pour te voir, les peupliers — montent de plus en plus haut, — et le pauvre agaric — sort au pied du chardon.

Le soleil, amis, procrée — le travail et les chansons, — et l'amour de la patrie, — et sa douce nostalgie!

Le soleil éclaire le monde — et le chauffe et le nourrit . . . — Dieu nous garde qu'il se cache! — car ce serait la fin de tout!

Zur Gewinnung einer richtigen Aussprache der Verse des Liedes füge ich die wichtigsten Ausspracheregeln der provenzalischen Felibersprache, d. i. eines verfeinerten Avignonerisch bei, mich dabei auf die Erscheinungen in diesem Gedichte und auf die Abweichungen von der französischen Aussprache beschränkend. Das Gegebene wird für Kommerszwecke ausreichen.

Nachtonisches *o* (*Prouvènço*, *Durènço* etc.) kann man getrost wie ein sog. dumpfes *e* aussprechen. Nachtonisches *e* (*vèngue*, *coume* etc.) ist geschlossen. — *Ou* ist deutsches *u*; geschr. *u* = *ü*.

Die betonten echten Diphthonge *ai* und *au* haben ein geschlossenes *a*; die zusammengesetzten Vokale sind deutlicher vernehmbar als im deutschen *ei* (*ai*) und *au*. Vortonisches *ai* und *au* gleichen ganz den deutschen Diphthongen. *èi*, *èu*, *óu* sind ebenfalls echte, fallende Diphthonge mit offnem *e* und geschlossenem *o*; *iéu* ist der Triphthong *yéu*; *ié* in *sarié* ist gleich *yé*.

Die im Wortauslaut und die vor Konsonanten befindlichen Nasalverbindungen *an*, *èn*, *èm*, *en*, *on*, *oun*, *oum*, *un*, *in* sind nicht die vollen Nasalvokale von *a*, *è*, *é*, *o*, *u*, *ü* und *i*, sondern auf dem Wege zu ihnen befindliche Verbindungen dieser Vokale mit velarem Nasal *η*. Ein Ostdeutscher, der einen echten Nasalvokal zu sprechen unternimmt, dem dies aber in Folge seiner Gewöhnung an Oralvokal + velarem Nasal nicht gelingt (bei den Schülern ist das häufig zu bemerken), spricht wie ein echter Provenzale. Vor dentalen Konsonanten spricht man aber auch ganz gewöhnlich Oralvokal + dentalen Nasal (also *mounde* = *munde*, *escounde* = *eskunde*, nicht aber so in *grand*, *blound* etc., deren *d* stumm ist), vor labialen Konsonanten Oralvokal + labialen Nasal (also: *coumpaire* = *kumpaire*; *oumbre* = *umbre*), vor velarem Konsonant Oralvokal + velarem Nasal (also: *coungrio* = *kuηgriœ*) aus.

h in *grasiho*, *Marsiho* ist = deutschem *j* (*y*); *j* = *dz*; *ch* = *ts*; intervokalisches *s* ist stimmhaft, intervokalisches *r* ist dental und sehr stark gerollt. Wem dieses *r* nicht geläufig ist, dem empfehle ich zu seiner Einübung

das Verfahren, das am Pariser Konservatorium üblich ist und das Dupont-Vernon, *L'art de bien dire,* Paris 1891, S. 38 folgendermassen beschreibt: (um dentales *r* zu erlernen) „il est bon de prononcer alternativement les deux consonnes *t* et *d*. Vous donnez ainsi à l'extrémité de la langue une agilité, une souplesse qu'elle n'avait pas; faites précéder les consonnes *t*, *d*, de la consonne *f*, qui, en vous forçant d'appuyer les dents d'en haut sur la lèvre de dessous, amène naturellement votre langue en avant du palais, et dites, fort lentement pour commencer, et de plus en plus vite ensuite, de façon même à presque confondre le son des deux dernières consonnes *ftd* ou *ftede* ou *ftedede* et alors, quand vous êtes tout entier à cet exercice peu récréatif, mais utile, et quand votre élan est bien pris, faites entrer dans la danse, selon l'expression pittoresque de M. Legouvé, une petite *r*, bien timide, bien modeste d'abord, et que vous n'articulerez presque pas pour commencer. Remarquez bien, si votre langue se replie; si elle se replie, c'est que le défaut persiste, alors recommencez; ne vous rebutez pas, votre langue s'est pas encore assez souple, mais elle le deviendra demain, après demain, dans peu de jours." Wer ein dentales *r* von Haus aus sprechen kann oder es künstlich gelernt hat, ist zugleich auch in Stand gesetzt, ein bühnenfähiges Französich zu artikulieren. Wem es nicht gelingt, der muss beim Lesen provenzalischer Verse wenigstens sein velares *r* tüchtig rollen. — Velares *r* herrscht sonst auch in Provenzalischen, soweit es nicht bei dentalen Konsonanten steht.

E. Koschwitz.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue sommaire des manuscrits de la bibliothèque d'Avignon (musée Calvet); par L. H. Labande, archiviste paléographe. In-8°, VI-433 p. Avignon, Seguin frères.

Delisle, L. Sir Kenelm Digby et les anciens rapports des bibliothèques françaises avec la Grande-Bretagne, communication faite à la „Library Association of the united Kingdom". Grand in-16, 29 p. Paris, imp. Plon, Nourrit et Ce.

Hauréau, B. Notices et Extraits de quelques manuscrits latins de la Bibliothèque nationale. T. 5. In 8°, 354 p. Le Mans, imprimerie Monnoyer; librairie C. Klincksieck.

Omont, H. Nouvelles acquisitions du département des manuscrits de la Bibliothèque nationale pendant l'année 1891—1892. Inventaire sommaire. In-8°, 52 p. Paris, Picard. [Extrait de la Bibliothèque de l'Ecole des chartes (année 1892, p. 333 à 382)].

Gröber, G. Grundriss der romanischen Philologie II, a. 1. Lfg. Strassburg, Trübner [S. 1—96: *E. Stengel,* Romanische Verslehre, S. 97—256: *G. Gröber,* Uebersicht über die lat. Literatur von der Mitte des 6. Jahrh. bis 1350].

Vollmöller, K. u. *Otto, R.,* Kritischer Jahresbericht über die Fortschritte der romanischen Philologie. I. Jahrgang. 1890. 1. Heft. München und Leipzig. Verlag von R. Oldenbourg.

Maître, le, français. — The English teacher. Französisch-engl. Lern- und Uebungsblatt. Hrsg. v. Oberlehr. Dr. H. P. Junker. 1. Jahrg. Oktbr. 1892—Septbr. 1893. (24 französ. u. 24 engl. Nrn.) gr. 8°. (Nr. 1. 18 S.) L., Renger. Vierteljährlich bar n. 1.50; franz. od. engl. Thl. allein à 1.—

Beaune, H. Sens du mot „quitte" dans les actes féodaux de la Bresse et du Bugey. In-8°, 5 pages. Paris, Leroux. [Extrait du Bulletin du comité des travaux historiques et scientifiques (section d'histoire et de philologie, année 1892).]

Levy, Emil, provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen u. Ergänzgn. zu Raynouards Lexique roman. (In 9—10 Hftn.) 1. Hft. gr. 8°. (XV, 128 S.) L., O. R. Reisland. 4,—

Loth, J. Les Mots latins dans les langues britanniques (gallois, armoricain, cornique). Phonétique et Commentaire, avec une introduction sur la romanisation de l'île de Bretagne. In-8°, 252 p. Paris, Bouillon.

Passy, P. Les Sons du français (leur formation, leur combinaison, leur

représentation). 3e *édition*, entièrement refondue. In-16, 143 p. Paris, Firmin-Didot. 1 fr. 50.

Pérot, F. Dissertation sur le nom primitif de la Loire. In-8°, 12 p. Roanne, imp. Chorgnon et Bardiot. [Extrait de l'Ancien Forez (avril-mai 1892).]

Schwan, Prof. Dr. *Ed.*, Grammatik d. Altfranzösischen (Laut- u. Formenlehre). 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 247 S.) L., O. R. Reisland. 4,80.

Tobler, A. Etymologisches: It. *attrazzo, attrezzo;* franz. *rets;* altfranz. *menaison, -oison, -ison*; franz. *haleter;* franz. *aloyau;* franz. *ébouler;* franz. *banneret.* [Sitzungsbericht der Kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1893. III.]

Vogl, Dr. *Adf.* Die Sprache in ihren Beziehungen zu den Sprachwerkzeugen. gr. 8°. (32 S.) Graz, Leykam in Komm.

Wagner, Ph. Französische Quantität (unter Vorführung des Albrechtschen Apparats). [In: Phonet. Studien, VI., S. 1—17].

Comte, Ch. Les stances libres dans Molière. Étude sur les Vers libres de Molière comparés à ceux de La Fontaine et aux Stances de la versification lyrique. Versailles, imprimerie Ve. E. Aubert. 90 S. 8°.

Havet, L. La prose métrique de Symmaque et les Origines métriques du Cursus. In-8°, 118 pages. Paris, Bouillon. [94e fascule de la Bibliothèque des hautes études].

Tisseur, Clair, Modestes observations sur l'art de versifier. Lyon, Bernoux et Cumin. 355 S. 8°. 5 fr.

Michaud, Prof. *Charles*, neues Taschen-Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. Mit e. Auswahl v. Gesprächen f. die Reisenden. Deutsch-Französisch. 24°. (428 S.) B., H. Steinitz, Verl. 1.50

Moment-Wörter der vier modernen Hauptsprachen. Ein Handbuch d. Deutschen, Englischen, Französischen u. Italienischen in e. durchlauf. Alphabet. Neue Ster.-Ausg. d. „Neuen Universal-Wörterbuch". gr. 16°. (XII, 1199 S.) B., Trowitsch & Sohn. Geb. in Halbfrz. 6.50.

Vincent, P. Dictionnaire illustré. Langue française, Histoire, Géographie. 1re *édition.* In-16 à 2 col., 768 p. avec nombreuses fig., tableaux synoptiques et cartes en coul. Paris, Delarue.

Alge, S., Leitfaden f. den ersten Unterricht im Französischen. 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 168 S. m. Abbildgn.) St. Gallen, Huber & Co. 1,60 Mk.

— der erste Unterricht im Französischen. Zugleich e. Kommentar zum „Leitfaden f. den ersten Unterricht im Französischen". [Aus „Theorie u. Praxis d. Sekundarschulunterrichtes".], gr. 8° (45 S.) Ebd. —,50

Augé, C. Troisième Livre de grammaire. „Livre du maître". 1,500 exercices, 200 grav. In-12, 886 p. Paris, Larousse. 4 fr.

Bechtel, Adf., französisches Sprach- u. Uebungsbuch. Oberstufe. Für die V., VI. u. VII. Classe. gr. 8°. (XV, 224 S.) Wien, Manz. Geb. in Leinw. 2,40.

Benecke, Dir. *Alb.*, französische Vorschule (propädeutischer Kurs) bearb. f. Gymnasien, Realgymnasien u. Realschulen (höhere Bürgerschulen) 8°. (VIII. 179 S.) Potsdam, A. Stein. 1,20 Mk.

Bierbaum, Prof. Dr. *Jul.*, Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode f. höhere Schulen. I. Tl. Mit e. Liederanhang. 3. Aufl. gr. 8°. (VIII, 120 u. 16 S.)

Boerner, Otto, Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksichtigung der Uebgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der

Sprache. 2. Aufl. gr. 8°. (XVI, 332 S.) L., B. G. Teubner. Geb. in Leinw. 2,60.

Bretschneider, H., kurzgfasste Synonymik m. erläuternden Satzbeispielen. 8°. (35 S.) L. Renger. 0,40 Mk.

Buchner's Lehrmittel f. den französischen Unterricht v. DD Prof. Wilh. Scheffler Geo. Stern u. Albr. Reum. (II.) gr. 8°. Bamberg, C. C. Buchner, Verl. Geb. in Leinw. 2. Französische Grammatik. 1. Tl. Laut-, Schrift- u. Formenlehre. Von Dr. Geo. Stern (IX, 73 S.) 1,40.

Chassang, A., L. Humbert et *C. Rinn.* Nouvelle Grammaire française d'A. Chassang. Revue, modifiée et simplifiée par L. Humbert et Ch. Rinn. Cours supérieur. 3e édition. In-18 jésus, 432 p, Paris, Garnier frères.

Delacroix, M. Cours raisonné de langue française. Exercices sur l'étude des mots et du vocabulaire. 2e édition. In-12, IV-223 pages. Paris, Belin frères.

Duplessis, A. Grammaire-Lexique de la langue française. Cours élémentaire et moyen. Grand in-16, 163 p. avec grav. en noir et en coul. Paris, lib. Hachette et Ce. 1 fr. 20.

— Grammaire-Lexique de la langue française. Cours élémentaire. Grand in-16, 95 p. avec grav. en noir et en coul. Paris. Hachette et Ce. 75 cent.

Gabiolle, G. Exercices sur la Petite Grammaire française du P. A. Sengler. Classes élémentaires (huitième, septième, sixième). In-18 jésus, 262 p. Lyon et Paris, Delhomme et Briguet.

Goldschmidt, Thora, Bildertafeln f. d. Unterricht im Französischen. 26 Anschauungsbilder m. erläut. Text u. e. nach der Wortbedeutung geordneten Wörterverzeichnis. gr. 4°. (72 S.) L., F. Hirt & Sohn. Kart. 2,50.

Guérard. Cours complet de langue française (théorie et exercices). Deuxième partie: Grammaire et Compléments. Nouvelle édition. In-18 jésus, 271 pages. Paris, Delagrave.

Haeusser, Methode H. Selbstunternichtsbriefe f. die modernen Sprachen. Französisch. Fach-Suppl. f. Heer u. Marine. Bearb. unter Mitwirkg. v. Offizieren. (In 2 Briefen.) 1. Brief gr. 8°. (20 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 1 Mk.

Hahn, Th., u. *E. Roos,* Anleitung zum Gebrauch d. französischen Sprech-, Schreib- u. Leseunterrichts f. Mädchenschulen. 12°. (IV, 16 S.) Halle a. S,, H. Gesenius. 0,30.

— französischer Sprech-, Schreib-, Leseunterricht f. Mädchenschulen. 12°. (VII, 111 S.) Ebd. 1 Mk.

Juranville, Mlle *C.,* Le Style enseigné par la pratique. Méthode nouvelle. Cours supérieur. Livre de l'élève. 11e édition. In-12, 160 p. Paris, Larousse. 1 fr.

Legrand, J. Plans de compositions françaises sur des sujets variés (pensées morales, philosophie, histoire) (classes de quatrième, troisième, deuxième et première, programme du 15 juin 1891). In-8°, 104 p. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

Larousse, P. La Lexicologie des écoles. Cours complet de langue française et de style. (2e année.) Grammaire complète syntaxique et littéraire. 14e édition, mise en rapport avec le Dictionnaire de l'Académie. In-12, 396 p. Paris, Larousse. 80 cent.

— La Lexicologie des écoles. Cours complet de langue française et de style. Le Livre des permutations : Permutations de nombre, de genre,

de personne, de forme et de voix. Livre de l'élève. 22e édition. In-16, 159 p. Paris, Larousse. 80 cent.

— La Lexicologie des écoles. Cours complet de langue française et de style. Petite Grammaire du premier âge. 93e édition, entièrement refondue. Livre de l'élève. In-12, 168 p. Paris, Larousse. 75 cent.

Manger, K., französisches Konjugationsheft. 4°. (44 S.) Nürnberg, C. Koch.

Mangold. W. u. *D. Coste*, Lehrbuch der französischen Sprache f· höhere Lehranstalten. 2. Tl. Grammatik f. d. obere Stufe. Ausg. A.: Für Gymnasien u. Realgymnasien. 2. Aufl. gr. 8°. (X, 137 S.) B., J. Springer. 1,40.

Métivier, H. Méthode de composition française, à l'usage principalement des écoles normales primaires et des écoles primaires supérieures, de l'enseignement secondaire moderne et des lycées et collèges de jeunes filles. In-12, 56 p. Paris, Colin et Ce.

Morlet et *Richardot*. Cours de langue française à l'usage des écoles primaires (programmes officiels de 1882), d'après une nouvelle méthode, accompagné de nombreux exercices. Cours préparatoire. 3e édition. In-18 jésus, 108 p. avec vign. Paris, Delagrave.

Peters, J. B. Elementarbuch der französischen Sprache. Leipzig, Neumanns Verlag. Preis 2 Mk.

— Lehrbuch der französischen Sprache. I. Elementarbuch. gr. 8°. L., A. Neumann's Verl. Den 2. Tl. bildet Französ. Schulgrammatik, den 3. (Schluss-) Tl. Uebungsbuch zur franz. Schulgrammatik.

Ploetz Gust., u. *O. Kares*, kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Elementarbuch. Verf. v. G. P. Ausg. B. f. Gymnasien u. Realgymnasien. gr. 8°. (XVI, 228 S.) B., F. A. Herbig. 1,70.

Ploetz-Kares, kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Uebungsbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. 2. Hft. Syntax. (Wortstellung u. Verbum.) 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 88 S.) B., F. A. Herbig. 0,90.

Ploetz, Prof. Dr. *Karl*, conjugaison française. Anh. 2. Aufl. 8°. (20 S.) B., F. A. Herbig. 0,15.

Rauschmeier, Ant., französisches Vokabularium auf etymologischer Grundlage m. e. Anh. f. Mittelschulen u. zum Privatgebrauch. gr. 8°. (V, 110 S.) München, R. Oldenbourg, Abteilg. f. Schulbücher. 1,20.

Ricken, Dr. *Wilh.*, neues Elementarbuch der französischen Sprache f. Gymnasien u. Realgymnasien. gr. 8°. (V, 141 S.) B., W. Gronau. 1,80 Mk.

Roger, L. Petits exercices de composition française (classes de sixième et de cinquième, programme du 15. juin 1891). In-8°, 188 p. Paris, May et Motteroz. Bibliothèque de l'engeignement secondaire moderne.

Schaefer, Curt, kleinere französische Schulgrammatik f. die Oberstufe. 2. Tl. Uebungsbuch. gr. 8°. (282 S.) B., Winckelmann & Söhne. 2,40.

Sommer, E., et *P. Hernández*. Compendio de gramàtica francesa. In-16, III-148 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50. Mètodo uniforme para la enseñanza de las lenguas.]

Strassberger, A., französische Sprachschule zum Gebrauche f. Handels- u. gewerbliche Fachschulen, sowie zum Selbstunterrichte. 2. Jahreskurs. gr. 8°. (IV, 108 S.) Frankenberg i/S., C. G. Rossberg. Kart. (à) 1,20.

Strien, G., Elementarbuch der französischen Sprache. 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 98 S.) Halle a/S., E. Strien. Geb. in Leinw. 1,—

— dasselbe. Ausg. B. Für Gymnasien und Realgymnasien. gr. 8°. (IV, 113 S.) Ebd. Geb. in Leinw. 1,20.

Ulrich, Wilh., Sammlung v. Abkürzungen in der englischen, französischen, italienischen u. holländischen Geschäfts- u. Gerichtssprache, e. unentbehrliches Hilfsbuch f. fremdsprachl. Verkehr. 8°. (III, 35 S.) Halle a/S., G. Schwetschke. 0,80.

Ulbrich, O., Vorstufe zum Elementarbuch der französischen Sprache f. höhere Lehranstalten. gr. 8°. (IV, 79 S.) B., R. Gaertner. Kart. 0,80.
Vogel, Chr., manuel de conjugaison des verbes irréguliers français. 2. éd. gr. 8°. (72 S.) L., G. A. Gloeckner. 1 Mk.

Adamek, Dr. *Otto,* die pädagogische Vorbildung f. das Lehramt an der Mittelschule. gr. 8°. (71 S.) Graz, Leuschner & Lubensky. 1,50.
Choiral, F. La Phonographie. Méthode phono-synthétique de lecture, d'écriture et d'orthographe, à l'usage des écoles maternelles et des classes élémentaires. Premier livret. (Orthographe phonique.) In-18, IV-76 p. Paris, Dentu. 1891.
Carlez, C. Une réforme scolaire au XVIIIe siècle. In-8°, 26 p. Caen, Delesques. [Extrait des Mémoires de l'Académie des sciences, arts et belles-lettres de Caen.]
Klinghardt, H., drei weitere Jahre Erfahrungen m. der imitativen Methode (Obertertia bis Obersecunda). Ein Bericht aus der Praxis d. neusprachl. Unterrichts. gr. 8°. (IX, 162 S.) Marburg i/H., N. G. Elwerts Verl. 2,50.
Ohlert, Oberlehr. *Arnold,* der Unterricht im Französischen. Eine Darstellg. d. Lehrganges. 2. Aufl. gr. 8°. (24 S.) Hannover, C. Meyer. 0,40.
Rambeau, A., Die offiziellen Anforderungen in Bezug auf die Sprechfertigkeit der Lehrer der neueren Sprachen und die realen Verhältnisse. [In: Phonet. Studien IV, S. 63—81.]
Régimbeau, P. Nouvelle méthode simplifiant l'enseignement de la lecture par la décomposition du langage en sons purs et en sons articulés. Tableau in-f°, 1 à 38. Paris, Hachette et Ce.
Robineau, D. Les Classes de français dans l'enseignement moderne. Méthode nouvelle, accompagnée d'exercices nombreux sur les racines, définitions, significations des mots, métaphores, synonimes, et sur les explications d'auteurs, ouvrage conforme aux derniers programmes, à l'usage spécial des classes de sixième, cinquième et quatrième de l'enseignement moderne. In-16, XII-188 p. Paris, Delalain frères. 1 fr. 50.
Schüler. Méthode Schüler. Enseignement simultané de la lecture et de l'écriture. Livre de l'élève. (Deuxième partie.) In-8°, 32 p. Paris, Hachette et Ce. 30 cent.
Soltmann, Dr. *Herm. C.,* das propädeutische Halbjahr d. französischen Unterrichts in der höheren Mädchenschule. gr. 8°. (VIII, 92 S.) Bremen, J. Kühtmann. 1,50.
Steuerwald, Gymn.-Prof. Dr. *Wilh.,* Uebersetzung der Absolutorialaufgaben aus der französischen u. englischen Sprache an den humanistischen Gymnasien, Realgymnasien u. Realschulen Bayerns. 12°. 136 S. St. J. Roth. 1,20.
Taillefer, A. La Langue française enseignée par la parole, d'après la méthode de M. Carré, inspecteur général honoraire. Exercices intuitifs destinés aux commençants. In-8°, 108 p. Perpignan, imp. Latrobe. [Extrait du Bulletin de l'enseignement primaire des Pyrénées-Orientales.]
Thomas, Emil, die praktische Erlernung moderner Sprachen m. besond. Berücksicht. der Hilfsmittel. gr. 8°. (52 S.) L., C. F. Müller. 1 Mk.
Wirth, Ch., zu den 36 Gründen gegen das deutsch-fremdsprachliche Uebersetzen an humanistischen Gymnasien. Widerlegung der Einwände Chr. Muffs, F. Charitius u. J. Rappolds. gr. 8°. (49 S.) Bayreuth, H. Heuschmann. 1.20.
Zergiebel. E. H., Grammatik und natürliche Spracherlernung. [In Phonet. Stud. S. 82—105.]

Albert, M. La Littérature française sous la Révolution, l'Empire et la Restauration (1789—1830). (Mirabeau, Camille Desmoulins, Mme Roland, André Chénier, Chateaubriand, Mme de Staël, Classiques et Romantiques, Lamartine, Victor Hugo, A. de Vigny, Augustin Thierry, Thiers, Casimir Delavigne, A. Dumas, A. de Musset.) 3e édition. In-18 jésus, 362 p. Lecène, Oudin et Ce. 3 fr. 50. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]

Aubert, A. Les Vauclusiens, ou Dictionnaire biographique spécial au département. de Vaucluse. Supplem. (1892.) Avec la collaboration de MM. G. Barrès, A. Coulondres, A. Deloye, A. Limasset, A. Mouzin, docteur C. Pernod, H. de Pontmartin, docteur A. Villars. In-16, VI-264 p. Avignon, Seguin frères.

Bapst, G. Etude sur les mystères au moyen âge. In-8°, 65 p. Paris, Leroux. [Extrait de la Revue archéologique.]

Boissier, Gaston. Madame de Sévigné. Autoris. m. erläut. Anmerkgn. verseh. deutsche Ausg. v. Carl Seefeld. Wohlf. (Titel-) Ausg. 8°. (VIII, 183 S. m. Bildnis.) B. (1890), Bibliographisches Bureau. 1,50.

Bonnefon, P. Montaigne: l'homme et l'œuvre. In-4°, XIII-504 p. avec 80 grav. et 2 planches. Bordeaux, Gounouilhou. Paris, Rouam et Ce. 15 fr.

Bourgoin, A. Des représentations théâtrales dans les lycées et colléges, discours prononcé à la distribution solennelle des prix du lycée de la Roche-sur-Yon, le 30 juillet 1892. In-8°, 23 p. La Roche-sur-Yon, imp. Ve Ivonnet et fils.

Carlez, J. La Sémiramis de Destouches. In-8°, 26 p. Caen, Delesques. [Extrait du Bulletin de la Société des beaux-arts de Caen (1891).]

Chuquet, A., J. J. Rousseau. Paris, Hachette. [Les grands Écrivains français.] 2 fr.

Colombey, E. Ruelles, Salons et Cabarets. Histoire anecdotique de la littérature française. 2 vol. In 8°. T. 1er, V-302 p.; t. 2, 383 p. Paris, Dentu. 7 fr.

Dejob, Ch., De l'antipathie contre Malherbe, à propos d'un livre récent. Paris, Colin, 31 S. 8°. [Extrait de la Revue internationale de l'enseignement.]

Delmont, l'abbé *T.* Jean-Jacques Rousseau, d'après les derniers travaux de la critique et de l'histoire. In-8°, 168 p. Lion, Vitte. [Extrait de l'Université catholique, revue des Facultés cotholiques de Lyon.]

Delpit, E. Bérangère. In-18 jésus, 369 pages. Paris, C. Lévy; Librairie nouvelle. 3 fr. 50.

Denifle, H. Les Universités françaises. Avec des documents inédits. In-8°, 103 p. Paris, Bouillon.

Dorison. Alfred de Vigny, poète philosophe. In-8°, 352 pages. Paris, Colin et Ce.

Despierres, Mme *G.* Le Théâtre et les Comédiens à Alençon au XVIe et au XVIIe siècle; par Mme Gérasime Despierres, membre correspondant du comité des sociétés des beaux-arts à Alençon. In-8°, 15 p. et plan. Paris, imprim. Plon, Nourrit et Ce. (30 décembre 1892.)

Dühring, Eug., die Grössen der modernen Litteratur, populär u. kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. 1. Abth. Einleitung üb. alles Vornehme. Wiederauffrischung Shakespeares. Voltaire. Goethe. Bürger. Geistige Lage im 18. Jahrh. gr. 8. (XI, 288 S.) L., C. G. Naumann. 6 Mk,

Ellinger, J., André Chéniers Gedichte, ein Bild seines Lebens. Progr. Troppau. 20 S. 8°.

Erdmann, Hugo, Molières Psyche, Tragédie-Ballet im Vergleich zu den ihr vorangehenden Bearbeitungen der Psyche-Sage. Ein Versuch, die

Quellen d. französ. Werkes festzustellen. Diss. gr. 8°. (42 S.) Insterburg. (Königsberg i. Pr., W. Koch.) 1 Mk.

Flach, J. Les Origines de l'ancienne France. „Xe et XIe siècles." II: les Origines communales; la Féodalité et la Chevalerie. In-8°, 588 p. Paris, Larose et Forcel. 10 fr.

Fontaine: La Censure dramatique sous l'ancien régime, discours prononcé à la séance solennelle de rentrée des Facultés de Lyon, le 4 novembre 1891. In-8°, 19 p. Lyon, imp. Rey.

Franklin, A. La Vie privée d'autrefois. Arts et Métiers, Modes, Mœurs, Usages des Parisiens du XIIe au XVIIIe siècle, d'après des documents originaux ou inédits. „Les Chirurgiens." In-18 jésus, XII-304 p. Paris, imprimerie et librairie Plon, Nourrit et Ce.

Gautier, J. de. Le Bovarisme. La Psychologie dans l'œuvre de Flaubert. In-8°, 64 p. Paris, lib. Cerf. 1 fr. 50.

— *Léon,* Les épopées françaises. Études sur les origines et l'histoire de la litérature nationale. II. 2e éd. Paris, Welter. 416 S. 8°.

Ginisty. P. L'Année littéraire; par Paul Ginisty. Avec une préface par Anatole France. (7e année. 1891.) In-18 jésus, X-364 pages. Lagny, imprim. Colin. Paris, librairie Charpentier et Fasquelle. 3 fr. 50. [Bibliothèque Charpentier.]

Grandvalet, V. Historique du théâtre de Reims, précédé d'un souvenir rétrospectif sur la salle de la rue de Talleyrand. In-16, 75 p. et planches. Reims, Grandvalet fils.

Hartmann, G., Merope im italienischen und französischen Drama. Hab. München 82. 86 S. 8°.

Herlet, Br., Beiträge zur Geschichte der äsopischen Fabel im Mittelalter. Progr. Bamberg. 113 S. 8°.

Histoire littéraire de la France. Ouvrage commencé par des Religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur et continué par des membres de l'Institut (Académie des inscriptions et belles-lettres). T. 16: XIIIe siècle. In-4°, XLVIII-616 p. Paris, lib. Palmé.

Hoeppner, A. B., Arthurs Gestalt in der Litteratur Englands im Mittelalter. Diss. Leipzig 92. 66 S. 8°.

Hrádek, J., Emil Augie a jeho dramata. Pr. Prossnitz 92. 27 S. 8°.

Jensen, H. Curt., Die Miracles de Nostre Dame par personnages untersucht in ihrem Verhältniss zu Gautier de Coincy. Heidelberger Diss. 89 S. 8°.

Johannes, W., Christophorus Kormart als Uebersetzer französischer und holländischer Dramen. Ein Beitrag zur Geschichte der Litteratur und des Schauspiels im XVII. Jahrhundert. Diss. Berlin 92. 74 S. 8°.

Kinne, C. H., Formulas in the language of the french poet-dramatists of the seventeenth century. Diss. Strassburg 91. 48 S. 8°.

Kurth, G., Histoire poëtique des Mérovingiens. Paris, A. Picard & fils 552 S. 8°. fr. 10.

Laeger, O., Die Lebensbeschreibung des hl. Leudegar. Progr. Nordhausen. 28 S. 4°.

Larroumet, G. La Comédie de Molière. L'Auteur et le Milieu; par Gustave Larroumet, de l'institut. 4e édition. In-16, VI-403 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Legrand, J. Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à la mort de Henri IV. (Programme de la classe de troisième.) In-18 jésus, IV-192 p.

Leroyer de Chantepie. Souvenirs et Impressions littéraires. In-18 jésus, 283 p. Paris, Perrin et Ce.

Loth, J. Des nouvelles théories sur l'origine des romans arthuriens; par J. Loth. In-8°, 31 pages. [Extrait de la Revue celtique.]
Millet, R. Les Grands Ecrivains français. „Rabelais"; par René Millet In-16, 208 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr.
Morillot, P. Le Roman en France depuis 1610 jusqu'à nos jours. Lectures et Esquisses. In-16, XI-612 p. Paris, G. Masson.
Nadaud, G. La Chanson depuis Béranger. In-16, 44 p. Paris, 16, rue Hérold; 63, rue de Passy. [Tiré à 100 exemplaires. N'est pas mis dans le commerce.]
Neubaur, Dr. L., die Sage vom ewigen Juden. Untersucht v. L. N. 2., durch neue Mitteilgn. verm. Ausg. gr. 8°. (VI, 132 u. III, 24 S.) L., J. C. Hinrichs' Verl. 3,—; neue Mitteilgn. allein (III, 24 S.) —,60.
Perrin. La Culture des lettres et les Etablissements d'instruction à Lyon de l'ère chrétienne à la Révolution, discours de réception prononcé par M. Perrin. à l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Lyon, le 24 mai 1892. In-8°, 63 pages. Lyon, imp. Rey.
Puiseux, l'abbé *C.* Le Théâtre du collège de Châlons au XVIIe siècle, lu à la séance publique annuelle de la Société académique de la Marne, le 19 août 1891. In-8°, 14 p. Châlons, imp. Martin frères.
Reyssié, F. La Jeunesse de Lamartine, d'après des documents nouveaux et des lettres inédites. In-16, XII-386 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.
Roche, A. Histoire des principaux écrivains français depuis l'origine de la littérature jusqu'à nos jours. 9e édition, augmentée de la biographie de Chateaubriand et de Mme de Staël. 2 vol. In-18 jésus. T. 1er, 446 p.; t. 2, 432 p. Paris, Delagrave.
Roosevelt, B., Victorien Sardou, Poet, Author and Member of the Academy of France. London, 1892. 154 S. 12°.
Rouvière, l'abbé. La Renaissance languedocienne dans les Cévennes, mise en regard du Félibrige. In-8°, 53 p. Alais, impr. Brugueirolle.
Savigny de Moncorps, de, A propos de l'Almanach Dauphin 1782. In-8°, 27 p. Châteaudun, imprimerie Pigelet.
Taine, H. Essais de critique et d'histoire. 6e édition. In-16, XXXI-492 pages. Coulommiers, imprim. Brodard. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]
Thormann, Franz, Thierri von Vaucouleurs Johannes Legende. Dissert. der Univers. Bern. Darmstadt, G. Otto's Verl.-Buchdruckerei. 1892.
Tougard, l'abbé *A.* La Défense des fables par P. Corneille. Son édition de 1671, et la „Réponse" à cette édition, par M. l'abbé A Tougard. In-8°, 20 p. Paris, Techener. [Extrait du Bulletin du bibliophile.]
Uzanne, O. Une curiosité littéraire. Excursion à travers un manuscrit inédit de Victor Hugo. Les Propos de table du poète en exil. In-8°, 63 pages avec gravures. Paris, 7, rue Saint-Benoît.
— La Française du siècle. „La femme et la mode." Métamorphoses de la Parisienne de 1792 à 1892. Tableaux des mœurs et usages aux principales époques de notre ère républicaine. Edition illustrée de plus de 160 dessins inédits par A. Lynch et E. Mas. Frontispice en couleurs de Félicien Rops. Couverture de Louis Morin. In-4°, VIII-251 pages. Paris, May et Motteroz. 15. fr.
Vincens, C. Discours prononcé à l'inauguration du monument érigé à Lamartine. In-8°, 5 pages. Marseille, imp. Barlatier et Barthelet.

Anseïs von Karthago, herausgegeb. von Johann Alton. Gedruckt für den litterarischen Verein in Stuttgart. Tübingen 1892. 606 S. 8°.

Le Chansonnier français de St.-Germain des Prés (Bibl. Nat. Fr. 20050). Reproduction phototypique avec transcription par P. Meyer et G. Raynaud. Tome I. Fr. 40.

Extraits des chroniqueurs français (Villehardouin, Joinville, Froissart, Commines), publiés avec des notices, des notes, un appendice, un glossaire des termes techniques et une carte, par Gaston Paris et A. Jeanroy. Petit in-16, III-485 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50.

Foerster, W., Die Appendix-Probi. Mit einer Lichtdrucktafel. Wien 1893. 46 S. 8°. [Separat-Abdruck aus den „Wienerstudien" 1892.]

— Das Frankfurter Bruchstück einer altfranzösischen Liederhandschrift. — Zur Vermählungsfeier Salvioni-Taveggia. 16 S. 8°. [In 60 Abzügen gedruckt. Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.]

Grands, les, Historiens du moyen âge. Notices et Extraits d'après les meilleurs textes, avec des notes grammaticales, historiques et explicatives, et un glossaire détaillé par L. Constans. 2e édition. In-18 jésus, XXXVI-208 pages. Paris, Delagrave.

Huon de Villeneuve. Les Quatre Fils Aymon; par Huon de Villeneuve. In-8°, 36 pages. Paris, Gautier.

Lettres originales du XIVe siècle conservées à la bibliothèque de Saint-Marc, à Venise, publiées par H. Omont. In-8°, 6 p. [Extrait de la Bibliothèque de l'École de chartes (t. 53, 1892).]

Quinte-Curce. Histoire d'Alexandre. Traduction française par Pascal Allain, professeur. In-18, 412 p. Paris, Delalain frères. 2 fr. 50.

Schultz, Osc., die Briefe d. Trobadors Raimbaut de Vaqueiras an Bonifaz I, Markgrafen v. Montferrat. Zum ersten Male kritisch hrsg., nebst 2 Karten u. e. Beilage üb. die Markgrafen v. Montferrat u. die Markgrafen Malaspina in ihren Beziehgn. zu den Trobadors. gr. 8. (IX, 140 S.) Halle a. S., M. Niemeyer. 4 Mk.

Van Hamel, A. G. Les Lamentations de Matheolus et le Livre de Leesce de Jehan Le Fèvre de Resson (poèmes français du XIVe siècle). Édition critique, accompagnée de l'original latin des Lamentations, d'après l'unique manuscrit d'Utrecht, d'une introduction et de deux glossaires. T. 1er. (Textes français et latin des Lamentations.) In-8°, XXV-324 pages. Paris, Bouillon. [Forme le 95e fascicule de la Bibliothèque de l'École des hautes études.]

Viandiér, le, de Guillaume Tirel dit Taillerent . . . publié sur le ms. de la Bibl. Nationale, avec les variantes des mss. de la Bibliothèque Mazarine et des Archives da la Manche précédé d'une introduction et accompagné de notes; par le Baron Jérôme Pichon et Georges Vicaire. Paris, Techener. LXVIII, 178 S. 8°.

Wahlund, C. Till Kvinans lof. Öfversättningsfragment af l'Evangile des Femmes, en fornfransk dikt från sista tredjedelen af elfvahundratalet Med teckningar af Agi. Upsala, Almqvist & Wiksell. 12 S. 8°.

Amy, l', du Cid à Claveret. Petit in-4°, 8 p. Rouen, imp. Cagniard. [Publication de la Société des bibliophiles normands.]

Apologie pour monsieur Mairet, contre les calomnies du sieur Corneille, de Rouen. Petit in-4°, 32 p. Rouen, imp. Cagniard. [Publication de la Société des bibliophiles normands.]

Aubigné, T. A. d'. Œuvres complètes de Théodore-Agrippa d'Aubigné, publiées pour la première fois d'après les manuscrits originaux, par MM. Eug. Réaume et de Caussade. Accompagnées de notices bio-

graphique, littéraire et bibliographique, de notes et variantes, d'une table de noms propres et d'un glossaire, par A. Legouëz. T. 6 (et dernier). (Table des noms de personnes, Glossaire.)

Aubigné, T. A. d'. Histoire universelle. Edition publiée pour la Société de l'histoire de France par le baron Alphonse de Ruble. T. 6: 1579-1585. In-8°, 385 p. Paris, librairie Laurens. 9 fr.

Banville, T. Œuvres de Théodore de Banville. Comédies (Diane au bois; le Beau Léandre; Florise, la Pomme; Deïdamia; les Fourberies de Nérine). Petit in-12, III-382 p. Paris, Lemerre.

Boileau. Œuvres poétiques de Boileau. Précédées d'une notice biographique et littéraire et accompagnées de notes par E. Geruzez. Petit in-16, XXXV-414 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50.

Bossuet. Discours sur l'historie universelle. Publié avec la chronologie des Bénédictins et celle de Bossuet par A. Olléris. In-16, VIII-519 p. Paris, Hachette et Ce. [Classiques français].

Chateaubriand. Atala. Illustrations de Gambard, Marold et Rossi. In-32, III-176 p. Paris, Dentu. 2 fr.

— René. In-16, 96 p. avec grav. Paris, Libr. illustrée. 50 cent. Chefs-d'œuvre du siècle illustrés, n° 17.

Condorcet. Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain T. 1er. In-32, 192 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Corneille, P. Polyeucte. Tragédie. With introduction and notes by E. G. W. Braunholtz. Cambridge. XV, 184 S. 8°.

Defaicte, la, des Flamens devant la ville et le chasteau de Cherbourg, publiée par le baron d'Esneval. Petit in-4°, 8 p. Rouen, imp. Cagniard. [Publication de la Société des bibliophiles normands.]

Diderot. Extraits de Diderot. Avec des notes et une étude par C. Jacquinet. In-18 jésus, XXIII-542 p. Paris, Garnier frères.

— La Religieuse. Illustrations de Marold et Mittis. In-32, 341 p. Paris, Dentu. 2 fr.

Dumas, A. Théâtre complet. Avec notes inédites. T. 7. (La Princesse de Bagdad; Denise; Francillon.) In-18 jésus, 435 p. Paris, C. Lévy. 3 fr. 50.

Florian. Fables de Florian. Précédées d'une étude sur la fable, suivies de Ruth et de Tobie, et accompagnées de notes, par E. Géruzez. Petit in-16, XVI-140 p. avec grav. Paris, Hachette et Ce. 75 cent.

Harangue faite en la présence du roy de la Grande-Bretagne à Pontaudemer, publiée avec une introduction par Gustave-A. Prévost. Petit in-4°, VI-9 p. Rouen, imp. Cagniard. [Publication de la Société des bibliophiles normands.]

Hugo, V. Œuvres poétiques de Victor Hugo. „La Légende des siècles." T. 3. In-32, 351 pages et 2 dessins de Laurent-Desrousseaux, gravés à l'eau-forte par F. Desmoulins. Paris, Charpentier et Fasquelle. 4 fr.

— Der Glöckner v. Notre-Dame. Roman. Neu u. vollständig übertr. v. Paul Heichen. 2 Bde. 8°. (IV, 676 S. m. 1 Bildnis.) B., Gergonne & Co. 4 Mk.

La Fontaine. Fables de La Fontaine. Précédées d'une notice biographique et littéraire et accompagnées de notes revues et complétées, d'après l'édition d'E. Geruzez, par M. E. Thirion. Petit in-16, 415 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 60. [Classiques français.]

Lamartine, A. de. Œuvres d'A. de Lamartine. „Graziella." In-16, 191 p. Paris, Hachette et Ce; Jouvet et Ce. 1 fr. 25.

La Rochefoucauld. Maximes et Réflexiones morales de la Rochefoucauld.

Précédées d'une étude par Emile Deschanel. In-32, 192 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Lettre à *** sous le nom d'Ariste. Petit in-4°, 8 p. Rouen, imp. Cagniard. [Publication de la Société des bibliophiles normands.]

— du des-intéressé au sieur Mairet. Petit in-4°, 3 p. Rouen, imp. Cagniard. [Publication de la Société des bibliophiles normands.]

— d'un grenadier du régiment de Normandie sur la prise de Berg-op-Zoom, publiée par M. Tony Genty. Petit in-4°, VIII-4 pages. Rouen, imprim. Cagniard. [Publication de la Société des bibliophiles normands.]

Lettres à Lamartine (1818-1865), publiées par Mme Valentine de Lamartine. In-18 jésus, III-328 pages. Paris, C. Lévy.

Lettres des Bénedictines de la congrégation de St. Maur. 1652—1700. Publiées d'après les originaux conservés à la bibliothèque royale de Copenhague par Emile Gigas. Kopenhagen, Gad. VII, 380 S. 8°.

Malebranche. Une lettre inédite de Malebranche, par Alexandre Pivert. In-8°, 18 pages. Paris et Lyon, Delhomme et Briguet. [Extrait de la Science catholique.]

Molière. Mélicerte, comédie en deux actes, suivie de la Pastorale comique. Avec une notice et des notes par G. Monval. In-16, VII-60 p. et dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. Paris, Flammarion. 4 fr. 50.

— Le Sicilien, ou l'Amour peintre, comédie en un acte. Avec une notice et des notes par Georges Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XI-52 p. Paris, Lib. des bibliophiles. 4 fr. 50.

— Œuvres de Molière. Illustrations par Maurice Leloir. Notices par A. de Montaiglon. „George Dandin." In-4°, XII-146 p. Paris, Testard.

Molière's Meisterwerke. In deutscher Uebertragg. v. Ludw. Fulda. 8°. (290 S.) St., J. G. Cotta Nachf. 5 Mk.

Montesquieu. Mélanges inédits de Montesquieu, publiés par le baron de Montesquieu. In-4°, LVIII-303 p. Bordeaux, Gounouilhou. Paris, Rouam et Ce.

— Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. 5e édition. In-32, 186 pages. Paris, Berthier. [Bibliothèque nationale.]

— Lettres persanes. T. 2. In-32, 192 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

— Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. Nouvelle édition, précédée d'une notice sur Montesquieu et ses œuvres, et d'une étude sur les Considérations, accompagnée de notes sur l'histoire et les institutions romaines et la langue de Montesquieu, par M. l'abbé C. Blanchet. In-18 jésus, XXX-242.

— Œuvres complètes de Montesquieu. T. 1er. In-16, VIII-412 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Lex Principaux Ecrivains français.]

Musset, A. de. Œuvres. T. 7: Nouvelles. (Emmeline; les Deux Maîtresses; Frédéric et Bernerette; le Fils du Titien; Margot.) In-4°, 459 p. Paris, Lemerre. 25 fr.

Pascal. Pensées de Pascal sur la religion et sur quelques autres sujets. Nouvelle édition, conforme au véritable texte de l'auteur et contenant les additions de Port-Royal, indiquées par des chrochets. In-18 jésus, 504 p. Paris, Garnier frères.

Racine, J. Œuvres complètes. T. 1er. In-16, XVIII-463 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Saint-Pierre, B. de. Œuvres choisies. Illustrées de 12 vign., dessinées sur bois par Emile Bayard. Paul et Virginie; l'Arcadie; la Chaumière indienne; la Pierre d'Abraham. Nouvelle édition. In-16, VIII-427 p. Paris, Hachette et C[e]. 2 fr. [Bibliothèque rose illustrée.]

— Paul et Virgine. In-32, 181 p. Paris, lib. de la Bibliothèque nationale. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Saint-Simon, de. Mémoires. Nouvelle édition, collationnée sur le manuscrit autographe, augmentée des additions de Saint-Simon au Journal de Dangeau et de notes et appendices par A. de Boislisle, et suivie d'un lexique des mots et locutions remarquables. T. 9. In-8°, 809 p. Paris, Hachette et C[e]. 7 fr. 50. [Les Grands Ecrivains de la France.]

Sourches, de. Mémoires du marquis de Sourches sur le règne de Louis XIV. Publiés, d'après le manuscrit authentique appartenant à M. le duc Des Cars, par le comte Gabriel-Jules de Cosnac et Edouard Pontal. T. 12. (Juillet 1709-décembre 1710.) In-8°, 431 pages. Paris, Hachette et C[e]. 7 fr. 50.

Sales, saint F. de. Œuvres de saint François de Sales, évêque de Genève et docteur de l'Eglise. Edition complète d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites. T. 1[er]: les Controverses. In-8°, CXXXVI-425 p. et pl. Paris, Lecoffre. Lyon, Vitte.

Talleyrand, Fürst, Memoiren, hrsg. m. e. Vorrede u. Anmerkgn. v. Herzog v. Broglie. Deutsche Orig.-Ausg. v. Adf. Ebeling. 4. u. 5. (Schluss-) Bd. 3. Taus. gr. 8°. (288 u. XXII, 292 S. m. 3 Bildnissen) Köln, A. Ahn. 6 Mk.

Théâtre classique, contenant: le Cid, Horace, Cinna, Polyeucte, de P. Corneille; Britannicus, Esther, Athalie, de J. Racine; Mérope, de Voltaire; Misanthrope, de Molière. Avec les préfaces des auteurs, les examens de Corneille, les variantes, les principales imitations et un choix de notes. Nouvelle édition, revue sur les meilleurs textes par Ad. Regnier, de l'Institut. Petit in-16, VI-680 p. Paris, Hachette et C[e]. 3 fr. [Classiques français.]

Voltaire. Candide. Illustrations de Mittis. In-32, 217 p. Paris, Dentu. 2 fr.

— Candide, ou l'Optimisme. Préface de Francisque Sarcey. Illustrations d'Adrien Moreau. In-8°, XVI-180 pages. Paris, Boudet.

— Candide, ou l'Optimisme. In-32, 160 p. Paris, Fayard. [Petite Bibliothèque universelle.]

— Zadig od. das Geschick. Eine morgenländ. Geschichte. Deutsche Einleitg. u. Anmerkgn. v. Adf. Ellissen. (112 S.) [Universal-Bibliothek No. 3012.]

Alphabet et Premier Livre de lecture, à l'usage des écoles primaires. In-18, 108 pages. Hachette et C[e]. 35 cent.

Auteurs français. Sammlung der besten Werke der französ. Unterhaltungslitteratur m. deutsch. Anmerkgn., hrsg. v. Oberlehrer Dr. Rich. Mollweide. 4. Bdchn. 8. Strassburg i/E., Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt. 4. Emile Souvestre, au coin du feu. 123 S. 1 Mk.

Bauer, J., A. Englert u. Dr. *Th. Link,* französisches Lesebuch. Wörterverzeichnis dazu. gr. 8°. (112 S.) München, R. Oldenbourg, Abteilg. f. Schulbücher. Mk. 1,50.

Bauer, E., et *E. de Saint-Etienne.* Nouvelles lectures littéraires, avec notes et notices. Précédées d'une préface, par L. Petit de Julleville. In-12, VIII-528 p. Paris, G. Masson.

Bibliothèque française. 16°. Dresden G. Kühtmann. 11. 12. Trois mois sous la neige. Journal d'un jeune habitant du Jura. Par J. J. Porchat. Im Auszuge m. Anmerkgn. u. Fragen nebst e. Wörterbuch zum Schul- u. Privatgebrauch neu hrsg. v. Dr. C. Th. Lion. 9. Aufl. (III, 145 u. 63 S.) 1,30. — 34—37. La maison blanche. Par Mad. É. de Pressensé. En 2 parties. In Auszügen m. Anmerkgn. u. Fragen nebst e. Wörterbuch zum Schulgebrauch hrsg. v. Prof. Dr. C. Th. Lion. 2. Aufl. (III, 191 u. 81 S.) n. 1,60.

Bibliothek gediegener u. interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt u. m. den Biographieen der betr. Klassiker ausgestattet v. Ant. Goebel. Fortgesetzt v. Johs. Brüll. 58 Bdchn. gr. 16°. Münster, Theissing. Mignet, histoire de la révolution française depuis 1789 jusqu'en 1814. Texte abrégé et commenté pour les écoles. (VIII, 532 S.) 1,50.

Bigot, C. Lectures choisies de français moderne. 3e édition. In-16, 255 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 50.

Burtin, E. choix de lectures françaises. 4. éd. gr. 8°. (VII, 228 und 56 S.) B., Plahn. 2,25.

Cahen, A. Morceaux choisis des auteurs français (programme de 1890), à l'usage de l'enseignement secondaire, avec des notices et des notes. Classes supérieures. XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. Deuxième partie: Poésie. In-16, 580 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

— Morceaux choisis des auteurs français (programme du 28 janvier 1890) à l'usage de l'enseignement secondaire classique, avec des notices et des notes. Classe de sixième. XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. (Prose et Poésie.) Nouvelle édition, revue et augmentée. In-16, 260 pages. Paris, Hachette et Ce. 2 fr.

Caumont. Lectures courantes des écoliers français. La Famille, la Maison, le Village, Notre departement, Notre pays. In-18 jésus, 360 p. avec grav. Paris, Delagrave.

Charpentier. A. Lectures françaises, ou Choix de lectures en prose et en vers, à l'usage des écoles primaires des deux sexes. Cours moyen et supérieur. Récits moraux et patriotiques, Anecdotes, Historiettes, Contes et Légendes, Histoire, Géographie, Descriptions etc. Livre de lecture et de récitation. Nouvelle édition. In-18 jésus, 262 p. Paris, Guérin et Ce.

Chateaubriand. Extraits de ses œuvres. Avec une introduction, une étude biographique et littéraire et des notes littéraires et historiques par P. Jacquinet. In-18 jésus, LVII-425 pages. Saint-Cloud, Paris, Belin frères.

Chateaubriand, F. de, génie du christianisme (existence de Dieu prouvée par les merveilles de la nature). Zum Schul- u. Privatgebrauch hrsg. v. J. Bauer u. Th. Link. Mit Wörterverzeichniss u. Karte. 8°. (VI, 86 S.) München, J. Lindauer. 1,20.

Collection d'auteurs français. Sammlung französ. Schriftsteller, f. den Schul- u. Privatgebrauch hrsg. u. m. Anmerkgn. versehen v. Dr. G. van Muyden u. Oberlehr. a. D. Ludw. Rudolph. 5. Serie. 8°. Altenburg, H. Pierer. 9. La Bise. Comédie par Ed. Romberg. A la baguette. Comédie par Jacques Normand. (58 S.) — 10. Histoires extraordinaires. Par Eugène Mouton (Mérinos). (80 S.)

Chozals, J. de. Lectures historiques (programme du 22 janvier 1890 pour la classe de rhétorique). L'Ancien Régime. In-18 jésus, 639 pages avec grav. Paris, Delagrave.

Englert, A., anthologie des poètes français modernes, dédiée à la jeunesse. 8°. (VII, 242 S.) Erlangen, F. Junge. 1,50 Mk.

Führer durch die französische u. englische Schullitteratur. Zusammengestellt v. e. Schulmann (Oberlehr. Dr. Kressner). 2. Aufl. gr. 8°. (IV, 208 S.) Wolfenbüttel, J. Zwissler. 1,50.

Labbé, J. Morceaux choisis de littérature française (poètes et prosateurs du XIXe siècle). Division supérieure. In-12, 347 pages. Paris, Belin [Enseignement secondaire moderne.]

— Morceaux choisis de littérature française. Poètes et Prosateurs du XIXe siècle. Division de grammaire. In-12, 351 p. Paris, Belin, frères. [Enseignement secondaire moderne.]

Legrand, T. Le Premier Livre de lecture, d'écriture et d'orthographe. Cours élémentaire, faisant suite à toutes les méthodes de lecture. 1er semestre. 5e édition. In-18, 107 pages avec 32 vign. Paris, Belin frères.

Loewe, Dr. *Heinr.*, la France et les Français. Neues französ. Lesebuch f. deutsche Schulen. Mittelstufe. gr. 8°. (V, 244 S.) Dessau, R. Kahle's Verlag.

Molière. Le Tartuffe. Classe de seconde. (Programme du 15 juin 1891.) Notice et notes par Henri Mayer. In-8°, 184 pages avec portrait. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

— Les Précieuses ridicules. Classe de troisième. (Programme du 15 juin 1891.) Notice et notes par Gustave Reynier. In-8°, 136 p. avec portrait. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

— Œuvres complètes. Nouvelle édition, accompagnée de notes tirées de tous les commentateurs, avec des remarques nouvelles par M. Félix Lemaistre, précédée de la Vie de Molière par Voltaire. 3 vol. In-18 jésus. Tome 1er, XXXVI-496 p.; t. 2, 543 p.; t. 3, 507 p. Paris, Garnier frères.

— Les Femmes savantes. Edition nouvelle, avec notices et notes critiques, grammaticales et littéraires par G. Vapereau. 4e édition. In-16, XXXIII-96 p. Coulommiers, impr. Brodard. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

— Le Bougeois gentilhomme. Edition nouvelle, à l'usage des classes. In-18 jésus, 143 p. Paris, Delagrave.

— Le Misanthrope, à l'usage des classes. 4e édition. In-18 jésus, XX-97 p. Paris, Delagrave.

— L'Avare. Classe de quatrième. (Programme du 15 juin 1891.) Notice et notes par Pontsevrez. In-8°, 200 p. avec portait. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

— Le Misanthrope. Classe de seconde. (Programme du 15 juin 1891.) Notice et notes par G. Pelissier. In-8°, 208 p. avec portrait. Paris.

Merlet, G. Extraits des classiques français (XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles), accompagnés de notes et notices. Cours supérieurs. Deuxième partie: Poésie. 10e édition, revue et corrigée. In-18 jésus, CVIII-604 p. Paris, Fouraut.

Petit, E. Recueil de morceaux choisis des prosateurs du XIXe siècle (classes de sixième, cinquième et quatrième). In-8°, VI-456 pages et portrait. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

Pressard, A. Lectures littéraires et morales, tirées des meilleurs écrivains, en prose et en vers. Exercices de récitation pour les élèves des lycées

collèges et écoles, et de lecture pour les bibliothèques scolaires, avec des explications et des notes. 8e édition. Petit in-16, VII-198 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Prosateurs français. Ausg. A. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text; Ausg. B, Text u. Anmerkgn. getrennt. 1., 9., 30., 84., 94. u. 96. Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1. Histoire d'un conscrit de 1813 par Erckmann-Chatrian. In Auszügen hrsg. v. K. Randow. Ausg. B. (169 u. 47 S. m. 1 Kärtchen.) —,90. — 9. Jeanne d'Arc. In Auszügen aus der Geschichte der Herzöge von Burgund v. Barante. Bearb. v. Dr. G. Jaep. (180 S.) —,90. — 30. Vie de Franklin par Mignet. Hrsg. von Dr. A. v. d. Velde. (175 S.) —,90. — 79. Expédition d'Egypte par Thiers. Im Auszuge aus Histoire de la révolution u. aus Histoire du consulat et de l'empire. Hrsg. v. Emil Grube. Ausg. A. (X, 157 S. m. 2 Karten.) —,90 — 84. Choix de nouvelles modernes. Erzählungen zeitgenöss. französ. Schriftsteller. Ausgewählt u. hrsg. v. J. Wichgram. I. Bdchn. Alphonse Daudet. Henri de Bornier. André Theuriet. Guy de Maupassant. Paul Arène. (VI, 73 u. 16 S.) —,60. — 94. La guerre de sept ans par Paganel. Im Auszuge hrsg. v. Dr. Gerh. Franz. (V, 117 u. 22 S.) —,75. — 96. Le petit chose par Alph. Daudet. Im Auszuge hrsg. v. Arnold Krause. Ausg. A. (X, 150 S.) —,90.

Püttmann u. *Rehrmann,* Lehrgang der französischen Sprache. 2. Thl. gr. 8°. B., E. S. Mittler & Sohn. 2. Französisches Lese- u. Uebungsbuch. Unter besond. Berücksicht. d. Kriegswesens. Auf Veranlassg. der General-Inspection d. Militär-Erziehungs- u. Bildungswesens bearb. v. Prof. Dr. Püttmann. (IX, 137 S.)

Quayzin, Lehr. *H.,* au seuil de la vie des affaires. Choix de lectures dédiées aux écoles de commerce, aux écoles industrielles, aux écoles des arts et métiers, aux écoles de perfectionnement. 8°. (VII, 150 S.) St., A. Brettinger. 1,50 Mk.

— premiers essais. Lectures dédiées aux premières classes de français des écoles supérieurs de jeunes filles, avec un vocabulaire français-allemand. 2. éd. 8°. (XI, 128 S.) St., P. Neff. 1,20.

Racine, J. Iphigénie, tragédie de J. Racine. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec des notices, une analyse, des notes grammaticales, historiques et littéraires et un appendice, par G. Lanson. 3e édition. Petit in-16, 213 pages. Paris, Hachette et Ce. (1892.) [Classiques français.]

— Esther. tragédie de Racine. Publiée conformément au texte de l'édition des Grands Ecrivains de la France, avec des notices, une analyse, des notes grammaticales, historiques et littéraires, et un appendice par G. Lanson. 3e édition. In-16, 175 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.

— Esther, tragédie tirée de l'Ecriture sainte; par Racine. Edition à l'usage des élèves de la classe de cinquième, par L. Humbert. 11e édition, revue et augmentée. In-18 jésus, XXXV-91 p. Paris, Garnier frères.

— Athalie. Classe de seconde. (Programme du 15 juin 1891.) Notice et notes par Jules Wogue. In-8°, 158 p. avec portrait. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

— Les Plaideurs. Classe de quatrième. (Programme du 15 juin 1891.) Nouvelle édition, par Th. Comte. In-8°, 120 p. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

— Esther. Classe de cinquième. (Programme du 15 juin 1891.) Notice et notes par Jules Wogue. In-8°, 136 pages. Paris, May et Motteroz. [Bibliothèque de l'enseignement secondaire moderne.]

Racine, J. Britannicus, tragédie en cinq actes; par J. Racine. Edition nouvelle, à l'usage des classes par N. M. Bernardin. 4e édition. In-18 jésus, XXVIII-163 pages. Paris, Delagrave.

Rousseau, J. J. Extraits. Lectures destinées aux élèves de l'enseignement secondaire et à ceux de l'enseignement secondaire spécial, accompagnées du discours qui a obtenu le prix d'éloquence décerné par l'Académie dans sa séance du 20 août 1868; par M. Gidel. 2e édition. In-18 jésus, LX-372 p. Paris, Garnier frères.

Sammlung geschichtlicher Quellenschriften zur neusprachlichen Lektüre im höheren Unterricht. Hrsg. v. Dir. Dr. Frdr. Perle. V. u. VIII. Bd. 8°. Halle a/S., M. Niemeyer. V. Mémoires de Louis XIV. pour l'année 1666. Hrsg. u. erklärt v. Gymn.-Lehr. Dr. Paul Völker. (VI, 92 S.)

— französischer u. englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. XIV. u. XV. Bd. 8°. L., Renger. XIV. Le diplomate. Comédie par Scribe et Delavigne. Les interprétations par Leclerq. (69 S.) n. —,60. — XV. Aventures de Télémaque par Fénelon. (96 S.) n. —,70.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A. Prosa. gr. 8. Leipzig, Renger. 35. Histoire de la terreur (Aus: „Histoire de la révolution française") v. A. Mignet. Mit 1 Plan v. Paris. 2. Aufl. Für den Schulgebrauch erklärt v. Adf. Ey. (XII, 121 S.) Mk. 1,50. — 64. Vie de Franklin v. A. Mignet. Mit 1 Karte. Für den Schulgebrauch erklärt v. H. Voss. (VIII, 88 S.) 1,— — 65. Colomba par Prosper Mérimée. Für den Schulgebrauch erklärt v. Johs. Leitritz. (XII, 130 S.) 1,30.

Sammlung französischer u. englischer Textausgaben zum Schulgebrauch. Leipzig, Renger: XII. Gutenberg et Jacquard v. A. de Lamartine. (69 S.) —,60. — XIII. Un philosophe sous les toits. Journal d'un homme heureux, publié par Émile Souvestre. Extraits. (87 S.) —,70.

Saure, Dr. *Heinr.,* französisches Lesebuch f. höhere Mädchenschulen. Wörterbuch. 4. Doppel-Aufl. I. Tl. gr. 8°. (104 S.) Frankfurt a/M., Kesselring.

— französisches Lesebuch f. Realgymnasien, Oberrealschulen u. verwandte Anstalten. Nebst Stoffen zur Uebg. im mündl. Ausdruck; 1. Tl. 2. Aufl. gr. 8°. (XVI, 251 S.) B. F. A. Herbig. 2 Mk.

Seeberger, K., lectures françaises pour les écoles réales. 1. partie. gr. 8°. (III, 50 S.) Wien, A. Hölder. 0,50.

Selectæ, le, français. Morceaux choisis de littérature française (prose et vers). Première partie: Enseignement moral et civique [écoles primaires élémentaires (cours moyen et supérieur); écoles primaires supérieures (1re année)]; par E. C. Coutant. 3e édition. In-18 jésus, 327 p. Paris, Delagrave.

Taiclet, J. Introduction à l'étude de la grammaire. Premiers exercices d'orthographe. 40e édition. In-16, 64 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce; Hachette et Ce; Delagrave. Départements, tous les libraires.

Théâtre français. Ausg. A. m. Anmerkgn. unter dem Text, Ausg. B, Text u. Anmerkgn. getrennt. XII. Folge, 1.Lfg., XIII. Folge, 1. Lfg. u. XV. Folge, 2. Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. XII, 1. Les contes de la Reine de Navarre ou la revanche de Pavie. Comédie par E. Scribe et E. Legouvé. Nouvelle éd. Annotée par Prof. Dr. Chrn. Rauch. (183 S.) —,50. — XIII, 1. Mademoiselle de la Seiglière par Jules Sandeau. Nouvelle éd. Revue et annotée par Dir. Dr. F. Fischer. (148 S.) —,60. — XV, 2. Le gendre de M. Poirier. Comédie par Emile Augier et Jules Sandeau. Nouvelle éd. Ausg. A. (135 S.) —,60.

Wershoven, Dr. *F. J.* Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache f. die Unterstufe. 8⁰. (VIII, 76 S.) Cöthen, O. Schulze, Verl. —,75.

Bourciez, Éd., La langue gasconne à Bordeaux. Notice historique. Bordeaux 1892, Gounouilhou. 27 S. 8⁰. [Extrait de la Monographie publié par la Municipalité bordelaise.]

Delaite, J. Essai de Grammaire wallonne. Le verbe wallon. Liège, Vaillant. Carmann. 1892.

Grammont, M. Le Patois de la Franche-Montagne et en particulier de Damprichard (Franche-Comté). N⁰ 2. In-8⁰, p. 21 à 52. Paris, Bouillon. [Extrait des Mémoires de la linguistique de Paris (t. 8, p. 53 et suiv.)]

Ledieu, A. Petit glossaire du patois de Démuin. Paris, Bouillon. 5 fr.

Moisy, H. Glossaire comparatif anglo-normand, donnant plus de cinq mille mots aujourd'hui bannis du français et qui sont communs au dialecte normand et à l'anglais. Fascicules 1, 2, 3. In-8⁰, pages 1 à 416. Paris, A. Picard. (1889 et 1891.) [L'ouvrage complet en 2 vol., 12 fr. Chaque fascicule, 2 fr.]

Thibault, A. Glossaire du pays blaisois. In-8⁰, XXV-363 p. Blois, tous les libr. Orléans, libr. Herluison. L'auteur, à la Chaussée-Saint-Victor, près Blois.

Boy, C. Nouvelle provençale. Lis Ideio de Banastoun. Avec préface de Felix Gras. In-16, XII-139 pages. Saint-Etienne, impr. Boy.

Doère, T. Moumeints perdus d'ein Picard. In-12, 71 pages. Amiens, imprimerie Rousseau-Leroy.

Duplain, L. La Loue (poésies franc-comtoises). In-16, 88 p. Besançon, Bossanne.

Garnier, J. B. Obro prouvençalo dou R. P. dom J. B. Garnier, mounge benedictin de l'abadiè de Santo-Mario-Madaleno de Marsiho. Publicado per Adolf Ripert, de l'Aubo prouvençalo. In-18, XIII-283 pages. Marseille, Imprimerie marseillaise. 2 fr. 50.

Izetta. Tartarin en mar (poèma marittime en catre bordada). In-8⁰, 24 p. Nice, imprim. Robaudi frères.

Lengodoucian, le, journal felibrenc semmanal. 1re année. N⁰ 1. Del 4 al 11 setembre de 1892. In-f⁰ à 4 col., 4 p. Toulouse, impr. Vialèdo e Ce; 3, carrièro Devilo. Abonnement: Toulouse, Haute-Garonne et départements limitrophes, un an, 6 fr.; six mois, 3 fr. 50; autres départements, un an, 7 fr.; six mois, 4 fr. Un numéro, 10 cent.

Mistral, Frederi, Mirèio. Provençalische Dichtg. Deutsch v. Aug. Bertuch, m. e. Einleitg. v. Ed. Boehmer. 8⁰. (XV, 285 S.) Strassburg i/E., K. J. Trübner, Verl. 5 Mk.

Pédegert. Lous Bers gascouns de l'abé Pédegert. In-16, 114 p. Bordeaux, Feret et fils.

Recueil de Noëls de l'Ariège. En patois languedocien et gascon. Paris, E. Rolland. 144 S. 12. fr. 2,50.

Sonnets franc-comtois inédits, écrits au commencement du XVIIIe siècle et publiées pour la première fois d'après le mannscrit original, avec une introduction historique et des notes, deux blasons en couleurs, un fac-similé héliographique de l'écriture du manuscrit et la déscription des gravures inédites de Pierre de Loysi, graveur franc-comtois, par Théodore Courtaux. In-16, 176 p. Paris, Cabinet de historiographe (recueil de notices historiques). 4 fr.

Referate und Rezensionen.

Schwan E., *Grammatik des Altfranzösischen.* (Laut- und Formenlehre). Zweite, neubearbeitete Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1893, VIII. 267 S. 8⁰.

Die neue Auflage der Schwanschen Grammatik, deren erste Ausgabe in dieser Zs. X, 273 ff. besprochen ist, erweist sich trotz im Ganzen wenig veränderter Anlage doch als ein fast neues Buch, da der Verfasser an jeden Paragraphen die bessernde Hand gelegt, offenbare Fehler vielfach gebessert, zweifelhafte oder unwahrscheinliche Erklärungen durch bessere ersetzt, die Widersprüche, die zwischen verschiedenen Teilen bestanden, meist gehoben hat, so dass das Buch besser als in seiner früheren Gestalt die Kenntnis der altfranzösischen Laut- und Formenlehre zu vermitteln geeignet ist. Dem Wunsche nach Litteraturangaben und nach einem Abschnitte über die Orthographie ist Rechnung getragen, freilich, wenigstens was die zwei Seiten über Orthographie betrifft, in etwas zu knapper Weise. Es hätte doch Erwähnung verdient, dass die alte Schrift kein ç kennt, sondern dafür *c* oder *ch* oder seltener *ce* schreibt: *cou, chou, ceou,* dass das palatale *n* nicht nur durch *ign* ausgedrückt wird, dass der Triphthong *eau* ebensogut *iau* geschrieben wird, dass für modernes *en* vor Kons. phonetisch *an* eintreten kann, dass sich häufig im direkten Anlaute *oe* statt *ue* findet, damit nicht konsonantisches *u* (*v*) gelesen werde; dass für *us*, ob es aus *ls* entstanden oder ursprünglich sei, *x* geschrieben wird (*diex* = *deus*), das man aber nicht als *ks* zu lesen hat u. s. w. —

Die Normalisirung der Schreibweise ist beibehalten, was man nur loben kann; wenn dabei Ungleichmässigkeiten stehen geblieben sind, z. B. *alzor* neben *linçuel* § 253, so wird man das nicht hoch anrechnen wollen. Wol aber wirkt es störend, dass der Verfasser durchweg für lat. *au* ein ϖ schreibt, ohne zu sagen, was man sich darunter zu denken habe. Allerdings heisst es § 12 Anm., das aus *au* entstandene *o* sei „verschieden von ǫ und ϱ und wol gleich ϖ, wie noch heute in it. *cosa, oro*“, allein dieser Satz entzieht sich

wenigstens meinem Verständnisse. Das *o* in ital. *cosa* ist völlig identisch mit dem von ital. *corpo,* d. h. es ist *ǫ*, also gerade, was *ǭ* nicht sein soll. Dann aber sind gegen die Behauptung, dass *au* schon im Volkslatein zu *o* geworden sei, von verschiedenen Seiten so gewichtige Gründe vorgebracht worden, dass man wol von dem Verfasser den Nachweis für die Annahme der Monophthongirung des *au* in Nordfrankreich vor dem VII. Jh. verlangen kann.[1]) In der Anm. 2 desselben Paragraphen wird von einem lat. *stẹlla* aus *sterula* gesprochen. Man darf aber nicht aus einer nur möglichen, nicht absolut sicheren Etymologie die Quantität der lateinischen gedeckten Vokale bestimmen, vielmehr ist, wie seit Ascoli *Arch. Glott.* I, 19 zu wiederholten Malen ausgesprochen worden ist, nach Massgabe der romanischen Sprachen nur *stēlla* richtig, woraus nach *französisch-provenzalisch-rätischem* Lautgesetze *stēla*, s. *rom. Gramm.* I 545, wo gask. *ule* aus *ōla* = *ōlla*, *bile*, *biele* aus *vīla* = *vīlla* hinzuzufügen ist. Unverständlich ist mir endlich, dass *cọgito* „für alle romanischen Sprachen“ gefordert werde. Rum. *cugetă*, spanisch, portugiesisch *cuida*, prov. *cuija* sind nur mit *cōgitat* vereinbar, und aital. *co(i)ta* entscheidet nichts, da wir nicht wissen, ob das *o* offen oder geschlossen war. Es bleibt also die Unregelmässigkeit in der Entwickelung des Vokals auf das Nordfranzösische beschränkt. — Unter den Beispielen für *ọ* aus *ǫ* vor Labial ist zu unterscheiden. Sicher sind nur *ǫvu*, allenfalls *jovne*, nicht aber *plovja* (vgl. span. *lluvia*), wofür *plovit* richtiger gewesen wäre, dann das anders geartete *colọbra*. Worauf sich *mọbile* gründet, weiss ich nicht, da doch obwald. *muvel* Viehstand *ọ* verlangt, afrz. *mueble* aber an *muet (mọvit)* angelehnt ist. — § 16 heisst es, Synkope trete schon im Vulglat. regelmässig ein zwischen *m* und *n*. Als Beispiel wird *domnu* angeführt, aber *femina*, *homine*, *germinat* u. s. w. zeigen, dass *domnu* besonders geartet ist. Auch mit der zugehörigen Anm., gemäss der *dancel* auf *domnicellu*, *damoisel* auf *dominicellu* beruhen soll, kann ich mich nicht befreunden. Allerdings wird § 149 gelehrt, *dominus* werde zu *dan*, allein das widerstrebt dem durch *somnu-somme*, *damnu-damme*, *scamnu-échamme*, *Interamnes Entrames* gesicherten Gesetze, s. Zt. f. rom. Phil. XII, 526, Rom. XVIII, 326 Anm. Wenn also *domnu* lautgesetzlich zu *domne*, *damme* wird, so kann *domnicellu* nur *damoisel* ergeben und *dancel* erweist sich als eine

---

[1]) In den Nachträgen zu diesem Paragraphen wird gelehrt, *au* neige besonders vor *g* und *sk* zu *a*, vgl. *agostu, ascoltare*. Aber *augere* wird zwar in den Handschriften mit *agere* verwechselt, doch handelt es sich dabei nur um Schreibfehler, daher das *g* auch bei *agostu* nicht schuld sein kann. Es war zu sagen, tonloses *au* wird durch Dissimilation zu *a*, wenn der betonte Vokal *u* oder *o* ist: *ascoltare*, *agostu*, *aguriu*, *acupare* (rum. *apucá* nach *Burdă*), *Sacona*, vgl. schon Grundriss I, S. 362, § 18.

Ableitung von franz. *dan* mittels des franz. Suffixes *cel*. — § 19, 2 *filiólus* wird jetzt im Anschluss an Mirisch daraus erklärt, dass „in Angleichung an die Stammworte das Suffix betont wird, um den gleichen Stamm in beiden Worten durchzuführen," also *filjólus* nach *filjus*. Wenn aber, von andern Einwänden abgesehen, die Verschiedenheit zwischen *filjus* und *filiólus* behoben werden sollte, so lag es wohl näher, zu *filjus* ein *filjolus* zu bilden, wie man neben *rex* ein *regulus* hatte. Mir scheint die Neumann'sche Auffassung Zs. rom. Phil. XIV, 527 die einzig richtige, da ich nicht sehe, was dagegen geltend gemacht werden könnte[1]) — 23 Anm.: „Im Volkslatein fand bei den Palatalen ein Schwanken statt zwischen stimmhaftem und stimmlosem Verschlusslaut, welches häufig belegt ist". Da die Belege der ersten Auflage mit Recht weggeblieben sind, wäre auch die Anmerkung zu beseitigen. — Die folgenden Abschnitte über Flexion, Wortbildungslehre und die fremden Elemente übergehe ich absichtlich, nur will ich bemerken, dass § 48 die Behauptung, es gäbe im Frz. keine Verba keltischer Herkunft, falsch, und die andere, das betonte *u* in *Lugdunum-Lyon* sei nicht unter Einwirkung des Nasals zu *o* geworden, weil der Nasal-Vokal *ü* sich erst sehr spät gebildet habe, dahin zu berichtigen, dass tatsächlich im Lyonesischen *ün* zu *õ* wird, vgl. ausser der Andeutung in meiner Gramm. I, § 646 noch Nizier de Puitspelu *Dict. Lyon.* S. XLIII. — § 53. Das Gesetz für die Stellung des Nebentones halte ich für unrichtig; es lautet: ist die zweite Silbe vom Hauptton aus gerechnet lang, so trägt sie den Nebenton, ist sie kurz, so geht er auf die drittvorhergehende zurück, als *mànsionáta* aber *herèditáre*. Allein afr. *heriter* oder *hireter* ist nicht Erb- sondern Buchwort, *auctōricare-octroyer* widerspricht geradezu, denn mit Schwan (Herrigs Archiv LXXXVII, 114) nach dem Nom. *auctŏr* verkürztes *auctŏricare* anzunehmen, wird durch span. *otorgo* (nicht *otuergo*) direkt widerlegt, ganz abgesehen von der geringen Wahrscheinlichkeit, die die von ihm angenommene Umbildung auch sonst hat. Nach Schwan wird *compar̀atióne* betont, weil *ā* lang ist, dann müsste es auch *partìtióne, Aurèliácum, Sevèriácum* u. s. w. heissen, vgl. aber *parçon, Orly, Civray*. Dazu kommt *antenois*, das neulich G. Paris

[1]) Was Schwan in dieser Zs. XIII, 201 dagegen vorträgt, ist nicht stichhaltig. Er schreibt, es sei merkwürdig, dass dann älteres *oi* zu *oí*, *ūi* zu *üí*, *éi* oder *ói* zu *oé* geworden sei. Dagegen ist zu bemerken, dass *ūi* eine besondere Stellung einnimmt, also zum Vergleich nicht herbeigezogen werden kann, und dass es nicht erwiesen, sondern nur von Schwan behauptet ist, dass jemals *oí* gesprochen worden sei. Die gewöhnliche und mit den Tatsachen besser harmonirende Annahme geht dahin, *ói* sei erst zu *óe*, dann zu *oé* geworden. Neumanns Regel findet in verschiedenen romanischen Sprachen ihre Parallelen, vergl. rom. Gramm. I, § 598, wo genug tatsächliche Belege für eine derartige physiologische Regel gegeben sind.

auf *ànnōtinensis* zurückgeführt hat, vgl. Rom. XX, 597 und Zt. rom. Phil. XVII, 390. Das Gesetz lautet, wie schon Darmesteter Rom. V, 162 andeutet: Wörter mit drei und mehr Silben vor der betonten haben den Nebenaccent auf der ersten Silbe. — § 56, 2. Als gedeckt werden bezeichnet die Vokale in den Proparoxytonis; wo bleibt aber *tiede* aus *tepidu*, *fiente* aus *fẹmita*, *friente* aus *fremito*, *siege* aus *sedica* u. s. w.? — § 60. Bei der Differenzirung von Vokalen hätte erwähnt werden können, dass wenn zwei *o* vor dem Tone stehen, das erste bleibt, das zweite zu *e* wird: *còreciér, còneissóns.* — § 62 wird *chiche* aus *ciche* erklärt wie *cerchier* aus *cherchier*. Allein schon im Afr. scheint nur *chiche*, nicht *ciche*, vorzukommen, und ital. *chicco* spricht ebenfalls gegen Schwans Annahme, daher ich die rom. Gramm. I, S. 33 und § 410 gegebene Deutung für richtiger halte. — Ebensowenig wie *ciche* scheint mir auf derselben Seite *geant* altfranzösisch zu sein, letzteres wenigstens nicht in dem Sinne, in welchem der Verf. es nimmt, wenn er urfranz. *geante* und *jejunu* auf eine Stufe stellt. Davon hätte ihn schon die Verschiedenheit von nfr. *géant* neben *jeun* abhalten können. Die afr. Form ist aber durchaus *jayant*, vgl. Suchier zur Reimpredigt 49c, ferner *gayant* Münchener Brut 1213 und sonst, woneben *geant* im Cambr. Psalt. jüngere Schreibung (*e* für altes *ai*) ist. — Unverständlich ist mir der neu hinzugekommene § 67, der lautet: „In der afr. Schriftsprache finden sich nebeneinander Worte, in welchen die gleichen lautlichen Elemente eine verschiedene Entwicklung zeigen. Diese Doppelentwicklungen sind wol durch Sprachmischung zu erklären . . . ., doch erscheint auch eine lautliche Spaltung innerhalb derselben Sprachgemeinschaft nicht ausgeschlossen.“ Dazu die Beispiele: *compaing: étrange, moins: pleins, avoine: veine, amour: honneur, tierz: pert perche, danter: conter songier.* Aber *estrange* ist ein jüngeres Schriftwort wie in allen rom. Sprachen, s. Gröber Arch. lat. Lex. III, 508 und rom. Gramm. I, § 512; *moins* lässt sich aus der Anm. zu § 57 der Schwanschen Gramm. deuten, für *amour* und *honnour* hat G. Paris Rom. X, 45 eine zutreffende Erklärung gegeben, *tierz* und *danter* s. u. — § 70, 3. Frz. *tante* wird aus *t'ante* deine Tante erklärt. Wenig wahrscheinlich, da doch *m'ante* näher gelegen hätte. Die Canello'sche Deutung: *ãt* in lallender Reduplication *tãt* hat so zahlreiche Parallelen, vgl. ausser den Zs. rom. Phil. VIII, 23. Anm. angeführten namentlich waldensisch *dando* = *amita* Arch. Glott. Ital. XI, S. 349, ferner delph. *kuku* für Onkel (Mistral), dass man sie wol unbedenklich annehmen darf. — § 76. Da *advocatu* zu *avoué* wird, kann *vocale* nur *voel*, Nom. *vo-ieus* ergeben, nicht, wie hier angesetzt ist, *voi-iel* — eine Form, die ich auch aus dem Afr. nicht belegen kann. — § 91. Die schwierigen Fälle *nièce, tierz* finden eine Lösung, die kaum befriedigen wird, sofern nämlich jenes mit *tepidus*, wo *e* doch ursprünglich frei war (vgl. aber *septem- sed*)

auf eine Stufe gestellt, dieses als wallonisch (der Verf. spricht ungenau von „nördlichen“ Dialekten) erklärt wird. Ich glaube, die betreffenden Wörter, zu denen noch afr. *cierge* die Hindin, *piece* aus *petvia, liège,* dann wall. *pīs (ī = ie)* aus *pertica, ip* aus *herpice* (vgl. namentlich Marchot, Phonologie d'un patois wallon 62, übrigens auch Horning Zt. rom. Phil. IX, 483, Zéliqzon, Lothr. Mundarten 15) hinzuzufügen ist, erklären sich folgendermassen. Das lateinische Hiatus *-i* ist nicht nach allen Konsonanten gleichzeitig zu *j* geworden, vielmehr hat es sich zunächst nach Labialen, ferner in Buchwörtern, dann vielleicht nach schweren Gruppen wie *rt, sc* bis in das Sonderleben der einzelnen Sprachen gehalten. Dann ist in diesen Fällen in Frankreich *-iu* zu *-į* geworden, das nun auf die vorhergehenden Laute anders wirkte als das schon lateinische *j*. Es scheint nämlich einmal wie das *į* aus *c* die Diphthongirung eines *ę* nach sich gerufen zu haben, dann mit *t* zu *s*, sonst mit vorhergehenden Lauten zu *ǵ* geworden zu sein und *sc* zu *śts* gewandelt zu haben. So wäre also urfranzösisch *tertiu, petvia, cervia, levia* anzusetzen, woraus *tertį, petįe, cervįe, levįe,* dazu ostfranz. *pertį, erpį* (vgl. Horning, Zt. rom. Phil. XV, 292), dann *tierz, piece, cierge, liege, piers, ierp* (vgl. wallon. *hep(e) = hapia,* Marchot S. 31). Auch *niece* hieher zu ziehen, wage ich wegen *noce* aus *noptia* nicht, halte vielmehr an der Beeinflussung durch *nies* fest. Wol aber gehören auch *nice* und *épice* in diese Kategorie. Zunächst erwartet man *nies* aus *nesci*, eine Form, die tatsächlich vorkommt, vgl. Foerster zu Durmart 284. Es scheint nun auch *s* durch das *c* palatalisiert zu sein, vielleicht nur im Femininum, so dass also *ia* anders wirkt als *iu*, wie ich das auch für *riu, ria* annehme, also fem. *nieisc,* dann *nice,* vgl. *épice* aus dem ebenfalls jungen *species*. Dass *tertia* zu *tierse,* aber *fortia* zu *forçe* wird, ist nicht auffällig, stand doch neben letzterem zu allen Zeiten *fort*. — § 110. Unverständlich ist mir *clausterium* als Grundlage von *cloistre*, unrichtig *oie* als zentralfranzösischer Reflex von *auca*, s. G. Paris Rom. XVII, 622. — § 123 wird gesagt, vortonig *ę* bleibe als *ę*, und 125 *ẹ* als *ẹ*: ich zweifle, ob sich im Altfranzösischen und überhaupt im Romanischen ein Unterschied zwischen dem ersten Vokal von *pesáre* und *leváre* nachweisen lässt. — § 129. Das *e* in *premier* wird aus einstigem *prümier* erklärt, kaum mit Recht, da sich meines Wissens sonst kein einziges Beispiel für *e* aus *ü* findet, vielmehr *ü* aus *e* das gewöhnlichere ist. Ich möchte daran festhalten, dass das folgende *ie* genau so dissimilirend wirkte, wie sonst *i*. Dass in *rivier(e)* das *i* bleibt, erklärt sich leicht aus dem Einfluss von *rive, rivoyer*. — § 138 Anm. werden *danter, dans, damoiselle* u. s. w. aus „einem Schwanken in der Aussprache“ erklärt, womit aber nichts gesagt ist. Ich sehe von *danter* und andern, nicht allgemein verbreiteten Wörtern ab, deren Beurteilung nur möglich ist, wenn ihre zeitliche und räumliche Verbreitung fest steht, die aber jedenfalls

nicht ohne weiteres auf eine Stufe zu stellen sind mit den allgemein französischen Reflexen von *domnu, domna*. Für diese letzteren aber ist daran festzuhalten, dass sie proklitisch sind, in Folge dessen der Vokal einer stärkeren Reduktion fähig ist, als die tonlosen Vokale selbständiger Wörter. So scheint mir *domn Alexi* geradezu zu *dmn Alex.* mit vokalischem Nasal und daraus dann *dãn* geworden zu sein, während das Provenzalische noch weiter gehend *dmn-A.* zu *mn-A.* dann *en* oder *n'* erleichtert. — § 141 *abobjare* ist für *aboyer* eine unmögliche Grundform, erstens weil *bj* im französischen nicht zu *i* wird und zweitens weil *aboyer* im afr. *abaier* lautet, s. Foerster Zt. rom. Phil. V, 95. — § 143 *puttaine* ist kein französisches Wort. — § 148. Dass *inamicu* die Grundlage von *enemi* sei, wird zwar vielfach angenommen, ist aber mit vollem Rechte und entscheidenden Gründen von Foerster in Abrede gestellt worden. Man vergegenwärtige sich, dass *amicu* zu *ãmi*, *inimicu* zu *ẽmi*, im Zentralfranzösischen sogar zu *ãmi* werden musste, also unmittelbar mit *ãmi* zusammenfiel, und man wird ohne weiteres begreifen, dass die Sprache bei *ẽnẹmi* stehen blieb. Das *ẹ* ist also nicht aus *a* entstanden, sondern derselbe Trennungsvokal, der in *aimass-e-s* u. s. w. erscheint. — Gegen die Fassung von § 149 ist entschieden Einspruch zu erheben. Man mag aus Bequemlichkeitsrücksichten das *-e* in *livre* u. s. w. als Stütz-*e* bezeichnen, aber in einem Lehrbuche für Anfänger darf ein Satz wie „es sind dies Konsonantenverbindungen, welche ohne nachlautenden Vokal nicht aussprechbar wären“ nicht vorkommen. Also *malhabitu* wird zu *malabde*, nicht *malabd*, weil *-bd* nicht aussprechbar war? Aber nach Schwans eigener Angabe wird *debet* über *deibt* zu *deit* — also entweder ist hier *bt* aussprechbar gewesen — dann ist aber auch das *bd* in *malabd* aussprechbar, oder aber *deibt* ist unmittelbar zu *deit* geworden, dann musste auch *malabetu* zu *maladu* werden, *-du* bedarf aber im Französischen keiner „Stütze“. Weshalb nicht einfach sagen: die auslautenden Vokale bleiben in den vulglat. Proparoxytonis und nach kons + *l*, *r* und *lm, sm*? Eine vortreffliche Stütze für diese Fassung des Auslautgesetzes geben die germanischen Eigennamen auf *hramn*, wie *Berhthramn*, u. s. w., frz. *Bertram*. Würde es sich darum handeln, dass in *somnu* u. s. w. der lateinische Vokal als Stützvokal bliebe, so hätte sich ohne Zweifel *Berhthramn* zu *Bertramme* weiter entwickelt. Allein *somnu* u. s. w. behält gemäss dem Rythmus der französischen Wörter seinen lateinischen Vokal als *ẹ* bei, *-hramn* dagegen hatte keinen solchen Vokal, es zeigte einen andern Rythmus: *-mn* wurde einfach zu *-m*. Ich würde, wie ich es rom. Gram. I, 313 gethan habe, etwa ansetzen *pád*^{e}*rè*, *sóm*^{e}*nù* *scál*^{e}*mù*, *-és*^{e}*mù* (G. Paris Rom. XXI, 354), *-áb*^{e}*dù* aber *-átu*, *férmu*, *débet* u. s. w., d. h. der Vokal, der zu einer bestimmten Zeit dem betonten unmittelbar folgt, fällt; ist er entfernter, so bleibt er. Eine

Stelle für sich nimmt bekanntlich *-a* ein. Natürlich fällt auch § 151 unter diese Regel. Er heisst: alle palatalisirten Konsonanten verlangen einen Stützvokal, wenn der Laut *dž* oder *tš* entsteht. Aber warum konnten die Franzosen des XI. Jahrhunderts nicht *-š* so gut im Auslaute sprechen wie die des XIX. oder wie die Pikarden des XI., die *tiertš* u. s. w. sprachen? Auch hier handelt es sich darum, dass *robiu, sabiu, apiu, exteraniu* und, füge ich hinzu, *ordiu* noch vokalisches *i* hatten, als das Auslautgesetz wirkte, also *róbiù, órdiù* u. s. w., daraus dann *robie*, *robdže*. In gewissem Sinne gehört auch, um das gleich mit zu erledigen, *gage* aus germ. *wadi* hierher. Schwan setzt *vadium* an, doch wäre daraus entweder *gai (radiu = rai)* oder *gaide, gaire (*vgl. *estuide, estuire)* entstanden. Es ist vielmehr von germ. *wadi* auszugehen, dessen *i* auf *d* genau so wirkte wie das *ie* von *ordie*, vgl. rom. Gramm. I, § 510. — § 154 ist durch die Beispiele missverständlich. Tritt zu dem als *e* erhaltenen Vortonvokale epenthetisches *i*, so soll *ei, oi* entstehen. Das hat aber nur Geltung, wenn das *e* ursprünglich, nicht wenn es aus *a* entstanden ist, vgl. namentlich das Suffix *-aison*. Bei *Beauvoisis* wird *oi* statt *ai* auf Rechnung des *v* zu setzen sein, *Cambroisis* ist vielleicht erst eine Neubildung nach *Beauvoisis*. Weiter ist das Suffix in *folloier* als Nachbildung des *-oier = icare* in *otroier* aufgefasst. Nach der Einsprache, die Zt. X, 276 dagegen erhoben ist, darf man wol erwarten, dass Schwan seine Auffassung irgendwo rechtfertige. — Es wäre hier wol am Platze gewesen, darauf hinzuweisen, dass zwar der Vortonvokal im Ganzen denselben Gesetzen folgt wie der auslautende, dass aber sein Bleiben mitunter durch die nachfolgende Konsonantengruppe verlangt wird. Schwan hat das erste getan, nicht das zweite. Nach § 127 musste man erwarten, dass aus *ericione erçon* entstehe und Schwan selber scheint nach § 62, 2 dieser Ansicht zu sein, dann müsste aber auch *hamekyone* (§ 257) zu *amçon* werden, nicht *ameçon* u. s. w. Es hätte also gesagt werden müssen, dass der Vortonvokal ohne Rücksicht auf die vorhergehenden Laute bezw. Silben bleibt vor *ci: eriçon, ni: chaignon, li: apparillier*, dagegen nicht vor *ti: parçon* aus *partitione* u. a. — § 164. Dass *tabone* zu *taon* wird, *sapone* als *savon* bleibt, wird seinen Grund darin haben, dass es sich dort um vulglat. *v* handelt, hier erst um französisches. Dasselbe gilt § 164, 3 von *nue* neben *cuve*. — § 165. Das franz. *Samedi* wird mit deutschem *Samstag* verglichen. Es ist aber hervorzuheben, dass die germanische *m*-Form zunächst an die byzantinische anknüpft, s. Kluge unter Samstag, so dass man also annehmen müsste, frz. *samedi* sei vom deutschen *Sambastag* beeinflusst, was wenig wahrscheinlich ist. Mir scheint die, wenn ich nicht irre von Konrad Hofmann herrührende Herleitung von *septimus dies* oder wenigstens eine Verschränkung von *sabbatu*

und *septimu*, frz. *seme* richtiger. — § 166. Neben *forge* aus *fabricat* war *farge* und als weitere Beispiele *escolourge* aus *excolubricat*, *tenerge* aus *tenebricus* zu nennen. — § 172, Z. 7 ist wol „vor konsonant" zu streichen, ebenso § 172, 2 das als afr. angeführte *gonfler*. — § 174 wird als Vorlage von *drasche* ein germ. *drastica* angeführt. Allein das germ. Wort lautet *drasti*, Stamm *drastja*, und nichts berechtigt uns, eine lateinische Weiterbildung mittelst *-ica* anzunehmen. Derartige, bloss des Systems halber angesetzte Grundformen verdunkeln sogar die richtige Erkenntniss der Vorgänge. *Drasti* oder *drastia* ist in die Sprache aufgenommen, als *angustia* schon *angǫšša* war, infolgedessen erfährt dieses jungere *-stia* eine andere Behandlung, vgl. das über *gage* gesagte. — § 175. Auf engl. *faith* für die Aussprache des afr. *d* sollte man sich nicht berufen, da es, wie schon von Andern bemerkt worden ist, in seinem Auslaut an *truth* angelehnt sein kann, also nicht streng beweist. — § 192. *Luisir* kann zwar auf *lucere* beruhen, da jedoch alle andern romanischen Sprachen ohne Ausnahme auf *lucire* weisen, so wird man das frz. Wort nicht anders beurteilen. Dass *larrecin* Buchwort sei, bezweifle ich, vgl. Litbl. f. rom. u. germ. Phil. 1891, S. 303. — 194, Anm. 2. Dass *amistié* Lehnwort und dass es die normale altfranzösische Form sei, muss ich auch jetzt noch bestreiten. Da das schriftlateinische nur *amicitia*, nicht *amicitas* kennt, so kann afr. *amistié* nicht aus der lateinischen Schriftsprache stammen. — § 200. Unter den Lehnwörtern wird *cage* angeführt. Ich habe das *c* statt *ch* aus Dissimilation erklärt, rom. Gramm. I, S. 332 und halte diese Erklärung für die allein statthafte. Von franz. *cage* lässt sich wallon. *tšef* nicht trennen, dieses aber ist ganz korrekt aus *cavea* entstanden, da *ve* im Wallonischen zu *ie* wird, s. rom. Gramm. I, S. 426. Also im Wallonischen war der silbenschliessende Konsonant kein Palatal, folglich konnte im Silbenanlaut der Palatal eintreten, im Franz. aber verhinderte *g'* am Silbenschluss *k'* im Silbenanlaut. Ebenso verhält sich frz. *cocher* zu wallon. *tšokė* aus *calcare*. Zu diesen schon a. a. O. gegebenen Beispielen füge ich nun noch hinzu *kădžé*, das Marchot, Phonétique d'un patois wallon S. 4 beibringt, und das sich dem frz. *catouille*. *gazouille* vergleicht, s. auch Zt. f. rom. Phil. XV, 242. — § 201. Dass *-uca* zu *-uie* werde, halte ich durch *fuie* nicht für erwiesen, da diesem *fuite* u. a. zur Seite stehen; eine Umbildung von *carruca* zu *carruta*, wie sie Schwan annimmt, um *charrue* aus dem Wege zu schaffen, ist unmöglich, vgl. Cohn, die Suffixwandl. im Vulglat. S. 298; dass *rue* nicht von *ruga* komme, da auch im Span., Portg., Prov. *rua* bestehe, diese aber sich nicht aus *ruga* entwickeln können, ist nicht richtig, denn aller Wahrscheinlichkeit nach ist das heute kaum mehr gebräuchliche span., portg. *rua* Gallicismus, und pistoj., lucch. *ruga* Strasse (s. Petrocchi diz. universale della lingua ital. s. v. *ruga*)

zeigt deutlich, dass auch frz. *rue* aus *ruga* entstanden ist. — § 206, 2, Anm. 1. „Die Städtenamen auf *-ai* und *-i* können nicht auf *-acu* oder *-aco* zurückgeführt werden." Den Beweis, dass *-acu* nicht zu *-ai* oder den Nachweis dessen, was es sonst werde, suche ich in dem ganzen Buche umsonst. — § 215. Die Geschichte von *aqua* = *eve* = *eau* ist sicher unrichtig. Das nfr. *eau* soll auf pik. *iaue* = *aiwe* — *iawe* zurückgehen. Schwan nimmt also an, im Pikardischen werde *ai* zu *ia*, oder wenigstens *aiwe* zu *iawe*, doch sehe ich mich vergeblich nach irgend einer zweiten Form um, die dieser sonderbaren Umstellung des *i* auch nur halbwegs zur Stütze dienen könnte. Noch weniger ist mir verständlich, wie die Normannen und die Pariser dazu gekommen sein sollten, sich für „Wasser" eines pikardischen Ausdruckes zu bedienen. Das *eve*, das bei Rutebuef mit *leve* reimt, soll aus *aive* entstanden sein. Aber kann denn *e* aus *a* mit *e* aus *ai* bei Rutebuef reimen? Wer übrigens Rutebuefs Reime genau studirt, wird bald bemerken, dass seine Sprache keineswegs eine reine ist, dass er vielmehr Formen gebraucht, die bald nach der Pikardie, bald nach andern Gegenden weisen. Soweit ich die Mundarten und die Flussnamen übersehe, zeigt *aqua* drei Reflexe: *eau(e)*, das mit *beau* assonirt im Pikardisch-Normannischen und der Ile de France, *au(e)*, das mit dem Vertreter von *ala* gleichen Vokal zeigt im Lothringischen und z. T. der Franche-Comté, s. Horning, Zt. f. rom. Phil. XII, 578, und *eve* in Poitevinischen, im südlichen Orléans und wol auch noch im Zentrum. Nehmen wir als gemeinsame Grundform *ewe*, so wäre daraus im Norden und Westen bis nach Paris *eawe*, *eaue* entstanden, im Süden, wo germanischer Einfluss weniger stark war, das *w*, das im Norden wenigstens im Wortinnern noch zunächst blieb, zu *v* geworden, infolgedessen *e* geblieben, im Osten, wo für *e* vor Labialen *a* erscheint, *ewe* zu *awe*, *aue* geworden. Mit Schwans Grundform *aive* ist weder das afr. *eve*, das mit *e* aus *a* reimt, noch die östliche Form mit *a* oder *o* vereinbar. Eine Erwähnung hätte übrigens auch *aigue* verdient. — § 216. *Donc* sollte nicht mehr auf *denique* zurückgeführt werden, da doch die Grundlage des romanischen Wortes als *dunque* inschriftlich gesichert ist. — § 218. Die Regel, dass *x* + kons. nur vor dem Tone zu *s* werde, ist zu eng. Schon in lateinischer Zeit ist *x* + kons. zu *s* + kons. geworden ohne Rücksicht auf den Accent, s. rom. Gramm. I, S. 321; beweisend ist namentlich obw. *yěster* = *éxterus*, wo der Diphthong zeigt, dass unmöglich Proklise Schuld sein kann, und span. *siesta*. Gegen meine Annahme wird frz. *siste* aufgeführt, aber dieses Wort kann doch nicht zur Stütze einer Lautregel verwendet werden. In der Anmerkung ist *mesche* zu streichen, da das Wort afr. *meche* lautet, vgl. Horning in dieser Zt. X, 243. — § 222. Dass *crescere* lautgesetzlich zu *crestre* werde, ist schwer zu glauben. Entweder hat die Synkope des *e* statt-

gefunden, als *crescere* noch *creskere* lautet, dann wäre zwar *crescre* vielleicht im Zentrum zu *cresre* (vgl. *mesle* aus *mescle)* und weiter zu *crestre* geworden, im wallon. aber hätte *kres* entstehen müssen, während die wallon. Form *kreh* lautet, also *sc'* voraussetzt. Folglich muss man von *cresk'ere* ausgehen, dass aber *sk'*, nicht *śk'* bestanden habe, ist wenig wahrscheinlich. Aus *creśk're* endlich musste ebenso *creisre (creistre)* entstehen, wie *plaindre* aus *plañere*. Da Schwan selber annimmt, das *torcet* zu *tort, pascit* zu *paist* wird, so versteht man nicht, weshalb er an *paistre* als organischer Form Anstoss nimmt. — § 229, 2 wird *espaule* als Lehnwort erklärt. Aber woher soll es entlehnt sein? Doch nicht aus der Schriftsprache, denn diese sagt *umerus.* Unter Bedingungen, die noch festzustellen sind, vielleicht unter schriftsprachlichem Einfluss, hat die Volksprache, nachdem *vetulu, situla* längst zu *vetlu, sitla* geworden waren, das Suffix *-ulus* zur Bildung von Diminutiven beibehalten und schafft also zu *spata* ein *spatula.* Man mag sagen, das zweisilbige *-ula* sei entlehnt, aber *spatula* ist darum ebensowenig ein Lehnwort als etwa deutsches „Schlächter" eines ist, weil das Suffix *-er* in letzter Instanz ans dem Lateinischen stammt. — § 239 und schon § 60 wird *sejorner* als afr. angeführt, richtiger ist *sozjorner* oder *séjorner*, vielleicht auch *sezjorner*, obschon mir die letzte Form nicht begegnet ist, jedenfalls aber darf man nicht *secors, sejorner* gleichmässig schreiben, wie die modernen Reflexe zeigen. — 243. In *-umna* soll schon vulglat. Angleichung von *mn* zu *nn* stattgefunden haben: *Garonne, colonne* aus *Garumna, columna.* Aber jenes ist doch kein nordfranzösisches Wort, dieses, wie afr. *colompne*, zeigt, auf eine Stufe zu stellen mit afr. *dampner*, nfr. *danner*, das Schwan richtig beurteilt. *Garonne* ist korrekt nach südwestfranz. Lautgesetzen. — § 261 ist *plangeba-plaignoie* zu streichen gemäss § 196. — § 247. Schwan hält noch daran fest, dass *bj, vj* sowohl *y* als *dž* ergeben können. Hätte er seine Blicke etwas über das Französische hinausgehen lassen, so wäre er wohl andrer Ansicht. Er sagt, „*hajo*" sei nicht gerechtfertigt, will also *ai* aus *habeo* erklären. Aber wie soll ital. *aggio*, prov. *ai*, span. *he*, portg. *hei* aus *habeo* entstehen können? Er führt *habjante-aiant* an und vergisst, dass nicht nur die lateinische Form *habendo* ist, sondern dass auch der Oxforder Psalter kein *ayant* sondern nur *avant* kennt, dass also *ayant* eine jüngere, folglich analogische Bildung ist, die für die Lautregeln sich nicht verwerten lässt. Er operirt weiter mit *pluie* aus *plovia*, während doch wiederum auch andere romanische Sprachen bei diesem Worte eine besondere Entwicklung zeigen. — § 260. Die Anmerkung, *viaire* aus *viarium* sei gelehrt, verstehe ich nicht. Ich kenne afr. *viaire* nur in der Bedeutung „Ansicht", lat. *viarium* in der Bedeutung „die Wege betreffend", welche zwei Worte doch nichts mit

einander zu thun haben können. § 313 wird *vidjarja* als Grundform angeführt, womit ich auch nichts anzufangen weiss, da *viaire* Mask. ist. — § 262, 2 wird *estrange* als „nördlichen Dialekten" angehörend bezeichnet; mir sind keine nordfranzösischen Mundarten bekannt, in denen *ni̯* zu *nž* würde. — 267. Mit *volt* aus *volwit* war *tint* aus *tenwit* zusammenzustellen, neuwall. *tẽf* wie *vọf*. — 263. Für *e* aus *a* wird die Aussprache *ä* angenommen. Wie verträgt sich damit, dass dieses *e* französischer Lehnwörter im Provenzalischen mit prov. *ẹ*, nicht mit prov. *ę* gebunden wird? — 273, 2 ist *same* zu streichen, da es doch aus *seminat* nicht auffälliger ist als *fame* aus *femina*, also mit den hier besprochenen, übrigens kaum vor dem Ende des XIV. Jahrh. auftretenden Erscheinungen (*er* = *ar*) nichts zu thun hat. — Anfang von 276 (*ọ* und *ǫ* reimen nicht) und Schluss von 277 (*ǫ* reimt noch im XIV. Jahrh. mit *ọ*) stehen in merkwürdigem Widerspruche zu einander. — § 283. Dass zu irgend einer Zeit *oí* gesprochen worden sei, muss ich auch jetzt noch in Abrede stellen. — § 294. Dass *-alis* zu *-eus* werde, nicht wie ich annehme zu *-ieus*, steht mit den Urkunden und den modernen Dialektformen im Widerspruch. — § 311 Anm. *eur* aus *e-ur* und *jeun* aus *je-un* sollen sich aus Formen wie *ëuréus, jeunér* erklären. Allein dass vortonig *e-u* zu *ö* werde, lehrt Schwan nirgends, *jeun* ist natürlich nur historische Schreibung, aus *je-un* konnte ja gar nichts anderes als *žön* entstehen, *eur* aber dürfte aus jenem Schwanken von *ü* und *ö* vor *r* zu erklären sein, das der Schriftsprache des XVI. Jh. eigen ist. — 317 Anm. wird *antif* als analogisch, § 215 als lautgesetzlich erklärt. — § 320, 2 war *anz*, *jornz* (woraus *jorz*), *danz* zu schreiben, nicht *ans* u. s. w. — § 325, 6 wird *plage* trotz des Einspruches in dieser Zt. X, 277 auf *plagica* zurückgeführt. Ich sehe von allem übrigen, was sich dagegen sagen liesse, ab und frage nur nach dem Beweis dafür, dass *plagica* zu *plage* werden kann. Mir ist kein zweites franz. Wort erinnerlich, in welchem die Gruppe *agic* vorkäme, aber wenn man nach allgemeinen Analogien schliessen kann, nach *digita doie*, *-agine -ain*, *magicu* span. *mego*, so wird man sagen dürfen, *agi* sei schon vor Eintreten der Synkope zu *ai* geworden, aus *plaiga* aber wäre im Französischen *plaie* entstanden. So lange also nicht nachgewiesen ist, dass *plagica* zu *plage* werden müsse, darf mit diesem Typus nicht operirt werden. — § 329. Der Übergang von *l* vor Kons. zu *u* wird in die Mitte des XI. Jh. versetzt und dazu nur die Bemerkung „vereinzelt noch früher" gemacht. Wie ist dieses „vereinzelt" zu verstehen? In bestimmten Gegenden, oder unter bestimmten Bedingungen, oder in der Schrift? Die Datirung ist jedenfalls um ein Jahrhundert zu spät, vgl. G. Paris Romania XVII, 238, 1, Devaux, Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné, S. 337, wo Belege für das X. Jh. gegeben werden. Aus *ue* + *l* soll im Anlaut *yö*, im Inlaut aber *ö* entstehen:

yeux, veut. Mir ist kein Fall bekannt, wo im Zentralfranzösischen betonter direkt anlautender Vokal anders behandelt würde als betonter nach Konsonant, da man ja *chier* u. dgl. nicht mit *veut* vergleichen kann, wol aber kommt *vieut* im Afr. wie in heutigen Mundarten mehrfach vor und *veut* ist analogisch. Und wie soll man *lincieux* (vgl. das Zitat bei Cohn, Suffixwandlungen S. 351) erklären, wenn nicht aus *lins-ueu-s lins-ieu-s?* Dass endlich *fius* den nördlichen Dialekten angehöre, wird nicht behaupten, wer weiss, dass *fyö* u. dgl. noch heute in der Champagne, im Morvan u. s. w. lebt. — Auf die Formenlehre und die gelegentlichen Bemerkungen zur Wortbildungslehre einzugehen unterlasse ich, da der meine abweichenden Ansichten bringende zweite Teil der romanischen Grammatik baldigst erscheinen wird.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Paget Toynbee, *Specimens of old French* (IX—XV Centuries) with Introduction, Notes and Glossary. Oxford. Clarendon Press. 1892. VII + 492 + 205 S.

An altfranzösischen Chrestomathien fehlte es bekanntlich nicht; nur die Verfolgung eines speciellen Zweckes konnte die Herausgabe einer neuen rechtfertigen. Ein solcher Zweck ist nun auch für die vorliegende Chrestomathie angegeben, der Zweck nämlich, diejenige altfranzösische Litteratur vor allem zu berücksichtigen, die für England besonderes Interesse hat. Dadurch wird die Haltung des Buches bestimmt: Stücke wie Froissarts Beschreibung von der Ausrüstung der Schotten auf einem Plünderungszug nach England (S. 293), desselben Pastourelle aus Anlass der Rückkehr König Johanns in englische Gefangenschaft (S. 298), Deschamps' Rondeau über das Thema: „Die Franzosen rathschlagen, während die Engländer handeln", (S. 312), desselben Ballade an Geoffrey Chaucer (S. 314), und vollends die Fragmente aus Chardrys *Petit Plet* (S. 175) und dem *Débat des hérauts d'armes* (S. 352), wo die Vorzüge der englischen Damen über die französischen hervorgehoben werden, sind für die Auswahl der Stücke sehr bezeichnend. Aus demselben Grunde ist eine sehr grosse Zahl anglonormannischer Texte excerpiert worden. Dass unter diesen doch nicht der anglonormannische Brandan vorkommt, scheint ein Mangel, da derselbe eines der ältesten und in vielen Hinsichten interessantesten Litteraturdenkmäler ist, zudem eine irische Legende wiedergiebt.

Wenn man Herrn Toynbees Chrestomathie von Anfang an durchgeht, so bekommt man einen sehr ungünstigen ersten Eindruck. Die „Introduction", die eine kurze Geschichte, Formen- und Verslehre des Altfranzösischen enthält, verräth nämlich auf Schritt und

Tritt Unkenntniss. Ein paar Beispiele genügen, um dieses strenge Urtheil völlig zu motivieren. S. XXV wird unter den eigenthümlichen Zügen der pikardischen Mundart *ie* = frz. *e* angeführt, mit dem Belege *chier* u. a. S. XXXVIII wird, in Note 1, die Artikelform *le* direkt aus *ille* durch Fall von *il* erklärt. Aehnliche Verstösse begegnen oft auch in den Anmerkungen und im Glossar, wo von Etymologien gehandelt wird; z. B. S. 394, wo *la labia* = *illa labra* angesetzt wird; S. 397 wo *serai* aus einem Infin. *ser* hergeleitet wird; S. 402, wo unter Hinweis auf G. Paris *Vie de S. Alexis* gelehrt wird, dass die Etymologie von *musjode* unbekannt ist; oder wo (im Glossar) *acovetez* aus *acclapitare, avel* aus *avouer* hergeleitet werden; oder wenn *regort* als ein germanisches Wort angesetzt wird; und so in zahlreichen anderen Fällen.

Kommt man von der Einleitung zu den Texten, so wird der Eindruck günstiger. Die Texte sind sehr genau abgedruckt. Oft aber sind die Litteraturhinweise ganz ungenügend und die zu Grunde gelegten Texteseditionen veraltet oder wenigstens nicht die besten. So werden für Geoffrei Gaimar weder die Caxton-Society-Publikation durch Th. Wright noch die Rolls-Series-Edition durch Sir Duffus Hardy und Ch. T. Martin genannt; von Fantosmes *Chronik* wird nur eine, und zwar die älteste, Ausgabe namhaft gemacht; das Adamsmysterium ist Herrn Toynbee nicht in der Edition der Romanischen Bibliothek bekannt, obwohl diese Anfang 1891 erschien und Toynbees Vorrede April 1892 datiert ist; für Villehardouin ist de Wailly's erste Ausgabe benutzt, Wadingtons *Manuel des Péchés* ist nur als handschriftlich angeführt u. s. w. Welcher wichtigen Mittel zur Konstituierung eines guten Textes sich Herr T. damit begeben hat, liegt auf der Hand. Die letzte Edition des Adamsmysteriums hätte ihn wenigstens lehren können, dass die analogische Form *manges* (S. 116; Adamsspiel V. 260) und die zusammengezogene *fra* (= *fera*, S. 117, Adamsspiel V. 284) diesem Gedicht noch nicht angehören. So wie Herr T. de Waillys Text abgedruckt hat, will de Wailly ihn in der zweiten Auflage (1882) nicht mehr haben; die Aenderungen betreffen nur Kleinigkeiten, das ist wahr, *vos* für *vous, por* für *pour, sor* für *sur*, u. dgl. m.

Die Anmerkungen sind reichhaltig und bilden einen willkommenen Gegensatz zu Bartsch's Schweigsamkeit bei schwereren Stellen. Aber sie sind allzu reichhaltig: dieselbe Sache wird immer und immer wiederholt. So enthält Anmerkung IV, 152 folgendes: „*per*, nom. plur.; this form (instead of *pers* = Lat. *pares*) is due to the analogy of substantives of Lat. second decl. (*libri, muri*, etc.) see Introd. § 12 B. note 3, p. XXX"; und Anmerkung V, 14 (zu einer Stelle, die eine Seite nach der ersten vorkommt) folgendes: „*per*, nom. pl.; the *s* of nom. plur. of Lat. third decl. (*pares*) disap-

peared at an early date owing to the analogy of masculines of Lat. second decl. (*muri*). See Introd. § 12 B. note 3, p. XXX[a]. Und dies hatte man schon aus der Introduction gelernt. Hunderte von Fällen von derselben Überflüssigkeit könnten angeführt werden. Und wie viel Mal gesagt wird, dass *qui* ohne Antecedens gebraucht wird, oder dass Besitz durch *a* ausgedrückt wird, oder dass *mangue* von *mangier* kommt, oder dass *nes* = *ne les* ist u. s. w., ist gar nicht zu zählen. Das muss man vollständigen Mangel an pädagogischer Methode nennen. Dennoch enthalten die Anmerkungen bisweilen zu wenig. Da der Herausgeber *Cost* (S. 26) als *Co est* auffasst (s. Glossar), müsste er doch *Cost est* des Textes auffallend finden und kommentieren. Manchmal ist ein Vers zu lang oder zu kurz, ohne dass dies bemerkt wird, z. B. Aliscant 30, 79, Adam 5, u. s. w.

Das Glossar ist der beste Theil des Buches. Dass die Etymologien oft misslungen sind, wurde schon gesagt. Ferner werden Etymologien gegeben oder weggelassen ohne festes Princip. S. 14 ist für *ardoir* sein Grundwort gegeben, nicht aber für das etymologisch weniger durchsichtige *ariere;* S. 24 fehlt das Etymon für *besace, besche,* wird aber für die dazwischen stehenden *besaguë, besaiol* angegeben, u. s. w. Fehler kommen auch vor, z. B. die Betonung *abés* als Nom. Sg., die Form *bachelier* statt *bacheler*, die Übersetzung von *enne* mit „indeed", „verily" ohne weitere Erklärung, als wäre es eine gewöhnliche affirmative Partikel. Das schwierige *entresait* wird mit „forth with" wiedergegeben; vgl. Paris in Romania XVIII, 148. Aber im allgemeinen sind, so weit ich habe nachprüfen können, die Bedeutungen richtig und die Hinweisungen exakt, beides, wie man weiss, schwache Punkte in Bartsch's Chrestomathie.

JOHAN VISING.

Carnel, D. *Le dialecte flamand de France.* Étude phonétique et morphologique de ce dialecte tel qu' il est parlé spécialement á Bailleul et ses environs (Nord). Ouvrage ayant obtenu une grande médaille d'or au concours de la Société des Sciences de Lille (1890, section de linguistique). Paris, Émile Bouillon, 1891.

Die Schrift behandelt die Mundart von Belle (Bailleul) in Westvlandern. Das westvlamische Sprachgebiet wird im Norden begrenzt durch die Nordsee von Grevelinge bis Sluys, im Osten durch eine Linie Sluys — Vive S. Baafs a. d. Leye; von da zieht sich die Scheide über Werwick und Nieuw Berquin nach St. Omaars an dem Flusse Aa und verfolgt dessen Lauf bis zur Mündung. Der westlichste Teil dieses Gebietes gehört zu Frankreich: es sind die Arrondissements Hazebrouk und Dünkirchen im Département du

Nord. Als Untermundarten pflegt man die Dialekte von Dünkirchen, Cassel, Hazebrouk und Belle anzunehmen; den letzteren begrenzt etwa eine Linie Vieux Berquin—Bonte Katte—Mont Noir—Berthen—Flêtre. Die Geschäftssprache ist hier französisch, die Volkssprache vlamisch: so ist begreiflich, dass sich diese durch Reichtum an französischen Lehnwörtern und durch schnelleres Tempo der Rede von anderen vlamischen Mundarten unterscheidet; auch mögen sich gewisse lautliche Eigentümlichkeiten, z. B. die Aussprache des *sch* als *š* = frz. *ch*, indirekt durch französischen Einfluss erklären.

Die Société des sciences zu Lille hat dem Buche auf Grund eines — in der Vorrede mitgeteilten — Gutachtens von Victor Henry die grosse goldne Medaille verliehen, vermutlich um zu weiterer Tätigkeit anzuregen. Auch wir begrüssen die Arbeit dankbar, haben aber sehr viel daran auszusetzen; und wenn wir sie — gerade in einer unseren französischen Nachbarn zugänglichen Zeitschrift — eingehender beurteilen, als man es bei diesem Werke erwarten sollte, so ist unser lebhaftes Interesse an Bestrebungen, wie die des Herrn Abbé Carnel sind, die Ursache.

C. kann aus der ergiebigen Quelle seiner Heimatsmundart schöpfen; warum reicht er uns nur so spärliche Tropfen? Ein paar Beispiele, die sich immer wiederholen, und die geringen Proben aus der Umgangssprache, die sich — von den Uebersetzungen abgesehen — auf zwei oder drei Seiten drucken liessen, genügen nicht zu einer guten Skizze. Vor Allem auch hätten wir von einem französischen Werke ein treffendes Wort über das Verhältniss des romanischen Elementes zum germanischen erwartet, statt dessen aber werden (S. 86) neun Lehnwörter aufgezählt, z. B. *domestiken, permettéren, refuséren* etc. Diesen Mängeln sowie auch dem Fehlen aller sprachstatistischen Angaben liesse sich vielleicht nachträglich abhelfen; schlimmer aber ist, dass der Verfasser keine festen Grundsätze in der Wahl seines Materials hat. Oder habe ich die Einleitung (S. 5 u. ff.) missverstanden? Das Vlamische erscheint hier als

„tout simplement une langue parlée . . . . . . Plusieurs causes ont contribué à produire cette diversité des dialectes flamands. Il ne nous appartient pas d'entrer à ce sujet dans des considérations philologiques et ethnographiques qui ne sont même pas encore entièrement mûries et fixées. — Sans doute, on va parfois un peu loin dans la nomenclature et le classement des dialectes et l'on fait trop de cas de certaines variétés de prononciation qui sont souvent dues à l'ignorance et à l'imperfection des organes de la parole. La populace ignorante et grossière émet des sons gutturaux, nasaux, pâteux, lourds; elle passe continuellement d' un son très long et très bas à un son très bref et élevé, elle connaît peu ou point d'intermédiaires; ce n'est point là l'étude que nous avons en vue; ce n'est pas d'un „jargon" qu'il s'agit . . . . . . — L'étude qui suit est une

---

[1]) Vgl. Vercouillie, *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1892 S. 291.

sorte de grammaire, où naturellement la phonétique prend la plus grande place. Pour avoir les matériaux de ce travail il a fallu patiemment fouiller dans les profondeurs de l'idiome local, en discerner les formes originales et distinguer le „dialecte" du jargon ou de l'idiome abâtardi."

Selbst wer sich berechtigt glaubt, eine rein phonetische Skizze einer Mundart geben zu dürfen, muss dennoch in der sprachwissenschaftlichen Methodik bessere Schulung besitzen, als sich in solchen Worten kundgiebt. Über die Stellung des Vlamischen im Kreise der germanischen Sprachen ist C. nicht genügend unterrichtet, und wo sich je die Spur einer historischen Betrachtung des Lautwandels zeigt, schlägt sie ohne Grund ganz neue Bahnen ein. So heisst es (S. 26) vom *o*-Klange des *â* „il paraît que c'est un umlaut d'un son ancien, l'*a* grave du bas saxon"; „S. 50: les métathèses ou substitutions sont fort communes . . . . pourquoi dit-on *dissendag* pour *dingsdag?*" S. 31 wird der für Belle charakteristische Übergang des *e* zu *a* (*malk* „Milch") und des *a* zu *o* (*kolf* „Kalb") „une frappante loi de labialisation" genannt u. a. m. Die Kenntniss irgend einer neuen Darstellung einer deutschen Mundart hätte Herrn Carnel's Ansichten gewiss modificiert, aber leider hat er alle vorhandene Literatur unterschätzt: ist doch sogar auf die bisherigen westvlamischen Arbeiten[1]) (auf Coussemaker, auf die reichen Sammlungen von de Bo, auf Schuermans) kaum Bezug genommen.

Doch nun genug von dem, was fehlt, und zu dem, was tatsächlich geboten wird. Die Schrift nennt sich „étude phonétique et morphologique". Der letztere Teil giebt nach Art ganz kleiner Schulgrammatiken kurze Notizen über die Wortklassen nebst Beispielen, und schliesslich erscheinen in einem „Résumé général" als „conclusions" fünf stichhaltige „traits originaux" der Mundart, die bereits von Winkler[2]) klarer und praeciser angegeben sind. Nur hat C. noch ein höchst interessantes Charakteristikum des Dialektes von Bailleul hinzugefügt (S. 88): „Il se sert de mots qui, sans être originairement propres au dialecte (sic!), ne se trouvent plus guère ailleurs et sont exclus de la langue écrite ou littéraire. Ce sont des mots disparus qu'on trouve encore dans certains vieux textes et que cite Kiliaan ou d'autres; ou bien ce sont des expressions existant encore dans le sud-ouest de l'Angleterre, dans la Zélande, la Frise etc. . . ". Und nachdem dann 16 urehrliche und in Vlandern gebräuchliche germanische Wörter aufgezählt sind,[3]) heisst es: „Nous

---

[1]) Vgl. jetzt auch H. Jellinghaus, *Die niederländischen Mundarten.* Forschgen. d. V. f. ndd. Sprachfschg. V. Norden u. Leipzig 1892.

[2]) Johan Winkler, *algemeen nederduitsch en friesch Dialecticon* Haag 1874. II, 389 fgg.

[3]) Wörter wie *oltemets* = ndl. *altomeds, inst* (hengst), *stüte* „morceau de pain", *ä litse* „un peu", *grus* „son de farine", *tün* (zaun), *drouf* = ndl.

laissons là d'autres (!!) expressions bâtardes prises à la langue française".

So besteht denn das Wissenschaftliche der Schrift lediglich in dem phonetischen Teile. Methodik und Ergebnisse der neuen französischen Phonetiker haben noch nicht berücksichtigt werden können; die älteren englischen und deutschen Arbeiten aber hätten gründlicher benutzt werden sollen. Zunächst wird sehr umständlich die Allen geläufige Einteilung der Sprachlaute vorgeführt, wobei freilich eigenartige Ideen eingemischt werden: z. B. scheinen die Konsonanten bloss als unvermeidliche Unterbrechungen der Vokale zu gelten und werden daher sehr stiefmütterlich behandelt. Nach vielen allgemeinen Ausführungen kommt C. zu dem Schlusse, dass man sich zu phonetischer Schreibung bequemen müsse, und erklärt sodann die von ihm benutzten Zeichen.

Man kann über die vielen phonetischen Systeme sehr geteilter Meinung sein, und doch wird man immer die vorliegende Schreibung missbilligen: einmal, weil sie teils die deutschen, teils die französischen und niederländischen Werte der Zeichen zu Grunde legt; zweitens, weil sie zur Darstellung der einzelnen Vokalwerte die Accente (´ und `) benutzt, die man doch besser für die Bezeichnung des Wort- und Satzaccentes reserviert; ferner weil sie die Vokalquantitäten nicht klarstellt; endlich weil sie verschiedene Inkonsequenzen aufweist. C. hat es nicht erreicht, sich völlig von der historischen Schreibung loszulösen. Das sieht man vor Allem an der Behandlung der Nasalvokale: als solche figurieren nämlich *aň* und *aň*, *ěň*, *oň* und *oň*, *ǒň*, *ēuń*, *üň*; daneben wird als „phonème nasal" das *ng* (= η) genannt, wird aber niemals praktisch verwertet. Der *ach* = Laut (geschrieben $\varkappa$), der *ich* = Laut (γ) und der *š* = Laut (χ) sind unter den „consonnes doubles et triples" besprochen; *ts* wird durch griech. ϑ dargestellt; *f* und *v* werden als Zeichen, aber nicht als Laute unterschieden. Geringere Mängel zeigt das Vokalsystem, doch ist es, wie aus den folgenden Bemerkungen ersichtlich, für germanische Mundarten unpraktisch. Vielleicht entschliesst sich Herr Carnel, in späteren Arbeiten ein einfacheres System zu verwenden: um mit einem Vorschlage entgegenzukommen, will ich kurz die Werte der von Carnel benutzten Typen durch die Zeichen der Vokaltabelle von Bell-Sievers erklären und bei jedem Vokal in eckiger Klammer das meiner Ansicht nach einfachste Zeichen hinzufügen.

1) Carnel's *a* in vlam. *blad* = Siev. a^1 *[a]*; 2) Carn. *á* in

---

droef, *bucht* „friperie" vgl. got. *bugjan* (Franck, *etym. wdbk.* S. 117 vergleicht weniger passend got. *(us-)baugjan*), *tutse* „baiser" (vgl. ostfrs.-plattd. *tútjen)* u. a. m.

vlam. *knápe* „valet“ = Siev. v^2 in franz. *pâte* [*â*; helles langes *a* fehlt im vlam.]; 3) Carn. *à* in vlam. *vàder* = Siev. o^2? in franz. *tort* [*ō*]; 4) Carn. *o͡a* in vlam. *moar* „aber“ = Siev. $ɔ^1$ in engl. *walk* [*å* oder griech. *ϖ*]; 5) Carn. *ä* in vlam. *dät* „dass“ = Siev. $æ^2$ in engl. *man* [*æ*]; 6) Carn. *e* in vlam. *betal(e)n* = Siev. $ė^1$ [*e*]; 7) Carn. *é* in vlam. *néve* „Neffe“ = Siev. e^1 [*ē*]; 8) *è* = Siev. e^2 will Carn. in frz. „*père*“ deutsch „*fest*“ und in vlam. *spèl* „spiel“, *bèld* „bild“ sehen, doch sind hier jedenfalls quantitative Unterschiede anzunehmen [*ę*, *ę̄*]; 9) *ë* scheint nach Carnel's Beschreibung (S. 18; freilich wird *ë* auf S. 28 „voyelle gutturale et bêlante“ genannt) hinsichtlich der vertikalen Zungenstellung zwischen Siev. e^2 und $æ^2$ zu liegen, z. B. vlam. *bëdde* „Brett“ [*ε*]; 10) Carn. *i* in vlam. *titel* „Titel“, *stijl* „Betrieb“ = Siev. i^2 in engl. *pity* [*i*]; 11) Carn. *í* in vlam. *gí* „ihr“ = Siev. i^1 in frz. *fini* [*ī*]; 12) Carn. *ì* in vlam. *krikke* „béquille“ liegt zwischen Siev. i^2 und e^2 [etwa *į*]; 13) Carn. *ĭ*, nur in der vlam. Endung *-ig* bezeugt, ist wohl unter Siev. e^1 zu subsumieren [*e*]; 14) Carn. *o* in vlam. *kolk* „Kalk“ ist qualitativ gleich Carn. *à* vgl. oben No. 3, = Siev. o^2 [*o*]; 15) Carn. *ó* in vlam. *hópe* „Hoffnung“ = Siev. o^1 [*ô*]; 16) Carn. *ö* in vlam. *zönde* „Sünde“ = Siev. u^2 [*u*]; 17) Carn. *eu* in vlam. *keuken* „Küche“ = Siev. $ə^1$ [*œ̄*]; 18) Carn. *u* in vlam. *kussen* „coussin“ = Siev. $ə^2$ [*œ*]; 19) Carn. *ú* in vlam. *hú(w)en* „marier“ = Siev. y^1 [*ŷ*]; 20) Carn. *ü* in vlam. *küppe* „baquet“ = Siev. y^2 [*y* in deutsch „*Schützen*“]; 21) Carn. *oe* in vlam. *boer* „paysan“ = Siev. u^1 [*û*].

Aus diesen Mitteilungen ersieht man, dass Herr Carnel mit feinem phonetischen Gehör arbeitet. Wir hoffen, dass er die im Interesse seiner künftigen Werke gemachten Vorschläge in Überlegung ziehen und uns bald in fasslicherer Darstellung reiches Material überliefern möge.

GREIFSWALD. THEODOR SIEBS.

Scharschmidt, Oscar Emil, *Estienne Pasquier's Thätigkeit auf dem Gebiete der französischen Sprachgeschichte und Grammatik.* Leipziger Dissertation. Bautzen, 1892. Gr. 4⁰. 34 S.

Unter den wenigen französischen Gelehrten des XVI. Jahrhunderts, die Altfranzösisch kannten und sich liebevoll in die Lektüre der alten Romane versenkten, verdient Estienne Pasquier an erster Stelle genannt zu werden. Von ihm sagt Gröber (*Grundriss* I 24), dass er, schärfer blickend als seine Zeitgenossen, in seinen 1560 ff. veröffentlichten *Recherches de la France* seine Muttersprache als eine Sprache mit vorwiegend lateinischem Gepräge erkannt, veraltete

Wörter und Sprichwörter beleuchtet und sogar die Gesetzmässigkeit lautlicher Veränderung geahnt habe. Scharschmidt hat sich nun in der vorliegenden Arbeit der dankenswerten Mühe unterzogen, aus den schon genannten *Recherches* und den *Lettres* Pasquier's Ansichten in Bezug auf Geschichte und Grammatik des Französischen zusammenzustellen und uns so ein anschauliches Bild von dessen Thätigkeit auf dem Gebiete der französischen Philologie zu geben. Nach einer kurzen biographischen Skizze geht der Verfasser daran, Pasquier's und seiner Zeitgenossen Ansicht über den Ursprung des Französischen zu besprechen (S. 3—13). Wir erfahren hier, das Pasquier der damals vielverbreiteten Ansicht, das Französische stehe in engen Beziehungen zum Griechischen, mit Erfolg entgegentritt, dass er ferner einen gewissen Zusammenhang des Spanischen und Italienischen mit seiner Muttersprache erkennt, aber aus Patriotismus an der keltischen Grundlage des Französischen festhält, das nach ihm „*part de l'ancienne gauloise, part de la latine, part de la françoise*“ zusammengesetzt ist. Dass Pasquier bei seinen Bemühungen, französische Wörter auf ihren Ursprung zurückzuführen, manchen Fehlgriff macht, dass er z. B. *cour* von curia, *prou* von multum, *seigneur* von senior, *sire* von κύριος, *Languedoc* von *Langue de Got* herleitet, versteht sich bei dem damaligen Stande der Sprachwissenschaft von selbst. Was aber Pasquier über das Verhältnis des Französischen zum Gallischen (Keltischen) sagt, ist zum Teil noch heute unanfechtbar, so z. B. seine Bemerkung, dass die den Franzosen eigentümliche Aussprache des *ü* für *u* vielleicht aus dem Gallischen stamme. Unter der grossen Menge von französischen Wörtern germanischen Ursprungs hat er nur eine verschwindend kleine Anzahl als solche erkannt und rechnet dazu merkwürdigerweise auch *somme* = *charge* mit den Ableitungen *sommier* und *sommelier*. Im zweiten Teil seiner Arbeit macht uns der Verfasser mit den Beobachtungen Pasquiers in Bezug 1) auf die Wortgestaltung (S. 14—15), 2) auf die Orthographie und Aussprache (S. 16—20), 3) auf den Wortschatz (S. 21—25) und 4) auf die Wortbedeutung (S. 25—32) bekannt. Die Gründe, die Pasquier für die Wortgestaltung des Französischen findet, sind ausser der Verkürzung (*main* aus *matin*, *cil* aus *celui*) noch die Verstümmelung und Verderbnis im Munde des Volkes. Einige der Erklärungen, die Pasquier in letzterer Hinsicht aufstellt, können noch heute nicht durch bessere ersetzt werden. So nimmt Littré Pasquier's Hypothesen, *autant pour le brodeur* sei aus *autant pour le bourdeur* und *brimborion (dire ses brimborions)* aus *breviarium* entstanden, ohne weiters auf und vertheidigt das letztere Etymon gegen Diez, der *brimborion* von *brimber* „betteln“ und dieses von *bribe* „Stück übrig gebliebenes Brot“ herleitet. In Bezug auf Orthographie und Aussprache vertritt Pasquier

den konservativen Standpunkt; so bekämpft er die von Meigret und Ramus vorgeschlagene Einführung einer neuen Orthographie auf phonetischer Grundlage, erstens weil eine solche Schrift dem Einheimischen die Lektüre ausserordentlich erschweren, zweitens weil sie auch dem Fremden die Erlernung der Sprache nicht erleichtern würde, da sie ja durch ihre Unfähigkeit, alle Laute schriftlich zu fixieren, den Lernenden gerade dazu verführen würde, Aussprachefehler zu machen. Wichtiger für den Sprachforscher sind Pasquier's Beobachtungen über die Wandlungen und die Bereicherung des Wortschatzes. Was die ersteren anlangt, so verzeichnet Pasquier nicht nur die Wörter, die zu seiner Zeit schon im Veralten begriffen sind, sondern auch solche, die neu in Aufnahme kommen, wie *avant-propos, piaffer, populace, arborer une enseigne, Huguenot.* Dieses letztere Wort, das im Sinne von Calvinist erst nach der Verschwörung von Amboise 1559 bekannt wurde, wird von Pasquier mit Hugon, dem Namen eines Gespenstes in Tours zusammengebracht. Littré findet aber *huguenot,* allerdings nicht in dem späteren Sinne, schon in einem Texte des XIV. Jahrhunderts und hält es mit Mahn für ein Diminutiv von Hugues, bezogen auf einen Herzog dieses Namens. Zur Bereicherung des Wortschatzes soll nach P. zunächst die Muttersprache herangezogen werden; es können nach ihm neue Wörter gebildet werden 1) durch Ableitung, wie *effect-effectuer, facile-faciliter* etc., 2) durch Aufnahme technischer Ausdrücke, z. B. *retourner sur nos brisées ou sur nos routes* (aus der Jägersprache), 3) durch Aufnahme dialektischer Wörter und Wendungen, 4) durch Wiederbelebung alter in Vergessenheit geratener Ausdrücke. Sehr interessant ist auch die Zusammenstellung der Wörter, deren Bedeutungswandel P. erklärt hat, worunter besonders die Erklärungen von *assassins, collation, tintamarre, veille* und *bande* als gelungen hervorzuheben sind. Den Schluss der Arbeit bildet ein Verzeichnis der von P. erklärten Redensarten und Sprichwörter. Das Gesammturtheil, welches der Verfasser über Pasquier's Thätigkeit auf dem Gebiete der französischen Sprachgeschichte und Grammatik fällt, lautet: „Trotz vieler Irrtümer, die zu bemerken waren, lässt sich doch behaupten, dass Pasquier's Forschungen auf diesem Gebiete für seine Zeit von Bedeutung waren. Ein Teil der Resultate, zu denen er gelangt war, wurde in den folgenden Jahrhunderten durch eingehendere Untersuchungen bestätigt. Manches, was jetzt allgemein als richtig gilt, ist von Pasquier zuerst entdeckt worden."

Scharschmidt's mit voller Sachkenntnis und grossem Fleisse ausgeführte Arbeit sei jedem, der sich für die Geschichte der französischen Philologie interessiert, auf das wärmste empfohlen. Der Fortsetzung dieser Schrift, worin der Verfasser Pasquier's Ansichten über die französische Metrik und Rhythmik, sowie seine Thätigkeit

als Literarhistoriker zu behandeln verspricht, sehen wir daher mit freudiger Spannung entgegen.

Troppau. J. Ellinger.

Mirèio. *Provençalische Dichtung von* Frederi Mistral. *Deutsch von* August Bertuch *mit einer Einleitung von* Eduard Boehmer. Strassburg, Karl J. Trübner. 1893. XV u. 285. 8.

Seit Ed. Boehmer in seinem 1870 zu Halle erschienenen, auch heute noch bemerkenswerten Vortrage auf die provenzalische Poesie der Gegenwart hingewiesen, ist in Deutschland das Interesse für dieselbe immer rege geblieben. Es sei hier besonders auf die zahlreichen litterarischen Notizen aufmerksam gemacht, die hierüber Sachs im Archiv für die neueren Sprachen Bd. 54 u. Bd. 61 und in einem 1887 auf der Züricher Philologen-Versammlung gehaltenen Vortrage gegeben hat, sowie auf die gründliche und umfassende Übersicht in Bd. IX. dieser Zeitschrift, wo auch für die Feliberbewegung viel Material zu finden ist. Neuerdings haben, wie Besprechungen im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie beweisen, auch Suchier und Ed. Koschwitz diesem Gebiete ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Vor allem aber hat Koschwitz in seinem Vortrage: *La phonétique experimentale et la philologie franco-provençale,* den er zu Paris auf dem *Congrès scientifique international des catholiques* hielt, die überaus grosse Bedeutung des Studiums der heutigen Mundarten in Südfrankreich für die romanische Sprachwissenschaft hervorgehoben, und da von diesem Gelehrten ein Werk: „Aus dem Lande der Feliber“ demnächst zu erwarten ist, so kann man wohl sagen, dass die romanische Wissenschaft in Deutschland, die anfangs wohl nur Künstliches und Dilettantenhaftes in dieser Bewegung sah, ihr dauernd so viel Beachtung schenken wird, als sie doch sicherlich von den verschiedenen Gesichtspunkten aus verdient.

Wenn bei den meisten, die den litterarischen Erscheinungen in südfranzösischen Mundarten eingehendere Teilnahme widmeten, wohl der philologische Gesichtspunkt überwiegt, das Interesse, wie die provenzalische Sprache sich bei den heutigen Schriftstellern gestaltet, wie sich in dieser Beziehung die einzelnen Dichter den vielgestaltigen Mundarten Südfrankreichs gegenüber verhalten, welchen Gewinn das Studium des Altprovenzalischen und, nach Koschwitz's neuerlichen Ausführungen, die romanische Sprachwissenschaft im allgemeinen aus dieser neuerwachten Litteratur, soweit sie die Volksmundarten korrekt wiedergiebt, ziehen könnte, so gebührt Boehmer der Dank, in seinem schon oben erwähnten Vortrage der erste gewesen zu sein, der die wissenschaftlichen Kreise Deutschlands darauf aufmerksam machte, dass diese Dichtung ein neues Kulturelement

in das Leben der Völker einführe und dass sie auch vom aesthetischen Standpunkt aus der inneren Bedeutung keineswegs entbehre. Von denen, die nach Boehmer diesen Gegenstand behandelten, sei hier an Kreiten erinnert, dessen Aufsätze über die Feliber-Bewegung, weil in den wenigstens in Norddeutschland nicht besonders bekannten „Stimmen aus Maria-Laach" erschienen, leicht übersehen werden könnten. Er hat, einige Zeit als katholischer Geistlicher in Südfrankreich lebend, interessante Beobachtungen über diese Bewegung machen können; natürlich muss man es ihm bei seinem religiösen Standpunkt zu gute halten, dass er von ihr wesentlich eine Neubelebung katholisch-kirchlichen Sinnes und Rückkehr zum alten Glauben erwartet und dabei das Aufflammen des Albigenser- und Waldensergeistes ganz übersieht, das sich bei einigen der bedeutendsten Geister des südfranzösischen Dichterbundes, vor allem bei Fèlis Gras so mächtig zeigt. Jedenfalls teilen alle, die dieser Litteratur näher treten, mit Boehmer die Freude an der neuentstandenen „provenzalischen Blütenpracht", und der spöttischen Anschauung gegenüber, die in Nordfrankreich und doch auch in Deutschland so lange massgebend war, ist es heute ein feststehender Satz, dass wenigstens Roumanille, Mistral, Fèlis Gras Dichter von Gottes Gnaden seien, deren Dichtungen in jeder Litteratur eine ehrenvolle Stellung einnehmen würden, und für Mistral hat Bertuch durch seine Verdeutschung der Mirèio, der schon 1891 eine Übersetzung der Nerto vorherging, dem deutschen Publikum gegenüber diesen Beweis geliefert.

Man hat es als Prüfstein für den inneren Wert einer mundartlichen Dichtung bezeichnet, ob sie die Übersetzung in die Schriftsprache oder gar in eine fremde Sprache verträgt, ohne an Wirkung zu verlieren; doch nur in einem gewissen Sinne mit Recht. Alles, was aus dem innersten Leben und Fühlen der Volkskreise hervorgegangen ist, die sich der Mundart bedienen, wird beim Übersetzen die ursprüngliche Frische und den ganzen eigenartigen Schmelz verlieren und ist so trotz inneren Wertes eigentlich unübersetzbar. Fritz Reuter war höchst ungehalten über die Absicht, seine Erzählungen in hochdeutscher Sprache wiederzugeben, und über den Eindruck, den eine französische Übersetzung von „ut mine Stromtid" auf die Leser machen würde, sprach er sich mit richtigem Gefühl recht bedenklich aus. So würden wohl auch die meisten Gedichte Roumanilles vor allem die kleinen Erzählungen und Plaudereien, die er unter der Bezeichnung „lou cascarelet" im *Armana prouvençau* veröffentlichte, in der Übersetzung recht farblos erscheinen, so gut wie die alemannischen Gedichte Hebels bei ihrer Wiedergabe im Hochdeutschen des besten Teiles ihrer volkstümlichen Naivität verlustig gehn.

Bertuchs Verdeutschung der Mirèio wird niemand aus der

Hand legen, ohne den tiefen, ergreifenden Eindruck zu empfinden, den die Dichtung in Mistrals Sprache selbst auf uns macht. Wir haben es eben mit einer Dichtung zu thun, die trotz des lebhaftesten Lokal-Kolorits und trotz mancher Einzelheit, die unsere deutschen Anschauungen seltsam berührt, allgemein menschliche Empfindungen in dichterisch vollendeter Form uns vorführt, und der Übersetzer hat die schwere Kunst verstanden, mit geschickter Behandlung der poetischen Form und angemessener Wahl des deutschen Ausdrucks verhältnismässig grosse Treue bei der Übertragung der Mistral'schen Dichtung und Bewahrung ihrer Eigenart zu verbinden.

Mirèio ist im Jahre 1859 erschienen und ist das erste grössere Werk Mistrals, nachdem er schon zu der Sammlung *Li Prouvençalo,* die Roumanille 1847 herausgab, und zum *Armana prouvençau* einige kleinere provenzalische Gedichte beigesteuert hatte. Das Gedicht erregte weit über die Grenzen seiner engeren Heimat hinaus wohlwollende Teilnahme. Durch Jean Reboul von Nîmes wurde Lamartine darauf aufmerksam gemacht, der denn auch Mistral bei dessen Reise nach Paris die freundlichste Aufnahme in den litterarischen Kreisen der Hauptstadt vermittelte. Die Akademie erteilte dem Werke, das wohl sämtliche damalige Mitglieder nur in der französischen Übersetzung lesen konnten, den Preis, und Gounod hat die Erzählung zu einer Oper benutzt, die noch heute nicht von den Pariser Theatern verschwunden ist. Mistral selbst erzählt darüber p. XXVI der Vorrede zu seinen *Isclo d'or: Lou 29 d'avoust 1861, l'Acadèmi franceso presidado aqueu jour pèr Vitour de Laprado courounè lou pouèmo coume „ouvrage utile aux moeurs“ e enfin lou bèu Gounod pèr l'opera que n'en tirè e que se representè au Teatre Liri de Paris, boutè lou coumoulun à sa poupularita.*

Das Gedicht, überaus einfach in seinem Aufbau, erzählt uns von Liebeslust und -leid in der Provence. Vincenz, ein junger Bursch, im Weidendickicht des Rhoneufers gross geworden, war mit seinem Vater durch die Landschaft gezogen, um für die Landleute Körbe zu flechten, und war so auch zum „Zirgelhof“ *(lou Mas dóu Falabrego)* gekommen, wo er die Tochter des begüterten Hofbesitzers sieht, Mirèio, ein holdes Kind eben zur Jungfrau erblühend. Wie die jungen Herzen sich finden, wie Mirèio alle reichen Bewerber zurückweist und dadurch ihren Vater aufs tiefste erbittert, wie sie dem leidenschaftlichen Zorne des Vaters entflieht und bei dem Heiligtum der drei Marieen am Meeresgestade Rettung sucht, wie die Heiligen durch sanften Tod sie aus ihrer Not erlösen, das ist der Inhalt der Erzählung. Was aber den eigentümlichen Character der Mistralschen Dichtung ausmacht, das ist die Begeisterung des Sängers für seine Provence, die das ganze Werk erfüllt. Ich kann nur wiederholen, was ich darüber p. 22 der *Bemerkungen zur litterarischen*

Bewegung auf neuprovenzalischem Sprachgebiete sagte: „In den Gedichten Mistrals lebt und webt die ganze Provence, und alles, was dies schöne Land so anziehend macht, bietet sich unserm Auge dar. Eine hervorragende Gabe der Mistral'schen Poesie ist die Anschaulichkeit, mit der sie überall den eigentümlichen landschaftlichen Reiz der Heimat des Dichters hervortreten lässt. Ohne dass Mistral je in unangemessen breite Naturschilderung verfiele, wird der Leser von dem wunderbaren Zauber der provenzalischen Landschaft ergriffen, den sie wohl nur mit wenigen Gegenden Italiens und Griechenlands teilt. Die Anmut der Flussthäler mit ihrer teilweis üppigen Vegetation, die besondere Art dieser Ströme selbst, die fast bis zu ihrer Mündung den Charakter als Bergströme zeigen und der nächsten Umgebung oft wilde Verwüstung zufügen, die sonnverbrannten Alpilles und die steppenähnlichen Einöden der Crau, die Inselwelt der Camargue und der blaue Spiegel des mittelländischen Meeres, alles dies sehen wir, mit wenigen anschaulichen Strichen gezeichnet, als reizvollen Hintergrund vor uns. Dazu die Bilder der Städte, die noch so viele Erinnerungen an das klassische Altertum und an das Mittelalter bieten, und die teilweis voll des regsten Lebens, teilweis wie völlig abgestorben für die Gegenwart erscheinen, das Leben der Landleute, ihre Weinlesen und ihre Seidenzucht, ihre Feste mit den Farandolen, kurz alles, was den besonderen Charakter der Provence ausmacht, tritt uns bei Mistral entgegen, und so ist er vor allem derjenige unter den neueren Dichtern, der auch in der Fremde Teilnahme für seine Heimat wachzurufen weiss."

Es ist daneben nicht zu verkennen, dass bei dem Lesen der fliessenden Bertuch'schen Übersetzung eine andere Eigentümlichkeit Mistrals noch mehr hervortritt, als es der Fall ist, wenn man sich durch den Originaltext hindurcharbeitet; das ist das Übermass der Märchen und Legenden, mit denen der Dichter den Fortgang der Erzählung unterbricht. Man muss die Lebenserinnerungen Mistrals lesen, wie er als Jüngling durch seinen Lehrer Roumanille zum ersten Mal erfahren, dass die so verachtete Sprache der Landleute eine grosse litterarische Vergangenheit habe und es wohl des Schweisses der Edlen wert sei, ihr diese Stellung zurückzuerobern, und dann wird man wissen, dass er beim Abfassen seiner Mirèio sich als im Dienst einer Idee stehend ansah. Wie er durch seine landschaftlichen Schilderungen die Liebe zur Heimat neu beleben wollte, so wollte er auch den Sagenschatz ihres Landes den Einwohnern der Provence wieder vertraut und lieb machen; und er hatte ihnen so viel zu sagen, und so viel fügte seine dichterische Phantasie zur Erweiterung und Verbindung dieser vielgestaltigen Sagenwelt hinzu. Daraus erklärt sich dieses Übermass, als welches ich es wenigstens empfinde. Mistral selbst war zaghaft, ob viele seiner Provenzalen ihm zuhören

würden, wenn er zu ihnen in der Sprache des Volkes redete, ob es nicht das einzige Mal sein möchte, dass er sich so an sie wenden könnte. Hätte er schon damals, als er seine Mirèio schrieb, geahnt, wie er in der That eine neue Litteratur eröffne, er würde die Erzählung von Mirèio und Vincenz dichterisch noch wirksamer und ergreifender gestaltet haben, indem er ihr dieses Beiwerks etwas weniger mitgab, und er hätte ja in kleineren Gedichten die schönsten dieser Sagen und Legenden der Provence auch erhalten können.

Bertuch ist auf dem Gebiete der neuprovenzalischen Litteratur kein Neuling; schon 1891 hat er eine Übersetzung der Mistral'schen Nerto erscheinen lassen, die sich der günstigsten Aufnahme zu erfreuen gehabt hat. Ich weise hier ausser auf Recensionen in den Preussischen Jahrbüchern und der Deutschen Litteraturzeitung besonders auf die Besprechung derselben von Ed. Koschwitz im Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1892, No. 8, p. 267 hin, der die Arbeit Bertuchs in durchaus anerkennender Weise beurteilt, und dieselbe Anerkennung wird man auch für die Übersetzung der Mirèio aussprechen dürfen. Was der Übersetzer einer Dichtung erstreben muss, die Eigentümlichkeit des ursprünglichen Werkes nicht zu verwischen und uns doch einen deutschen Text zu liefern, der sprachlich und metrisch auf den Leser einen angenehmen Eindruck macht, ist bei Mistrals Mirèio besonders schwer zu erreichen. Schon die eigenartige Strophenform des Gedichts (a a 8 ‿; b 12; ccc 8 ‿; b 12.) ist nicht leicht zu behandeln, durfte aber ihrer überaus harmonischen Wirkung halber nur zum Schaden der Verdeutschung aufgegeben werden. Dazu kommt die Unmöglichkeit, die Klangfülle der provenzalischen zweisilbigen Reime im Deutschen entsprechend wiederzugeben und überhaupt dem musikalischen Wohllaute der provenzalischen Verse gerecht zu werden. Bertuch hat jedenfalls bewiesen, dass er die notwendige Vorbedingung zu der Übertragung eines Dichterwerks, welche doch immer eine Art Nachdichtung sein muss, in vollem Masse mitbringt. Er besitzt eigenes dichterisches Empfinden und Gefühl für Rythmik und Sprache; er hat seine Aufgabe mit Begeisterung und Ernst erfasst und gezeigt, dass er die Sprache Mistrals gründlich sich zu eigen gemacht hat. Ein Missverstehen des provenzalischen Textes ist mir nicht aufgefallen; wo Bertuch vom Urtext abweicht, thut er es, weil die wörtliche Übersetzung unserm sprachlichen Gefühle widerstreben würde.

Natürlich ist damit nicht gesagt, dass man nicht einzelnes anders wünschte. Jeder Übersetzer wird oft genug vor der Schwierigkeit stehen, entweder die Sonderart des ursprünglichen Ausdrucks beizubehalten und durch wörtliche Übersetzung der deutschen Sprache oder der deutschen poetischen Form Gewalt anzuthun, oder charakteristische Wendungen des Originals aufgeben zu müssen, um unserm

sprachlichem Gefühle gerecht zu werden. So ist er oft genug auf einen Ausgleich angewiesen, und unter Berücksichtigung aller dieser in der Sache liegenden Beschränkungen und Schwierigkeiten wird unbefangene Prüfung sagen, dass Bertuch im allgemeinen mit grossem Geschick seine Aufgabe erfüllt hat. Es ist ihm in der That gelungen, eine rythmisch und sprachlich gefällig zu lesende Übersetzung zu schaffen, der dennoch der besondere, fremdartige Reiz der südfranzösischen Dichtung nicht verloren gegangen ist und die alle, welche die Sprache Mistrals nicht kennen, in lebensvoller Weise in die Schöpfung dieses für Sitte und Glauben seiner Heimat begeisterten Provenzalen einführt.

Von Einzelheiten führe ich an: II. Strophe 3. *Vor seinem raschen Tritt entwichen Die Nattern, die im Graben schlichen. Von Haufen Kies, zu Wegbestichen, Schnellte sein leichter Stock die oberen Steinchen ab.* Der Text hat: ... Fasié fugi li serp courriolo, E di dindànti clapeirolo Emé soun bastounet bandissié li frejau. Bertuch denkt wohl richtig an Steinhaufen, die zur Wegebesserung an der Strasse liegen. Seine Übersetzung „zu Wegbestichen" ist in diesem Sinne in Norddeutschland wohl kaum verständlich. *Dindànti* „die beim Schlage erklangen" hat er ganz aufgegeben. — Bei dem Namen *Jano-Mario* III. Str. 6 *So rief bei rüstig frohem Schalten, Jano-Mario, des wackern alten Ramoun geehrtes Weib*, fällt die viersilbige Messung desselben auf. Wenn Bertuch die Namensform Mistrals beibehält, kann er diesen Namen doch nicht anders als fünfsilbig zählen, wie er es sonst auch stets thut; beispielsweise kurz darauf Str. 8: *Versäum ich, sprach voll Dank Jano-Mario, nie.* — V. Str. 11: n'es qu'uno eigagno, en coumparanço Di moumenet de benuranço Que passavon alor e Mirèio e Vincèn (ist nur wie ein Tautropfen im Vergleich zu den Augenblicken des Glückes ...) gehört zu den Stellen, die man wohl anders wiedergegeben wünschte, ohne dass man die Schwierigkeit, wie es wörtlich und gut deutsch geschehen könnte, verkennt. Bertuch sagt: *Dies alles durfte dem Empfinden Zu gleichen nicht sich unterwinden* ... — V. Str. 20 (bei Bertuch Str. 19; Str. 15 hat er nicht übersetzt) erweckt die deutsche Übersetzung „katzengleich", wobei uns doch entschieden mehr der Begriff des Heimtückischen vorschwebt, eine andere Vorstellung, als der Dichter mit seinem *coume un cat-fèr s'enarco* sie geben wollte. — V. Str. 32 Es tu qu' as mespresa la vierge d'aquéu mas übersetzt Bertuch pag. 91: *Die Blume dieser Flur hast Du gering geschätzt.* Rigaud trifft hier den Wortsinn genauer: Tu tins contre Mireille un propos offensant. „Gering geschätzt" hatte Ourrias die Mirèio keineswegs, aber wohl sie „verhöhnt", als sie ihn zurückwies. — In der letzten Strophe des V. Gesangs heisst es bei Bertuch: *So sind am Strahl entlang gefahren*

Die Fischer (die Gespenster waren!). Der Text lautet, wenigstens in der Ausgabe bei Hachette, Paris 1884: Li pescadou (qu' èron de Trèvo!) . . also dann wohl: Was waren sie von Gespenstern! welche gespenstische Erscheinungen waren sie! Aber auch wenn die erste Ausgabe hat: qu'èran di Trèvo!, so ist das provenzalische Relativ keineswegs so schleppend, wie hier das deutsche; dann etwa: Gespenster waren es! oder mit Aufgabe des Schreckensausrufes einfach: Die gespenstischen Fischer. — VI. Str. 23 (bei Bertuch pag. 110. Die Strophenzahl ist bei Bertuch eine andere, weil er, durchaus angemessen, die Apostrophe an die Feliber, welche die Erzählung hier unterbricht, in die Erläuterungen genommen hat.): *Aus Felsentiefen trat nie mehr ein Feenfuss.* Um die Zwölfzahl der Silben zu haben, wäre *Feeenfuss* mit drei „e" zu schreiben, eine Schreibung, die Weigand und Kluge, sowie auch die Puttkammer'schen Regeln zulassen, wie denn auch Bertuch selbst in den Berichtigungen zu p. 154 *Marieen* für *Marien* bessert. — Für *masco* im 6. Gesange und sonst wäre vielleicht die Übersetzung „Zauberin" mehr zu empfehlen als „Hexe"; als bösartige Hexe, wie wir doch diesen Ausdruck meist fassen, zeigt sich Taven keineswegs. — VII. Str. 71 (Bertuch p. 145): *und warf . . . Den Mantel aus Kadis vor sich zu Boden hin.* cadis, étoffe de laine grossière, also eine Art Loden, musste in dem Wortverzeichnis erläutert werden. — Da Bertuch sonst so auf Wohlklang seiner Verse hält, erwähne ich auch VIII. Str. 7 (Bertuch p. 151): *Sollt je ein böses Tier, Wolf, Molch, Schlang oder Hund . . .,* wo die fünf einsilbigen Substantiva nebeneinander nicht gerade wohllautend erscheinen. (Derselbe Vers schon im ersten Gesange.) — Zu frei übersetzt erscheint XII Str. 1: E que, leissant parti la branco, Sus la cabesso vo sus l'anco Li chato en adjudant cargon si plen gourbin. „Und wenn die Mädchen den Zweig los lassend (von dem sie bis dahin Blätter oder Früchte pflückten), sich gegenseitig helfend auf Haupt oder Hüfte ihre vollen Körbe laden." Bertuch übersetzt p. 213: *Wann . . . Die Mädchen in den Winzergaden Die Traubenkörbe hoch geladen, Und munter Schar um Schar die Schritte heimwärts lenkt.* „gaden" kann doch nur ein abgeschlossenes Gemach bedeuten; oder ist es ein rheinischer Winzerausdruck mit besonderer Bedeutung? Dass man den provenzalischen Text nicht gerade auf Thätigkeit im Weinberge zu beziehen braucht, wäre weniger wichtig. — Sonst sind Idiotismen von Bertuch mit Glück verwendet; so das Wetterauische: *auf eines Astes Zwerche; ämse* für *Ameise*, das u. a. Logau und Wieland gebrauchen, und anderes. — Ebenso scheint mir XII. Str. 32 mit der Übersetzung p. 227: *Mein schöner Freund, geh nicht von hinnen,* unnötig und für den Sinn nicht günstig vom Texte abgewichen zu sein. *Moun bèl ami, de mounte vènes?* „Mein Geliebter, woher

kommst Du?" ruft Mirèio dem Freunde einfach und natürlich zu; warum hier vom Texte abweichen? Nur daran erinnert sei, dass die Übersetzung von *bel* mit „schön" in der Anrede nur ausnahmsweise den Gedanken des Originals wiedergiebt. Dies Adjektiv hat, wie im Altfranzösischen durchaus, im Neufranzösischen noch in den Verwandtschaftsbezeichnungen *beau-frère, belle-soeur* u. s. w., so auch im Provenzalischen bei der Anrede vor allem die Bedeutung „lieb, teuer".

Solcher Einzelheiten liessen sich gewiss noch manche hinzufügen; aber sie sind, wie die besprochenen, meist doch der Art, dass der Übersetzer gar nicht derselben Meinung zu sein braucht, ohne dass man es ihm verübeln könnte; es wird häufig nur subjectives Gefallen für die eine oder die andere Wendung, für diese oder jene Gestaltung des Verses die Entscheidung treffen. Jedenfalls bestätigen diese geringen Ausstellungen, die, wie ich glaube, sich durch schwerer wiegende nicht vermehren liessen, das oben ausgesprochene Urteil, dass wir es mit einer sehr anerkennenswerten Leistung der Übersetzungslitteratur zu thun haben und dass durch Bertuch dieses Werk der neuprovenzalischen Dichtung in vortrefflicher Form den deutschen Lesern zugänglich gemacht ist.

Von Äusserlichkeiten erwähne ich noch, dass durch Weglassen der Anführungsstriche bei direkter Rede die Übersetzung das Verständnis des Zusammenhangs manchmal unnötig erschwert. Mistral verwendet sie allerdings in seinem Texte auch nicht; aber wenn, wie in diesem Gedichte an mehreren Stellen, das rasche Erfassen des Sinnes durch diese Äusserlichkeit wesentlich gefördert wird, so ist kein Grund, für den deutschen Text darauf zu verzichten.

Als Bertuch diese Verdeutschung der Mirèio drucken liess, hatte er wahrscheinlich die Kritik seiner Nerto-Übersetzung durch Koschwitz noch nicht gelesen. Koschwitz tritt dort dafür ein, nach der Schreibung der Schriftsteller des Languedoc das tonlose *o* der Endung weiblicher Namen im Deutschen durch *a* zu ersetzen. Es ist ja gewiss richtig, dass wir im Deutschen leicht verleitet werden, diese Namen mit zu vollem Endungsvokal zu sprechen, während es doch nur nachtönend ist wie das französische dumpfe *e* der Endung. Andrerseits würde die Schreibung mit *-a* eine Aussprache in Deutschland einführen, die sich wohl in Feliberkreisen des Languedoc jetzt mehr wie früher findet, die aber etwas Künstliches zu haben scheint und aus der naiven Aussprache des Volks schwer nachzuweisen sein wird. Überdies hat im Rhodanien, weniger noch in Avignon selbst, als in der Landschaft nach den Alpilles hin, der nachtönende weibliche Endungsvokal sicher einen dumpferen Ton, der durch *o* noch am besten wiedergegeben ist. Roumanille selbst sprach beim Vortrage seiner Gedichte und auch in einer Prosaansprache an seine

Genossen, wie Verfasser bei seinem Aufenthalte in Avignon zu beobachten Gelegenheit hatte, die betreffende Endung mit auffallend dunkler Klangfarbe, so dass mir jede andere Aussprachebezeichnung, die nicht *o* zur Basis nähme, für das Rhodanien nicht zutreffend erscheinen würde. Wenigstens für die Namen, welche die Schriftsteller dieser Landschaft erst in die Litteratur eingeführt haben, so vor allem für *Mirèio* und *Nerto*, möchte ich die Beibehaltung der Schreibart Mistrals auch für uns Deutsche befürworten; für solche Namen, die uns in andrer Form schon geläufig sind, wie Diana und Sibylle, liegt die Sache anders.

Die Bertuch'sche Übersetzung bietet noch zwei wertvolle Zugaben: erstens einleitende Bemerkungen von Ed. Boehmer, welche beweisen, dass dieser Gelehrte die warme Teilnahme für die provenzalische Sache, der er schon 1870 Ausdruck gegeben, sich bis heute bewahrt hat. Ich hebe aus ihnen besonders das Urteil von Ludwig Giesebrecht über Mistrals Dichtung hervor, sinnig und zu Gedanken anregend, wie alles, was von diesem Dichter kommt.

Das zweite ist die Bezeichnung der Aussprache einiger Abschnitte des Gedichts in der von Boehmer und Koschwitz ausgebildeten Lautschriftweise, die auch für Koschwitz' demnächst erscheinenden Werk „Aus dem Lande der Feliber" Verwendung finden soll. Da Bertuch sich die betreffenden Stellen von Mistral selbst und andern Genossen des Feliberbundes vorlesen lassen konnte und sie auch sein eigenes Vorlesen dieser Verse prüften, so haben wir hierin das denkbar sicherste Material für die Art und Weise, wie Mistral die Sprache spricht und gesprochen haben will. Das ist für alle, die sich mit neuprovenzalischer Litteratur beschäftigen, überaus wichtig; dass daraus nicht ohne weiteres in allen Einzelheiten Schlüsse für die heutige Volksaussprache, die sprachwissenschaftlich doch das einzig Lehrreiche ist, gezogen werden können, darauf habe ich an andrer Stelle schon hingewiesen. Interessant ist z. B., dass bei *grand* Mistral jetzt wie im Französichen vor vokalischem Anlaut das *d* wie *t* hinübergezogen haben will, während das Volk in diesem Falle ein Überschleifen entschieden überhaupt nicht kennt; dass er auslautende Nasalierung vor anlautendem Vokale aufrecht erhält (wie z. B. *toun aubado)*, hier im Einklang mit der Volksaussprache des Rhodanien, während manche Feliber hier, wie die nordfranzösischen Orthoëpisten es meist lehren, die Nasalierung aufgeben; dass er den Auslaut der Präposition *sus* überall gesprochen haben will, während die erste Ausgabe der Provençalo noch *su* druckte, zum sicheren Zeichen, dass die Herausgeber dieser Sammlung damals wenigstens für die Aussprache des Auslautes vor Konsonanten in der Volksaussprache keinen Anhalt hatten.

Jedenfalls haben alle, die sich für südfranzösische Dialektkunde

interessieren, Ursache dem Übersetzer für diese Zugabe besonders dankbar zu sein. Die Zahl derjenigen mehrt sich ja in Deutschland, denen die Möglichkeit geboten war, diese Mundarten in der Aussprache der Landeseingebornen kennen zu lernen, wie auch Verfasser in Avignon und andern Teilen Südfrankreichs und in Paris bei den Festen von Sceaux Südfranzosen der verschiedensten Volkskreise, unter ihnen die hervorragenden Mitglieder des Feliberbundes, ihre heimatliche Mundart sprechen hörte. Aber bei der subjektiven Natur solcher Beobachtungen bedarf man, um hieraus sichere Schlüsse für den lebendigen Gebrauch einer Sprache ziehen zu können, stetig erneuter Nachprüfung an Ort und Stelle, sowie der Bestätigung und Ergänzung oder der Berichtigung aus Beobachtungen, die andere in der Heimat der Sprache angestellt haben. Ich erwähnte schon oben, dass Hoffnung vorhanden ist, für alle diese sprachlichen Fragen jetzt eine wissenschaftliche Basis zu erhalten, wenn die Resultate der exakten Forschung von Gelehrten wie Gilliéron, des Abbé Rousselot, Ed. Koschwitz und anderen erst vollständig vorliegen werden.

Die Mistral'sche Mirèio ist wiederholt in fremde Sprachen übersetzt worden; die Kataloge erwähnen drei Übersetzungen ins Englische, zwei metrische in das Französische. Ausser der Prosa-Übersetzung, die Mistral selbst dem Werke mitgegeben, führt Gustav Dorieux eine in Versen von Henrion an, die nur in wenig Exemplaren in Tours 1879 gedruckt sei. Mir ist sie nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber die von E. Rigaud, der das Gedicht in der Strophenform Mistrals im Ganzen mit gutem Geschick übersetzt hat. Auch eine Übersetzung in einen Dialekt des Dauphiné von Maurice Rivière-Bertrand liegt in den Veröffentlichungen der Gesellschaft für das Studium der romanischen Sprachen zu Montpellier vor, und einige Abschnitte sind von Carmen Sylva in das Rumänische übersetzt worden.

Auch für Deutschland hatten wir schon eine Übersetzung der Mirèio (sie wählt die Form *Mireia*), die Frau Dorieux-Brotbeck 1880 zu Heilbronn erscheinen liess. Voraus geht ihr die Übertragung der Lebenserinnerungen Mistrals aus seinen *Isclo d'or* und einleitende Bemerkungen über die Feliberbewegung von Gustav Dorieux. Natürlich kann es nicht unsre Aufgabe sein, die eine Übersetzung auf Kosten der andern hervorzuheben. Wie die Provence mit ihren eigenen Landschaftsbildern, ihren Bewohnern und ihrer Sprache auf alle Nordländer, die sie kennen lernten, einen fascinierenden Reiz ausübte, so ist auch Frau Dorieux-Brotbeck mit grosser Begeisterung an ihre Aufgabe gegangen, und in liebenswürdiger Weise entwaffnet sie p. LXXII des Vorworts von vornherein die Kritik, wenn sie Mängel an ihrer Arbeit entdecken sollte. Die geistreiche Verfasserin hat 1877 zu Wien bemerkenswerte eigene lyrische Gedichte erscheinen

lassen; ein einleitender Vorgesang an Mistral erweckt die besten Erwartungen; die ersten Strophen scheinen ihnen Recht zu geben, auch der ganze erste Gesang liest sich noch leidlich, wenn man auch hie und da Ausdruck oder Vers anders gestaltet wünschte. Weiterhin gewinnt man aber immer mehr den Eindruck, dass eine sehr sorgfältige Durcharbeitung nötig gewesen wäre. Nicht dass die Übersetzerin den provenzalischen Text unkorrekt wiedergäbe; es ist ihr meist gelungen, ihn richtig aufzufassen, wie denn überhaupt die französische Prosa-Übersetzung, mit der Mistral selbst sein Werk ausstattete, das Verständnis desselben sehr erleichterte. Aber wie sie selbst fürchtet, da sie lange in der Fremde weilte und so des direkten Verkehrs mit dem deutsch-nationalen Geistesleben entbehrte, hat ihr Gefühl für das, was in unserer Sprache sinngemäss, schön und wohlklingend ist, sich nicht so bewahrt. Reime wie p. 73. str. 3: *zusammen trifft* und *zur Mitgift;* ebenda str. 4: *voll banger Leidahnung* und *die so jung;* p. 82. 4: *Kleeblatt* und *niesatt* (warum dies in einem Wort geschrieben?) und andere mehr erklären sich wohl daraus, dass der Übersetzerin bei ihrem langen Aufenthalt in romanischen Ländern das Gefühl für die Bedeutung der Accentsilbe im deutschen Versbau nicht mehr so lebendig geblieben ist. Alexandriner wie p. 23. str. 2: *Wach wär ihr Aug' geblieben bis zur Früh' Taufall;* p. 82. 1. *Wild rennend auf des Olymps Gipfeln stellt den Borst;* ebenda str. 2. *Barfuss durch Kieseln; froher ist die Eidechs' nicht;* p. 143. 3. *Fühlt einst'ge Kraft Ambrosius, die kam zum Ausbruch,* sind völlig nach dem Gesetz der Silbenzählung gebaut und wirken, wie so viele andre, im Deutschen höchst unschön. Dabei denke ich nicht an die Nichtbeachtung der Mittel-Cäsur, die wohl häufig von der Verfasserin beabsichtigt ist; doch dürfte es besser gewesen sein, auch diese Freiheit sich bei der Übertragung der Mirèio nicht übermässig häufig zu gestatten, da Mistral selbst sich der strengeren Observanz fügt. Die völlige Vernachlässigung des Wortaccentes ist es aber, die das deutsche rythmische Gefühl auf die Dauer unangenehm berührt. Dahin gehören auch die häufigen grundlosen Inversionen und die Weise der Übersetzerin ihre Verse so zu bauen, dass es fast zur Ausnahme wird, wenn Satzteil-Abschluss und Versende zusammen fallen. Beispiele bietet fast jede Seite der Übersetzung mehrfach. Ich gebe gern zu, dass es pedantisch sein würde, bei einem Gedicht von dieser Ausdehnung einzelne Anstösse solcher Art besonders hervorzuheben; aber die übergrosse Anzahl solcher Erscheinungen hindert denn doch den Leser aus der Übertragung den Wohllaut der Rythmik und die Schönheit der Sprache herauszufühlen, die gerade den eigenen Reiz der Mistral'schen Dichtung bildet. Der Raum verstattet es nicht, grössere Abschnitte beider Übersetzungen einander gegenüber zu stellen. Ich würde es sonst

mit dem Gebet an die heiligen Frauen im X. Gesang gethan haben. Bertuch hat das seit Heines „Wallfahrt nach Kevlaar“ für Wallfahrtslieder klassische Metrum gewählt und beginnt p. 190:

> O heilige Marieen, zu Blumen wandelt Ihr
> Der Armen bittre Thränen, seid gnädig nun auch mir!

und weiter Str. 3 u. 4:

> Ich bin ein junges Mädchen, das einem Jüngling gut:
> Vincèn . . . Ihm gilt mein Sehnen und meiner Thränen Flut!
> Ich lieb ihn wie die Quelle zu Thal zu fliessen liebt,
> Ich lieb ihn wie der Vogel die Luft, die ihn umgiebt.

Frau Dorieux behält Mistrals Metrum bei und übersetzt p. 190:

> O heilge Marieen!
> Ihr macht aus der Thrän'
> Uns Blumen erstehn:
> Seht huldvoll mich knieen;
> Horcht schnell auf mein Flehn!

> Ich komm' mit Vertrauen.
> Ein Kind bin, gering;
> Vincenz, den Jüngling,
> O heilge Frauen!
> Mit Lieb' ich empfing.

> Ich lieb' ihn so dringend,
> Wie gern durch den Rain
> Hinfliesst das Bächlein
> Wie's Flüggvöglein, schwingend
> Sich, liebt Sonnenschein.

Dabei folgt die Übersetzung von Frau Dorieux hier keineswegs dem Texte genauer als die Bertuch'sche; nur Str. 4 versucht sie gegen Bertuch in: *Coume l'aucèu flame Amo de voula* den Begriff des Vögleins, das seinen ersten Flug unternimmt, festzuhalten. — Zur Vergleichung eignet sich besonders noch der XII. Gesang; aber man kann überall eine Reihe von etwa zehn Strophen herausnehmen, um die verschiedene Wirkung ler Verdeutschungen von Frau Dorieux und Bertuch, bei ungefähr gleich korrekter Wiedergabe des Urtextes, zu erproben.

Dies richtige Verständnis des Textes und lebendige Begeisterung für die Aufgabe, die neuprovenzalische Dichtung in Deutschland bekannt zu machen, wird man Frau Dorieux gern zuerkennen; die Bertuch'sche Übersetzung verbindet aber damit auch sorgfältige Wahl des Ausdrucks und sichere, wohllautende Beherrschung der deutschen Form. Er hat empfunden, dass man sich nicht mit dem ersten Entwurfe begnügen darf, wenn es sich darum handelt ein Übersetzungswerk zu bieten, das dauernden Wert behalten soll, dass nur wiederholtes sorgfältiges Prüfen in Rythmik und Sprache uns ein Werk schaffen kann, das auch in deutschem Gewande den eigentümlichen Zauber der Mistral'schen Dichtung auf uns ausübt.

Berlin. Bernhard Schneider.

Bijvanck, W. G. C. *Un poëte inconnu de la société de François Villon.* Le Grand Garde Derrière, Poème du XVe siècle, publié avec Introduction, Glose et Index, suivi d'une Ballade inédite de François Villon à sa dame. Paris, Champion 1891. Kl. 8⁰, 61 Seiten. fr. 2,—.

In dem ersten Teil dieser Publikation liegt uns eine kleine Dichtung vor, die Herr B. zum ersten Mal aus einer Arsenalhandschrift an's Tageslicht gezogen hat. Diese Dichtung, die aus 35 siebenzeiligen Strophen besteht, gehört der realistischen Richtung der französischen Poesie des XV. Jahrhunderts an. Es ist ein Ausschnitt aus dem eigenen Leben, den uns der Verfasser dieser Dichtung in seiner mehr originellen als gewählten Redeweise schildert. Er ist jung aus der Provinz in die Stadt gekommen, man darf annehmen, dass Paris gemeint ist, und ist da bald das Opfer einer gewiegten K kette geworden. Die Rolle, zu der er sich selbst verurteilt, ist tragikomisch. Er wird seiner Leidenschaft nicht Herr, ob er gleich weiss, dass man mit ihm, dem ungewandten Provinzler, sein Spiel treibt und dass einem Andern (eben dem, den sich die Dame als garde derrière hält) das zu Teil wird, was sich der Unglückliche vergeblich ersehnt. Freilich die Ironie, mit der er seine Seelenzustände schildert, lässt vermuten, dass sich der Dichter endlich doch ermannt und vielleicht gerade mit diesem Poem den Versuch gemacht hat, sich die unwürdige Leidenschaft vom Halse zu versifiziren.

Dass wir es hier mit einem Geistesverwandten Villons zu thun haben, dafür spricht die frische, lebendige und sarkastische Art, mit der der Dichter seinen Gegenstand vorträgt. Aber das ist auch Alles, was sich von ihm sagen lässt, denn mit dem Namen Debosco, der sich aus den Anfangsbuchstaben der letzten Strophe ergibt, ist vorläufig nichts anzufangen. Indessen, wer dieser Debosco auch gewesen sein mag, sein Gedicht ist jedenfalls beachtenswert; es ist Selbsterlebtes, was der Dichter schildert, und er schildert es treu und ohne Schminke. — Dem Herausgeber lag ein verhältnissmässig gut erhaltener Text vor, der ihn nur zu wenigen Aenderungen veranlasste, die man wohl gutheissen kann. Im Index gibt B. zahlreiche und gelehrte Erklärungen von nicht ohne Weiteres verständlichen Stellen des Textes, den er überdies häufig durch Parallelstellen aus zeitgenössischen Dichtungen illustrirt. Mit Rücksicht auf den Umstand, dass wir von der französischen Litteratur des XV. Jahrhunderts noch keine Darstellung besitzen, wäre es von dem Herausgeber rücksichtsvoll gewesen, wenn er die angezogenen Stellen etwas sorgfältiger nachgewiesen hätte.

Als einen zweiten Teil seiner Arbeit publicirt B. eine Ballade, die er Villon zuschreibt. Dass diese Ballade wirklich von dem be-

rühmten Dichter herrührt, ist eine Annahme, die sich aus dem Gedicht allein nicht rechtfertigen lässt. Die Begründung seiner Behauptung gedachte B. bereits im Laufe des Jahres 1891 in der Romania niederzulegen, doch ist der, auch von Seiten der Romania wiederholt in Aussicht gestellte Aufsatz *(Villon inédit)* bis jetzt nicht erschienen.

HALLE. F. HEUCKENKAMP.

Krumme, Dr. W., *Das höhere Schulwesen im Auslande während der letzten 20 Jahre.* Braunschweig, O. Salle. 1890. 48 S. 8°. 80 Pf.

Der Verfasser berichtet über diejenigen ausländischen Lehrpläne, welche den Unterricht in den klassischen Sprachen zurückdrängen oder durch Einrichtung von Parallelklassen die Möglichkeit gewähren, einen Teil der Schüler von demselben wenigstens teilweise zu entlasten zu Gunsten des neusprachlichen oder realistischen Unterrichts. Da mit der Reform der preussischen höheren Schulen das Bedürfnis nach einer zeitgemässen Umgestaltung des Unterrichts der Gymnasien und Realgymnasien durchaus nicht befriedigt ist, so sind diese Zusammenstellungen, welchen überdies geschichtliche Nachweise beigefügt sind, immer noch wertvoll. Ob freilich der neusprachliche Unterricht schon jetzt die Ausbildung erlangt habe, die diese Lehrpläne zum grossen Teile voraussetzen, muss noch dahingestellt bleiben. Dem Referenten scheinen auch heute noch die Geschichten der grossen Männer des Altertums pädagogisch wertvoller zu sein, als was die meisten Elementarbücher für den französischen und englischen Unterricht dafür bieten, und er ergreift diese Gelegenheit zu erklären, dass er von den Einwänden, die er vor zwanzig Jahren dem „Ostendorfischen Reformplan" entgegengestellt hat, noch nicht zurückgekommen ist. Einige „Reformschriften" haben dies behauptet trotz einer Erklärung, die er gegen Völcker in den Jahn-Fleckeisenschen Jahrbüchern vor einigen Jahren hat erscheinen lassen. Richtig ist nur, dass er es für pädagogisch unerlaubt hält, neunjährige Knaben schon mit Latein zu belasten. Er möchte aber auch anderen fremdsprachlichen Unterricht auf dieser Altersstufe noch nicht beginnen.

E. VON SALLWÜRK.

Ludwig Volkmann (ord. Lehrer an der Ober-Realschule in Breslau), *Die Methodik des Schulunterrichts in den modernen Fremdsprachen, gegründet auf die Methodik des deutschen Unterrichts.* Dargelegt am Deutschen und Französischen. Berlin, Mittler & Sohn, 1891. 34 S. 8°.

Franz Kerns analytischer Sprachunterricht und die durch Ziller schematisierte Herbartische Didaktik bestimmen die methodischen Vorschläge des Verfassers, die interessant, für den mit Herbart nicht vertrauten Lehrer aber vielfach unverständlich sein werden. Auf die Feststellung der zur Anknüpfung neuer Erkenntnisse geeigneten früheren Vorstellungen — eine an sich sehr wichtige Forderung der Didaktik — hat die jungherbartische Schule bekanntlich einen dankenswerten, aber auch sehr einseitigen Eifer verwendet. Das nämliche Bestreben führt unseren Verfasser darauf, den französischen (fremdsprachlichen) Unterricht in der Weise an den muttersprachlichen anzuknüpfen, dass er, ,,wenn der Schüler das Niveau seiner eigenen Sprechweise mit grammatischem Verständnis erreicht hat, d. h. wenn er die Anfangsgründe der Satzlehre beherrscht", die entsprechenden französischen Sprachelemente gewissermassen in den

Rahmen der so gewonnenen grammatischen Begriffe einfach einfügt. So kommt es, dass der Schüler das ganze französische Zeitwort, sogar unregelmässige Formen desselben (S. 16), ferner das Nomen und Pronomen, ja selbst die Grundzüge der Syntax erlernt hat, bevor er einen zusammenhängenden französischen Satz liest. Was über die Behandlung der nachher eintretenden Lektüre und im Anfang über das „Parlieren" gesagt wird, ist beherzigenswert; aber die ganze Methode ist heute unannehmbar. Sie ist nicht einmal herbartisch und verurteilt sich damit vom eigenen Standpunkte des Verfassers aus.

E. von Sallwürk.

Fritz Bock, *Wesentliche Merkmale der verbesserten Sprachunterrichts-Methode.* Teschen, K. und k. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska, 1891. 19 S.

Der Verfasser dieser Schrift, die wohl zuerst als Programm erschienen ist, hat zwei Jahre lang nach der „neuen Methode" Französisch gelehrt und ist dabei zu der Ansicht gekommen, dass viele „Kunstgriffe und Kniffe", welche die Reformer empfehlen, von geringer Bedeutung seien, dass aber dem analytischen Unterricht, dem er gefolgt ist, gewisse Vorzüge eigen seien, welche wohl begründeten psychologischen Forderungen entsprechen und daher sichere pädagogische und didaktische Erfolge hoffen lassen. Diese Forderungen entnimmt er der Pädagogik Herbert Spencers; er hätte eine bessere und besonders den Sprachunterricht vernünftiger würdigende wählen können, aber es ist schon anerkennenswert, dass neben den praktischen Zielen, welche die Methodik des neusprachlichen Unterrichts zu sehr in den Vordergrund gestellt hat, auch pädagogische Zwecke gewürdigt werden, welche nur derjenige Unterricht erreicht, der bei seiner Arbeit von gründlichen psychologischen Erwägungen sich bestimmen lässt. Ausserdem hat er sich Rat geholt bei Vietors methodischer Umfrage, deren Ergebnis der dritte Band der Phonetischen Studien mitteilt.

Bock beginnt seinen Unterricht mit einer praktischen Lautlehre, der acht bis zehn Lehrstunden gewidmet werden. Freilich muss er auch bei diesem der analytischen Methode eigentlich zuwiderlaufenden Anfange sich gestehen, dass man über manches vorerst hinwegsehen müsse. Nun kann zum Lesestück übergegangen werden, wenn man nicht Sprechübungen in Anknüpfung an Anschauungsbilder einleiten will. Der fremdsprachliche Anschauungsunterricht erschöpft allerdings, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, seinen Stoff bald und bringt noch andere Misslichkeiten mit sich, von denen er nicht spricht; aber der Verfasser giebt doch selbst später eine hübsche Probe, wie derartige Sprechübungen angestellt werden können. Das Lesestück dient zunächst nur dazu, Sprachstoff herbeizuschaffen. Erst später fängt man an, auf induktivem Wege grammatische Kenntnisse aus den Lesestücken zu gewinnen. Die Orthographie darf den ersten Unterricht noch nicht beschweren; die erste Durchnahme des Lesestückes geschieht sogar bei geschlossenem Buch. Erst bei der Repetition sieht der Schüler die Schreibform der von ihm zuerst nur durch das Ohr aufgenommenen Laute und Wörter. Die Lautschrift ist wichtig für die häusliche Repetition und in manchen Fällen das einzige Mittel, den Schüler zu richtiger Lautung zu bringen. Indessen möchte der Verfasser doch nur Gebrauch von orthoepischen Umschriften machen, wenn sie dem Schüler gedruckt vorgelegt werden können. Den Stoff der Lektüre möchte er aus „Schule, Feld, Natur, Stadt, Ackerbau, Industrie" schöpfen, und darum gefällt ihm Bechtels Lesebuch besser als das Kühn'sche. Wir müssen ihm hier einwenden, dass die Schule nie Gegenstand didaktischer

Unterhaltung zwischen Lehrer und Schüler sein sollte und dass Beschreibungen sich schwer für Sprechübungen hergeben, Tehnisches aber sich schon mit Rücksicht auf den Wortschatz verbietet. Erzählendes ist in allem ersten Unterricht das Ergiebigste in pädagogischer und didaktischer Beziehung. Für die Behandlung der Lesestücke und deren Verwertung zu Sprechübungen erhalten wir ein gutes Beispiel (S. 12). Der Gebrauch der deutschen Sprache ist bei diesen Uebungen möglichst zu beschränken, um nicht durch öfteren Wechsel der „Artikulationsbasis“ die Aussprache zu schädigen. Dass durch das Uebersetzen aus der fremden Sprache der deutsche Ausdruck geschädigt werden kann, ist nicht in Abrede zu stellen; ebenso wenig kann aber der fremdsprachliche Unterricht die Pflicht abweisen, durch das Uebersetzen ins Deutsche den deutschen Ausdruck zu üben und die von einander abweichenden Begriffssphären der beiden Idiome scheiden zu lehren. Der Verfasser hat diesen Standpunkt ganz übersehen (S. 11). Dass der Text des Lesestückes so eingerichtet werde, dass er für diese Behandlung sich füge und dem Anfänger nicht zu viele Schwierigkeiten grammatischer und lexikologischer Art auf einmal biete, ist selbstverständlich; in dieser Beziehung ist aber auch unser Verfasser vielleicht noch zu ängstlich. Orthographische Diktate hält derselbe als viel zu schwierig wenigstens vom ersten Unterrichtsjahre ganz fern, und wir stimmen ihm hierin bei. Dagegen giebt er zwanzig verschiedene Arten schriftlicher Uebungen an, welche im Zusammenhang mit dem Lesestücke vorgenommen werden können.. Sie beziehen sich auf den ganzen französischen Unterrichtsgang, sind aber nicht alle gleich empfehlenswert: die „Umwandlung eines Gedichtes in Prosa“ möchten wir vom französischen Unterricht ausschliessen wie vom deutschen.

Der Verfasser schliesst mit Leitsätzen, die aus seiner dankenswerten Abhandlung hervorgehen. Der letzte lautet: Alles ist zu thun, um das Gift der Unlust fernzuhalten. Möge jede Methode sich an dieser Forderung selbst messen, so wird sie ihres Erfolges in erziehlicher und praktischer Hinsicht sicher sein.

E. VON SALLWÜRK.

Phonetische Studien. *Zeitschrift für wissenschaftliche und praktische Phonetik* mit besonderer Rücksicht auf die Reform des Sprachunterrichts, herausgegeben von Wilhem Vietor. Marburg, 1890 u. 1891.[1]) N. G. Elwert.

Dritter Band: Ch. Levêque (d'Oisy), der unterdessen leider verstorben ist, fügt seinen früheren Untersuchungen über Paul Passy's *Français parlé* (vgl. *hier* XIII² 93—95) im Anschluss an dessen zweite Auflage noch weitere Bemerkungen hinzu (pp. 101—108). Seinen Standpunkt hat er seitdem nicht verändert: „Pour l'enseignement à l'étranger, il me semblerait désirable d'éviter tout ce qui diffère par trop du type moyen du parler des Français de bonne société, quelle que soit leur origine. Si j'admets plusieurs types de prononciation pour l'étude des étrangers, je dois en restreindre le nombre autant que possible, et pour faire tout rentrer dans ce cadre ainsi rétréci, je devrai rejeter dès l'abord et rigoureusement ce qui s'écarte par trop dans un sens ou dans l'autre du type moyen. Le langage familier et le style élevé peuvent suffire à ces besoins de l'enseignement spécial au nom duquel je parle ici. Ce qui est trop familier ne doit pas être appris, il ne serait applicable que rarement, il entraînerait aussi des confusions regrettables (p. 101 f.).“ Als Norm

---

[1]) Vgl. *hier* X² 132 ff. und XIII² 91 ff.

soll etwa die Aussprache gelten, wie sie Passy in jenem Briefe von Gaston Paris gegeben hat (*Phon. Stud.* I 250; vgl. *hier* XIII[2] 92). Zu dem *type trop familier* rechnet er z. B. die Auslassung des Subjekts und der Negation, wie *y a plus* statt *il n'y a plus*, *j'avais pas* statt *je n'avais pas*; ferner das Verschlucken weiblicher Endsilben, wie *vot' paradoxe* statt *votrĕ*, *mett' dessus* statt *mettrĕ*, *rend'* oder gar *rent' service* statt *rendrĕ*, *reprend'les armes* statt *reprendrĕ*, *omb' d'un puits* statt *ombrĕ*, *tab' d'acajou* statt *tablĕ*; sodann Nachlässigkeiten wie *esprès* statt *exprès*, *espédition* statt *expédition*, *une 'tite* statt *une p'tite* u. dergl. In den meisten dieser Fälle hat die erste Auflage des Passy'schen Buches ebenfalls die korrektere Aussprache. Besonders auch in der nun folgenden langen Tabelle versäumter Bindungen. Hier geht Passy[2] in der That sehr weit, wenn er stummen, nicht hinübergezogenen Endkonsonanten verlangt in *pas un, pas une goutte, se met à, les hirondelles, avait entendu, j'étais enchanté, froidement intrépide, tout-à-fait endormi, de trois en trois, cris extraordinaires* und ähnlichen Beispielen von Substantiv im Plural vor vokalisch anlautendem Adjektiv, wie *femmes élégantes, demeures insociables, boulets inoffensifs, deuils hypocrites, nuages épais* (dagegen bei Voranstellung des Adjektivs: *touchantes‿expressions*); regelmässig auch stummes *t* in der Verbalendung *-ent*, wie in *aspirent à, commencent un, veulent alors, viennent aux, apprennent à, rendent au*; desgleichen in der Imperfektendung *-ai(en)t* und der Participialendung *-ant*, wie in *ressemblait au, réveillait en surtant, battait avec, contribuaient encore, apportant un ordre, souriant et dansant*, auch in *s'en vont en, conduisit à table* u. ähnlichen. In allen diesen und manchen anderen, weniger auffallenden Beispielen, wie *nous nous mîmes en bataille, rang élevé, puis on remit*, schreiben Passy[1] und Levêque übereinstimmend gegen Passy[2] die *liaison* vor. Uneinig sind sie in Fällen wie *faites éclater, faites envahir, mortes et.* Passy[2] verlangt auch hier stummes *s*, Passy[1] stimmloses *ts*, Levêque dagegen stimmhaftes *dz* (denn „*il n'ya de liaison qu'avec la sifflante douce s*“). In Bezug auf Angleichung des Stimmtons, und zwar zu gunsten des zweiten Konsonanten, ist Levêque überhaupt sehr streng. Im Gegensatz zu Passy[1 u. 2] verlangt er stimmigen Auslaut wegen des folgenden stimmigen Anlauts in *avec des cris, évêque d'Angers*, ebenso *gz* in *quelques habitants* (Passy[1]: *kèlks*, Passy[2]: *kèkz*, Levêque: *kègz)*; ferner *z* statt *s* in *se glissa, se disputent, se vanter, ce dieu, second* (= *zgõ*, so auch Passy[2]); umgekehrt *t* statt *d* vor *k* oder *p*: *grande croix, de conséquence, depuis;* bemerkenswert ist *amuse son homme*, wo Passy[1 u. 2] *amūz* haben, Levêque dagegen *amūs* ohne Stimmton des Auslauts und ohne Länge des Vokals (letzteres vielleicht nur Druckversehen, denn an anderer Stelle findet sich *dépose ses armes* ebenfalls mit stimmlos angeglichenem *s*-auslaut, aber erhaltener Länge des *o*).

Hier und in ähnlichen Fällen empfiehlt also Levêque in falscher Konsequenz eines Prinzips, das lange nicht ausnahmslos wirkt, gegen seine sonstige Gewohnheit die nachlässigere Aussprache. Man darf sich wundern, dass er, der sich so gern zum Anwalt reiner Aussprache macht, überhaupt das Angleichungsprinzip angenommen und damit verwischende Nachlässigkeit zum Gesetz erhoben hat. Denn physiologisch notwendig ist diese Assimilation nur zum Teil. Es ist theoretisch sehr wohl möglich, in *faites entrer* die Dentalis stimmlos zu bilden und das *z* darum doch sofort stimmhaft einzusetzen. Praktisch freilich wird das *t* den Anfang des Dauerlautes *z* stimmlos beeinflussen, beim Uebergang zu dem folgenden Vokal aber kann sehr gut wieder der Stimmton eingetreten sein, ohne dass dieser darum bis auf den vorangehenden Verschlusslaut zurückwirkt; also etwa *fètẓzãtré*. Selbst in dem umgekehrten Falle (*plus*

d'souvenir) lässt sich durch kräftige Bildung des Blählautes wenigstens das erste und zweite Moment der Explosiva, die Verschlussbildung und die Dauer des Verschlusses, stimmhaft erhalten, erst beim dritten, der (durch den folgenden Reibelaut verkümmerten) Verschlusslösung setzt die Stimme aus.[1]) Jedenfalls braucht beim Unterricht (und diesen hat Levêque ja überall im Auge) von all diesen Dingen gar nicht die Rede zu sein. Man bemühe sich nur, auch beim Zusammentreffen ungleichartiger Konsonanten, jeden einzelnen möglichst vollkommen zu artikulieren. Was dabei notwendiger Weise durch die anders geartete Nachbarschaft verloren geht oder modifiziert wird, macht sich ganz von selbst, und Flüchtigkeiten, wie sie sich beim schnelleren Sprechen naturgemäss ergeben, brauchen vom pädagogischen Standpunkte aus nicht in Gesetze gefasst zu werden. Uebrigens muss man sich bei manchen der angeführten Beispiele wundern, dass gerade Levêque nicht einen anderen Ausweg zur Erleichterung der unverträglichen Konsonanz vorschlägt, nämlich deutliches *ĕ : grandĕ croix, dĕpuis, sĕ glissa.*

Eine andere Nachlässigkeit, die Levêque nicht billigt, ist die Beseitigung der Doppel-Konsonanz in *affinité, corrompu, horreur, horrible, torrent.* Dagegen ist er einverstanden damit, dass *il* vor Konsonanten in der Umgangssprache sein *l* einbüsst, also Plural vor Vokalen *iz* und sogar auch im Femininum *èz.* Letzteres ist auffallend. Ich glaube nicht, dass *elle(s)* überhaupt so leicht sein *l* verliert wie *il(s).*

Mit besonderer Genugthuung konstatiert Levêque, dass in Gemässheit der von ihm aufgestellten Gesetze (vgl. *hier* XIII² 93 f.) das *e* der ‚enklitischen' Wörtchen von Passy² richtig beobachtet ist, einmal bei gleichen oder ähnlichen Konsonanten wie in *dĕ toi, lĕ long, dĕ dragons, dĕ Tarascon,* sodann auch bei starken Konsonantenhäufungen wie *campagne quĕ nous venons, incapable dĕ supporter, service quĕ nous, groupe dĕ cinq, hors dĕ chez nous, tailleur dĕ son métier, discours dĕ Frédéric, cœur dĕ Français, quĕ l'impulsion,* wo Passy¹ überall stummes *e* vorschreibt.

Was ich früher (*hier* XIII² 95) über Levêque's Neigung zu nichtssagenden rhetorischen Floskeln bemerkte, wird in grösserem Umfange bestätigt durch seine Abhandlung *L'accent tonique et l'écriture* (pp. 199 bis 212), die er schon zwei Jahre früher geschrieben, aber hier erst veröffentlicht hat. In höchst willkürlicher Auffassung und ohne an sachlichem Inhalt irgend etwas Bemerkenswertes zu bieten, ist da vom Wortaccent und der Schrift, aber auch von allen möglichen anderen, grammatischen, phonetischen und metrischen Dingen die Rede, die als Belege teils selbstverständlicher, teils rein subjectiv erfundener Tendenzen der Sprache dienen sollen. Ein Beispiel für viele: p. 204 heisst es: „Les formes *fou, mou, beau,* comme *aux, chevaux,* montrent que nos ancêtres savaient reconnaître aussi dans la langue la loi que *rien ne se perd dans la nature, ni substance, ni force; il n'y a que transformation.* C'est à l'oreille, cette balance de l'esprit pour les choses du son, de reconnaître que l'assourdissement des consonnes finales va renforcer la voyelle qui précède, *o* bref devient *ou, e* ouvert *au : mol mou; bel beau.*" Dass hier das Ohr eine „*balance de l'esprit pour les choses du son*" genannt wird, lässt man sich ja noch gefallen. Warum aber einige Zeilen weiter die *liaison* eine „*grande dame à seize quartiers de noblesse*" genannt wird, weil sie die Endkonsonanten *x* und *z*, „*ces intrus du seizième siècle*", wieder verdrängt und nur das *s* „*à l'exercice de ses privilèges*" zulässt, wird der nüchterne deutsche Leser schon schwerer begreifen. Der ganze

[1]) Vgl. auch *hier* X² 142.

Aufsatz hätte ohne Nachteil für die Wissenschaft ungedruckt bleiben können.

Jean Passy (Bruder Paul Passy's), *Notes de phonétique française à propos de la „Französische Phonetik" de Fr. Beyer* (pp. 345—354), spricht zuerst über die Betonung, speziell über die Verschiebung des Wortaccentes oder, besser gesagt, über den Nachdruck auf früheren als letzten Silben und führt ungefähr folgendes aus.

Die Regel, dass der Accent auf der letzten vollen Silbe liegt, ist an sich richtig und findet unter anderem auch darin ihre Bestätigung, dass die kürzende Kindersprache gerade die letzten Silben erhält (z. B. *nõ* für *bouton*). Trotzdem finden häufig Abweichungen statt. Manchmal betont man alle Silben möglichst gleichmässig. Bekannt ist die gegensätzliche Betonung wie *se soumettre ou se démettre*. Zuweilen fällt der Nachdruck auf die Wurzelsilbe: *condamner, incroyable, grandement, rudement, excessivement* u. s. w, zuweilen aber auch nicht: beau*coup*, sur*tout*, tou*jours*, ja*mais*, par*fois*, sou*vent*. In manchen Wörtern betonen verschiedene Personen verschieden, z. B. gewöhnlich *ab*so*lu*, aber auch ab*solu*. In anderen ist es immer dieselbe Silbe, die den Ton erhält. So bewahren Adverbia wie *joliment, sévèrement, sincèrement, particulièrement* nicht etwa die Betonung der Adjektiva *jo*li, *sé*vère, *sin*cère, *particu*lier, sondern setzen den Nebenton auf eine frühere Silbe: jo*liment*, sé*vèrement*, sin*cèrement*, par*ticulièrement*. Dies ist eine Folge des Bedürfnisses nach rhythmischer Bewegung, die zwei betonte Silben hinter einander nicht zulässt. Daher z. B. auch der Unterschied in der Betonung von Sätzen wie j'ai *vu* Pierre, *j'ai* vu *la maison*, j'*ai* vu *la maison de* Pierre. Allerdings findet sich ja, besonders in zweisilbigen Wörtern, gerade die vorletzte betont, dann ist aber die letzte ganz tonlos. In sur*tout*, beau*coup*, par*fois* u. s. w. haben wir also geradezu eine Verschiebung des Accents, während man bei jenen langen Adverbien richtiger von einem Nebenaccente sprechen müsste. Im Allgemeinen gilt nach alledem Folgendes (p. 348): „L'accent du mot isolé, et du plus grand nombre de mots dans la phrase frappe la dernière syllabe. Il peut être modifié quant à son intensité et à sa place par deux causes d'ordre différent et qui agissent tantôt dans le même sens, tantôt en sens contraire: 1° Quand on veut attirer l'attention sur un mot, on en renforce l'accent et très souvent on le déplace d'une façon parfois arbitraire. Pourtant, s'il y a dans le mot une syllabe particulièrement importante, c'est elle qu'on accentue de préférence (accentuation antithétique et peut-être accentuation radicale.) 2° En même temps on tend à disposer les accents de façon à ce qu'il en résulte un dessin rythmique."

Nun, wir wissen ja, was wir davon zu halten haben, wenn Franzosen von einer vollständigen Verschiebung des Accents sprechen. Vollständige Par- oder Proparoxytona wie im Deutschen entstehen dadurch noch lange nicht. Es ist eben nur ein, oft regelmässiger, zuweilen sehr starker, rhetorisch-musikalischer Nachdruck auf einer früheren, durch sonoren Vokal und rythmische Bewegung, zuweilen wohl auch durch inhaltliche Bedeutung besonders dazu geeigneten Silbe, wodurch aber der eigentliche Wort- (oder besser Sprechtakt-)accent auf der letzten sogar dann nicht einmal vollständig verschwindet, wenn diese nur geflüstert wird. Auch die antithetische Betonung in *se* sou*mettre ou se* dé*mettre* ist bei weitem nicht so stark wie im Deutschen und darf das *-mettre* nicht völlig tonlos machen. Im Gegenteil, oft genug fällt es uns auf, wie wenig der Franzose im Stande ist, Worte oder Silben wie im Deutschen als gegensätzlich oder besonders nachdrücklich durch blosse Betonung hervorzuheben.

Am Schluss des Kapitels (p. 350) weist Passy noch darauf hin, dass in solchen Nachdruckssilben die Betonung oft auch durch Verdoppelung (besser Verstärkung) des anlautenden Konsonanten, namentlich bei *s* und *r*, und bei vokalisch anlautenden durch festen Stimmeinsatz unterstützt wird.

Aus dem folgenden Kapitel „*Réductions dans le langage parlé*" hebe ich folgendes hervor.

Die Aussprache *kèlk* für *quelque* ist nach Passy vor Konsonanten sehr selten. Gewöhnlich sagt man *kèk* mit stummem *l* oder aber zweisilbig *kèlkə*.

Beispiele von Verschleifungen und Verschluckungen in sehr nachlässiger Rede: *Qu'est-ce que c'est que ça* = *kèsseksa*. *Il n'y est pas tout à fait* = *(n)i̯èpàttafè*. *Il me semble que oui* = *msãbkəu̯i, m'sãmkəu̯i* oder *psãmkəu̯i*. *Je ne sais pas* = *tsêpà*. *probablement* = *próablәmã, próau̯lәmã* oder *pròãlmã*. *Tiens, voilà ton paletot* = *ti̯ẽu̯latõpaltó*. *Elle les a nettoyés avec du sable* = *èllézanétu̯ai̯éèg̊düsāb(l')*. *Que je te voie!* = *tœ̯ẏà*. *Qu'est-ce que tu dis?* = *stüdi*. *Il est dans le champ* = *il.dãlšã*. *Il s'est sauvé* = *ssóvé* (was auch für *est-ce qu'il s'est sauvé* gelten kann. Anmerkung: „J'avais noté d'abord *s.óvé*. Voici comment je me suis aperçu que cette notation était inexacte: Mon frère en lisant mon travail à haute voix prononça comme je l'avais écrit, un *s* long: je sentis aussitôt que ma transcription n'était pas rigoureuse. La nuance d'ailleurs est très faible. Il n'y a qu'une légère diminution, puis une légère augmentation de force: C'est tout ce qui reste des sons qui séparent les *s* de la forme pleine."). *Non, non, il est attaché* = *nənõ, tatašé*. *Mais enfin, je ne l'ai pas connu* = *mẽãfẽ, lépàkònü*.

„*Dans tous ces exemples*, heisst es dann zum Schluss mit Recht (p. 352), *les réductions sont involontaires, et inconscientes pour tout autre qu'un phonéticien. Celui-ci même laisse échapper sans les remarquer une foule de faits semblables, s'il n'y applique pas constamment son attention. Cela tient en partie à ce que les sons et syllabes disparues pour l'auditeur ne le sont pas toujours pour celui qui parle. Il en reste souvent des mouvements de langue ou de lèvres . . . Souvent aussi un son disparu laisse une trace dans les sons qui l'entouraient.*"

In Bezug auf den *Accent musical*, d. h. das Heben und Senken der Stimme, weicht J. Passy vielfach von den Notationen Beyers und seines Bruders ab und erklärt dies dadurch, dass „*la même phrase, dans des circonstances identiques, peut être prononcée de façons très différentes par deux individus, selon des nuances de sens quelquefois à peine appréciables; ou tout simplement parce que l'un a une prononciation plus musicale que l'autre.*"

Beyers Kapitel über Sandhierscheinungen wird durch folgende Bemerkungen ergänzt. Verschlusslaut vor Nasal wird diesem assimiliert: *point de mire* = *pu̯ẽnmīr*, *mademoiselle* = *manmu̯azèl*, *une heure et demie* = *ünõrénmi*, *admirable* = *anmirablə*.

l und *r* vor labialem Halbvokal gehen oft verloren: *trois* = *tu̯a* (nur in der Volksaussprache), *pluie* = *pũi*, *plus* = *pü* (auch bei Gebildeten).

Harmonie vocalique oder *réfraction* nennt J. Passy Erscheinungen wie *sòlònel* für *solennel*, *õrõpéẽ* für *Européen*, *žètè* für *j'étais*. Dergleichen sei freilich nicht Gesetz, sondern rein individuelle Neigung.

Sehr zu bedauern sei der Einfluss der Orthographie auf die Aussprache: „Il y a des gens qui, dans leur manie ridicule de ‚prononcer toutes les lettres', disent *səkõ* ou *skõ* au lieu de *zgõ*; *dõpté* ou même *dõptèr* au lieu de *dõté*; *skùlpté* au lieu de *skülté*. Ce ne sont plus guère aujourd'hui que les vieillards et le peuple qui prononcent *fi* (fils), *sẽ* (cinq), *sã* (sens), *ségrétèr, səgrétèr* ou *zgrétèr* (secrétaire), *dãdzik* (Dantzick), *fégõdé* (féconder), *vzè* (faisait), *èvjẽ* (elle vient). Ainsi la tendance si française

à l'assimilation et notamment à la vocalisation des consonnes soufflées entre voyelles, tendance qui donnait à notre langue tant d'harmonie et de douceur, est brutalement entravée par le respect stupide de la lettre moulée" (p. 354).

Vierter Band: Gustav Rolin (in Prag), *Essai de grammaire phonétique* (pp. 307—334). Der Aufbau der Grammatik auf rein phonetischer Grundlage hat mir schon bei Kühn's erstem Versuch den Eindruck einer blossen Spielerei gemacht, und auch Rolin hat mich durch seine ganz radikal phonetische Behandlung der Konjugation von der Zweckmässigkeit einer solchen hypermodernen Grammatik nicht zu überzeugen vermocht. Wie willkürlich und widersinnig müssen nicht gerade die Verbalformen erscheinen, wenn man sie ganz ohne Rücksicht auf ihre Entstehung betrachtet, von der die gewöhnliche Orthographie trotz aller ihrer Inkonsequenzen doch immer noch ein gut Teil dem Sprachbewusstsein erhält! In der That tragen denn auch Rolin's Konjugationsregeln völlig den Stempel des rein Aeusserlichen, nur zufällig Richtigen. Auch die Vereinfachung, die dadurch erreicht werden soll, ist nur scheinbar und erzeugt nach anderen Richtungen nur um so grössere Schwierigkeiten. Mit Unrecht ruft der Verfasser aus (p. 307): „Combien l'étude détaillée de la grammaire française, de l'accord des participes, des flexions verbales a dégoûtés d'étrangers de poursuivre l'étude de cette langue, qui leur est si sympathique, et combien de moments précieux que l'on devrait donner à l'éducation morale et intellectuelle de la jeunesse et que l'on perd à s'occuper de ces absurdes vétilles!" Nehmen wir z. B. den *accord des participes*. Die phonetische Grammatik wird hier zu lehren haben: „Die *participes passés,* welche auch im Femininum vokalisch auslauten, bleiben im Singular stets unverändert. Im Plural nehmen sie in gewissen Fällen (die dann gerade so genau angegeben werden müssen, wie in der bisherigen Grammatik) vor vokalisch anlautenden, enge mit ihnen zusammengehörigen und ohne Pause verbundenen Wörtern (d. h. also, in der Bindung) oft die Endung *z* an." Noch komplizierter gestaltet sich die Regel für diejenigen, deren Femininum sich durch angehängtes *t* oder *z* vom Masculinum unterscheidet (vgl. p. 333, Anm. 1). Rolin würde sich die Sache freilich dadurch bequemer machen, dass er die Fälle der Bindung (an denen allein schon jeder Versuch einer rein phonetischen Grammatik scheitern muss) als der allein seligmachenden („*Vox populi — vox Dei* (!)" p. 333) Umgangssprache[1]) nicht zukommend einfach ignorierte. Immerhin müsste der Fall *la lettre que j'ai écrite* berücksichtigt werden und würde zu einer ähnlich äusserlichen und rein mechanischen Regel führen, wie sie die französischen Grammatiker für das adverbialisch sein sollende *tout* vor Adjektiven leider durchgesetzt haben.

Bietet somit der eigentliche grammatische Teil der vorliegenden Abhandlung nur das Interesse der Kuriosität, so enthält andrerseits die ihm vorausgeschickte *Phonétique* mancherlei Beachtenswertes. Je mehr französische Stimmen sich über Aussprache äussern, um so besser für uns. Auch aus Rolin's Darstellung der französischen Phonetik verdient einzelnes niedriger gehängt zu werden.

Das allgemeine Prinzip ‚enger' Artikulation spricht auch Rolin aus

---

[1]) Rolin geht soweit, dass er das *passé défini* und den *subjonctif de l'imparfait* am liebsten ganz streichen möchte: „Ces deux derniers temps, nous aimerions à les faire disparaître complètement d'une grammaire phonétique (c'est ce qui les attend), et à ne conserver le participe présent qu'à cause du caractère adjectif qu'il a dans certains cas" (p. 311).

mit den Worten: Les voyelles, ainsi que les consonnes, sont produites avec une grande tension musculaire" (p. 318).

In der Frage, die uns schon mehrfach beschäftigt hat,[1] ob in den Diphthongen der unbetonte Bestandteil mehr Konsonant oder Vokal ist, neigt Rolin, wie wohl alle Franzosen, da sie bei ihrer mangelhaften Kenntnis des Deutschen den Unterschied zwischen ihrem unsilbigen *i̯* und wirklich spirantischem deutschem *j* nicht genügend würdigen, zu konsonantischer Auffassung. In der Konsonantentabelle findet sich unter den *Fricatives* nach *v-f*, *z-s* als drittes Paar *j-x* (p. 314) und als Beispiele dazu (p. 317) für *j*: *nous payons, j'essayais, bataille, veille, piller, dépouiller, bruyant, cuiller, quille*, und für *x*: *pied, épier*. In einer Anmerkung zu der Klasse der *Fricatives* wird hinzugeführt (p. 315): „S'il y avait la moindre importance pratique, on pourrait ajouter à ces sons *ω̈* et *w*, qui ne sont qu'un *j* arrondi et un *u* relâché, tous deux à demi articulés. Dans l'enseignement élémentaire, on les fera passer pour des *ü* et *u*, on glissera ensuite dessus, et l'élève arrivera inconsciemment à les prononcer correctement. Dans le midi, le son *(w)* n'est pas encore arrivé à ce degré de développement, il est plus tendu: *omuẽ*, presque de trois syllabes." An andrer Stelle (p. 322 f.) heisst es: „Quand *ü* ou *u* figurent dans une syllabe en combinaison avec une voyelle qui les suit, la voix ne fait que glisser sur ces sons et leur fait perdre leur caractère de voyelles; ils ne sont plus que demi-consonnes ou demi-voyelles: *ω̈* et *w*: lω̈i, *lwi, ilsərwa, rwa, pwẽ, ilžwẽ, ómwadžω̈ẽ* (au mois de juin); il en est de même de *i* (= *j*): *pjé, žvjẽdré, štjẽdré*." Wie beim Unterricht zu verfahren sei, wird nochmals wiederholt (p. 323 Anm. 1): „Dans l'enseignement on ne fera aucun cas de ce phénomène; en prononçant *lü, ru, pu*, et en y ajoutant ensuite *i* ou *a*, etc., *lü* + *i*, *ru* + *a*, *pu* + *ẽ* en deux syllabes, et enfin en une seule syllabe, d'une seule émission de voix, ayant bien soin de mettre l'accent tonique sur la dernière, l'élève n'arrivera que trop facilement, par instinct, inconsciemment, à la juste prononciation, qui, du reste, n'est que naturelle." Ganz meine Ansicht.

Diese selben ‚*sons bâtards*' glaubt Rolin auch in den Fällen erkennen zu dürfen, wo die Vokale *i*, *u*, *ü* in letzter Silbe nach starkem Nebenaccent auf der vorletzten nur geflüstert werden (vgl. *hier* XI² 232 f.): „Il se peut que l'on ait affaire à ce son là où la voyelle finale *u* se dévocalise par un déplacement d'accent tonique: *vèrtü*, la voyelle n'étant plus exactement articulée. C'est surtout dans ces cas de déplacements d'accent amenés par des émotions qu'il y a souvent substitution de fonctions: les fonctions malaires substituent très facilement les labiales" (p. 323, Anm. 1). Bemerkenswert ist ferner, dass *bruyant, cuiller* einfach *brüjã, küjèr* transkribiert werden (p. 317), womit auch zu vergleichen ist: *poignard, poignée de mains* = *pòñar, pòñédmẽ* (p. 318). Endlich ist hervorzuheben, dass Rolin ausdrücklich konstatiert (p. 317): „*j* + *j* se fondent en un seul", so dass also *nous voyons* und *nous voyions* ganz gleich lauten (vgl. *hier* X² 139, Anm. 1).

An mehreren Stellen wird darauf hingewiesen, dass das Französische, abweichend von anderen Sprachen, die Verwendung der sog. liquiden Konsonanten (Rolin nennt sie *Fricatives-explosives : l, r, m, n, ñ*) in vokalischer Silbenfunktion nicht kennt. Sie dürfen nicht im Munde zurückbehalten, sondern müssen losgelassen werden, „leur trait caractéristique étant l'explosion (à l'exception de *r*)" (p. 313). „Ces sons, à eux-mêmes, ne peuvent former syllabe, comme dans d'autres langues, surtout slaves; dans *parltü* nous n'avons que deux syllabes, le frottement de *l* se fond

[1] Vgl. besonders *hier* IX² 133 ff.

dans celui de *r* mal articulé, l'explosion de *l* coïncide avec celle de *t* ou n'est pas exécutée du tout" (p. 316, Anm.). „L'élément principal est l'explosion; c'est pourquoi elles ne peuvent former syllabe . . .: on ne dit pas: *avèklpèr,* mais *avèkəlpèr* ou aussi *avekləpèr*" (p. 323, Anm. 2.). Vor der Verkümmerung des auslautenden *r* wird ausdrücklich gewarnt: „Pour arriver à bien prononcer les *r* finaux ou ceux placés à la fin d'une syllabe, commencer par les *r* suivis d'une voyelle, c'est-à-dire les mettre en liaison: *le père‿est venu, rare‿est précieux,* et ensuite *le père de mon ami* . . . Pour faciliter aux Allemands l'*r* final d'une syllabe, nous intercalons souvent *ə : aubergiste = óbèr(ə)žist, gouvernante = guvèr(ə)nãt.*" (p. 317, Anm. 4).

Was ich *hier* XIII² p. 98 über *ẽ = ã* gesagt habe, wird von Rolin bestätigt: „*a* nasal remplace *ẽ* dans la bouche de bien des personnes: *mẽtnã* devient presque *mãtnã*".

Zwischen *parlai-je* und *parlais-je, parlerai-je* und *parlerais-je* konstatiert Rolin einen kleinen Unterschied: „La différence qu'il y a entre *parlèž, parlərèž,* passé défini et imparfait interrogatifs, futur et conditionnel interrogatifs, c'est qu'au passé défini et au futur l'è n'est pas aussi ouvert qu' aux autres temps." (p. 321). Neben *je sais* (= *šsè*) wird auch *je vais* (= *žvè)* regelmässig mit *è* transkribiert, was doch gewiss nur individuell ist. Ja, es heisst sogar (p. 322 Anm.) „Des petits mots d'un très fréquent usage, tels que *je sais, je vais, gai, quai* etc, influencent fort les autres; on commence déjà à prononcer *vré* pour *vrai.*"

„*ò* n'est jamais final; aussitôt que la consonne finale devant laquelle il se trouve disparaît, il devient *ó : dévòte — dévót.*" (p. 321.)

„*ȏ* seul peut figurer et ne peut figurer qu' à la fin des mots (à quelques exceptions près); aussitôt qu'il rentre dans le corps du mot, il s'ouvre: *peúx — peùvent, veúx — veùlent.*" (p. 321.)

Von den beiden *a*-Lauten ist nach Rolin's Meinung *â* dem Untergang geweiht (p. 321, Anm. 2): Les *â*, moins nombreux, subissent l'influence des *a* et sont condamnés à disparaître à la longue; ils diminuent de jour en jour; sans la négation *pas* ils auraient déjà disparu." (?)

Über unbetonte Vokale: Sous l'action de l'analogie, les voyelles atones participent du caractère de leurs toniques correspondantes: voilà le guide le plus sûr dans la fixation de l'ouverture ou de la fermeture, ainsi que de la quantité d'un grand nombre d'atones:

gai	ayant	*é, gaieté*	aura	plutôt	*é*	que	*è*;	
j'abrège	„	*è, abréger*	„	„	*è*	„	*é*;	
le siège	„	*è, siéger*	„	„	*è*	„	*é*;	
je crée	„	*é, nous créons*	„	„	*é*	„	*è*;	
je propose	„	*ó, proposer*	„	„	*ó*	„	*ò*	(p. 322.)

Zum Schluss mag noch Rolins Bemerkung über den Wortaccent eine Stelle finden: „Les mots isolés (sauf ceux qui représentent des phrases elliptiques) n'ont pas d'accent tonique. Quant aux groupes de mots, plus la syllabe est rapprochée de la finale, plus elle se prononce fortement: la syllabe finale est la plus saillante, à moins que, sous le coup d'une émotion, il n' y ait déplacement d'accent; alors on aura soin d'éviter les chocs d'accent: on ne dira pas *le vert pré,* mais bien *la verte prairie.*" (p. 327.)

Albert Harnisch, *Die Verwertung der Phonetik beim Unterricht* (pp. 335—349) mag allen, die Anfangsunterricht zu erteilen haben, angelegentlich empfohlen sein. Ich freue mich, hier in allen wesentlichen Punkten dieselben Ansichten wiederzufinden, die das Ergebnis meiner eigenen Erfahrungen sind und die ich zum grossen Teil schon in meinem

(auch von Harnisch mehrfach citierten) Aufsatz über *Artikulationsgymnastik* ausgesprochen habe. Namentlich pflichte ich auch dem bei, was p. 348 über das völlig gleichmässige Betonen aller Silben gesagt ist. Ebenso finde ich für meine Behandlung der gebundenen Nasalvokale, nämlich unter Einbusse der Nasalität (vgl. *hier* XI² 231, Anm.), in Harnisch einen Gesinnungsgenossen (p. 349 Anm.) Dagegen würde ich das zum Schluss von ihm transkribierte Lesestück, mit dem der Unterricht beginnen soll, in viel kleinere Takte zerlegen, nämlich so: *ĩ̃žõnòm, kiavè ĩ̃bukliẽmañifik, ləmõtra asip^{i}õ* [Harnisch's *sipiõ* ist wohl nur Druckfehler]. *mõfis, lə̃di səgrã̃žẽnèral, tõbuklie ètanéfè trèbó, mè ĩ̃sòldaròmẽ d^{u}atav^{u}ar plüdəkõfiãs* (Harnisch hat wieder *kõfiãs) ãsamẽdr^{u}at kãsamẽgóš.*

AUGUST LANGE.

Beyer, Franz und **Passy, Paul,** *Elementarbuch des gesprochenen Französisch.* Cöthen, Otto Schulze, 1893. XIV, 218 S. 8°. Preis 2,50 Mark.

Beyer, Franz, *Ergänzungsheft zu Beyer-Passy, Elementarbuch des gesprochenen Französisch.* Cöthen, Otto Schulze, 1893. VIII, 104 S. 8°. Preis 1,00 M.

Nach dem Vorbilde von Sweet's *Elementarbuch des gesprochenen Englisch* haben zwei Phonetiker, der Franzose Paul Passy und der Deutsche Franz Beyer (über dessen *Französische Phonetik für Lehrer u. Studierende* s. diese Zeitschrift), es unternommen, ein *Elementarbuch des gesprochenen Französisch* auf lautlicher Grundlage zu schreiben, welches, ebenso wie Sweet's Werke, Texte (aber nur in Lautschrift), eine Grammatik der Umgangssprache und ein Glossar enthält. Um denjenigen, welche im Lesen einer Lautschrift noch nicht geübt sind, das Studium des Elementarbuches zu erleichtern, hat Beyer zu demselben ein *Ergänzungsheft* hinzugefügt, welches aus zwei Teilen besteht: der 1. Theil giebt die Texte des Elementarbuches in gewöhnlicher Orthographie, der 2. Teil enthält einen Kommentar zu diesen Texten, und zwar mit Bezugnahme auf das Elementarbuch.

Die Lesestücke, welche meistens dem *Maître phonétique* entnommen sind, bestehen aus Prosastücken und einer Reihe von Gedichten, und sind sowohl inhaltlich als auch formell durchaus elementar gehalten. Die Auswahl ist eine sehr glückliche, da die Stücke sämtlich ihrem Inhalte nach recht interessant und stilistisch ganz einfach sind, dabei jedoch einen reichen Schatz von idiomatischen Ausdrücken und Wendungen enthalten, wie sie eben gerade in der gesprochenen Sprache des alltäglichen Lebens vorkommen. Die prosaischen Stücke beziehen sich auf Gegenstände des gewöhnlichen Lebens (z. B. *La classe* No. 1, *Les quatre points cardinaux* No. 2, *Ma chambre* No. 3, *Les fleurs* No. 4 etc.), oder sie enthalten Fabeln (*Le coq et le renard* No. 18), kleine Erzählungen (*Louise et son Lapin* No. 13, *Le mangeur d'hommes* No. 15, *Le charlatan* No. 20 etc.), Märchen (*Les chanteurs de Bournois* No. 25), ein ganz reizendes Lesestück, welches mit unserem deutschen Märchen *Die Bremer Stadtmusikanten* identisch ist, und endlich biblische Stoffe (*L'Enfant prodigue* No. 22 nach Ev. Lucas Cap. 15, *Jésus et l'aveugle* No. 23 nach Ev. Johannes Cap. 9). Die Gedichte enthalten ein Rätsel (No. 30), eine Anzahl von Kinderreimen (*L'Enfant gâté* No. 26, *Les Jours* No. 27, *La Semaine du paresseux* No. 28, *Les Rimes* No. 32 etc.), sowie eine Reihe von anderen kleinen Gedichten (*Anne de Bretagne* No. 34, *La Dot d'Auvergne* No. 35, *Notre âne* No. 41, *L'Arbre de Noël* No. 36, nach der

deutschen Melodie „O Tannenbaum, o Tannenbaum" zu singen, *L'Hirondelle* No. 38 etc.)

Nur wenige Druckfehler sind zu verbessern: S. 36, Z. 24: Tu l'as vu. — S. 54, Z. 9: brillent statt brille. S. 88, Z. 21: 15) statt 16). S. 99, Z. 14: 14,16 statt 13,15.

Die im Kommentar angewandte Lautschrift, welche mit der des *El.-B.* und des *Maître phonétique* übereinstimmt, ist einfach und klar. Es scheint mir auch vollkommen ausreichend zu sein, bei den Vokalen nur zwei *a* (*ɑ* là-b*a*s, a l*à*-bas), zwei *e* (*ɛ* ch*ê*ne, e *été*) und zwei *ö* (œ *seul*, *ø* f*eu*) zu unterscheiden. Dazu kommen dann *u* (l*ou*p), *o* (ch*o*se), ɔ (c*o*q), *i* (f*i*n*i*), *y* (*u*ne), ə l*e*çon) und die 4 Nasale ɔ̃ (t*o*n), *ɑ̃* (t*an*t), *ɛ̃* (v*in*), *œ̃* (*un*), also im ganzen 16 Vokale. Die Länge wird durch: bezeichnet (*kœ:*r = cœur, z:*amɛ* = jamais), die Tonstärke (der expiratorische Accent) durch (') (*me:'zɔ* = maison), die Tonhöhe (der rhetorische Accent) bleibt in der Lautschrift unbezeichnet, doch wird gelegentlich im Kommentar auf denselben aufmerksam gemacht (23,13 S. 87, 50,6 S. 95).

Der Verfasser weist mit Recht öfter auf die häufige Verschiebung des Wortaccentes von der letzten tönenden Silbe auf die vorletzte oder gar drittletzte Silbe hin, und zwar tritt dieselbe ein, wenn das betreffende Wort hervorgehoben werden soll. Vgl. die Blumennamen *'pɑ:krɛt* (pâquerette), *'margrit* (marguerite), *'kuku* (coucou), *'primvɛ:r* (primevère), Kommentar zu 6, 6—8, ferner *'dusmɑ̃*, *'bjɛ̃: dus'mɑ̃* (doucement, bien doucement) 11,15, *'syrtu* (surtout) 13,5, *'sypɛrb* (superbe) 42,25, und mit schwebender Betonung, d. h. mit gleicher Tonstärke auf beiden Silben: *'ple:zi:r* (plaisir) 17,13. Zu 43,16 ist die Betonung *a'kɑ:blɑ̃t* angegeben, mit der Bemerkung: „In Deutschland pflegt man *aka'blɑ̃:t* zu sprechen." Die letztere Betonung ist doch aber, so scheint mir, die normale, und dem subjektiven Belieben bleibt es anheimgestellt (wie auch in den übrigen Fällen), eine Zurückversetznng des Accentes eintreten zu lassen, je nachdem das betreffende Wort mehr oder minder stark betont werden soll.

Der Kommentar ist ferner reich an sachlichen Erläuterungen aller Art, namentlich an deutschen Übersetzungen etwas schwierigerer Stellen des französischen Textes. Zu denselben möchte ich weiter nichts bemerken, als dass der Ausdruck „der arme, bresthafte Esel" (70,2) etwas ungewöhnlich klingt; „kränklich" anstatt „bresthaft" wäre wohl vorzuziehen.

Ferner will ich auf die Fülle grammatischer Bemerkungen aufmerksam machen, welche sich hauptsächlich auf Angleichung und Bindung beziehen; namentlich der Angleichung wird nur in wenigen französischen Grammatiken Erwähnung gethan. Dieselbe beruht auf einem Assimilationsgesetz (Kühn u. Ohlert in ihrer französischen Schulgrammatik nennen es „Lautvermittlungsgesetz"), nach welchem auslautender stimmloser Konsonant vor folgendem anlautenden stimmhaften Konsonanten selbst stimmhaft wird, und umgekehrt auslautender stimmhafter Konsonant vor folgendem anlautenden stimmlosen Konsonanten stimmlos, oder kürzer: der Endkonsonant eines Wortes wird dem anlautenden eines unmittelbar folgenden Wortes angeglichen. (Vgl. *El.-B.*, Grammatik § 47). Z. B.: pypi*t* dəv*ɑ̃* (pupitre devant) wird zu pypi*d* (1,4), gr*ɑ̃t* vor *p* (8,21), nɔ*d* vor *v*, statt nɔt (9,15), sɔr*d* statt sɔrt vor *d* (10,2), und so an vielen anderen Stellen. Über die Bindung bemerkt Verfasser zu 10,9 (S. 81), dass „in freier, auch gebildeter, französischer Rede beträchtlich weniger gebunden wird, als in unserem Schulfranzösich. Die häufigen Bindungen machen auf das Ohr des Franzosen den Eindruck des Pedantischen, Ge-

schraubten, Steifen." Verfasser verweist dabei auf § 32 fg. der Grammatik des *El.-B.* Selbstverständlich ist gegen diese Bemerkung nicht das Geringste einzuwenden, und namentlich an der angeführten Stelle, wo auf einem Jahrmarkt ein Ausschreier vor seiner Bude ausruft: *s-ɛt-œ̃ 'ʃa me s-ɛ 'pɑ | œ̃ 'ʃa* (c'est un chat, mais c'est pas | un chat), ist diese Art des Lesens gewiss berechtigt; ebenso No. 17, wo der Dummkopf sagt: *ɛsk-i n-ɛ 'pɑ | ɑ̃kɔ:r-ari:'ve?* (est-ce qu'il n'est pas | encore arrivé? S. 23,12), und so an vielen anderen Stellen des Buches, wo die Sprache ungebildeter Leute wiedergegeben werden soll. Dagegen scheint es mir ganz ungewöhnlich, *il faut* | *aller au nord* (12,7) und *après* | *avoir dit cela* (34,17) ohne Bindung zu sprechen, am allerwenigsten an der letzteren Stelle, die in der biblischen Erzählung von Jesus und dem Blinden steht. Desgl. *Après* | *avoir dit cela* (34,17). Andere Stellen, an welchen ich durchaus keinen Grund für das Unterlassen der Bindung sehe, sind: *Jean avait* | *appris* (12,10), und: *Jl faisait* | *apporter tout l'or* (40,22). Ich meine, dass hier die Bindung, auch in der gewöhnlichen Unterhaltung, natürlicher ist als das Fehlen derselben.

Eine besondere Berücksichtigung lässt Verfasser dem sogen. tonlosen (oder stummen) *e* (ə) zu teil werden. Er verweist auf § 39 des *El.-B.*, wo die Regel lautet: „Der französischen Sprache widerstrebt in der Regel die unmittelbare Aufeinanderfolge dreier Konsonanten, dieselbe ist nur zulässig, wenn der erste oder der letzte der Gruppe *r, l, w* (voix), *y* (lui), *j* (veiller) ist. Ist dieses nicht der Fall, so wird, wenn nicht immer, so doch gewöhnlich, der Neutral- oder Vermittlungsvokal *ə* eingeschoben, und zwar meist am Ende eines Wortes. ... Dies ist namentlich der Fall bei den Wörtern auf *-bl, -br* u. s. w., wenn aus irgend einem Grunde der Endkonsonant vor anlautendem Konsonanten nicht verstummt." Als Beispiele werden angeführt: le pœplə frɑ̃:sɛ (le peuple français), dine atablə d-o:t (dîner à table d'hôte). Verfasser hat hier, meines Wissens zum ersten Male in einer Elementargrammatik, versucht, eine bestimmte Regel für die Aussprache des tonlosen e aufzustellen, und er hat sich zugleich bemüht, diese Regel möglichst knapp und einfach zu formuliren. Dass man es öfter vermeidet, namentlich in korrekter Aussprache, drei aufeinanderfolgende Konsonanten zu sprechen, ist gewiss vollkommen richtig; nur scheint mir in obiger Regel die Einschränkung nicht stichhaltig, dass das tonlose *e* nicht gesprochen zu werden brauche, wenn der erste oder der letzte Konsonant der Gruppe einer der oben genannten ist, denn Verfasser will z. B. tonloses *e* gesprochen haben in den Ausdrücken: ʃarlə-du:z (Charles douze), pɔrtə-kle (porte-clef), kurbəvwa (Courbevoie) (*El.-B.* S. 97, Anm.), obwohl hier der erste Konsonant der Gruppe jedesmal *r*, und im dritten Beispiel der letzte auch noch *w* (= oi) ist. Da ja die Aussprache des tonlosen *e*, ebenso wie die oben besprochene Accentverschiebung, im gegebenen Falle (d. h. wenn drei Konsonanten zusammenstossen) ziemlich subjektiver Natur ist und namentlich auch vom Tempo der Rede abhängt, so glaube ich, dass es überflüssig ist, bestimmte Konsonanten als Ausnahmen aufzustellen. Nach den von mir angestellten Untersuchungen kommt es dabei wesentlich auf den Charakter desjenigen Konsonanten an, welcher dem tonlosen *e* (im Wortauslaut) vorangeht, und welche Konsonanten in diesem Falle ganz besonders das Lautwerden des tonlosen *e* zu begünstigen scheinen, habe ich in einer Abhandlung über die Aussprache der Schauspieler des Théâtre-Français und des Odéon zu Paris (diese *Zeitschrift* XIV, S. 258) auszuführen versucht, auf die ich hier hinzuweisen mir erlaube. Handelt es sich dort auch um die Sprache der Bühne, so werden doch wohl dieselben Gesetze, nur in beschränkterer Anwendung, auch für die Sprache des täglichen

Lebens gelten müssen. Gegen die Stellen, an welchen Verfasser das tonlose *e* gesprochen haben will, ist nichts einzuwenden, nur meine ich, dass man diese Aussprache daselbst nicht als strikte Regel aufstellen, sondern nur bemerken darf, dass die Aussprache des tonlosen *e* an diesen Stellen möglich und unter Umständen empfehlenswert ist. Vgl. 5,13: 'pɔrtə 'plym (port*e*-plume) [obwohl auch hier der erste Konsonant der Gruppe *r* und der letzte *l* ist!] 9,18: va'gɔ̃ t-ʃəmɛ̃t' fɛ:r, oder: va'gɔ̃ də ʃmɛ̃t' fɛ:r (nach Anm. 5) (wagon de chemin de fer), 10,2: mɔ̃trə (montr*e*),

18,16: kɛk'ʃo:z oder kɛlkə'ʃo:z, „nicht aber unser schulmässiges (und missbräuchliches) kɛlk'ʃo:z.“

30,10: 'ʒle (geler), „nicht etwa ʒəle oder gar ʒɛle, wie man bei uns nicht selten aussprechen hört.“

35,23: rɛspɛktə (respecte).

48,12: arʃəvɛ:k (arch*e*vêque), 14: riskə (risqu*e*).

58,12, 13: ptit (petite), „natürliche Sprechweise, pətit poetische Form, zum Singen eingerichtet“.

64,10: tɑ̃:drəmɑ̃ (tendr*e*ment).

Wenn Verfasser 13,17: restə de'ɔ:r (rest*e* dehors) mit ə spricht so liegt hier der Grund doch darin, dass das erste Wort mit *t* auslautet, während das zweite mit *d* anlautet; es treffen also zwei Dentale, zwei homorgane Konsonanten, zusammen, die durch ə in der Aussprache unterschieden werden, und hierbei muss ich noch einmal auf die oben zitierte Regel über das tonlose *e* zurückkommen, da ich in derselben jede Bemerkung über diesen so häufig vorkommenden Grund für gesprochenes tonloses *e* vermisse; es wäre wohl noch hinzuzufügen, dass dasselbe häufig zwischen zwei homorganen Konsonanten (liq + liq, spirans + spirans, Verschlusslaut + Verschlusslaut) gesprochen wird.

Der Kommentar enthält auch zahlreiche Winke für die Aussprache einzelner Wörter, zu denen ich mir einige Bemerkungen erlauben möchte.

Wenn zu 10,16 die „echt kolloquiale“ Aussprache *st-animal* (cet animal) angegeben wird, so mag dieselbe an dieser Stelle im Munde des ungebildeten Ausrufers Berechtigung haben; ebenso wenn der Gascogner *p'tɛ:tr* (peut-être) (27,23) oder der Esel Baptiste: je m'en *vas* (45,15) sagt. Mit Recht bemerkt Verfasser zu 72,8: ʒa:*k* (Jacques), „nicht *zak*, wie man in Deutschland auszusprechen pflegt“, und zu 26,17: „*mœsjø* oder *məsjø* (monsieur), nicht aber mɔsjo, wie bei uns gewöhnlich ausgesprochen.“ Gerade das letztere Wort wird in deutschen Schulen besonders häufig falsch gelehrt; in Paris besinne ich mich, im vorigen Jahre die Aussprache mit ɔ einmal in einem komischen Couplet gehört zu haben, welches eine Chansonettensängerin in der „Scala“, dem bekannten café-concert auf dem boulevard de Strasbourg, zum Besten gab. 60,2: „*ɑ:n* 1) Esel, 2) Anna. Bekanntlich wird bei uns Nr. 2 a*n* gesprochen.“ Die letztere, vom Verfasser für falsch erklärte Aussprache mit kurzem *a*, giebt Sachs in seinem Wörterbuch an; doch existiert in der That wohl kaum ein Unterschied in der Aussprache der beiden Wörter. 72,13: „*gɑ:'Ne*; bei uns pflegt man *ga'Ne* auszusprechen.“ In dem Gedicht *L'Hirondelle* (65,20) soll gelesen werden: di 'dɔ:*k* statt dɔ (dis donc). Es ist ja möglich, dass Herr Passy, wie viele andere Franzosen, *dɔ:k* spricht, aber es ist nicht einzusehen, dass *dɔ* hier nicht ebenso gut Geltung haben kann. — Für unzulässig in dem vorliegenden Buche halte ich die Aussprache, wie sie von folgenden Wörtern bezeichnet ist: 3,4: *ɛs*plike (e*x*pliquer), 18,16: si i (s'il), 19,21: t:afɛ (tout à fait), 22,2 pa:'ri (Name der Stadt Paris). „Die in Deutschland gebräuchliche Aussprache dürfte pa'ri (also kurz) sein.“ 32,22: Quand il

a *eu* tout dépensé. 36,8: jusqu'à ce qu'ils ont *eu* fait venir les parents. 43,8: dez-œf (des œufs). 74,10: syit tɔ'frɛ:r (celui de ton frère).

Es ist zwar immer ein kühnes Unterfangen, wenn ein Deutscher einem Ausländer in seiner Aussprache Mängel nachweisen will, aber in diesen Fällen glaube ich dennoch, gestützt auf bestimmte Zeugnisse, die ich zu diesem Behufe mir von Franzosen verschafft habe, mit Bestimmtheit behaupten zu können, dass die oben angeführte Aussprache (3,4—74,10) nicht diejenige „des von gebildeten Nationalen in natürlicher Rede wirklich gesprochenen Französisch" ist, wie sie Passy und Beyer doch in ihrem Buche darstellen wollen. (Vgl. das Vorwort zum *El.-B.* S. III.)

Diese Aussprache ist kaum noch als kolloquial zu bezeichnen, sondern sie streift schon an das Vulgäre, kann also meiner Meinung nach in diesen Texten nicht angewandt werden, abgesehen von den vorhin angeführten Stellen, wo sie die Sprechweise von Personen geringen Standes illustrieren und eine komische Wirkung hervorbringen soll.

Zum Schluss seien mir noch einige Worte über die Benutzung des Buches gestattet. Dasselbe ist zunächst für Studierende und jüngere Lehrer bestimmt (Vorrede zum *El.-B.* S. VII), und diese werden denn auch mancherlei aus demselben lernen können. Wer einmal Sweet's *Elementarbuch* sorgfältig studiert hat, namentlich die Texte in Lautschrift, wird sicherlich den ungemein grossen Nutzen einer solchen Arbeit für die Vervollkommnung seiner eigenen Aussprache empfunden haben und daher das Erscheinen eines solchen französischen Elementarbuches mit Freuden begrüssen; Beyer's Ergänzungsheft zu demselben trägt nicht wenig dazu bei, dieses Studium zu erleichtern und zu vertiefen. Nur meine ich, dass der Kommentar dieses Ergänzungsheftes mitunter Dinge enthält, namentlich Übersetzungshilfen (z. B. 63,10—15, 66,9, 11 etc.), die wohl einem Anfänger Schwierigkeiten bereiten könnten, aber nimmer einem Studenten oder Lehrer des Französischen. Ich glaube, dass es nicht schaden könnte, wenn der Kommentar in dieser Hinsicht etwas beschnitten würde.

Passy und Beyer glauben ferner (Vorrede des *El.-B.* S. VIII—IX), dass ihr Buch sich auch für Unterrichtszwecke in den Schulen verwerten lässt, sei es, dass der Lehrer den Schülern die transkribierten Texte des *El.-B.* oder diejenigen in gewöhnlicher Orthographie des *Ergänzungsheftes* in die Hand giebt. Hier kann ich die Ansicht der Verfasser nicht teilen. Ganz abgesehen davon, dass nach den neuen Lehrplänen die Benutzung einer Lautschrift in der Schule überhaupt verboten ist, bin ich persönlich der Meinung, dass transkribierte Texte wohl zum Selbststudium des Studenten oder Lehrers der neueren Sprachen sehr zweckdienlich sind, namentlich wenn demselben ein längerer Aufenthalt im Auslande nicht vergönnt ist, dass sie aber nicht für den Klassenunterricht zu empfehlen sind. Ich kann nicht umhin zu glauben, dass dadurch in den Köpfen der Schüler, welche nachher doch einmal die gewöhnliche Orthographie kennen lernen müssen, eine Verwirrung und zugleich auch eine grosse Verzögerung des Unterrichts hervorgerufen wird; ich meine, die Hauptsache ist, dass der Lehrer selbst eine gute Aussprache besitzt und durch häufiges Vorsprechen und Vorlesen die Schüler gewöhnt, die fremden Laute richtig nachzuahmen. Auch aus einem andern Grunde noch möchte ich die transkribierten Texte des *El.-B.* Anfängern nicht empfehlen, da die häufigen kolloquialen Formen und Zusammenziehungen, welche das *El.-B.* bietet und welche nach meiner Meinung, wie ich oben anzuführen versucht habe, mitunter sogar unter dem Niveau der gebildeten Umgangssprache stehen, einem jungen Anfänger nicht vorzuführen sind; dieser muss die fremde Sprache erst vorwiegend „theoretisch" erlernen, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf; die kolloquialen

Formen finden sich dann später schon von selbst, wenn er in die Lage kommt, die Sprache im Auslande praktisch zu gebrauchen.

Wohl aber lassen sich die Texte des *Ergänzungsheftes* in der Schule in der Weise verwerten, dass der Lehrer dieselben gelegentlich den Diktier- oder Sprechübungen zu Grunde legt, namentlich wenn ähnliche Stücke in dem eingeführten Lesebuche mangeln sollten.

ELBING. DR. J. BLOCK.

I.

1. ***Hermann Breymann*** und ***Hermann Mœller:*** a) Französisches Elementarbuch. Vierte verbesserte und bedeutend gekürzte Auflage des Elementar-Übungsbuches und der Elementar-Grammatik. Ausgabe B. VI, 119 S. 8°. — b) Französisches Übungsbuch. Erster Teil: Zur Einübung der Laut-, Buchstaben- und Wortlehre. α) Ausgabe A. 2. Auflage. VI, 205 S. 8°. β) Ausgabe B (enthält zugleich die Grammatik I). 2. Auflage. VIII, 273 S. 8°. — c) Französisches Übungsbuch für Gymnasien. Erster Teil. X, 239 S. 8°. München und Leipzig. R. Oldenbourg. a, b 1891; c 1892. Preis: a M. 1,80; b α M. 2,20; b β M. 3,20; c M. 2,60.
2. ***Hermann Breymann:*** a) Französische Grammatik für den Schulgebrauch. Erster Teil: Laut-, Buchstaben- und Wortlehre. 2. Auflage. XII, 98 S. 8°. — b) Ergänzungen zum französischen Unterrichte an Gymnasien mit besonderer Berücksichtigung des Latein. Anhang zu den in Gymnasien verwendeten französischen Grammatiken. VI, 29 S. 8°. München und Leipzig. R. Oldenbourg. a) 1890; b) 1892. Preis: a M. 1,00.
3. ***Ernst Regel:*** Eiserner Bestand. Das Notwendigste aus der französischen Syntax, in Beispielen, namentlich für militärische Vorbereitungs-Anstalten. 34 S. kl. 8°. Halle a. S. E. Karras. 1892. Preis: M. 0,60.

II.

1. ***Mozin-Peschier:*** *Petit Dictionnaire Classique français-allemand et allemand-français par l'Abbé* **Mozin.** *Corrigé et enrichi d'un grand nombre de mots nouveaux par* **A. Peschier.** *Quatrième édition refondue et considérablement augmentée par* **Eugène Peschier.** *Tome Premier. Français-Allemand.* XII, 534, IV S. 8°. — Französisch-deutsches und deutsch-französisches kleines klassisches Wörterbuch zum Schul- und Privatunterricht. Neu bearbeitet und vervollständigt von **A. Peschier.** Vierte Auflage. Umgearbeitet und bedeutend vermehrt von **Eugène Peschier, L. Gaille** und **A. Besson.** Zweiter Teil. Deutsch-Französisch. 984 S. 8°. Stuttgart. J. G. Cotta, Nachfolger. 1891.
2. ***G. von Muyden*** und ***E. B. Lang:*** *Dictionnaire de poche et de voyage français-allemand et allemand-français.* Wörterbuch der französischen und deutschen Umgangssprache enthaltend auch 1. die gebräuchlichsten technischen, militärischen und Handelsausdrücke, 2. die Eigennamen, deren Schreibung in beiden Sprachen abweicht, 3. die genaue Angabe der Aussprache, 4. Deklinations- und Konjugationstabellen, sowie die Angabe

der hauptsächlichen grammatikalischen Schwierigkeiten, 5. für die Bedürfnisse des Reiseverkehrs berechnete Gespräche u. s. w. I. Teil. Französisch-Deutsch. XVI, 234 S. kl. 8°. — II. Teil. Deutsch-Französisch. 320 S. kl. 8°. — Anhang: Der Reisebegleiter. Praktische Gespräche. Winke für Reisende nach Frankreich. Aufnahme-Bedingungen für ausländische Studierende bei den französischen Hochschulen. 28 Seiten. kl. 8°. Berlin. E. Goldschmidt. 1891.

I: 1. 2. Mehrere oder wohl die meisten der zahlreichen französischen Schulbücher und methodischen Schriften, die Breymann allein und im Verein mit Moeller veröffentlicht hat, darunter die zweite Auflage des „Elementarbuches“ (1 a), die erste Auflage des ersten Teiles des „Übungsbuches“ (1 b α) und die erste Auflage der „Grammatik für den Schulgebrauch“ (2 a) habe ich früher in der *Zeitschrift f. fr. Spr. u. Litt.* besprochen. Bei dieser Gelegenheit habe ich schon mein begründetes Urteil über die hervorragenden Vorzüge und einige Mängel einzelner Werke des grossartigen Lehrbücherunternehmens abgegeben. Vgl. Ztschr. IX², S. 32, 37—38, IX¹, S. 252 und XII², S. 296—298. In den neuen Auflagen, soweit sie mir vorliegen, haben sich die Verfasser redlich bemüht, notwendige Besserungen und auch Kürzungen (s. vor allem das „Elementarbuch“, (1 a) vorzunehmen. Trotzdem bleibt ihnen noch manches zu thun übrig, um die übermässige Weitschweifigkeit in den phonetischen Erörterungen und methodischen Vorschriften innerhalb der Lehrbücher allmählich zu beseitigen, und um in den Übungsstücken die wissenschaftlichen, mythologischen und altgeschichtlichen Stoffe, die einen zu grossen Apparat von französierten griechischen und römischen Namen erfordern, möglichst zu beschränken, statt der Sagen und Erzählungen aus dem klassischen Altertume die Lesestücke, die sich auf das moderne Leben beziehen und echt französische Stoffe, Frankreichs Kultur, Geschichte und Geographie behandeln, immer mehr zu bevorzugen.

Bemerkenswerth ist als neues Werk das „Uebungsbuch für Gymnasien“ (1c), das zugleich die Grammatik (S. 113 ff.) enthält. Es ist als erster Teil bezeichnet. Man hat also als Fortsetzung noch einen zweiten, wahrscheinlich ebenso umfangreichen Teil zu erwarten. Unwillkürlich frägt man sich, wie die bairischen Fachgenossen an ihren Gymnasien, wo sich der französische Unterricht trotz der sog. Reform mit seinen wenigen, in die obersten Klassen verlegten Lehrstunden noch immer in einer traurigen, unnatürlichen Lage befindet, es möglich machen, mit diesen zwei stattlichen Übungsbüchern fertig zu werden und dabei noch eine geeignete Lektüre zu pflegen. Wenn auch das „Uebungsbuch“ auf dem Titelblatt im allgemeinen „für Gymnasien“ bestimmt ist, so haben doch die Verfasser zunächst und vorzugsweise die humanistischen Gymnasien Baierns im Auge gehabt. Denn vgl. Vorwort, S. III:

> „Die neue Schulordnung vom 23. Juli 1891 setzt für den in den obersten vier Klassen erteilten französischen Unterricht an unseren Gymnasien 3 + 3 + 2 + 2 Stunden an und verlangt mit Beendigung des 3. Unterrichtsjahres den Abschluss der Grammatik. Im einzelnen wird vorgeschrieben: für die erste Gymnasialklasse Durchnahme der regelmässigen Laut-, Schrift- und Formenlehre, sowie der wichtigeren Regeln über die Wortstellung; für die 2. Gymnasialklasse die Einübung der sogenannten unregelmässigen Verben und der einfacheren Regeln der Syntax; passende Sprechübungen (!) haben den Unterricht zu begleiten; auch ist durch zahlreiche (!) deutsche Uebersetzungs-Aufgaben hinreichende Ge-

legenheit für die Befestigung und gründliche Einübung der grammatischen Formen zu bieten. Das vorliegende Unterrichtsbuch wird das Bestreben erkennen lassen, sich den Vorschriften der neuen Schulordnung so eng als möglich anzuschliessen ....."

Der Urheber der neuen bairischen Schulordnung oder der neuen Bestimmungen für den französischen Unterricht in bairischen Schulen — jedenfalls ein klassischer Philologe, der alles versteht — meint, dass „passende Sprechübungen den Unterricht zu begleiten haben". Er drückt sich immerhin in diesem Punkte etwas milder aus, als der offenbar ebenfalls klassisch-philologische Verfasser der neuen „Lehrpläne und Lehraufgaben für die höheren Schulen" in Preussen, der die Notwendigkeit solcher Sprechübungen im französischen Unterricht auch im Gymnasium zu wiederholten Malen und mit grossem Eifer betont und von allen Lehrern des Französischen an einer derartigen Anstalt — also auch von den zahlreichen Lehrern, die diese Sprache mündlich nicht beherrschen, und von denen, die gar nicht Fachleute sind? — kurz und bündig verlangt, dass sie „in jeder Stunde" mit ihren Schülern Französisch sprechen. Aber alles in allem betrachtet, sind die Anforderungen für den französischen Unterricht an bairischen Gymnasien ebenso hoch gespannt und bekunden vielleicht eine noch erstaunlichere Unkenntnis oder Missachtung der thatsächlichen Verhältnisse als die für dasselbe Fach an preussischen Gymnasien, wo künftig den Lehrern des Französischen weit mehr Lehrstunden, z. T. mit viel jüngeren Schülern, von Quarta bis Oberprima, $5 + 3 + 3 + 2 + 2 + 2 + 2$, zur Verfügung stehen. Unter diesen Umständen wird sich das „Uebungsbuch" von B. und M. an den Gymnasien Preussens und der Staaten, in denen die Verhältnisse ähnlich oder gleich sind, — tüchtige Fachlehrer vorausgesetzt — gewiss als brauchbar und gut erweisen können. Für bairische Gymnasien kann es nur die Bedeutung haben, dass, wenn es dort eingeführt ist, es dazu beiträgt, den praktischen Beweis zu liefern, dass die Zustände und Bedingungen samt den Anforderungen trotz der „grossartigen Reform" unhaltbar und sichere und befriedigende Ergebnisse des französischen Unterrichts auch fernerhin noch unmöglich sind.

Am interessantesten sind die „Ergänzungen zum französischen Unterrichte an Gymnasien mit besonderer Berücksichtigung des Latein" (2 b) mit folgendem Inhalt: I. Allgemeine Bemerkungen. 1. Einheitssprache. 2. Perioden. 3. Bestandtheile. — II. Verhältnis des Französischen zum Latein. A. Betonung. B. Flexion. C. Wortbildung. 1. Ableitung. 2. Zusammensetzung. — III. Einige Wortfamilien. Der sachkundige Verfasser kennt die Bedürfnisse der Schule und versteht es, sich zu beschränken, unnötige Gelehrsamkeit zu meiden und vom Altfranzösischen und Vulgärlateinischen das wenige herauszufinden, das dem Verständnisse des Lateinisch lernenden Schülers nahe gebracht und ihm ohne Schwierigkeit klar gemacht werden kann. Er bezeichnet sein Büchlein als „Anhang zu den in Gymnasien verwendeten französischen Grammatiken". Ich möchte es allen philologisch vorgebildeten Lehrern des Französischen empfehlen, selbstverständlich besonders denjenigen, die an Gymnasien und überhaupt an solchen Schulen unterrichten, in denen Lateinisch gelehrt wird. Nach meiner Erfahrung missachten und vergessen allmählich die meisten Neuphilologen ihre auf der Universität mühsam erworbenen und durch ein nicht leichtes Examen bethätigten altfranzösischen Kenntnisse. Manche, die diese Kenntnisse in ihrem Unterrichte verwerthen, — sie sind zumeist eben erst aus dem romanischen Seminar der Universität hervorgegangen oder haben vor nicht langer Zeit eine romanistische Doktordissertation verfasst — thun es an unpassender Stelle, in ungeschickter Weise und in Uebermass.

Nach einiger Zeit bemerken sie, oder werden von Vorgesetzten darauf aufmerksam gemacht, dass der Erfolg ausbleibt nnd ihre Schüler „zu viel Fehler machen". Ihr Eifer erlahmt mit Heftekorrigieren und Regelnpauken: sie folgen dem Beispiel der Mehrzahl und kümmern sich nicht mehr um das Altfranzösische und „romanische Philologie". Bald wird ihnen eine auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Grammatik, etwa wie die von Lücking, ein Buch mit sieben Siegeln, sie wird ihnen unverständlich und — unbequem. Andere erkennen nachträglich mit Eintritt in die Schulpraxis, durch eigene Einsicht oder die Lektüre methodischer Schriften und den Rat älterer Kollegen geleitet, die Richtigkeit der sog. Reform-Methode und zugleich zu ihrem Bedauern ihre vollständige Unwissenheit auf dem Gebiete der Phonetik und der l e b e n d e n Sprache, die gründlich zu lernen sie vor dem Staatsexamen keine Gelegenheit gesucht oder gefunden haben. Die Notwendigkeit sowohl wie das neu erwachte Interesse, das um so reger und nachhaltiger zu sein pflegt, je weniger sie bis dahin von Phonetik und der lebenden Sprache kennen gelernt haben, veranlasst sie, sich nun ausschliesslich mit diesen Gegenständen zu beschäftigen. Das Ergebnis ist dasselbe: die altfranzösischen Kenntnisse, die sie früher so hoch geschätzt haben, gerathen nach und nach in Missachtung und Vergessenheit.

Hoffentlich wird die kleine Schrift von Breymann in dieser Hinsicht recht nützlich wirken und manchen jüngeren Neuphilologen davon abhalten, sein sprachgeschichtliches Wissen wie eine unbrauchbare, lästige Ware über Bord zu werfen, und ihn vielmehr dazu anleiten, dieses Wissen im praktischen Unterricht in angemessener, verständiger Weise zu verwerten.

I: 3. Zu gleicher Zeit mit dem vorliegenden Hefte hat Regel auch einen „eisernen Bestand" für die englische Syntax in demselben Verlage veröffentlicht. Wir leben jetzt im pädagogischen Zeitalter der „eisernen Bestände" und der „kurzen" und „abgekürzten" Grammatiken. Eins darf man bei diesem Streben der Schulbücherverfasser, den grammatischen Stoff für die Schüler möglichst zu beschränken und die „Regeln" der Syntax möglichst einfach, möglichst ohne Ausnahmen zu geben, nicht ausser acht lassen: je kürzer die Grammatik sich gestaltet, desto „falscher", desto „weniger richtig" wird sie, ein desto weniger getreues Bild des wirklichen Thatbestandes der Sprache gewährt sie. Wer mit einer solchen „kurzen" oder „abgekürzten" Grammatik die fremde Sprache hauptsächlich deduktiv lehrt, die Lektüre nur nebenbei und ohne Rücksicht auf grammatische Eigentümlichkeiten, die sich nicht in seiner Grammatik finden, treibt, zurecht gemachte Einzelsätze und zusammenhängende Stücke aus dem Deutschen ins Französische oder Englische übersetzen lässt und dabei die „Fehler" ausschliesslich nach den aufgestellten Regeln und Beispielen misst und rechnet, der lehrt seine Schüler — Falsches. Anders liegt die Sache, wenn der Lehrer die induktive Methode befolgt und die Sprache vorzugsweise aus der Lektüre und den sich daran anschliessenden Sprech- und Schreibübungen lernen lässt. In diesem Falle ist die Grammatik nicht die Grundlage, sondern nur die Begleiterin und Helferin des Sprachunterrichts und kann dann gerade in verkürzter, aber streng systematischer Gestalt recht gute Dienste leisten, indem man sich derselben zum Wiederholen und ihres Schemas beim Zusammenfassen und Gruppieren des aus der Lektüre geschöpften Lernstoffes bedient.

R. hat bei der Zusammenstellung seiner kleinen Arbeit „lediglich praktische Zwecke" im Auge gehabt (vgl. Vorwort) und wohl zunächst und vor allem an die bekannten Bedürfnisse der Vorbereitung für Schulexamina und besonders für das Examen der Einjährig-Freiwilligen gedacht. Nach dem Grundsatze „Exempel wirken mehr als Unterricht und Lehr"

giebt er „das Nothwendigste aus der französischen Syntax" fast durchgängig nur „in Beispielen" und fügt von Regelwerk „nur das unumgänglich Notwendige" bei: „Er hat seine eigene Lehrerpraxis zu Rathe gezogen, um zu bestimmen, was aufzunehmen ist, und was nicht" (vgl. Vorwort).

Mit Rücksicht auf praktische Zwecke ist das Büchlein sehr empfehlenswert. Es ist geschickt und übersichtlich angelegt und lässt sich in der Klasse auch neben grösseren Schulgrammatiken gebrauchen, etwa neben der von Kühn, die sich R., wie er selbst sagt, für die grammatische Anordnung zum Muster genommen hat, oder neben der von Lücking, der er wenigstens indirekt manches zu verdanken scheint, und die, obwohl schwerfällig, zu sehr schematisierend und philosophierend, zum Teil ein wenig dunkel und verworren, doch viele Vorzüge aufzuweisen und jedenfalls die später veröffentlichten Schulgrammatiken alle mehr oder weniger beeinflusst hat.

Bemerkungen über Einzelheiten:

S. 8 „Konjunktiv . . . Nebensatz . . . 3. Willensäusserung (Absicht Wunsch). . . . . . Nach *jusqu' à ce que, avant que* (*attendre —que* . . . .)."

Nb. *jusqu' à ce que.* Der Konjunktiv ist allerdings in der heutigen Schriftsprache vorherrschend geworden. Aber ein Zusatz über den Gebrauch des Indikativs ist doch immer noch notwendig. —

S. 9, 10 „. . . . 4. Annahme oder Ungewissheit. . . . . Nach Superlativen und nach *seul, unique* . . . . ."

Auch hier fehlt ein Zusatz über den Gebrauch des Indikativs. —

S. 12 „*Une ville florissante; une ville florissant* (?) *par son commerce*". Trotz der Regel über die Flexion, resp. Flexionslosigkeit des Part Praes., die aus diesen zwei Beispielen abgeleitet werden soll, halte ich nur *une ville florissante par son commerce* für richtig. Das Part. Praes. *florissant* wird auch im zweiten Falle als Adj. behandelt. Ein anderes Beispiel oder andere Beispiele sind notwendig, um die gewünschte Regel zu erläutern.

S. 15 „Artikel und Substantiv. . . . . Feste. *La Saint Jean* . . . ., *la Saint Michel* . . . ."

Nach der üblichen Orthographie: *la Saint-Jean, la Saint-Michel* (vgl. *Dict. de l'Acad.* 1879). —

S. 30 „Präpositionen. . . . . *de* zur nähern Bestimmung. . . . . *Rue du Rhin, de la Moselle*, aber: *Rue Guillaume* (*de* fehlt vor Personennamen)."

Aber *rue de Richelieu* in Paris u. ä.?

II. Die zwei Wörterbücher, die ich hier anzuzeigen habe, sind beide in ihrer Art brauchbare Werke, keineswegs vollständig, aber dem Inhalte nach durchaus ausreichend in Anbetracht der Ziele, die sich ihre Verfasser oder Herausgeber gestellt haben.

1. Das *Petit Dictionnaire Classique* Mozin-Peschier ist, wie schon der Titel andeudet, vor allem ein Schulwörterbuch und behandelt demgemäss sowohl die ältere Sprache seit der klassischen Periode als auch die neuere und neueste mit den gebräuchlichsten, auch letzthin erst aufgekommenen, aber geläufig gewordenen Ausdrücken. Es ist eine Umarbeitung, Erweiterung und Erneuerung eines alten, rühmlichst bekannten, vor der Zeit des Sachs'schen Werkes in Deutchland und Frankreich weit

verbreiteten Schulbuches, das später unter dem Namen *Petit Dictionnaire portatif* erschien und auf einem Auszuge aus dem *Grand Dictionnaire Mozin*, dann *Mozin-Peschier* beruhete. Die Vorrede zur dritten Auflage des *Petit Dictionnaire portatif* zeigt die Jahreszahl 1864; die zweite Auflage mag etwa in den vierziger Jahren entstanden sein. Die vierte Auflage, das vorliegende *Petit Dictionnaire classique*, wurde von A. Peschier, dem ersten Herausgeber, der im Jahre 1878 starb, unvollendet zurückgelassen, danach von seinem Sohne E. Peschier fortgesetzt und schliesslich im deutsch-französichen Teile mit Hülfe von Gaille und Besson beendet. Seit dem Erscheinen der Hand- und Schulausgabe des vorzüglichen encyklopädischen Wörterbuches von Sachs haben die Verleger und Herausgeber der älteren wenn auch noch so bewährten französisch-deutschen und deutsch-französischen Schulwörterbücher keinen leichten Stand gehabt. Diese Erfahrung haben gewiss auch der Verleger und die Herausgeber des *Petit Dictionnaire classique* an sich machen müssen. Indes ist es ihnen immerhin gelungen, ihr Werk konkurrenzfähig zu machen und zwar um so eher, weil die neuen Auflagen des Sachs'schen Wörterbuches Stereotyp-Auflagen sind. Aber ein Vorzug verbleibt diesem unbestritten: eine konsequente phonetische Transkription. Bei Mozin-Peschier fehlt so gut wie jede Aussprachebezeichnung.

2. Das wenig umfangreiche, handliche und äusserlich hübsch ausausgestattete „Wörterbuch der französischen und deutschen Umgangssprache" von van Muyden und Lang ist ein ganz neues Werk und gehört der Sammlung „Internationaler Sprachführer" an, die die Verlagsbuchhandlung von Goldschmidt in Berlin seit kurzem begonnen hat. Versehen mit einem nur das Allernotwendigste enthaltenden Abriss der französischen Grammatik, einem kleinen Gesprächsbuch und einigen anderen Zuthaten, die ich oben bei der Anführung des vollständigen Titels vermerkt habe, dient es hauptsächlich den Bedürfnissen des internationalen Verkehrs. Eine „genaue (?) Aussprachebezeichnung" bei jedem Worte ist beiden Teilen, sowohl dem französisch-deutschen als dem deutsch-französischen, beigefügt. Aber leider ist die Art derselben durchaus veraltet und ungeheuerlich; sie muss in vielen Fällen zu einer falschen Auffassung und zu Irrtümern verleiten. Vgl. z. B. *désespérant = deesaesspeerang*, *ressemblance = r'ssangblängss* (*g* nach *n* in kleinem Druck), *ressemelage = r'ss'mläjsch*, *soirée = ssoaree*, *arroser = arosee*, *mot = mo* und *note = not*, *conjoint = kongjschoaeng* u. ä. —

Bewunderung = bev'ounnd'rounng, *Besuch = bez'oūkh*, *Bestechlichkeit = becht'aighlighkaïtt*, *lieb = līb* (!), *Medizin = maidits'īnn*, *Unterlage = 'óunnt'rl'āgue* u. ä.

Phonetik und phonetische Transkription scheinen die Verfasser gründlich zu verachten oder — gar nicht zu kennen. In dieser Hinsicht steht ihr Werk weit zurück hinter dem „Wörterbuch der englischen und deutschen Umgangssprache" von Krummacher, das ein Jahr später in derselben Sammlung erschienen ist, und dessen Hauptverdienst gerade in einer gewissenhaft genauen, wirklich phonetischen Umschreibung der Aussprache besteht.

HAMBURG, NOV. 1892. A. RAMBEAU.

BALTIMORE, APRIL 1893.

Ricard, Anselme. *Manuel d'Histoire de la Littérature française,* Résumé Encyclopédique à l'usage des maisons d'éducation et des Aspirants au diplôme de professeurs de français. IVe édition revue et augmentée. Prague, J. G. Calve, 1891. VI + 320 S.

Émile Faguet, der bekannte zeitgenössische Literarhistoriker, erzählt einmal von einem seiner Freunde, der in 20 Jahren 20 Bände geschrieben hatte, folgende Aeusserung: „*Jai envie de consacrer les vingt années qui me restent devant moi à reduire ces vingt volumes à vingt nouvelles de trente-cinq lignes chacune. J'y gagnerais peut-être la gloire de Mérimée.*" Diese Worte fielen mir ein, als ich Ricards Handbuch durchgelesen und in einzelnen Abschnitten geprüft hatte. Ich weiss nicht, ob Herr Ricard einmal den gleichen Wunsch hegen wird. Sollte es der Fall sein, so würde nach denselben Proportionen gerechnet, von seiner Arbeit in verbesserter Auflage kaum mehr übrig bleiben als der Titel. Und das wäre für die Mit- wie die Nachwelt kein Schade, denn das Buch wäre überhaupt besser ungeschrieben geblieben. Es liegt zwar in 4. durchgesehener und vermehrter Auflage vor, aber dieser buchhändlerische Erfolg beweisst nur, dass es in Oesterreich *faute de mieux* gekauft wird, einen Schluss auf seinen inneren Wert darf man daraus nicht ziehen.

Ricards Buch ist nach dem üblichen Recepte derartiger Handbücher verfasst. Auf Grund mehr oder weniger anerkannter und genannter Quellenschriften werden die Autoren und Werke in chronologischer Folge mit den üblichen Gemeinplätzen und Citaten abgehandelt, ohne dass eine besondere Rücksicht auf den inneren Zusammenhang und die Erklärung der grossen Literaturerzeugnisse aus ihrer Zeit heraus genommen würde. Dabei fehlt dem ganzen die rechte Durcharbeitung und geschicktes Zusammenschweissen, und was des Verfassers eigene Arbeit ist, die französische Form und gelegentliche Urteile, ist stellenweis geradezu befremdenerregend, insbesondere wenn man an die Bestimmung des Buches denkt, den Candidaten zur Erlangung einer Facultas im Französischen zu verhelfen. So heisst es in der Vorrede zur 1. Auflage: *Ce cadre embrasse la marche de* ***toute*** *la littérature française depuis son* ***éclosion, contient son épanouissement,*** *ses âges de grandeur et de décadence, ses luttes, ses défaites, ses* ***années d'éclipse*** *et son* ***éternel*** *retour aux* ***principes d'ordre,*** *de morale et de véritable grandeur. L'histoire littéraire de la France prouve qu'après* ***toutes*** *les grandes catastrophes le génie national a su retrouver dans le calme et le recueillement une élasticité nouvelle, une franche vigueur et un remarquable élan de jeunesse et de virilité; la poésie et l'éloquence ont toujours brillé sur ses ruines comme les fleurs,* ***symboles de vie,*** *sur les tombeaux,* ***asiles de mort.*** Desgleichen in der Vorrede zur 2. Auflage: *En somme il serait difficile* ***de*** *citer rien* ***de*** *remarquablement hors* ***de*** *pair dans ce laps* ***de*** *temps, où l'on a trop sacrifié aux disputes politiques.* Derartige Stilblüten und Härten durchziehen das ganze Buch. So beginnt das VIII. Kapitel: *Le grand siècle de Louis XIV est un arbre majestueux dont nous avons entrevu les glorieux rameaux dans* ***la poésie,*** *dans la philosophie et dans le* ***theâtre,*** *mais il faut encore étudier les racines qui sont dans ses* ***croyances*** *et dans* ***sa foi.*** Und wie falsch sind dabei Herrn Ricards Urteile. S. 131 steht der Satz: *Louis XIV basait ses choix sur le talent et sur les vertus.* Giebt es keine Memoiren glaubwürdiger Zeitgenossen, die gebieterisch den Zusatz verlangten: ***et sur l'intrigue,*** den man nicht dick genug unterstreichen könnte? Kurz darauf heisst es: *On va voir* ***la doctrine*** *chrétienne imposer* ***son dogme*** *et s'emparer des âmes* ***en déployant le plus magnifique langage que la bouche de l'homme ait jamais***

parlé. Ich bin überzeugt, dass die Franzosen gegen diese übertriebene Behauptung selber Einspruch erheben würden, und erinnere Herrn Ricard nur an die folgenden Verse A. Chéniers auf die griechische Sprache, die ich nach dem Gedächtniss aus dem *Aveugle* anführe:

> Le langage divin aux douceurs souveraines,
> Le plus beau qui soit né sur des lèvres humaines;

und an:

> Trois mille ans ont passé sur la cendre d'Homère,
> Et depuis trois mille ans Homère respecté
> Est jeune encore de gloire et d'immortalité.

Und von Bossuet wird behauptet, er sei ***l'âme du siècle de Louis XIV*** gewesen. *L'âme de Versailles, l'inspirateur de Louis XIV* gebe ich zu, mehr aber nicht! Ferner: *Cet athlète vigoureux se montre partout: .... à la cour, d'où il bannit saintement les favorites.* In Wirklichkeit aber führte er sie wieder durch eine Hinterthüre ein. So wird das Bild Bossuets einseitig gegeben. Er ist zweifellos der grösste *prosateur* dieser Zeit, und nach dem Urteile der Zeitgenossen nahm er wie später Mirabeau seine Zuhörer schon durch den Zauber seiner Stimme gefangen, aber daneben ist er ein Protestantenhasser der ärgsten Sorte, ein *sectaire* wie Cromwell, dessen Bild er gezeichnet hat, eigennützig und habsüchtig bis zum letzten Athemzuge, kurz an Charakter im höchsten Grade beklagenswert. Wenn Montaigne mit seinem Ausspruche: *L'homme n'est ni ange ni bête* recht hat, so steht gerade Bossuet, der Père de l'Église, der *bête humaine* am nächsten, während Pascal, der Protestant, sich am weitesten von ihr entfernt.

Mehrfach hätten die benutzten Quellen nachgeprüft werden müssen. So heisst es S. 83 von den Aufnahmebedingungen der *Académie française: Les membres sont élus par l'Académie à la majorité des voix et le choix est sanctionné par le Souverain auquel le récipiendaire doit une visite.* Glaubt Herr Ricard, dass die heutige Regierung Frankreichs, die selbst die Gefängnisse nicht mit dem Stempel *Liberté Egalité Fraternité* verschont, diesen Paragraphen unangetastet gelassen habe?

Den Abschluss des Buches bildet eine *Liste alphabétique de noms propres d'auteurs ou de villes et de certains noms communs offrant quelque difficulté, avec la prononciation figurée.* Ich weiss nicht, welche Schwierigkeiten in der Aussprache Namen wie Gerbert, Guizot, Guy-Patin, Helvétius, Lesage, Régnard, Zola und andere dem bieten können, der einige elementare Kenntnisse des Französischen hat. Andrerseits vermisse ich z. B. Staël, über dessen Aussprache der Anfänger im Zweifel sein kann. Englische Namen wie Byron, Newton u. a. sprechen nur die Puristen und die Gigerl der boulevards englisch aus, die grosse Mehrzahl der Gebildeten französisch, wie überhaupt die aus dem heutigen Englisch entlehnten Wörter (vgl. *clown, dandy, struggleforlifeur* etc.) *Montaigne* wird vielfach, und durchweg von den Puristen, wie *Montagne* gesprochen. Uebrigens ist die Transcription der Laute höchst mangelhaft und trotz IV. Auflage ist das Buch nicht frei von Druckfehlern.

Ungeachtet seines Erfolges kann eine unabhängige Kritik Ricard's Manuel nicht empfehlen. Es ist eine durchaus mittelmässige Leistung.

PARIS. M. F. MANN.

Miszellen.

Hippolyte Adolphe Taine.

† 5. März 1893.

Einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste Vertreter der heutigen französischen Geschichtschreibung, zugleich ein Kenner und Verehrer deutscher Wissenschaft, ist an der Grenze des Mannes- und Greisenalters dahingesunken — Hippolyte Adolphe Taine. Seine geniale Art, die Grundsätze naturwissenschaftlicher Forschung auf die Geschichtschreibung zu übertragen, diese letztere, welche in Frankreich bis dahin mehr als Kunst, denn als Wissenschaft galt, und desshalb den „Belles-Lettres“ zugerechnet wurde, zum Range einer „Science“ zu erheben, hat auch bei uns neben dem Widerspruche Bewunderung und Nachahmung gefunden. Das Leben des verstorbenen Forschers ist kein besonders ereignissvolles. Am 21. April 1828 in der kleinen Stadt Vouziers (Ardennen) als Sohn eines Notars geboren, wurde er bis zum 14. Jahre von seinem Vater unterrichtet und lernte von einem Oheim, der in Amerika gewesen war, Englisch. Nach dem Tode des Vaters kam der frühzeitig gereifte Knabe auf das Collége Bourbon in Paris und ging, nach trefflich bestandenem Baccalaureatsexamen auf die Ecole Normale, welche die Professoren der Gymnasien heranzubilden bestimmt ist, über. Mit 23 Jahren trat er in das höhere Lehramt ein, musste aber an mehreren der wenig geschätzten Provinzialgymnasien sich ein paar Jahre lang herumdrücken. Paris zog ihn, wie alle französischen Jünglinge, unwiderstehlich an. Dorthin zurückgekehrt, bestand er (1853) mit seiner „Thèse“: Lafontaine et ses fables (2. umgearbeitete Auflage, 1860, jetzt schon in 11. Auflage), das Doctorexamen an der Sorbonne, das schwierigste und ehrenvollste der drei Hauptexamina in der französischen Prüfungsordnung. Das „Journal des Débats“ öffnete ihm seine Spalten und aus dieser journalistischen Tätigkeit ging zum Teil eine Reihe von ehemals aufsehenerregenden, jetzt doch mehr oder weniger vergessenen Geschichtswerken hervor. Ein Essay über Titus-Livius (1854), Schriften über die französ. Philosophen des 19. Jahrh. (1856), über die englische Litteratur (1864, 4 Bde.), besondere Abhandlungen über John Stuart Mill, über Carlyle, über die Kunst in Griechenland, Italien und den Niederlanden, Reiseskizzen aus Italien, Betrachtungen über Kunstphilosophie, Vorstudien zur Geschichte der französ. Revolution u. A. liess der unermüdlich Tätige in den Jahren 1854—1872 erscheinen. „Varia delectant“ war sein schriftstellerisches Leitmotiv, aber nie versank er in einen sich zerstreuenden Dilettantismus.

Nicht nur ernste, tief eindringende Studien, sondern auch fest abgegrenzte Grundgedanken geben seiner wechselnden litterarischen Tätigkeit ein starkes, bisweilen steifes Rückgrat. Ruhm und Auszeichnung hatte er vor dem Jahre 1870 wenig. 1863 wurde er Professor der Militärschule zu Saint-Cyr, später der Ecole des Beaux Arts, erst 1878 ehrte sich die französ. Academie, die so vielen Mittelmässigkeiten einen Ruhmesplatz einräumt, durch die Aufnahme eines Mannes, der Alle an umfassender Geistesgrösse, ausgebreiteten Kenntnissen und philosophischer Vertiefung überragte. Das Napoleonische Regiment mit seinem Anhange frommer Heuchler und unlauterer Streber war dem Emporkommen eines unabhängigen, jeder Klugheits-Berechnung unzugänglichen Mannes nicht günstig. Die katholische Geistlichkeit hatte ihm schon seine Provinzial-Lehrtätigkeit verdorben; nachdem Taine mit seinem naturwissenschaftlichen Glaubensbekenntniss offen hervorgetreten war, erliess Bischof Dupanloup gegen ihn als Verderber der Sittlichkeit eine Art Hirtenbrief. Erst als das Jahr 1870 die Blicke der bedeutendsten Männer Frankreichs auf den mangelnden „esprit de science“ einer glänzenden, schöngeistigen Cultur gelenkt hatte, und als man von der Nacheiferung deutscher Wissenschaft die Heilung aller Schäden erhoffte, wurde Taine eine tonangebende Macht.

In Allem, was unser Historiker behandelt, sei es Kunst, Litteratur, Philosophie, Geschichte, Tagespolitik, geht er von der Macht des Tatsächlichen aus. Keine tatsächliche Erscheinung ist ihm etwas Zufälliges, allen liegen bestimmte Ursachen zu Grunde. Physische und geistige oder moralische Vorgänge sind nach seiner Auffassung Producte bestimmter, einfacher Urbestandteile. „Tugend und Laster,“ sagt er einmal, „sind Producte, wie Vitriol und Zucker“ und für den Ehrgeiz, Mut, die Wahrheitsliebe gäbe es bestimmende Ursachen, wie für die Verdauung, die Muskelbewegung, die animalische Wärme. Drei Ausgangspunkte bezeichnen die Grundumrisse geistiger Erscheinungen: Die „race“, das „milieu“ und die Zeitumstände. Natur und Klima sind die Hauptbedingungen des „milieu.“ Darum wird in der Schilderung Lafontaines so grosser Wert auf die landschaftlichen Verhältnisse gelegt, unter denen der Fabeldichter aufwuchs. So hätten wir die Lamarck-Darwinschen Grundsätze der Anpassung und Vererbung auf die Geschichtsschreibung übertragen, aber auch die Ansichten vom Kampf ums Dasein und von der Auswahl der lebenskräftigsten, anpassungsfähigsten Individuen finden wir bei Taine wieder. Darum sein Cultus der grossen Persönlichkeiten der Geschichte, in dem er es Carlyle gleichthut, eines Ludwig XIV. und Napoleon, eines Shakespeare und Byron, eines Michelangelo und Raphael. Aber sein Cultus wird nie zur unwissenschaftlichen Bewunderung, stets sucht er die bunt zusammenlaufenden Geistesfäden einer hervorragenden Individualität auf vereinfachte Grundstoffe zurückzuführen. Bei Shakespeare findet er als „faculté maîtresse“ eine bewegliche, nervös reizbare Fantasie, bei Byron den revolutionär-umstürzenden Charakterzug. Die ganze vielbewunderte und vielangefeindete Geschichte der englischen Litteratur besteht eigentlich nur aus einer Reihe von Einzelporträts der hervorstechendsten Individuen. Aber, wie die Generationen, so lösen sich auch die Zeitepochen im harten Kampfe ums Dasein ab, der Sieger in diesem Existenzstreite hat in Taines Auffassung das Recht der tatsächlichen Macht für sich. Darum weilt er bei den jedesmal vorherrschenden Lebensformen und Persönlichkeiten mit einer ersichtlichen Sympathie. Wie er das „ancien régime,“ die Ideen der grossen Revolution, die gewaltige Persönlichkeit Bonapartes in hell leuchtenden Farben sich abspiegeln lässt, so wählt er die düstersten Umrisse, wenn er das Unterliegen derselben in ihrem Ringen

mit neuen Kräften und Ideen schildert. Der im Daseinskampfe Siegende und Ueberlebende hat auf Taines Anteilnahme berechtigten Anspruch. „Es bleiben todt die Todten und nur das Lebendige lebt,“ dieses Dichterwort könnte auch der Wahlspruch von Taines naturwissenschaftlich-philosophischer Geschichtsconstruction sein.

Diese Methode scheitert jedoch, wenn sie sich der frei bildenden Kunst und Dichtung aufdrängt. Sehr ungenügend darf man die Definition nennen, welche Taine von dem Wesen des Kunstwerkes gibt: „L'oeuvre d'art a pour but de manifester quelque caractère essentiel ou saillant, partant quelque idée importante, plus clairement et plus complètement que ne le font les objets réels. Elle y arrive en y employant un ensemble de parties liées, dont elle modifie systématiquement les rapports. Dans les trois arts d'imitation: sculpture, peinture et poésie, les ensembles correspondent à des objets réels.“ Damit kommen wir denn doch zu einem Naturalismus der Kunst, dessen höchstes Ziel, wie das der Natur, die Darstellung des schönen Menschen, sei. Goethe, Michelangelo, Raphael, was haben sie anders gewollt, als schöne Menschen bilden? Darum ist in Taines Kunstbetrachtungen der anatomische Gesichtspunkt stets der vorherrschende.

Aber nicht auf den Werken über Kunst und Litteratur beruht Taines bleibender Ruhm, ein „opus aere perennius“ ist sein letztes, grossartig angelegtes Geschichtswerk: „Les origines de la France contemporaine“ (1877—1890). Nach einer mosaikartigen Darstellung des ancien régime im ersten Bande, schildert er in den drei folgenden die grosse Revolution, im Schlussbande die Napoleonische Aera mit einem Ausblicke auf die Gegenwart. Hier zeigt sich Taines unendlich detaillirte Geschichtskenntniss, sein unübertroffenes Talent, kleine Züge, selbst Anecdoten und Bonmots, unter seine leitenden Ideen zu stellen, grosse Personen in ihrer lebensvollen Wirklichkeit, ohne Schminke und Retouchirung, vorzuführen, den massenhaften Stoff mit seiner gewaltigen Gestaltungskraft zu gliedern und seine Beurteilung von nationalen Vorurteilen und Ueberlieferungen freizuhalten. Keiner hat die alte Aristocratie Frankreichs in ihren glänzenden gesellschaftlichen Vorzügen, in ihrer künstlerischen und litterarischen Bildung, zugleich aber auch in ihrer moralischen Entartung schärfer beleuchtet, als Taine. Keiner mit den Legenden der grossen Revolution, den jacobinischen sowohl, wie mit denen der Reaction entschiedener gebrochen, keiner den Napoleonischen Lügenmythus tiefer in den Staub getreten. Aber man glaube nicht, dass Taine den wohlfeilen Massstab der moralisirenden, bürgerlichen Geschichtsschreibung sich borge, wenn er die Verbrechen eines Danton, Robespierre, Napoleon schildert. Die Moral ist ihm nur ein Product der Race, des „Milieu,“ der Zeit, eine sittliche Freiheit gibt es für ihn nicht. Ueberall herrscht das Gesetz der ehernen Notwendigkeit, dem Zufalle bleibt kein Raum. Was gekommen ist, musste so kommen, wie der Mensch geworden ist, so musste er werden.

Ist Taine darum ein Kosmopolit zu nennen, der seiner nationalen Eigenart sich entäusserte? Gewiss nicht! Als echten Franzosen zeigt er sich in seiner Schilderung Ludwigs XIV., der Gesellschaft des XVII. Jahrhunderts, der Aufklärung des XVIII., der Hofpoesie des XVII. Jahrhunderts. Die so scharf und mitleidlos beurteilte Revolution und das so grell geschilderte Napoleonische Regime sind ihm elementare Kräfte, die den wohlgegliederten und doch in der Grundlage schwankenden Bau des alten Frankreich in Trümmer stürzen, um neuen Gebilden freie Bahn zu schaffen. An ihrer entfesselten Leidenschaft, an dem Uebermasse ihrer

ziellosen Bestrebungen gehen sie notwendig zu Grunde. Dass Napoleon I., dessen Feldherrngenie und organisatorisches Talent Taine vollauf anerkennt, doch in so düsteren Farben und mit einem sichtlichen, inneren Missbehagen geschildert wird, hat seinen besonderen Grund — Napoleon ist Corse, aber nicht Franzose. Er erscheint ihm als das Product eines Atavismus, eines geschichtlichen Rückschlages in die Zeit der italienischen Bandenführer des XV. Jahrh. Nicht ohne Absicht weist Taine darauf hin, wie Napoleon so mangel- und fehlerhaft Französisch schrieb und sprach, wie er ähnlich klingende, aber grundverschiedene Wörter und Phrasen verwechselte, wie seine gewalttätige, launenhafte, elementar-rohe Despotennatur nichts von französischer Bildung an sich hatte. — Gewiss bieten die 4 Bde. über die Revolution und über den Bonapartismus der Kritik mancherlei Angriffspunkte. In der Auswahl der Quellen ist Taine nicht immer vorsichtig; kleinliche, oft wenig beglaubigte Notizen verwendet er zu Tragpfeilern seines Systems; was in sein Anpassungs- und Vererbungsschema sich nicht fügt, lässt er oft bei Seite. Der Fluch des Systems und der vorgefassten Ideen senkt sich drohend auch auf sein Geschichtswerk herab. Ein Wagniss ist es an sich schon, Resultate der Naturwissenschaft, die nur im Allgemeinen und Grossen anerkannt sind, zum Fundamente einer anderen Wissenschaft zu machen. Taine vernachlässigt auch die äussere Geschichte über der inneren, die Kriege, Schlachten und Kabinetshändel über den sozialen Gestaltungen und grossen politischen Umwälzungen. Darin hätte er von Heinrich v. Sybel, mit dessen Auffassung der französ. Revolution und der Anfänge Napoleons er sich mehrfach begegnet, lernen können. Er ist mehr Philosoph und Naturforscher, als methodisch geschulter Historiker und Quellenforscher. Seine Geschichtsauffassung ist nicht der Höhepunkt der Geschichtswissenschaft. Diese kann nie zum ausschliesslichen Determinismus sich bekennen, darf die menschliche Freiheit und die selbsttätigen sittlichen Motive nie so ausser Augen lassen, wie Taine es thut. Wären persönliche Freiheit und allgemein gültige Moral auch Irrtümer und Traumbilder, der Historiker darf ihnen nicht zu Gunsten rein naturalistischer Grundansichten entsagen. Aber Taines unvergänglicher Ruhm bleibt es, mit einer Geschichtschreibung, die mehr Rhetorik als Wissenschaft, mehr Parteidoctrin als vorurteilslose Forschung, mehr ein zusammenhangloser Einzelkram, als eine Darlegung der grossen, leitenden Ideen und bestimmenden Einflüsse war, gebrochen zu haben. Er hat auch das Ideal unseres Altmeisters Ranke, die Geschichtschreibung zur Kunst zu erheben, nahezu verwirklicht. So echt französisch, so rein academisch sein Styl ist, so originell schreibt er, so sehr zeigt er die Einwirkung, welche das Studium der classischen und modernen Litteratur in ihren Urquellen auf das conventionelle Gepräge des französischen Classizismus ausüben muss. Characteristisch für Taine bleibt in dieser Hinsicht das wohlbeglaubigte Urteil eines deutschen Fürsten der Gegenwart. „Ich habe,“ sagte dieser seinem Bibliothekar, „in acht Tagen das Geschichtswerk Taines (die Origines de la France contemporaine) durchgelesen und vieles darin gefunden, was auch für mich neu war. Aber Französisch schreiben (d. h. Salon- und Conversationsfranzösisch) kann dieser Mann nicht, am Rande habe ich daher manche stylistische Freiheiten verbessert.“

Taines „Origines“ sind von der radicalen Partei Frankreichs nicht minder angegriffen worden, als von der constitutionellen und der bonapartistischen, von den alten Gegnern des Historikers, den Clericalen, nicht weniger, als von den waschechten Voltaireanern. Die Napoleonische Partei hat sogar Gegenschriften vom Stapel gelassen, die auch auf diesem Gebiete ihre zukunftslose Impotenz bekunden. Man hat Taine vorgeworfen,

er sei Pessimist und mache alles schlecht, weil er abgestorbene Lebens- und Culturformen rücksichtslos preisgibt und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft Frankreichs mit kühler Zurückhaltung gegenübersteht. Ihn aus dem Streite der Parteien zu ziehen, sein Wirken mit der Objectivität und der zielbewussten Ausscheidung des Kleinlichen und Unwichtigen zu würdigen, die ihm selbst als höchste Aufgaben der Geschichtschreibung vorschwebten, das muss ein ernstes Streben der Fachgenossen in Deutschland, dessen schönster Ruhm seit Jahrhunderten die neidlose Anerkennung des Fremden ist, bleiben.

R. Mahrenholtz.

Herrn Prof. Stengels Besprechung meines Vortrages auf dem V. Neuphilologentag über die Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts und die Vorbildung der Lehrer geht mir erst heute zu. Da ich durch meine hiesigen Pflichten als Generalkommissar der Deutschen Unterrichtsausstellung für die nächsten Monate noch ganz in Anspruch genommen werde, muss ich mir eine Erwiderung für spätere Zeit vorbehalten.

Chicago, 3. Mai 1893.
185 Dearborn Avenue.

Stephan Waetzoldt.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue général de la librairie française. Continuation de l'ouvrage d'Otto Lorenz. T. 12. (Période de 1886 à 1890.) Rédigé par D. Jordell. 4e fascicule : Meynard-Zune. In-8° à 2 col., p. 721 à 1052. Paris. lib. Per Lam. (1892.)

Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 22 : Nantes, Quimper, Brest : par A. Molinier. In-8°, 567 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]. — T. 19 : Amiens, par E. Coyecque. In-8°, C-619 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce.

Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Paris. Bibliothèque Sainte-Geneviève; par Ch. Kohler. T. 1er. In-8°, 655 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce.

Meyer, P., Les manuscrits de Bertrand Boysset (fin) [Romania 87—126].

Répertoire général de bio-bibliographie bretonne; par René Kerviler. Avec le concours de MM. A. Apuril, Ch. Berger, A. du Bois de la Villerabel. F. du Bois Saint-Sévrin, R. de L'Estourbeillon, A. Galibourg, P. Hémon, Fr. Jégou, Alb. Macé, etc. Livre premier : les Bretons. In-8°. 16e fascicule (Brev-Brous), p. 321 à 479. Rennes, Plihon et Hervé.

Schulze, A., Di roman. Meerman-Hss. des Sir Thomas Philipps in der Kgl. Bibl. zu Berlin. IV, 28 S. [In: Verzeichniss der Meerman-Hss. der Kgl. Bibl. zu Berlin. Berlin. 4°.]

Verzeichniss der Handschriften im Preussischen Staate. I. Hannover. 1. Göttingen. 1. Universitäts-Bibliothek. Philologie, Literärgeschichte, Philosophie, Jurisprudenz. gr. 8°. (IX, 587 S.) B., A. Bath. 20 Mk.

Angot, A. Histoire de l'imprimerie à Laval jusqu'en 1789. In-8°, 48 p. Laval, imp. Moreau. [Extrait du Bulletin historique et archéologique de la Mayenne. 12e série, t. 6, 1893].

Advielle (V.), Bauldrain Dacquin, premier imprimeur de la province d'Artois. In-8°, 15 p. Abbeville, imp. du Cabinet historique de l'Artois et de la Picardie.

Mémoires de le Société Neo-Philologique à Helsingfors. I. Helsingfors. Waseniunska Bokhandeln. Paris, H. Welter. 1893. 412 S. 8°. Inhalt: Uno Lindelœf. Introduction. Werner Sœderhjelm. Le poème de saint Laurent dans le ms. Egerton 2710 du Musée britannique. Werner Sœderhjelm. Saint Martin et le roman de la Belle Hélène de Constantinople. Werner Sœderhjelm. Notice et extraits d'un manuscrit latin-français du XVe siècle, se trouvant en Finlande. Annic Edelfelt. Liste de mots français employés dans la langue

suédoise avec une signification détournée. M. Wasenius. Liste des manuels de français, d'allemand et d'anglais publiés par des auteurs finlandais ou parus en Finlande, 1600—1892. Anna Krook. The English Language in Finland. F. Gustafsson. Das Studium der neueren Sprachen in Finnland. Axel Wallenskœld. Das Verhältnis zwischen den deutschen und den entsprechenden lateinischen Liedern in den „Carmina Burana". Edla Freudenthal. Gedanken über den neusprachlichen Unterricht in Finnland. Ivan Uschakoff. Zur Erklaerung einiger franzœsischen Verbalformen. Johannes Oehquist. Über einige Schwankungen im deutschen Sprachgebrauch. W:m Juutilainen. Über die Lektüre beim modernsprachlichen Unterricht. Uno Lindeloef. Beitraege zur Kenntnis des Altnorthumbrischen. Hanna Andersin. Lauttexte u. ihre Verwertung im fremdsprachlichen Unterricht. Werner Sœderhjelm. Ueber einige Fälle sogenannter formalen Ausgleichung. Max Seiling. Sveticismen in der deutschen Umgangssprache in Finnland. Joos. J. Mikkola, Etymologisches.

Annuaire de l'École pratique des Hautes Études, section des sciences historiques et philologiques. Première année. 1893. Paris. E. Bouillon. In-8°.

Clédat, L., Phonétique raisonnée du français moderne. [In: Rev. de phil. franç. et provenç. VI, 4.]

Godefroy (F.). Dictionnaire de l'ancienne langue française. 72e fascicule. (Troché-Veintre.) In-4° à 3 col. (t. 8), p. 81 à 160. Paris, libr. Bouillon.

Guillaume (P.). Le Langage d'Embrun au XVe siècle. In-8°, 20 p. Montpellier, impr. Hamelin frères.

Hatzfeld (A.), A. Darmesteter, A. Thomas, Dictionnaire général de la langue française du commencement du XVIIe siècle jusq'à nos jours. Fascicules 9, 10. In-8° à 2 col., p. 625 à 784. Paris, Delagrave.

Koschwitz, E., Les parlers parisiens. Anthologie phonétique. Paris, H. Welter. 1893. XXII, 147 S. 4 fr. 50.

Körting, Gust., Formenlehre der französischen Sprache. 1. Bd. Der Formenbau d. französ. Verbums in seiner geschichtl. Entwickelung. Lex.-8°. (LVI, 378 S.) Paderborn, F. Schöningh. 8 Mk.

Longnon A., Le Nom de lieu gaulois „Ewiranda". In-8°, 7 pages. Paris, Leroux. (1892.) [Revue archéologique.]

Paris, G., L'altération romane du *c* latin. [Annuaire de l'Ecole pratique des hautes études 1893. S. 7—37.]

Philipon, P., Les parlers du Forez cis-ligérien aux XIIIe et XIVe siècles. [Romania XXII, S. 1—44.]

Sievers, Ed., Grundzüge der Phonetik zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen. 4. Aufl. (XVI, 298 S.) M. 5.

Suchier, Herm., Altfranzösische Grammatik. I. Thl. Die Schriftsprache. 1. Lfg. Die betonten Vocale. gr. 8°. (88 S.) Halle a. S., M. Niemeyer. 2 Mk.

Villaud, I. J., Système métrique présenté dans toute sa simplicité. In-8° oblong, 2 p. Bourges, imp. Tardy-Pigelet.

Benjamin, E., Les Cent Lettres de commerce (français, espagnol et anglais). In-8° oblong, 131 pages. Ollendorff. 2 fr. (1892.)

Brachet A. et *J. Dussouchet*, Exercices sur la Grammaire française complète rédigée conformément aux programmes de l'enseignement

secondaire des jeunes filles, de l'enseignement moderne et de l'enseignement primaire supérieur. In-16, 223 pages. Paris, Hachette et Cᵉ. 1 Fr. 80.

Häusser, Prof. *E.*, Selbstunterrichtsbriefe f. die modernen Sprachen, unter Mitwirkg. v. Fachmännern nach eigener Methode bearb. Italienisch. 24 Br. gr. 8⁰. (392 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl.

Henle, Elise, Wer will französisch lernen? Eine Gabe f. unsere Kleinen. Illustr. v. Pet. Schnorr. 12⁰. (62 S.) St., Schwabacher. 1,80.

Kron, Oberlehr. Dr. *R.*, guide épistolaire. Anleitung zum Briefschreiben. Im Anschluss an die Methode Haeusser bearb. (Haeusser, E., Selbstunterrichtsbriefe, Französisch. 1. Suppl.) gr. 8⁰. (20 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 1,—.

— Lehrgang der französischen Sprache f. die ersten Anfangsgründe d. Unterrichts. 2. Aufl. gr. 8⁰. (VIII, 168 Seiten) B., E. S. Mittler und Sohn. 1,70.

Lionnet, *R. M*, Premier cours de langue française, considérée sous le double rapport de l'expression orale et de l'expression écrite. In-12, 120 p. Robbe. (1892).

Ploetz, Gust. u. *Otto Kares*, DD., kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Uebungsbuch. Verf. v. Dr. Gust. Ploetz. Ausg. B. gr. 8⁰. (XIV, 281 S.) B., F. A. Herbig. 2,—.

— Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Uebungsbuch, verf. v. Dr. Gust. Ploetz. III. Hft. (Syntax des Artikels, d. Adjektivs u. d. Adverbs. (Die Fürwörter.) 2. Aufl. gr. 8⁰. IV, 78 S. B., F. A. Herbig. —,80.

Ricken, Dr. *Wilh.*, Grammatik der französischen Sprache f. deutsche Schulen. gr. 8⁰. (X, 118 S.) B., W. Gronau. 1,20.

— le tour de la France en cinq mois. Nach G. Bruno's „Le tour de la France par deux enfants" f. d. deutsche Schuljugend bearb. gr. 8⁰. (III, 43 S.) Ebd. —,50.

Schellhorn, Dr. *O.*, das Wichtigste aus der französischen Grammatik. Zum Gebrauche beim Unterricht u. zur Repetition für Examina hrsg. gr. 8⁰. (66 S.) Jena, F. Mauke. —,80.

Strien, Prof. Gymn.-Oberlehr. Dr. *G.*, Elementarbuch der französischen Sprache. Ausg. A: Für lateinlose Schulen. gr. 8⁰. (IV, 98 S.) Halle a/S., E. Strien. 1,—.

Thiéry, *J.* Recueil de mots et familles de mots pour l'étude de l'orthographe usuelle, à l'usage des élèves des écoles primaires (cours moyen et supérieur). 2ᵉ édition, revue et augmentée. In-12, 108 pages. Lille, Robbe. (1892.)

Ahlheim, *A.*, Die Schriftstellerlektüre der Ober-Sekunda nach den Grundsätzen der Konzentration. I. Theil. Pr. Bensheim. 23 S. 4⁰.

Alge, *S.*, zur Methodik d. französischen Unterrichts. Zugleich ein ausführl. Kommentar zu d. Verf.'s „Leitfaden". gr. 8⁰. (III, 150 S.) St. Gallen, Huber u. Co. 2,—.

Berg, *E.*, Gedanken zu einem Gymnasial-Lehrplan. Pr. Oberlahnstein, 1892. 24 S. 4⁰.

Flörke, *T.*, Das Französische als Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts. Pr. Hildesheim. 17 S. 4⁰.

Josupeit, *O.*, Der französische Unterricht im Gymnasium nach der Schulreform von 1892. 1. Der grammatische Unterricht. 2. Der methodische Unterricht in Quarta. Pr. Rastenburg, 1893. 35 S. 8⁰.

Kirschten, *W.*, Der französische Anfangsunterricht. Eine Lehrprobe. Pr. Eisenberg. 23 S. 4⁰.

Knuth, *O.*, Zum Betriebe des französischen Unterrichts auf Gymnasien (nach den neuen Lehrplänen). Pr. Steglitz. 31 S. 4°.
Néel, Méthode Néel. Lecture en commun et Leçons de choses. Edition en huit tableaux (double face.) Tableaux 1 à 8, avec grav. Paris, lib. Cohn et Ce.
Rethwisch, Conr., Deutschlands höheres Schulwesen im 19. Jahrh. Geschichtlicher Ueberblick im Auftrage d. königl. preuss. Ministeriums der geistl., Unterrichts- u. Medizinal-Angelegenheiten. Mit amtl. Nachweisgn. üb. den Besuch der höheren Lehranstalten d. Deutschen Reiches. gr. 8°. (VIII, 206 u. 53 S.) Berlin, R. Gaertner 4,—.
Wolter, Oberlehr. Dr. Eug., zum französischen Unterricht. Kritische Bemerkgn. u. prakt. Erfahrgn. Progr. 4°. (31 S.) B., R. Gaertner. 1,—.
Zergiebel, E. H., Grammatik und natürliche Spracherlernung. Pr. Cassel. 19 S. 4°.

Amic, H. George Sand. Mes souvenirs; Grand in-16, 240 p. avec gravures. Paris, C. Lévy. 3 Fr. 50.
Anschütz, B. Boccaccios Novelle vom Falken und ihre Verbreitung in der Litteratur. Nebst Lope de Vega's Komödie. El Halcon de Federico. Erlangen, Junge (Münchener Beiträge zur roman. und engl. Philologie, Heft 13) M. 2,—.
Arbellot, Les Bénédictins de Saint-Maur originaires du Limousin. In-8°. 31 pages. Paris, Haton. 1892.
Arnould, L. Anecdotes inédites sur Malherbe. Supplément de la Vie de Malherbe par Racan, publié avec une introduction et des notes critiques. In-8°. 87 p. Picard et fils.
Beleze, G. Eléments de littérature mis à la portée de la jeunesse, avec questionnaires: 26e édition. In-32, XII-378 p. Paris. Delalain frères. 1 Fr. 50. (1892). [Cours complet d'enseignement élémentaire.]
Béraneck, J. Diderot et la réforme du théâtre au dix-huitième siècle (In: Bibliothèque universelle et revue suisse 1893, 1.).
Berluc Perussis, L. de. Le dernier Troubaire (Eugène Seymard). In 8°, 16 p. Avignon. Roumanille.
Bormann, W., Der Cid im Drama. Beitrag zur vgl. Literaturgeschichte und Aesthetik. (In: Zs. für vergl. Literaturgeschichte. N. F., VI., 1. 2.)
Brandes, G., die Hauptströmungen der Litteratur d. 19. Jahrh. Uebers. u. eingeleitet v. Adf. Strodtmann u. W. Rudow. 4. verm. Aufl. (In 14 Lfgn.) 1. Lfg. gr. 8°. (1. Bd. XVIII u. S. 1—80.) L., H. Barsdorf. 1,50.
Bullrich, Geo., üb. Charles d'Orléans u. die ihm zugeschriebene englische Uebersetzung seiner Gedichte. Progr. 4°. (23 S.) B., R. Gaerner. 1,—.
Carraroli, La leggenda di Alessandro Magno. Studio storico-critico. Mondovi 1892.
Carrier, J. La Vérité historique sur la tonsure de Chateaubriand. In-8°, 4 p. Périgueux, imp. de la Dordogne. (1892.)
Caruel. Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours (complément des Etudes sur les auteurs français); 2e édition. In-18 jésus, x-544 pages. Tours, Cattier. [Enseignement secondaire classique et moderne.]
Champion, E. Voltaire. Etudes critiques. (L'homme, l'écrivain, le critique, l'historien, le courtisan, le patriote, Voltaire et la Révolution.) In-18 jésus, VIII-301 p. Paris, Flammarion.
Chédieu de Robethon, E. Chateaubriand et Mme de Custine. Episodes et Correspondance inédite. In-18 jésus, 296 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Chuquet, A. J. J. Rousseau. In-16, 207 pages et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]

Collignon, A. Pétrone au moyen âge et dans la littérature française. In-8°, 51 p. Nancy, Berger-Levrault et Ce. [Extrait des Annales de l'Est.]

Coppée, F. Discours de M. François Coppée, directeur de l'Académie française, prononcé au Havre, le 4 avril 1893, à l'occasion du centenaire de Casimir Delavigne. In-4°, 6 p. Paris, imprim. Firmin-Didot et Ce. [Institut de France.]

Droz, E. La Critique littéraire et la science. In-8°, 31 p. Paris, Leroux.

Emecke, H. Chrestien von Troyes als Persönlichkeit und als Dichter. Versuch einer Charakteristik. Diss. Strassburg. 132 S. 8°.

Faguet, E. Dix-septième siècle. Etudes littéraires; (Corneille, Pascal, Molière, La Rochefoucauld, La Fontaine, Racine, Boileau, Bossuet, Mme de Sévigné, Fénelon, Mme de Maintenon, La Bruyère, Saint-Simon.) 11e édition. In-18 jésus, VII-482 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Novelle Bibliothèque littéraire.]

Féval, P. Nos grands auteurs. In-18 jésus, 362 p. Paris, Dentu. 1 fr. (1892.)

Flat, P. Essais sur Balzac. In-18 jésus, VII-330 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Fontanié, P. Le Sentiment de la nature chez les écrivains du Bas-Quercy: Cladel, Pouvillon. In-8°, 31 pages. Montauban, imprimerie Forestié. (1892.) [Extrait du Recueil de l'Académie des sciences, belles-lettres et arts de Tarn-et-Garonne.]

Franklin, A. La Vie privée d'autrefois. Arts et Métiers, Modes, Mœurs, Usages des Parisiens du XIIe au XVIIIe siècle, d'après des documents originaux ou inédits. „Le Café, le Thé et le Chocolat". In-18 jésus, XI-324 p. Paris, Plon, Nourrit et Ce. 3 fr. 50.

Frémy, E. Lamartine diplomate (1820—1830). In-8°, 84 p. Paris, Leroux.

Gaudot, E. C. Rouget de Lisle et l'hymne national. In-8°, 17 p. et portrait. Besançon, imp. Jacquin. [Extrait des Annales franc-comtoises (livraison de septembre-octobre 1892).]

Goncourt, E. de. Les Actrices du XVIIIe siècle. La Guimard, d'après les registres des Menus Plaisirs, de la bibliothèque de l'Opéra, etc. 2e mille. In-18 jésus, II-335 p. Paris, Charpentier et Fasquelle. 3 fr. 50.

Lanson, G. Boileau. In-16, 207 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. (1892.) [Les Grands Ecrivains français.]

Lepetit, T. Littérature contemporaine. Précis classique de la littérature française au XVIIIe et au XIXe siècle, à l'usage des aspirants et des aspirantes au brevet supérieur et des établissements d'instruction. 3e édition, revue et corrigée. In-12, VII-377 p. Paris, Larousse. 1 fr. 50.

Lugrin, maître *Ernest,* histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu' à la fin du XVIIIe siècle. gr. 8°. (VII, 352 S.) Basel. B. Schwabe. 3.60.

Mangold, Dr. *Wilh.,* archivalische Notizen zur französischen Litteratur- u. Kulturgeschichte d. 17. Jahrh. Progr. 4°. (25 S.) B., R. Gaertner. 1.—

Mühlan, A., Jean Chapelain als litterarischer Kritiker Diss. Strassburg 92. 30 S. 8°.

Nyrop, Kr., En Theaterforestilling i Mideldalderen. Köbenhavn. 8°. [Studier fra Sprog. og Oldtidsforskning. Kr. 1.

Paulhan (F.), Joseph de Maistre et sa philosophie. In-18, 167 p. Paris. F. Alcan. [Bibliothèque de philosophie contemporaine.] 2 fr. 50.

Pellissier (G.). Essais de littérature contemporaine. In-18 jésus, 399 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.] 3 fr. 50.

— Le Mouvement littéraire au XIX[e] siècle. 3[e] édition. In 16, 387 p. Paris, Hachette et C[e]. [Bibliothèque variée.] 3 fr. 50.

Ricard. Le Grand Siècle. M[me] de Sévigné. In-16, 226 pages. Lyon, Vitte.

Rod (E.). Lamartine. In-8°, 235 pages avec gravures et 2 portraits. Paris, Lecène, Oudin et C[e]. [Collection des classiques populaires.]

Sarrazin, Prof. Dr. *Jos.*, das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Mit Textproben aus Dramen von Augier, Dumas, Sardou u. Pailleron. 2. (Titel-) Aufl. gr. 8°. (VIII, 325 S.) St. (1888), F. Frommann.

Schatzmann, G., Die wichtigsten literarischen und ästhetischen Ideen in Boileaus Episteln. Pr. Prag 1892. 25 S. 8°.

Söderhjelm, W., Ueber zwei Guillaume Coquillart zugeschriebene Monologe [In: Studien zur Literaturgeschichte. Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. Hamburg und Leipzig. Voss].

Sudre, L., Les sources du roman de Renart. Paris, Bouillon. 8°. 12 fr.

Taine, H., die Entstehung des modernen Frankreich. Autoris. deutsche Bearbeitg. v. L. Katscher. 2. Aufl. (In 26 Lfgn.) 1. Lfg. Gr. 8°. (1 Bd. S. 1—112.) L., Abel & Müller. 2.—.

Teillet. Vie populaire de saint Hilaire, évêque de Poitiers, docteur de l'Eglise, patron principal du Poitou et de vingt paroisses vendéennes. In-8°, 44 pages. Fontenay-le-Comte, imp. Gouraud.

Ténot, F. Rabelais et sa mission. Etude en vieux français. In-16, 88 pages. Tours, Péricat et tous les libr.

Thomas, A., Les premiers vers de Charles d'Orléans. [Romania XXII, 128—133].

Benoit, A. Les Anciennes Inscriptions des abbayes de l'ordre de Prêmontré situées dans le département des Vosges. In-8°, 39 p. Saint-Dié, imp. Humbert. [Extrait du Bulletin de la Société philomathique vosgienne (année 1892—93).]

Andreae Capellani regii Francorum de amore libri tres. Recensuit E. Trojel. Havniae, Gad, 1892. In-12°, LVI, 370 S.

Cucharmoys, Jehane. Le sainct voyage de Hierusalem, ou petit traicté du voyage de Hierusalem, de Rome et de sainct Nicolas du Bar en Pouille, reproduit par le procédé Pilinski, d'après l'édition de Lyon, pour la Société de l'Orient latin, et précédé d'un introduction par le comte de Marsy, Genève, impr. J. G. Fick. (1889.)

Denys Pyramus. La Vie de saint Edmond le rei. [In: Memorials of St. Edmund's abbey, editet by Th. Arnold, vol. II, 1892. [Rerum Britannicarum medii aevi scriptores.]

Guilhiermoz, P., Une charte de Gace Brulé. [Romania XXII., 127 f.]

Jeanrog, A., Trois dits d'amour du XIII[e] siècle. [Romania XXII, S. 45—70.]

Maugis d'Aigremont. Chanson de geste. Hersggeb. von F. Castets. 416 S. 8°. [Revue des langues romanes, t. XXXVI.]

Pseudo-Callisthenes, die syrische Uebersetzung des. Ins Deutsche übertragen von V. Ryssel. [Im Arch. f. d. Stud. der neueren Spr. u. Lit. XC., 1, 2, 3.]

Boileau. Le Lutrin. Publié avec une notice et des notes par Ferdinand Brunetière. Petit in-16, 51 p. Paris, Hachette et C[e]. 30 cent. [Classiques français.]

Bossuet. Sermons choisis de Bossuet. Nouvelle édition, soigneusement

revue d'après les meilleurs textes et précédée d'une préface par l'abbé Maury. In-18 jésus, 540 p Paris, Garnier frères.

Brantôme. Memoirs of Brantôme. (16th century.) Lives of gallant ladies. For the first time translated from the french. Discourse 3: On the beauty of the beauteous leg and the virtue thereof. In-16, 24 p. Paris, Liseux. 5 fr.

Buffon. Discours sur le style; Etude de l'histoire naturelle; les Epoques de la nature. T. 1er. In-32, 184 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Chateaubriand. Atala; René; les Natchez. In-16, 543 pages. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

— Génie du christianisme. In 4°, VIII-358 pages avec gravure. Tours, Cattier.

Corneille, P. Le Cid, tragédie; Edition classique, avec introduction et notes par N. A. Dubois. In-18, VIII-88 pages. Paris, Delalain frères. 40 cent. (1892.)

Feuillet, O. Théâtre complet. T. 3. (La Belle au bois dormant; le Cas de conscience; Julie; Dalila; l'Acrobate.) In-18 jésus, 397 pages. Paris, C. Lévy; Libr. nouvelle. 3 fr. 50. (1892.) [Bibliothèque contemporaine.]

Froger, L. Les Premières Poésies de Ronsard (odes et sonnets). In-8°, 113 p. Mamers, Fleury et Dangin. (1892.)

Hugo, V. Œuvres complètes. Edition définitive, d'après les manuscrits originaux. Victor Hugo raconté par Un témoin de sa vie (1802–1817). Œuvres de la première jeunesse. In-16, 243 p. Paris, Hetzel et Ce. 2 fr.

— Œuvres complètes. Edition nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. II, III, IV, V: Drame. V: Torquemada; Amy Robsart; les Jumeaux. Fascicules nos 22, 23, 24, 25. 4 vol. Petit in-4°, p. 113 à 456. Paris, imprimerie Chamerot.

La Fontaine, J. de. Œuvres de J. de La Fontaine. Nouvelle édition, revue sur les plus anciennes impressions et les autographes, et augmentée de variantes, de notices, de notes, d'un lexique des mots et locutions remarquables, de portraits de fac-similés, etc., par M. Henri Regnier. T. 10 et 11. Lexique de la langue de J. de La Fontaine, avec une introduction grammaticale par M. Henri Regnier. 2 vol. In-8°. T. 1er, CLXVII-508 p.: t. 2, 471 p. Paris, Hachette et Ce. Chaque tome, 7 fr. 50 [Les Grands Ecrivains de la France.]

— L'Amour et Psyché. Illustrations de Marold. In-32, 262 pages. Paris, Dentu. 2 francs. [Petite Collection Guillaume.]

— Contes et Nouvelles. T. 1er. In-32, 126 p. Paris, Boulanger. 60 cent. [Petite Bibliothèque diamant.]

Mazarin. Lettres du cardinal Mazarin. extraites des manuscrits de la bibliothèque de Grenoble. Publiées par A. Prud'homme. In-8°, 7 p. Grenoble. [Extrait du Bulletin de l'Académie delphinale (4e série, t. 5).

Molière. Amphitryon, comédie en trois actes. Avec une notice et des notes par Georges Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à l'eau-forte par Champollion. In-16, XI-117 p. Paris, Flammarion. 6 francs.

— Les Précieuses ridicules, comédie de Molière. Nouvelle édition, conforme à l'édition originale de 1660, avec une introduction et des notes grammaticales, littéraires et historiques, par P. Jacquinet et Emile Boully. In-12, XXIII-80 p. Paris, Belin frères.

— Œuvres de Molière. „L'Avare." Illustrations par Maurice Leloir. Notices par A. de Montaiglon. In-4°, XI-174 pages. Paris, Testard. (1892.)

Molière. Le Misanthrope, comédie. Edition classique, avec introduction et notes par N. A. Dubois. In-18, II-82 p. Paris, Delalain frères. 40 centimes.
— Œuvres complètes de Molière. T. 1er. (L'Etourdi; le Dépit amoureux; les Précieuses ridicules.) Illustrations de Louis-Edouard Fournier. In-32, IV-318 pages. Paris, Dentu. 2 fr.
Montaigne, Michel de. The Essays of. Transl. by Charles Cotton. Edit., with some Recount of the Life of the Author, and Notes, by W. Carew Hazlitt. 2 ed., Revised. 3 vols. Portrait. 8°. London. G. Bell and Sons.
Pascal, B. Œuvres complètes. T. 2. In-16, 336 pages. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. (1892.) [Les Principaux Ecrivains français.]
Racine, J. Bérénice; Bajazet (tragédies). In-32, 159 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
— Esther; Athalie (tragédies). In-32, 160 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
— Phèdre; Britannicus (tragédies). In-32, 160 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
— Théâtre choisi. Avec une notice biographique et littéraire et des notes par E. Geruzez. In-16, XL-683 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50. (1892.)
Sévigné, Mme de. Lettres choisies. In-32, 192 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]
Voltaire. Siècle de Louis XIV. Chapitre des beaux-arts, publié, avec une introduction et des notes par Emile Bourgeois. In-16, XXXIX-27 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr.
Zola, E. La Débâcle. Edition illustrée. Séries 1 et 2. In-4°, pages 1 à 80. Paris, Flammarion. 50 cent. la série.
— Le Rêve. Illustrations de Carloz Schwabe et L. Métivet. Séries 5 à 11. (Fin.) In-4°, p. 129 à 335. Paris, Flammarion. L'ouvrage a été publié en onze séries à 50 cent.
— Der naturalistische Roman in Frankreich. Autoris. deutsche Uebersetzg. v. Leo Berg. 8°. (X, 484 S.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. geb. 5.—.

Abrantès, Mme d'. Choix de mémoires et écrits des femmes françaises aux XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles, avec leurs biographies; par Mme Carette, née Bouvet. „Mémoires de Mme la duchesse d'Abrantès." In-16, XVIII-379 pages. Paris, Ollendorf. 3 fr. 50. [Collection pour les jeunes filles.]
Aiq, Mme L. d'. Anthologie féminine. Anthologie des femmes écrivains, poètes et prosateurs, depuis l'origine de la langue française jusqu'à nos jours. In-16, x-418 pages. Paris, aux bureaux des Causeries familières, 4, rue Lord Byron. 6 fr.
Chansonnier (le) français, contenant un choix des plus jolies chansons des auteurs du bon vieux temps: Piron, Collé, Gallet, Dorat, Lattaignant, Panard, etc. Petit in-18, 108 pages. Paris, Delarue.
Cuentos escogidos de los mejores autores franceses contemporáneos. (Emile Zola, A. Daudet, A. Dumas fils, P. Margueritte, J. Lemaître, A. Silvestre, M. Prévost, A. Scholl, J. Richepin, etc.) Traduccion española, con prefacio y noticias literarias, de Enrique Gómez Carrillo. In-18 jésus, VIII-340 p. Paris, Garnier hermanos.

Auteurs français. Sammlung der besten Werke der französ. Unterhaltungslitteratur m. deutschen Anmerkgn., hrsg. v. Rich. Mollweide. V. Bdchn. 8°. Strassburg i/E., Strassburger Druckerei u. Verlagsanstalt: Corneille, le Cid. (XL, 100 S.) n. 1.—.

Beleze, G. Syllabaire et Premières lectures. 45e édition. In-18. 204 p. Paris, Delalain frères. 75 cent. [Petit Cours d'enseignement primaire.]

— Petit Syllabaire à l'usage des écoles primaires. Nouvelle édition. In-18, 34 p. Paris, Delalain frères. 15 cent.

Bibliothèque française. Collection Friedberg & Mode. Nr. 25. 8°. B., Friedberg & Mode. 25. Waterloo, suite d'Un Conscrit de 1813 par Erkmann-Chatrian. Hrsg. u. erläutert. v. Gewerbesch.-Oberlehrer H. W. Glabbach. Mit 1 Karte u. 1 Plan v. Pfalzburg. (VIII. 152 S.) Geb. 1.20; Wörterbuch dazu (22 S.) —.20.

Chalamet, A., et Bareilhes. Jean Felber. Lectures courantes. Edition spéciale au département de la Loire. Avec la collaboration de M. Bareilhes. In-18 jé sus, 444 p. avec grav. et carte en coul. Paris, Picard et Kaan. 1 fr. 60.

David-Sauvageot, A. Morceaux choisies des classiques français, réunis et annotés. „Classe de cinquième." In-16. III-318 p. Paris. Lemerre; Colin et Ce.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben. Nr. 15. 8°. L., E. A. Seemann. 15. Eugène Scribe. le verre d'eau ou les effets et les causes. Comédie. Mit Einleitg., Anmerkgn., u. e. Anh. hrsg. v. K. A. Mart. Hartmann. (XVI, 113 u. 24 S.) kart. 1.—.

Lelarge et Trévet. Recueil de morceaux de récitation, avec notices biographiques, à l'usage des candidats au certificat d'études primaires. Petit in-18, 64 pages. Rennes, Priaux-Goudal.

Löhbach, Herm., französische u. englische Gedichte zum Auswendiglernen. Für höhere Mädchenschulen zusammengestellt. 8°. (52 S.) M. Gladbach, L. Boltze.

Prosateurs français. Ausg. A. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text; Ausg. B. m. Anmerkgn. in e. Anh. 5., 7., 19., 56., 57., 68., 75., 76., 82., 87., 91.—93. Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 5. Histoire de la seconde guerre punique par Charles Rollin. Nebst e. Anh.: Suite de l'histoire d'Annibal. Hrsg. v. Dir. Prof. Dr. K. Bandow. Ausg. B. (2. Abdr.) (98 u. 32 S.) — 60. — 7. La jeune Sibérienne. Par le Comte Xavier de Maistre. Hrsg. v. Schulinsp. Frdr. d'Hargues (2. Abdr.) (96 S.) — 50. — 19. Un philosophe sous les toits ou journal d'un homme heureux, publié par Émile Souvestre. Hrsg. v. Dir. E. Schmid. Ausg. A. (2. Abdr.) (237 S.) 1. 20. — 56. 3 Erzählungen aus Nouvelles genevoises. (Le lac de Gers. Le col d'Anterne. Le Grand Saint-Bernard.) Par Rodolphe Töpffer. Hrsg. v. Dir. Prof. Dr. K. Bandow. (Nouvelles genevoises II. Tl.) (2. Abdr.) (VII, 104 S.) — 60. — 57. 2 Erzählungen aus Nouvelles genevoises. (La vallée de Trient. La peur.) Par Rodolphe Töpffer. Hrsg. v. Dir. Prof. Dr. K. Bandow. (Nouvelles genevoises III. Tl.) (2. Abdr.) (VII. 73 S.) n. — 50. — 68. Histoire de Charles XII par Voltaire. Auszug in 1 Bde. Hrsg. v. Dir. Prof. Dr. Otto Ritter. Ausg. A. (184 S. m. 1 farb. Karte.) — 90. — 75. De l'Allemagne par Mme. de Staël. Im Auszuge hrsg. v. Gymn.-Oberlehr. Dr. Gerh. Franz. Ausg. A. (VI, 190 S.) n. 1,— — 76. Histoire de France par Vict. Duruy. 1. Bdchn. (bis zum J. 1431). In Auszügen hrsg. v. Oberlehr. Dr. Emil Grube. Ausg. A. (VI, 134 S.) —,75. — 82. Jeunesse de Frédéric le Grand par Paganel. Im Auszuge hrsg. v. Gymn.-Oberlehr. Dr. Gerh. Franz. Ausg. B. (IV, 62 u. 19 S. n. —,50. — 87. Choix de nouvelles modernes. Erzählungen

zeitgenöss. französ. Schriftsteller. Ausgewält u. hrsg. v. Dir. Dr. J. Wychgram. II. Bdchn.: Daudet. Theuriet. Legouvé. Ausg. B. (105 u. 22 S.) —,60. — 91. Recueil de contes et récits pour la jeunesse. II. Bdchn. Michel Perrin, par Mme. de Bawr. Le Savoyard et son ami, par J. Girardin. La rente du chapeau, par Berquin. La tante Dorothée, par J. Girardin. Cendrillon, par Perrault. Zum Gebrauch in Mittelklassen hrsg. v. Emil Tournier. (IV, 74 S.) —,60. — 92. Dasselbe. III. Bdchn. Le petit Marquis. par Mme. de Pressensé. L'abbé de l'Épée, par Mme. Foa. L'Église du verre d'eau, par Berthoud. La Barbe-Bleue, par Perrault. Zum Gebrauch in Mittelklassen hrsg. v. Emil Tournier. (IV, 86 S.) —,60. — 93. Dasselbe. IV. Bdchn. Le petit mathématicien, par J. B. Péan. La belle et la bête. Histoire d'une pièce d'or, par Mme. la Comtesse de Lucy. Cécile et Nanette, ou la voiture versée, par Mme. la Comtesse de Lucy. Cécile et Nanette, ou la voiture versée, par Mme. Guizot. Zum Gebrauch in Mittelklassen hrsg. v. Lehr. Dr. Walther Wüllenweber. (IV, 129 S.) —,60.

Prosateurs français. 95. Lfg. 12°. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Kart. 95. Choix de nouvelles modernes. Erzählungen zeitgenöss. französ. Schriftsteller. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Dir. Dr. J. Wychgram. III. Bdchn.: About. Collas. Coppée. Féval. Gourdon de Genouillac. Mueller, Révillon. Richebourg. (111 und 24 S.) —,60.

Prosateurs modernes. II. Bd. 12°. Wolfenbüttel, J. Zwissler. II. Choix des meilleurs contes à ma fille par J. N. Bouilly. Bearb. v. H. Bretschneider. (III, 110 und Wörterbuch 35 S.) —,75; Wörterbuch —,90; kart. m. Wörterbuch 1,—.

Racine, J. Iphigénie, tragédie en cinq actes. Edition nouvelle, à l'usage des classes, par N. M. Bernardin. 6e édition. In-18, 143 p. Paris, Delagrave.

Ricken, Dr. *W.*, la France. Le pays et son peuple. Récits et tableaux du passé et du présent. Livre de lecture à l'usage des écoles. gr. 8°. (VI, 281 S.) B., W. Gronau, 3,—.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe A.: Prosa. 67—69 Bd. 8°. L., Renger. 67. Ausgewählte Erzählungen v. François Coppée. Für den Schulgebrauch erklärt v. A. Gundlach. (VII, 88 S.) 1,—. — 68. Christophe Colomb v. Jules Verne. Für den Schulgebrauch erklärt v. Otto Mielck. (VIII, 82 S. m. 1 Karte.) 1,—. — 69. Conteurs modernes. Ausgewählte Erzählgn. v. Simon, Theuriet, Moret, Révillon, Richebourg. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. (VII, 92 S.) —,90.

— dasselbe. Reihe B.: Poesie. 20—23. Bd. 8°. Ebd. 20. Le bourgeois gentilhomme par Molière. Für den Schulgebrauch erklärt von W. Mangold. (XX, 88 S.) 1,20. — 21. Horace. Tragédie par Corneille. Für den Schulgebrauch erklärt v. Paul Schmid. (XXX, 65 S.) 1,10. — 22. Le gendre de Monsieur Poirier. Comédie par Emile Augier et Jules Sandeau. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. (VIII, 90 S.) 1,10. — 23. Mademoiselle de la Seiglière. Comédie par Jules Sandeau. Für den Schulgebrauch erklärt v. Jos. Vict. Sarrazin. (IX, 112 S.) 1,20.

Smith, L. Guide to english and french conversation, for the use of travellers and students. In-32, 366 p. Paris, Fouraut.

Stiehler, Ernst, Auswahl französischer Gedichte f. höhere Lehranstalten. 8°. (XII, 140 S.) Altenburg, H. A. Pierer. 1,75.

Textausgaben französischer u. englischer Schriftsteller f. den Schulgebrauch, hrsg. v. Osk. Schmager. 14 u. 15. Bd. 12°. Dresden, G. Kühtmann.

14. Poésies françaises, recueillies à l'usage des écoles allemandes par Realsch.-Prof. Dr. Jos. Vict. Sarrazin. (VIII, 122 S. n. 1,—. 15. Guerre de la succession d'Espagne par Voltaire. Hrsg. v. Prof. Gymn.-Oberlehrer Dr. G. Strien. (X, 110 S.) n. 1,—.

Thiers', L. A. Expedition der Franzosen nach Ägypten 1798—1801. Für die oberen Klassen höherer Schulen hrsg. u. m. histor., geograph., sachl. u. grammat. Anmerkgn. versehen v. Dr. Chr. Joh. Deter. gr. 8°. (VIII, 151 S.) Gr. Lichterfelde. B., M. Rockenstein in Komm. 1.20.

Waldmann, Studienlehr. Dr. *Mich.*, die wichtigsten französischen Synonyma zum Gebrauche f. Schüler höherer Lehranstalten. gr. 8°. (IV, 154 S.) Bamberg, C. C. Buchner, Verl. Kart. 2,—.

Piat, L., Dictionnaire français-occitanien, donnant l'équivalent des mots français dans tous les dialectes de la langue d'oc moderne. I. A-H. Montpellier, Hamelin Frères 1893. 492 S. 8°.

Timmermans, A. — L'Argot parisien, étude d'étymologie comparée, suivie du vocabulaire. In-8°, XII-322 p. Paris, C. Klinksieck. (1892.)

Anfos Martin, La Revoulucioun charradisso au ciéucle republican de Mouriero, lou 14 de juliet 1892. (Traducioun franceso vis-à-vis.) In-8°, 80 p. Cavaillon, Mistral. (1892.)

Armana marsihès pèr l'annado 1893. (5. annado.) Recuei de conte, charadisso, cansoun e galejado. Armana dei troubaire marsihès, emé d'imagi, de musico e uno carto dei vènt, publica souto la direicien de Aguste Marin. In-8° carré, 96 p. Marsiho, empremarié dou Pichoun Marsihès; 15, quèi dou Canau.

Armanac patouès dé la Bigorro. Annado 1893. In-18, 48 p. Tarbes, imp. Lescamela.

Blum, V. Un amour original, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4° à 2 col., 1 p. Lille, imp. Wilmot-Courtecuisse.

Carnaud, A. Lou Jujamen, la Coundanatien et la Mouar de Caramantran, mélodrame burlesque en un acte et en vers, paroles et musique. Petit in-8°, 7 p. de texte et 4 p. de musique. Marseille, Carnaud. 1 fr. (1892).

Célès, J. Chansons lyonnaises. In-8°, 8 p. Lyon, Imprim. nouvelle. (1892).

Chanson, la, du vieux Lille. In-18, 4 pages. Lille, imp. Prévost.

Chansons populaires du pays de Vannes. Conversion de Marie-Madeleine. Recueilli et traduit par J. M. Cadic. In-8°, 7 p. Vannes, imp. Lafolye.

Extraits des œuvres patoises de trois écrivains castrais: lou Sermou de Moussu Plaenzolos; lous Caoulets farcits dé Daubian-Delisle; la Foun dé Siloé par Alibert. In-8°, 46 p. Castres, imp. Abeilhou.

Lecomte, E. Eunn' fiête au villache, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4° à 2 col., 1 page. Lille, imprimerie Liégeois-Six.

— Eunn' petite cabaretière, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4° à 2 col., 1 page. Lille, Liégeois-Six.

Lou Franc Prouvençau. Armana de la Prouvenço per 1893. Deshuechiémo annado. In-18, 144 p. Draguignan. Latil. 50 cent.

Lyre, la, chanson en patois de Roubaix. In-4° à 2 col., 1 p. Lille, imp. Delory.

Nojeosse. La Guerre aux petits tonneaux, chanson en patois de Lille. In-4° à 2 col., 1. p. avec vign. Lille, imp. Robbe.

Oun Tal. Proubem da Rioura: la Fira da san Marti; Abarici. *Sagouna ediciou.* In-8°, 24 p. Perpignan, imp. Latrobe.

Referate und Rezensionen.

Lloyd, R. J., *Some Researches into the Nature of Vowel-Sound.* Liverpool 1890.

— — *Speech Sounds: their Nature and Causation.* In: *Phonetische Studien* 1890-1892, Bd. III—V (Nicht abgeschlossen).

Kein Freund der Sprachforschung kann diese Arbeiten Lloyds unberücksichtigt lassen. Einige von den darin ausgesprochenen allgemeinen Principien sind meiner Ansicht nach von so grosser Bedeutung für die weitere Entwickelung der Sprachwissenschaft, dass ich keine Gelegenheit, dem Verfasser Beifall zu spenden, versäumen will. Andererseits halte ich Lloyd's Behandlung der akustischen Erscheinungen bei den Vokalen für verfehlt, und es ist zu befürchten, dass mit den kerngesunden und trefflich dargestellten Grundanschauungen auch seine irrigen Ansichten auf dem Gebiete der Akustik grosse Verbreitung finden werden, wenn der Leserkreis nicht rechtzeitig gewarnt wird.

Über das Phänomen des Mitschwingens und die Resonanztöne der Hohlkörper. Fast auf jeder Seite der Lloyd'schen Arbeiten werden Erscheinungen auf dem Gebiete des Mitschwingens behandelt, und doch hat Lloyd die bezüglichen Gesetze nicht korrekt dargestellt und — was schlimmer ist — auch selbst missverstanden. *Phon. Stud.* III 3 S. 261 lesen wir: „*Every cavity has — — — a proper tone of its own to which and to its appropriate overtones it is always ready to resound. — — — And if the cavity in question is distinguished by any eccentricity of shape it is often found to possess more than one proper tone, to each of which and to their overtones it is always ready to respond*“. Daselbst, S. 272—3 wird gesagt: „*Every cavity is always ready to respond to other tones which are very nearly of the required pitch or whose rates of vibration are simply multiples or submultiples of that of the given cavity — — —.*“

Bei der wenig koncisen Ausdrucksweise bleibt die Auffassung Lloyd's hier recht unklar. Wenn z. B. der Klang f' angegeben wird,

soll da ein auf **B** gestimmter Hohlraum mit **B** oder mit **f'** antworten? Doch, wie wir seine Worte auch deuten wollen, richtig sind die oben citirten Sätze auf keinen Fall, und die Vergleichung mit anderen Stellen zeigt, dass ein vierfaches Missverständnis vorliegt.

1) Lloyd glaubt irriger Weise, dass ein Klang von der Schwingungszahl **m** den Resonanzton **n** eines Hohlkörpers erregen kann, wo $\frac{m}{n}$ eine ganze Zahl ist. Um einen Versuch von Helmholtz in seinem Sinne erklären zu können, meint Lloyd,[1]) eine Stimmgabel **f'** habe den Resonanzton **B** der Mundhöhle erregt, „*for it chimes at every third pulse with the fork*". Diese Erklärung ist unerlaubt, denn die Analyse des Stimmgabelklanges **f'** liefert uns keinen Ton **B.**

2) Ebenso irrig ist Lloyds Behauptung, dass ein Klang, dessen Grundton die Schwingungszahl **n** hat, den Resonanzton **m** eines Hohlkörpers erregen müsste, sobald $\frac{m}{n}$ eine ganze Zahl ist. Die Erscheinung tritt zwar oft ein, aber nur wenn der betreffende Klang den Teilton von der Ordnungszahl $\frac{m}{n}$ enthält. *Phon. Stud.* IV 2, S. 213 behauptet Lloyd, dass die Gabel **f'** in dem oben besprochenen Versuch von Helmholtz noch einen zweiten Resonanzton, $\mathbf{c}^{IV}$, der Mundhöhle erregt habe. Diese Behauptung bietet an sich nichts Unwahrscheinliches, da der erste unharmonische Oberton der Stimmgabeln in der Regel ungefähr 6 mal so schnell schwingt wie der Grundton. Man sieht doch, dass Lloyd an diesen unharmonischen Teilton gar nicht gedacht hat, sondern wirklich glaubt, dass eine Stimmgabel einen beliebigen harmonischen Oberton seines Grundtones zum Mitschwingen erregen kann. Diese Ansicht giebt sich am deutlichsten *Phon. St.* III 3, S. 274 zu erkennen. Hier steht: „*And it is conceivable, that in some cases a fork which happened to vibrate a note, which was simultaneously an overtone of the fundamental and* an u n d e r t o n e o f t h e p o r c h - r e s o n a n c e *might evoke a particularly loud result*".

3) Es ist wahr, dass viele Hohlkörper neben dem fundamentalen Resonanzton auch dessen Oktave verstärken, einige, besonders die trichterförmigen, die ganze Reihe von harmonischen Obertönen. Falsch ist aber die Ansicht, dass die Grundresonanz notwendig mit harmonischen Nebenresonanzen verbunden sein müsste. Indessen vermutet Lloyd (*Phon. St.* V 1, S. 24) dass der starke Grundton **f'** meiner y-Kurve No. 5 nicht mit dem tieferen Resonanzton der Mundhöhle übereinstimme, sondern mit dessen Doppeloktave, und setzt dabei die Existenz einer sehr problematischen Nebenresonanz als etwas Selbstverständliches voraus. Dass die von Lloyd gegebene Deutung in

[1]) *Phon. St.* IV 2 S. 213.

der That falsch ist, dafür zeugt meine y-Kurve auf 170 V.D.[1]) Hier ist der Grundton **f** sehr schwach, der zweite Teilton **f'** dagegen stark, weshalb an einen Resonanzton **F** gar nicht zu denken ist.

Phon. Stud. III 3 S. 274 legt Lloyd indessen eine richtigere Auffassung der bezüglichen Erscheinungen an den Tag. „Some *vowels*", sagt er, *„especially those with outwardly divergent aperture, possess, in constant association with their porch resonance, its first overtone also in very great force.*"

4) Nebenresonanzen, welche die Untertöne der Grundresonanz repräsentiren, hat — soviel ich weiss — noch kein Mensch entdeckt. Indessen stellt Lloyd (*Phon. St.* IV 2 S. 208) ihre Existenz als ein Axiom dar, dem keine Begründung vorausgeschickt wird.

Zuletzt möchte ich noch bemerken, dass Lloyd den Einfluss, welchen die Festigkeit der Wandungen und die Weite der Öffnung auf die Breite eines Resonanzgebietes ausübt, nicht gehörig berücksichtigt hat, obgleich die verschiedene Breite der Verstärkung für die Charakteristik der Vokale von grosser Bedeutung sein dürfte.

Combinationstöne bei den geflüsterten Vokalen. Ein Laie der Lloyd's Arbeiten liest, muss die Vorstellung gewinnen, dass Differenztöne, ja sogar Summationstöne bei den geflüsterten Vokalen längst bekannte Erscheinungen sind, die man für die Vokaltheorie ohne Bedenken benützen kann. Ich glaube nicht, dass dergleichen Combinationstöne je beobachtet worden sind, und ihre Existenz kann schwerlich a priori festgestellt werden. Flüstergeräusche sind nicht mit anhaltenden Tönen von konstanter Höhe gleichzustellen.

Geräusche und unharmonische Teiltöne bei gesungenen Vokalen. Bezüglich der Geräusche bei den Vokalen sagt Lloyd *Ph. St.* III 3. S. 276: „*These facts all suggest the conclusions:*

1. that vowel quality is but accidentally connected with the tones emitted by the vocal chords, because it is equally present, whether they are vibrating or not : and 2. that it has a very essential connection with the irregular glottal noises, because the phenomena of both are found to flourish and decline pari passu and are never found apart."

Die Behauptung, dass eine bestimmte Vokalqualität nicht vorhanden sein kann, wo die Kehlkopfgeräusche fehlen, ist nicht zu billigen. Dr. Oskar Wolf[2]) hat Versuche darüber angestellt, in welchem Tonstärkeverhältnis die einzelnen Sprachlaute zu einander stehen, und es stellte sich heraus, „dass die Vokale die grösste Tonstärke haben, d. h. auf die weiteste Entfernung gehört und

[1]) *Zur Klangfarbe der gesungenen Vokale. Zeitschrift für Biologie* Bd. XXVII N. F. IX S. 67.

[2]) *Sprache und Ohr.* Braunschweig 1871. S. 59—61.

unterschieden werden, auf welche alle Konsonanten bereits verschwunden sind". Wenn wir nun nicht die Behauptung aufstellen wollen, dass die vokalischen Geräusche stärker seien als die konsonantischen, müssen wir zugeben, dass die Vokalqualität nicht notwendig mit Geräuschen verbunden ist. Dass die Vokalqualität bei den Flüstergeräuschen und den an Geräuschen wohl verhältnismässig reichen gesprochenen Vokalen deutlicher hervortritt, als bei den gesungenen, ist wahr; wir werden unten sehen, wie diese Thatsache zu erklären ist.

In Bezug auf die Streitfrage von den unharmonischen Teiltönen bei gesungenen Vokalen ist Lloyd's Standpunkt etwas unsicher. *Ph. St.* V 1 S. 11 sagt er: „*We have withheld assent from Pipping's assertion, that the vocalic cavities vibrate only to multiples of the glottal tone*". *Phon. Stud.* V 2 pag. 137 drückt derselbe sich weniger bestimmt aus („*It seems premature to give an unqualified adhesion to either explanation*" etc.). Offenbar hat der Aufsatz Hensen's *Die Harmonie in den Vokalen*[1]) ihn etwas umgestimmt. Weit davon entfernt, diesen Umschwung zu tadeln, bedaure ich, dass Lloyd seine alte Position nicht ganz verlassen hat. Die volle Bedeutung des in dem genannten Aufsatz vorgeführten experimentellen Beweises[2]) ist ihm wohl nicht aufgegangen, da er denselben nicht besonders erwähnt.

Es wird überflüssig sein, auf alle Details dieser Streitfrage einzugehen, da Lloyd auf diesem Gebiete kaum etwas Neues bringt; um seinen Standpunkt zu kritisieren, müsste ich die ganze Polemik wiederholen, die zwischen Hermann einerseits, Hensen und mir andererseits geführt worden ist. Nur eins möchte ich hinzufügen. Hermann hat unzweifelhaft Recht, wenn er mir gegenüber bemerkt, dass ein unharmonischer Teilton dessen Phase am Anfang jeder Periode einen Sprung macht, unfähig ist, Resonanz zu erwecken. Durch diese Bemerkung hat Hermann jedoch seiner eigenen Vokaltheorie den Todesstoss gegeben. Seit dreissig Jahren wissen wir, dass das specifisch vokalische Element eines Vokalklanges diese Fähigkeit besitzt. In der *Lehre von den Tonempfindungen* lesen wir (S. 105) Folgendes: „Wenn man den Dämpfer eines Claviers hebt, so dass alle Saiten frei schwingen können und nun stark gegen den Resonanzboden des Instrumentes den Vokal A auf irgend eine der Noten des Claviers kräftig singt, so giebt die Resonanz der nachklingenden Saiten deutlich A, singt man O, so klingt O nach, singt man E, so klingt E nach, I weniger gut." Dieser einfache Versuch zeigt, dass die Vokalkurven in Komponenten zu zerlegen sind, deren

---

[1]) *Zeitschrift für Biologie.* 1891.

[2]) S. 39—41.

Phasen gleichmässig fortschreiten, dass also Hermanns Bemühungen, Vokalkurven aus unharmonischen Teiltönen mit wiederholten Sprüngen der Phasen zusammenzustellen, durchaus keine physikalische Berechtigung hat, sondern höchstens eine graphische.

Die zahlreichen Beweise gegen das Vorkommen unharmonischer Teiltöne mit gleichmässig fortschreitenden Phasen bei den Vokalen können hier nicht wiederholt werden.

Gesprochene Vokale. In Bezug auf die gesprochenen Vokale bemerkt Lloyd mit Recht, dass sie sich von den gesungenen durch den fast unaufhörlichen Wechsel des Grundtones unterscheiden[1]). Auch der Ansicht Helmholtz' über die verschiedenen Wirkungsarten der Stimmbänder wird Rechnung getragen. Dagegen hat Lloyd sich nicht völlig klar gemacht, in welchem Grade und auf welche Weise die Variabilität des Grundtons einen Unterschied zwischen den gesprochenen und den gesungenen Vokalen hervorrufen muss. Eine sehr schöne Erörterung dieser Phänomene findet sich in dem genannten Aufsatz von Martens. Besonders interessant ist der Nachweis, dass bei den gesprochenen Vokalen in der für den Vokal charakteristischen Tongegend eine intermittierende Erregung der Fasern der Membrana basilaris bewirkt wird.

Accommodationstheorie. Die Hebungen und Senkungen des Kehlkopfs bei energisch gesprochenen Vokalen sind offenbar ein sekundärer Process, der durch die Variationen der Tonhöhe hervorgerufen wird. *Phon. Stud.* V 1 S. 8 stellt Lloyd die Sache in dieser Weise dar; früher *(Phon. Stud.* IV 2 S. 204) glaubte er, der Zweck dieser Bewegungen sei die Abstimmung des Ansatzrohrs nach der Schwingungszahl der Stimmbänder. Aber auch nachdem Lloyd seine Auffassung berichtigt hat, glaubt er bei den gesungenen Vokalen eine Art Accommodation der Abstimmung annehmen zu müssen. Ich habe mich schon früher gegen derartige Accomodationen ausgesprochen,[2]) da wir beim Studium der Vokalkurven kein Bestreben entdecken können, die Tonhöhen maximaler Resonanz mit dem Grundton wechseln zu lassen. Nur in Bezug auf die Breite der Verstärkung wird eine Art Accommodation stattfinden. Während die Mundstellung — wenn die Tonleiter auf einen bestimmten Vokal gesungen wird — im Allgemeinen unverändert bleiben soll, erlaubt sogar die strengste Schule eine Erweiterung der Mundöffnung in den höchsten Tonlagen. Diese Erweiterung der

[1]) William Martens. *Über das Verhalten von Vocalen und Diphtongen in gesprochenen Worten. Zeitschrift für Biologie.* Bd. XXV.

Hugo Pipping. *Om Hensen fonautograf som ett hjälpmedel för språkvetenskapen.* Helsingfors 1890.

[2]) *Zur Klangfarbe der gesungenen Vokale.* S. 60—63.

Öffnung, deren Einfluss auf die Tonhöhe maximaler Resonanz durch Vergrösserung des in der Mundhöhle eingeschlossenen Luftvolumens leicht kompensiert wird, hat wahrscheinlich den Zweck, die charakteristischen Verstärkungsgebiete breiter zu machen. Je höher der Grundton wird, desto weiter auseinander liegen in jedem Gebiete der Tonscala die vorhandenen Teiltöne; dadurch kann es leicht passieren, dass, wenn der Grundton steigt, kein Teilton mehr innerhalb des ursprünglichen Verstärkungsgebietes fällt. Diesem Übelstande wird durch Erweiterung des Gebietes vorgebeugt.

„Radical ratio" oder „fixed pitch". Der schwächste Punkt in den Arbeiten Lloyds ist ohne Zweifel die Lehre von der „radical ratio", welche die „fixed pitch" Theorie ersetzen soll. Es fällt mir zwar nicht ein zu bestreiten, dass bei Vokalen mit mehr als einem Verstärkungsgebiete das Intervall zwischen den Tonhöhen maximaler Resonanz zur Charakterisierung des Klanges beitragen könnte. Habe ich doch selbst in meiner Abhandlung *„Zur Klangfarbe etc."* S. 76 eine ähnliche Ansicht kundgegeben. Aber wenn Lloyd in dem Intervall zwischen den Resonanztönen das Hauptmerkmal der Vokale sehen will, während er die absoluten Tonhöhen innerhalb weiter Grenzen als gleichgültig betrachtet, so kann ich ihm nicht mehr beistimmen. Es wäre eine unverzeihliche Zeitverschwendung, hier alle Erscheinungen aufzuzählen, welche gegen die Lloydsche Lehre sprechen, und ich kann mir diese Mühe sparen. Ein einziger Versuch genügt, um uns vollständige Klarheit darüber zu geben, dass Lloyds Ansicht nicht acceptiert werden kann. Ich erlaube mir den Leser auf die Bemerkungen Hermann's *„Über das Verhalten der Vokale am neuen Edison'schen Phonographen*[1]) zu verweisen. Aus diesem Aufsatz erhellt, dass jede Veränderung der Rotationsgeschwindigkeit eine Veränderung des Vokalcharakters der hineingesungenen Vokale herbeiführt. Wie gross die Variationen der Rotationsgeschwindigkeit bei Hermann's Versuchen waren, wird nicht mitgeteilt. Ich habe später Gelegenheit gehabt, ähnliche Versuche anzustellen und einem grösseren Kreise von Fachgenossen vorzuführen. Es zeigte sich dabei, dass die Transponierung um eine Quarte oder Quinte genügte, um viele Vokale unkenntlich zu machen, andere behielten ihren Grundcharakter, doch mit deutlich wahrnehmbaren Modificationen. Bei diesen Versuchen blieb die „radical ratio" natürlich stets unverändert, dies konnte aber die Abänderung des Vokalklanges nicht verhindern. Ja noch mehr, es zeigte sich, dass trotz der vom Phonographen mit unfehlbarer Genauigkeit beibehaltenen „radical ratio" ein Vokal durch blosse Variation der Rotationsgeschwindigkeit sich vollständig in einen andern

---

[1]) *Archiv für d. ges. Physiologie* Bd. XLVII.

verwandeln konnte. (Z. B. **u** (schwedisch) in **ö** und umgekehrt). Da also selbst eine sehr kleine Veränderung der absoluten Tonhöhe genügt, um den Vokalcharakter zu verändern, und anderseits genau dieselbe „radical ratio" bei zwei völlig verschiedenen Vokalen vorhanden sein kann, muss jedermann einsehen, dass Lloyd das richtige Verhältnis zwischen den betreffenden Momenten bei der Vokalbildung auf den Kopf gestellt hat.

Um von jenem ebenso einfachen als belehrenden Versuch mit dem Phonographen alles Rätselhafte zu entfernen, will ich hier auch die Erklärung liefern, warum einige Vokale durch die Abänderung der Rotationsgeschwindigkeit stärker beeinflusst werden als die anderen. Diese Erscheinung steht mit der verschiedenen Breite der Verstärkungsgebiete in Zusammenhang. Nehmen wir an, dass das charakteristische Tongebiet eines Vokals sich von c^{IV} bis d^{IV} erstreckt. Durch Beschleunigung der Rotationsgeschwindigkeit transponieren wir den Vokalklang eine Terz höher. Das nunmehr vorhandene Verstärkungsgebiet erstreckt sich von e^{IV} bis fis^{IV}, liegt also ganz ausserhalb des alten. Wenn das charakteristische Gebiet breiter ist und sich beispielsweise von g'' bis g''' erstreckt, so bedeutet die Transponierung um eine Terz verhältnismässig wenig. Die Grenzen des neuen Gebietes sind h'' und h''' und letzteres hat die ganze Strecke von h'' bis g''' mit dem alten gemeinsam. Diese Erklärung steht mit den Resultaten der Versuche in vollständigem Einklang. Am wenigsten empfindlich gegen Variationen der Tonhöhe sind die Vokale **a** und **ä**, welche sich infolge der weiten Mundöffnung auch durch möglichst breite Verstärkungsgebiete auszeichnen. Hermann, der die verschiedene Breite der Verstärkungsgebiete gar nicht berücksichtigt und also seine Beobachtungen ganz unbefangen anstellen konnte, bemerkt ausdrücklich, dass **a** seine Erkennbarkeit am längsten behielt.

Wenn es nun aber feststeht, dass Lloyd's Theorie von der „radical ratio" falsch ist, so fragt es sich, wie er zu seiner Ansicht gekommen ist. Diese Frage zu beantworten muss ich denen überlassen, welche Gelegenheit gehabt haben, seine Experimente nachzumachen. Dass in seinen Versuchsreihen Fehler vorhanden sind, dafür zeugt nicht nur die von ihm aufgestellte allgemeine Vokaltheorie, sondern auch gewisse Einzelheiten in den Resultaten. Das Intervall zwischen den beiden Tönen maximaler Resonanz wird bei einigen Vokalen viel zu gross angesetzt. Bei einer „radical ratio" 30 bis 40, müsste entweder der höhere Ton oberhalb des Gebietes der sicheren Tonhöhenschätzung verlegt werden oder auch der tiefere Ton weit unter dem normalen Sprechton (besonders bei Frauen und Kindern) liegen, was eine deutliche Aussprache des Vokals unmöglich machen würde. Die Abweichungen von früheren

Befunden in Bezug auf die Anzahl der Verstärkungsgebiete will ich nicht unbedingt als Fehler anrechnen, da ich wohl weiss, wie gefährlich es ist, zwei Laute als identisch zu betrachten, wenn sie von Forschern verschiedener Nationalität untersucht worden sind, und dass die Analyse keines einzigen Vokals als vollständig abgeschlossen betrachtet werden kann. Eigentümlich ist doch, dass Lloyd gerade für **u** die „radical ratio“ 1 giebt, obgleich wenigstens der deutsche Vokal ohne Zweifel zwei Resonanztöne hat.

Zuletzt möchte ich noch gegen die Art und Weise Einspruch erheben, in welcher Lloyd die Versuche anderer Forscher mit seiner Theorie in Übereinstimmung bringen will. Ich habe schon oben gezeigt, dass er sich dabei gegen die Gesetze des Mitschwingens versündigt hat. Am wenigsten gelungen ist jedenfalls die Besprechung der Versuche von Willis. Hier muss die gesunde Urteilskraft Lloyd's, die sich an vielen anderen Stellen kundgiebt, einen furchtbaren Kampf mit seinem festen Glauben an die „radical ratio“ bestanden haben, bevor er sich entschliessen konnte, den fehlenden Ton, den er für seine Theorie nötig hatte, in den Sprechorganen des Zuhörers zu suchen.

Like artikulations — like sounds? Der Sieg der „fixed pitch“ Theorie, welche als endgültig betrachtet werden muss, ist für die Sprachforschung von überaus grosser Bedeutung. Die Behauptung, dass eine gegebene Articulation bei allen Individuen denselben Laut erzeugen müsse,[1]) kann nunmehr nicht aufrecht erhalten werden. Hier müssen wir wieder auf Helmholtz zurückgreifen und seine bald vernachlässigten, bald missverstandenen Bemerkungen als die einzig richtigen acceptieren. In der *Lehre von den Tonempfindungen* S. 171 sagt Helmholtz: „Was der kindlichen und weiblichen Mundhöhle an Geräumigkeit abgeht, kann durch engeren Verschluss der Öffnung leicht ersetzt werden, so dass die Resonanz doch eben so tief werden kann, wie in der grösseren männlichen Mundhöhle.“

Helmholtz hat selbstverständlich niemals behaupten wollen, dass, unter Beibehaltung der Articulationsform, die geringere Mundöffnung den Verlust an Volumen ersetzen könnte. Das Meiste, was wir über die Resonanzverhältnisse der Hohlkörper wissen, haben wir von Helmholtz gelernt, und er bedarf gewiss keiner Belehrung darüber, dass gleichgeformte Kugelresonatoren von verschiedenen Dimensionen auch verschiedene Resonanztöne haben (siehe den genannten Aufsatz von Vietor). Nein, Helmholtz hat schon vor De-

[1]) Lloyd. *Vowel Sound.* S. 172.
Vietor. *Haben die Vokale feste Resonanzhöhen?* Phon. Stud. III. Seite 62.

cennien weiter geblickt, als die meisten Sprachforscher heutzutage. In den oben citierten Worten wird zum ersten Mal der wichtige Lehrsatz ausgesprochen, dass eine und dieselbe Articulationsform bei verschiedenen Individuen, deren Sprechorgane nicht kongruent sind, nicht denselben Laut erzeugt, sondern dass die Einheitlichkeit eines Lautes innerhalb einer Gruppe von Individuen in der Regel — und vor allem wo Geschlecht und Alter verschieden sind — nur durch Variationen in der Articulationsform erzielt werden kann. Die Wichtigkeit dieses Satzes für die Klassifikation der Vokale liegt auf der Hand; hier möchte ich die Aufmerksamkeit auf einen vorher nicht berücksichtigten Umstand lenken, der für den Lautwandel Bedeutung haben kann. Wenn ein Kind die Sprachlaute (ich denke zunächst an die Vokale) seiner Eltern nachahmt, gewöhnt es sich nach dem oben gesagten an eine Artikulationsweise, die den Erwachsenen fremd sein muss. Indem es heranwächst, bemüht es sich natürlich fortwährend, wenn auch unbewusst, diejenigen Laute hervorzubringen, die es von Anderen und auch in der eigenen Aussprache zu hören gewohnt ist. Aber zugleich muss das Kind die Neigung haben, dem einmal erworbenenen „Bewegungsgefühl" zu gehorchen. Indessen da sich die Dimensionen des Ansatzrohrs mit den Jahren verändern, kann es nicht zu gleicher Zeit den Anforderungen des Ohrs und denen des Bewegungsgefühls genügen, und als Resultat des Kampfes geht ein Vokal hervor, der mit dem entsprechenden Laute der älteren Generation nicht völlig identisch ist.

Lloyd's Behauptung, dass gleiche Articulationen auch gleiche Laute hervorbringen, wird nur unter der Voraussetzung aufgestellt, dass seine Theorie von der „radical ratio" richtig ist. Dass die Stabilität der Articulationen mit der der Resonanztöne nicht Hand in Hand gehen kann, sieht Lloyd vollkommen deutlich ein. In dem Aufsatz *Vowel Sound* S. 172 sagt er: „*This great truth is by no means self-evident, and stands in fact in absolute though implied contradiction to the doctrine of absolute pitch.*"

Ich habe oben verschiedene Ansichten Lloyds ziemlich scharf zurückgewiesen. Um so angenehmer ist es nachher die Überzeugung aussprechen zu können, dass Lloyd eine grosse und wichtige Reform in dem Studium der Articulationen zu Stande bringen wird. Mit Recht hebt Lloyd hervor, dass die Existenzberechtigung der „organischen" Schule bloss eine temporäre war. Solange uns die Mittel fehlten, die wesentlichen d. h. die akustischen Eigenschaften der Sprachlaute objektiv festzustellen, mussten wir uns damit begnügen, alle Einzelheiten bei den Ansatzrohr-Articulationen aufzuzählen, ohne zu verstehen, wie diese Summe von einzelnen Articulationen das erwünschte Resultat hervorbringen konnte. Nunmehr

sind objektive akustische Analysen ausführbar, wir dürfen also jetzt nicht zufrieden sein, wenn wir beobachtet haben, dass die Zunge hier gehoben, dort gesenkt ist, die Lippen gerundet u. s. w. Die Physiologie des Ansatzrohrs hat heute zur Aufgabe, die Anzahl und Form[1]) der vorhandenen Resonanzräume festzustellen, damit wir verstehen können, warum die betreffende Articulation den vom Ohre gehörten Laut hervorbringen muss. Es ist klar, dass ich von meinem Standpunkte aus die Lloyd'schen Angriffe auf die „Organiker" lebhaft unterstütze. Noch weniger als Lloyd kann ich ihre Systeme billigen, da ich den Polymorphismus nicht als eine zufällige Erscheinung betrachte, sondern als ein Korollarium bestimmter physikalischer Gesetze.

Die Aussöhnung der „organischen" Schule mit den Akustikern ist das grosse Ziel, welches sich Lloyd vor allem gesetzt hat, und wir wollen hoffen, dass sein Mahnungsruf nicht wirkungslos verhallen wird. Es ist in der That kaum zu verstehen, dass ein „Organiker", der Lloyd gelesen hat, dennoch fortfahren könnte, die akustischen Erscheinungen principiell zu vernachlässigen, sofern er nicht auf den Namen eines Phonetikers verzichtet und blos als „Elocutionist" gelten will. Mit den Akustikern steht die Sache etwas anders. Wenn sie bis jetzt die Mundstellungen nicht sehr eingehend studiert haben, so beruht dies kaum auf irgend welcher feindlichen Stimmung gegen Untersuchungen dieser Art. Bei der Unregelmässigkeit der im Ansatzrohr hergestellten Hohlräume ist die Feststellung der Resonanz auf Grund der Gestalt und Dimensionen dieser Kavitäten unausführbar. Wir müssen also zuerst durch Analyse oder Synthese der Klänge ihre Komponenten bestimmen; die Beobachtung der Formationen des Ansatzrohrs giebt uns nachher Aufschlüsse über die Mittel, durch welche das bekannte akustische Resultat erzielt wurde. Berichtigungen der Resultate werden auf diesem Wege nur selten zu Stande gebracht werden können. Doch kein Mittel, ein besseres Verständnis der verwickelten phonetischen Erscheinungen zu gewinnen, darf verschmäht werden, und ich halte deshalb auch die an uns Akustiker gerichtete Mahnung Lloyd's nicht für überflüssig.

Es ist wirklich zu bedauern, dass Lloyd sich der „fixed pitch" Theorie nicht anschliesst, sonst hätte er in sehr anschaulicher Weise zeigen können, wie die Physiologie des Ansatzrohrs und die Physik der Sprachlaute auf neutralem Boden sich die Hände reichen. Diesen neutralen Boden bietet die Physiologie des Ohrs. Wenn letztgenannte, von den Phonetikern fast regelmässig vernachlässigte Disciplin berücksichtigt wird und wir uns zugleich auf den Standpunkt der

[1]) Meiner Ansicht nach auch die absoluten Dimensionen.

„fixed pitch" Theorie stellen, so gelangen wir notwendig zu folgender Ansicht über die Natur der Vokale:

1. Ein Vokal wird nicht durch bestimmte Zungen-, resp. Lippenartikulationen charakterisiert. Um Vokale hervorzubringen, die einander möglichst ähnlich sind, müssen zwei Individuen, deren Sprechorgane verschiedene Dimensionen haben, auch zu verschiedenen Artikulationen ihre Zuflucht nehmen. Viele Vokale können sogar nach Exstirpation der Zunge gut gesprochen werden[1]). Der Phonograph hat weder Zunge noch Lippen und spricht doch alle Vokale vorzüglich.

2. Die Vokale werden nicht durch bestimmte Vibrationsformen der Luftpartikel charakterisiert. Die Kurve eines Vokals, wenn auf c gesungen, hat wenig Ähnlichkeit mit der Kurve desselben Vokals auf g′ u. s. w. Wiederum kann genau dieselbe Schwingungsform verschiedenen Vokalen entsprechen, je nachdem die Periodendauer wechselt, wie aus den oben besprochenen Versuchen mit dem Phonographen hervorgeht.

3. Wie sehr die Bildungsweise und die Schwingungsform bei einem Vokal wechseln mögen, Eins bleibt konstant. Jedem einzelnen Vokal entsprechen bestimmte Gebiete der Membrana basilaris; wenn ein gegebener Vokal ertönt, liegen die am stärksten erregten Fasern der Grundmembran stets innerhalb der für den Vokal charakteristischen Gebiete.[2])

Zwei Vokalklänge können also nach verschiedenen Richtungen hin von einander abweichen. Bei einigen Vokalen liegen die am stärksten erregten Fasern alle in einer Gegend der Membrana basilaris, bei andern sind zwei Verstärkungsgebiete (oder mehr) vorhanden. Wenn die Centra der Verstärkungsgebiete zusammenfallen, kann jedoch bei einem Vokal das Gebiet sehr eng sein, bei dem andern ist es breit. Wiederum können zwei Verstärkungsgebiete an Breite gleich sein, während die Centra nicht zusammenfallen, und schliesslich haben wir bei Vokalen mit wenigstens zwei Verstärkungsgebieten die gegenseitige Entfernung dieser Gebiete zu berücksichtigen.

Ein jeder, der unsere Kenntnis von der Physiologie des Ohrs beim Studium der Sprachlaute verwerten will, wird finden, wie scharfes Licht auf viele Erscheinungen geworfen wird, die ihm vorher

---

[1]) Vgl. M. W. af Schulten. *Totale Exstirpation der Zunge und deren Einwirkung auf die Sprache. Deutsche Zeitschrift für Chirurgie,* Bd. XXXV.

[2]) Wegen der Functionen der Membrana basilaris siehe:
Hensen, Zur Morphologie der Schnecke. Ztschr. f. wiss. Zool. XIII.
Helmholtz, Tonempf., IV. Aufl. S. 238—243 und Beilage XI.
Hensen, Physiologie des Gehörs. (Hermann's Handbuch III 2) 2 Kap.

dunkel schienen. Ich bin dem Leser die Erklärung schuldig, warum der Vokalcharakter bei den gesprochenen und den geflüsterten Vokalen deutlicher hervortritt als bei den gesungenen. Wir wollen sehen, ob die Berücksichtigung der Physiologie des Ohrs uns in den Stand setzt, die gewünschte Erklärung zu liefern.

Wenn ein Vokal auf einen Ton von der Schwingungszahl n gesungen wird, werden nur solche Fasern der Membrana basilaris erregt, deren Schwingungszahlen n, 2n, 3n, 4n u. s. w. sind, und von diesen Fasern natürlich diejenigen am stärksten, welche innerhalb des charakteristischen Gebietes liegen. Die Anzahl der letzteren ist indessen recht klein, besonders wenn der Grundton einigermassen hoch ist; die Lage und Breite der Verstärkungsgebiete kann also nur skizziert werden. Dazu kommt, dass die Reizung der mit den Fasern verbundenen Nerven kontinuierlich ist, also wohl auch relativ wenig fühlbar.

Ganz anders verhält es sich bei den gesprochenen Vokalen. Der Grundton ist variabel, und die Teiltöne folgen seinen Schwankungen. Daher können alle oder wenigstens die meisten Fasern des charakteristischen Gebietes der Reihe nach erregt werden, sodass die Lage und Breite desselben deutlich hervortreten muss. Auch noch ist hier die Intermittenz der Reizung zu beachten. (siehe oben).

Dunkler ist der Vorgang bei den geflüsterten Vokalen, da die Gesetze des Hörens in Bezug auf die Geräuschlaute noch ziemlich unerforscht sind. Wahrscheinlich ist jedenfalls, dass hier ein Gemisch von Tönen vorhanden ist, welche vorzugsweise die charakteristischen Fasern erregen. Da diese Töne keineswegs harmonisch sind, vielleicht auch nicht von konstanter Höhe, so ist es gut möglich, dass in kurzer Zeit fast alle Fasern des charakteristischen Gebietes in Schwingungen versetzt werden. Auch die Möglichkeit einer intermittierenden Reizung ist nicht ausgeschlossen, da die Töne, welche zuweilen aus den Geräuschen herausgehört werden, rasch abzuklingen pflegen.

Zuweilen müssen auch noch psychologische Faktoren berücksichtigt werden, bevor der Eindruck, den die Sprachlaute auf uns machen, völlig verstanden werden kann. Es hat bei einigen Forschern Bedenken erregt, dass viele Vokalkurven kaum eine Spur von Grundton zeigen, obgleich unser Ohr dem entsprechenden Klang die Schwingungszahl beilegt, welche ihm unbestritten zukommen würde, wenn ein starker Grundton vorhanden wäre. Die Richtigkeit der Beobachtungen über die geringe Stärke des Grundtons lässt sich indessen nicht bezweifeln, da verschiedene Forscher mit verschiedenen Apparaten zu ähnlichen Resultaten gekommen sind. Und wenn wir uns die Sache genauer überlegen, werden wir finden, dass die betreffende Erscheinung

durch ein längst bekanntes und in Bezug auf die höheren Teiltöne ohne Bedenken angewandtes psychologisches Gesetz zu erklären ist.

Obgleich die harmonischen Teiltöne eines Klanges in unserem Ohr getrennt vorhanden sind, werden sie von uns als ein Ganzes aufgefasst. Was wir gewöhnlich den „Ton" c nennen und als eine einheitliche Empfindung betrachten, ist streng genommen die Erregung einer ganzen Reihe von Fasern in der Membrana basilaris, nämlich derjenigen, deren Schwingungszahlen 132, 2×132, 3×132 u. s. w. sind. Aber nicht alle diese Fasern brauchen erregt zu werden, damit der betreffende „Ton", welcher eigentlich „Klang" heissen sollte, gehört werde. Viele Teiltöne können fehlen, und doch bleibt die Empfindung der Tonhöhe unverändert, nur die der Klangfarbe wechselt. Kein Mensch hat daran Anstoss genommen, dass bei der Klarinette die Abwesenheit aller geradzahligen Teiltöne die Tonhöhe nicht beeinflusst. Da wäre es in der That überraschend, wenn der Wegfall eines einzigen Teiltones, des ersten, die Empfindung der Tonhöhe stören müsste. Wer ein solches Resultat erwartet, der hat die strengsten Konsequenzen der Theorie des Hörens noch nicht gezogen, der ist bei der Ansicht stehen geblieben, nach welcher der „Grundton" den „Obertönen" gegenübergestellt werden sollte, anstatt mit den letzteren in die bescheidene Reihe der Teiltöne zu treten.

Vieles spricht für die Richtigkeit der hier gegebenen Deutung. Wenn der Grundton das massgebende Moment bei der Schätzung der Schwingungszahl abgeben würde, dann müsste diese Abschätzung besonders leicht vor sich gehen, wo nur der Grundton vorhanden ist, während die Obertöne fehlen. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil ist die Bestimmung der Tonhöhe nie unsicherer als bei einfachen Tönen. Selbst geübte Musiker irren sich dabei leicht um die Oktave; so hat, wie bekannt, Tartini die Höhe der Differenztöne falsch angegeben.

Die geringe Bedeutung des Grundtons kann auch durch einfache Versuche dargelegt werden. Sehr anwendbar ist hier die Reihe von Metallzungen, welche Appun für die Abstimmung seines Vokalapparates zusammengestellt hat. Den Schwingungszahlen ihrer Grundtöne nach repräsentieren diese Zungen die gewöhnliche Reihe von harmonischen Teiltönen. Wenn alle Zungen auf einmal vibrieren, wird ein einheitlicher Klang gehört, dessen Schwingungszahl mit dem des Grundtones übereinstimmt. Wenn man nun den Grundton auslöscht, während die übrigen Zungen mit ihren Vibrationen fortfahren, bemerkt man absolut keine Veränderung der Tonhöhe.

Leicht auszuführen ist folgender Versuch am Klavier. Man lässt einen beliebigen, an Obertönen nicht zu armen Klang in das Instrument hineintönen, während die dem Grundton entsprechende

Saite und alle noch tiefere Saiten gedämpft sind; die höheren dagegen lässt man frei schwingen. Das Instrument antwortet mit einem Klang, der dem hineintönenden an Höhe gleichkommt. Dieser Versuch am Klavier ist jedenfalls weniger beweiskräftig als der vorher beschriebene, da die Dämpfer die Bewegungen der Saiten nicht vollständig verhindern können.

Zu beachten ist noch, dass der Grundton, selbst wo die Fourier'sche Analyse ihn nicht zu entdecken vermag, gewöhnlich vorhanden ist, da er als Differenzton von jedem beliebigen Paar benachbarter Teiltöne auftritt.

Nach dem was oben gesagt worden ist, wird der Leser die Behauptung Hermann's[1]), dass jede Periodik von der Schwingungszahl **n** als der „Ton" **n** aufgefasst werde, richtig beurteilen können. Die alte, stets gut bewährte Theorie lehrt uns, dass eine beliebige periodische Vibrationsform von der Schwingungszahl **n** in Partialvibrationen zu zerlegen ist, welche in den meisten Fällen den Ton **n** als Differenzton geben und welche ausserdem immer nur solche Fasern erregen, deren Schwingungszahlen ganze Vielfache von **n** sind. Wenn also das unbewaffnete Ohr, welches zwischen Ton und Klang nicht unterscheidet, eine Vibration von der Schwingungszahl **n** als den „Ton" **n** bezeichnet, selbst wo die Sinusschwingung **n** fehlt, so ist dies nur, was wir zu erwarten hatten. Anstatt die Theorie des Hörens verdächtig zu machen, hat Hermann durch die von ihm hervorgehobenen Thatsachen — ohne es zu wissen und zu wollen — dieselbe noch fester begründet.

Der geneigte Leser wird mir hoffentlich diese Digression verzeihen, wenn ich hinzufüge, dass Lloyd die betreffenden Auseinandersetzungen Hermann's mit Anerkennung erwähnt.[2])

Die Arbeit „Speech Sounds etc." ist nicht abgeschlossen; über die Konsonanten haben wir noch gar nichts erfahren. Ich bin sehr begierig auf die Behandlungsweise, welche diesen Sprachlauten zu Teil werden wird. Da die akustischen Eigenschaften der Geräuschlaute noch so unklar und schwierig zu erforschen sind, wird eine Klassifikation der Konsonanten nach akustischen Principien kaum ausführbar sein. Hoffentlich wird die Zukunft die dunklen Punkte aufklären; auf keinen Fall sind wir verpflichtet die Vokale in künstliche Systeme einzuzwängen, bloss weil die Aufstellung eines natürlichen Konsonantensystems vorläufig auf praktische Schwierigkeiten stösst. In diesem wichtigen Punkte, wenn es also gilt, die künstlichen Lautsysteme zu bekriegen, stimme ich mit Lloyd voll-

---

[1]) L. Hermann, *Phonophotographische Untersuchungen* III, *Archiv f. d. ges. Physiologie* Bd. XLVII, S. 390.

[2]) *Phon. Stud.* IV. 304.

ständig überein. Es ist widernatürlich, zwei Laute in verschiedene Ecken des Vokalschemas zu verlegen, bloss weil sie in Bezug auf die Zungen- und Lippenartikulation verschieden sind. Wie oft kann nicht die veränderte Lippenartikulation eingetreten sein, nur um die Wirkung der veränderten Zungenartikulation zu kompensieren. In solchen Fällen haben die bezüglichen Laute alle Aussicht in denselben Worten desselben Dialekts gleichzeitig angewendet zu werden, und sie müssten in einem natürlichen System unbedingt neben einander stehen.

Wenn ich hinzufüge, dass Lloyds Behandlung der akustischen Erscheinungen eine Fülle von scharfsinnigen und richtigen Einzelbemerkungen enthält, hoffe ich, dass der Leser in mir keinen blinden Gegner Lloyd's sehen wird. In vielen Principfragen der Phonetik betrachte ich ihn als einen mächtigen Bundesgenossen, in Bezug auf das Studium der Mundartikulationen bezeichnen seine Arbeiten einen Wendepunkt.

HELSINGFORS. HUGO PIPPING.

Studies and Notes in Philology and Literature. Published under the Direction of the Modern Language Departments of Harvard University by Ginn & Company, Boston 1892. — 128 S. 8⁰.

Laut Vorwort und beigelegtem Zettel sollen diese Veröffentlichungen fortan jährlich erscheinen und kürzere Notizen sowol wie längere Abhandlungen von Lehrern und Studirenden der neueren Sprachen an der Harvard University bringen. Die folgenden Hefte werden umfangreicher als das vorliegende ausfallen, dieses soll jedoch schon durch seinen Inhalt den Charakter der beabsichtigten Unternehmung als eines Organs für sprachwissenschaftliche und litterarhistorische Arbeiten anzeigen.

Der Inhalt des ersten Bandes geht zwar mehr die Anglisten an, doch findet sich auch allerlei für die romanische Philologie interessantes und beachtenswerthes darin. Den Reigen eröffnet G. L. Kittredge mit einer längeren Arbeit über die *mittelengl. Übersetzung des afrz. Rosenromans.* Er widerlegt schlagend Lounsbury's Versuch (in dessen *Studies in Chaucer,* Newyork 1892), diese Dichtung wiederum Chaucer zuzuschreiben — von letzterem könnten höchstens die ersten 1705 Verse stammen, ein Zugeständnis, das mit dem Ergebnis von Kaluzas[1]) jüngst erschienener Schrift: *Chaucer*

[1]) Dessen neue, für die Chaucer Society besorgte Ausgabe des *Romaunt of the Rose* (frz. und engl.) Part I, London 1891, Ki. natürlich noch nicht benutzen konnte.

und der Rosenroman im Einklang steht (Kaluza hält indessen auch noch V. 5814—7698 für echt). — Es folgt eine sehr interessante Abhandlung von E. S. Sheldon über den *Ursprung der englischen Buchstabennamen*, wobei die von *h*, *y* und *z* als besonders schwierig ausführlichere Behandlung erfahren. Für *h* ist von einem vulgärlat. *aka* oder *akka* auszugehn, das ansprechend aus der Aufzählung der *mutae* bei Grammatikern erklärt wird, die *k(a)* auf *h(a)* folgen lassen, wobei letzteres natürlich beim Verstummen des Hauches im vulgärlat. zu *a* werde. Man sprach also *a-ka*, und dies ward der alphabetische Name für *h*, weil *k* selbst fast garnicht gebraucht, sondern durch *c* ersetzt wurde. Das neben *zed* vorkommende englische *izzard* für *Z* möchte Sheldon aus frz. *et zède* ‘ und *z*’ ableiten, wie man am Ende des Alphabets wohl gesagt hätte. Er vergisst jedoch nicht hinzuzufügen, dass es neuprov. *izèdo*, katal. *idzeta* heisst. Möglicherweise könnte der Name auch aus afrz. *li zede* ‘das *z*’, das zu *l'izede* umgestaltet wäre, entstanden sein. Den eigentümlichen Namen des *y*: *wai*, altengl. *wî* befriedigend zu erklären, ist dem Verf. nicht gelungen. Er setzt es = nhd. *wê* und meint, Kelten hätten die Bezeichnung erfunden, den Laut des consonantischen *u* *(w)* in ihrer Sprache *wê* genannt, das als *wî* (vgl. got. *reiks* = kelt. *rîg* = lat. *rêg-em)* ins germanische gedrungen und (warum?) auf *y* übertragen wäre. Nhd. *wê* wäre eine Anlehnung an *bê*, *cê*, *dê*, etc. Ich möchte eine andere Erklärung wagen: *wî*, das als Name für *y* bereits bei Gregor von Tours[1]), dann in einem altengl. Alphabet des 11. Jahrh. und im Ormulum erscheint, kann ursprünglich nur das *Y* des gotischen Alphabets bezeichnet haben, von Wulfila zur Bezeichnung des spirantischen[2]) *w* gebraucht, weil es in der Lautverbindung *αυ*, *ευ* im Griech. des 4. Jahrh. diesen Wert besass. Sonst wurde es wie im Neugriech. mit Entrundung als *i* ausgesprochen, und daher mag das *i* im Namen des Buchstabens stammen, wenn man nicht vielleicht an die griech. Namen *μῦ*, *νῦ* (gespr. *mi*, *ni*), *ξῖ*, *πῖ*, *φῖ*, *χῖ*, *ψῖ* erinnern darf. Die Goten selbst nannten das *w* (*Y*): *uuinne* (nach der Salzburger Hs), was an altengl. *wynn* neben *wên* (vgl. *Anglia* 13, 3 f.) erinnert. Y hat im got. Alphabet selbst die doppelte Geltung als Spirans *w* und als Vokal *y*, vgl. *Paylus* *Παῦλος*, *aiyaggeljo* *εὐαγγέλιον*, und *Symaion* *Συμεών*, wobei die Herausgeber die Inconsequenz begehn, im ersteren Falle wie in echt got. Wörtern (z. B. *yas)* *w*, im letzteren *y* zu setzen. Hier sprach der Gote aber gewiss mit den Griechen *i*. Dieser Gedanke an gotischen Ursprung des Namens dürfte durch Wörter wie *Kirche*,

[1]) Über Chilpriks Buchstaben vgl. Wimmer, *Die Runenschrift*, S. 72 Anm. 3.

[2]) Vgl. Jellinek, *Zeitschr. f. deutsches Altert.* 36, 266 ff.

Pfingsten, Pfaffe, Heide, Taufe, Teufel eine Stütze gewinnen, die auf alte gotische Kultureinflüsse bei den Westgermanen schliessen lassen. —

Sheldon geht auch auf eine Anzahl romanischer Buchstabennamen ein, besonders auf die merkwürdige Bezeichnung des *y* im ital. als *fio*, was dialectisch = lat. *filius* ist, und darauf beruht, dass Y als Abkürzung für *υἱὸς ϑεοῦ, filius Dei* (= Jesus Christus) häufig war. Das afr. hat dafür *fius (fix)*, das prov. *fintz*, dessen *n* Sh. aus *fins* = lat. *finis* erklären möchte, weil *y* ziemlich am Ende des Alphabets steht.

J. M. Manly handelt dann mit grosser Gelehrsamkeit und vielen Citaten über mittelengl. (kentisch) *lok-sounday*, resp. *lokes* als Bezeichnung des Pfingstfestes. Mit Beziehung auf lat. *clausum Pentecostes*, niederl. *beloken pinxter* oder *sinxen*, wozu sich noch frz. *Pâques closes* (Sonntag nach Ostern) stellt, meint M., der Ausdruck müsse ursprünglich den Sonntag nach Pfingsten, also den Schluss der Pfingstoctave, und erst später, als man diese nicht mehr beobachtete, durch Verschiebung den Pfingsttag selbst bezeichnet haben. Doch nicht recht glaublich! Ich denke, es wird damit der Schluss der Osterzeit gemeint sein, oder auch vielleicht der Abschluss der grossen kirchlichen Festzeit, die mit Weihnachten anhebt. — Nochmals erscheint dann Kittredge mit einem Artikel über Henry Scogan, indem er Brandls Äusserungen über diesen Freund Chaucers mehrfach berichtigt und urkundlich zusammenstellt, was wir von seiner Person, seinem Leben und Dichten wissen.

Den Romanisten endlich bringt Sheldon wieder einige Etymologien: 1) frz. *traître*, das aus lat. *traditor* abgeleitet wird; 2) frz. *suite*, das auf einer Beeinflussung des Grundworts *secta* durch *suivre* beruhen soll; 3) engl. *cruise* kreuzen, das S. durch die anglonorm. geschriebene Form *cruise* für afr. *croisier* erklären will, die dann die Aussprache verändert haben soll, indem man dies *ui* = *ǫi* fälschlich als *üi* (wie in *fruit)* genommen hätte. Ebenso soll es sich mit e. *demure*, *tune*, *gules* und *rescue* verhalten; 4) e. *jewel*, das ja nicht von afrz. *joel*, *joyal* (nfr. *joyau*) herkommen kann, sondern als deminutiv von *jeu* betrachtet wird. Dies wäre im Frz. etwa durch *jouer* beeinflusst, das innere *i* beruhte auf Vermischung mit *joie* u. ä., und so kommt S. zu einem ursprgl. **jeuel, gieuel, giuel* oder *jüel* als Grundform des engl. Wortes. — Es ist ihm offenbar die Arbeit von Behrens über die frz. Lehnwörter im englischen entgangen, der überzeugend in *jewel* Einfluss von frz. *jeu* auf afrz. *joyal* annimmt, und in einigen der unter 3 angeführten Wörtern (wie noch in *nephew* und *endue)* Einwirkung der späteren continentalfrz. Formen mit *eu* constatiert. *Cruise* aber kommt (nach Skeat) zunächst aus holl. *kruisen; tune* ist noch ganz unklar. — Zum

Schluss bringt K. Francke einen kleinen Beitrag zur Goethephilologie, indem er die Vermutung aufstellt, der Mummenschanzaufzug des Plutus im 2. Teile des Faust dürfte durch Scenen aus Mantegnas *Triumph Caesars* (eine Skizze der betreffenden Figuren und Gruppen ist beigegeben) beeinflusst sein. Mir scheinen indessen die Übereinstimmungen zu allgemein und die Verschiedenheiten im einzelnen zu gross, als dass ich F.'s Gedanken — trotz der noch als Stützen beigebrachten Notizen — überzeugend finden könnte.

Mag man auch Einzelnem in diesem ersten Bande seine Zustimmung versagen müssen, als Ganzes betrachtet, erweckt er jedenfalls den besten Eindruck von ernstem wissenschaftlichem Streben jenseits des Ozeans. Legen wir ihn denn mit Dank und Anerkennung für das Geleistete aus der Hand und wünschen ihm viele tüchtige Nachfolger!

FERD. HOLTHAUSEN.

Denifle, Le Rév. P. **Henri.** *Les universités françaises au moyen-âge.* Avis à M. Marcel Fournier, éditeur des Statuts et Privilèges des Universités françaises, avec des documents inédits. Paris, E. Bouillon, 1892. 8⁰. 99 S.

Der Verfasser dieser heftigen Streitschrift ist den Historikern durch mehrere verdienstliche Werke über die Universitäten des Mittelalters wohl bekannt. Er, dem die für diesen Gegenstand reichsten Sammlungen des vatikanischen Archivs zur Verfügung stehen, scheint es sich aber leider auch zur Aufgabe zu machen, die Arbeiten Anderer auf dem gleichen Gebiete mit argwöhnischen Blicken zu verfolgen und in persönlich gereizter Weise zu kritisieren. Diesem Schicksal ist bereits der Band I von Kaufmann's *Geschichte der deutschen Universitäten* verfallen, in vorliegender Schrift kommen die Werke Marcel Fournier's an die Reihe. Nachdem zunächst die „*Invectives*" Fournier's „*en toute brièveté*" zurückgewiesen sind, werden die Fehler und Lücken, welche seine Sammlung *Statuts et privilèges des Universités françaises* aufweist, an einigen Stücken „*comme spécimen de l'ensemble*" aufgespiesst. „*Si M. Fournier ne veut pas la paix*" fährt der rév. P. Denifle kampfmutig fort, „*il aura la guerre et je discuterai tout le Recueil de la manière suivante, en me réservant pour une autre fois la critique de son ouvrage Histoire de la science du droit en France.*" Glücklicherweise folgen auf die 43 Seiten herber Polemik noch eine Reihe von bislang unveröffentlichten „*Pièces justificatives*", welche 52 Seiten füllen. Es sind interessante Schriftstücke für die Geschichte der Universitäten Orléans, Angers, Toulouse, Montpellier, Avignon, Cahors, Perpignan, Orange und Billom während des 14. und 15. Jahrhunderts.

E. STENGEL.

Allain, E. *L'œuvre scolaire de la révolution* 1789—1802. Etudes critiques et documents inédits. Paris. Firmin-Didot 1891. 8⁰. 436 S.

Entgegen den üblichen Lobpreisungen der grossen Revolution, wonach ihr die Schöpfung der französischen Nationalschule zu verdanken wäre, sucht Allain auf Grund sorgsamer Benutzung der sehr ausgiebigen neueren Speziallitteratur und ausgedehnter Durchforschung der Original-Urkunden, die fast gänzliche Unfruchtbarkeit dieser *„arche sacrosainte"* auf diesem Gebiete nachzuweisen. Die aus früheren Jahrhunderten überkommenen Organisationen wurden in jenen stürmischen Jahren zwar recht gründlich zerrüttet und geradezu ausgerottet, aber etwas Neues und Dauerndes zu schaffen, dazu fehlte den Männern, die damals die Entscheidung in Händen hatten, zwar nicht der Wille, aber die Kraft und auch die für alle öffentlichen Einrichtungen so überaus wichtigen materiellen Mittel. Der Verfasser hat den Stoff in 8 Kapitel vertheilt, welche die Behandlung der Schulangelegenheiten unter der Constituante und Legislative, unter der Convention, dem Directoire und dem Consulat schildern. Die Fülle des angeführten Detailmaterials wirkt oft verwirrend und man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, dass der Verfasser allzu sehr darauf bedacht gewesen ist, die Schwächen der damaligen Unterrichtsorganisationen aufzudecken und die Schäden, welche die überstürzte Zerstörung der früheren nach sich zog, hervorzuheben. Immerhin ist es aber nützlich den Gegenstand einmal, wenn auch einseitig von dieser Seite her beleuchtet zu sehen, zumal das, wie bereits bemerkt, fast überreich mitgeteilte Quellenmaterial schon an und für sich unser Interesse in hohem Masse in Anspruch nimmt.

E. STENGEL.

Lot, Ferdinand. *L'enseignement supérieur en France ce qu'il est — ce qu'il devrait être.* Paris, H. Welter 1892. 8⁰. 144 S. Preis 2 Fr.

Mit rühmenswertem Freimuth sucht der Verfasser dieser Schrift die Schäden aufzudecken, an denen der akademische Unterricht in Frankreich krankt. Indem er zeigt, wie Frankreich auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung nicht nur von Deutschland und Österreich, nein, auch von Italien, der Schweiz und Schweden überflügelt sei, und selbst hinter Russland, den vereinigten Staaten von Amerika, ja hinter Spanien zurückzubleiben droht, appelliert er mit warmen Worten an den Ehrgeiz seiner Landsleute. *„Il faut donc nous mettre à l'œuvre résolument et réorganiser notre enseignement supérieur sans perdre une minute, en sorte que le XXe siècle n'ait pas à connaître*

*les hontes du XIX*e.“ Aber er verhehlt sich am Schlusse seiner Ausführungen nicht, wie wenig Aussicht, gehört und befolgt zu werden, sein Weckruf habe. „*Quand on songe*“ bemerkt er „*que la plupart des réformes que nous avons signalées étaient déjà réclamées par Victor Cousin il y a soixante ans, au peu d'effet produit par les paroles à la fois indignées et éloquentes de Cousin, de Laboulaye, de MM. Renan, Michel Bréal, G. Monod, Lavisse et de bien d'autres, on ne peut se défendre d'un profond découragement et désespérer de l'avenir.*“

Die äussere Einteilung des Stoffes bei Lot ist leider eine etwas nachlässige. Einem einleitenden Abschnitte folgen zunächst 4 weitere, welche 1. *L'organisation. Les méthodes*, 2. *Les maîtres*, 3. *Les étudiants*, 4. *Les Écoles spéciales* behandeln. Ein fünfter überschriftsloser giebt eine Übersicht der verschiedenen Wissenschaften, welche eine faculté des lettres (d. h. die philologisch-historische Sektion einer philosophischen Fakultät) umfasst oder umfassen sollte. Ohne jede äussere Trennung schliesst sich offenbar auf S. 105 dann ein sechster Abschnitt an, für den, nach den Columnentiteln von S. 113 an zu schliessen, die Gesamt-Überschrift des ganzen Werkes beabsichtigt war.

Ein „*Avertissement final*“ und eine wertvolle Bibliographie bilden den Schluss des trotz mancher unnützen Wiederholungen und trotz recht ungleicher Behandlung des Stoffes doch recht verdienstlichen und anregenden Werkchens.

In der Einleitung geht der Verfasser davon aus, dass die Universitätsfrage in Frankreich zwar seit dem Tage, an welchem die Convention die 22 Universitäten des alten Frankreich aufgehoben, nie von der Tagesordnung verschwunden, dass sie aber noch jetzt ungelöst sei. Inzwischen hätten die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit einen wunderbaren Aufschwung genommen „*grâce surtout aux travaux des universités allemandes*“, während „*nous n'avons pris qu'une part dérisoire au mouvement scientifique qui a renouvelé l'esprit humain et la face du monde*“. Zwar sei besonders in den letzten 10 Jahren vieles geschehen. Es sei aber gefährlich zu glauben „*que notre enseignement supérieur était parvenu à un degré de prospérité remarquable et que le plus fort pour le relever était fait.*“ Das interessante Buch Liard's *Universités et Facultés*, Paris 1890 erwecke in dieser Hinsicht viel zu optimistische Vorstellungen. Die jetzt unbestrittene wissenschaftliche Hegemonie Deutschlands beruhe in der Organisation seiner Universitäten. „*Certes je ne nierai ni l'intelligence, ni l'opiniâtreté, ni le travail acharné des professeurs et des étudiants allemands; mais d'autres peuples avec des qualités différentes, moins de persévérance peut-être, mais plus de vivacité, peuvent arriver à des résultats analogues ou supérieurs.*“ Lot giebt nun eine ge-

drängte Skizze der Organisation des deutschen Universitäts-Unterrichts. Sie ist im wesentlichen zutreffend, aber die Tendenz des Verfassers, die deutschen Einrichtungen als Vorbild, als Ideal für die in Frankreich zu schaffenden hinzustellen, verführt ihn doch zu manchen irrigen Behauptungen. Er beginnt gleich mit einer recht augenfälligen: *Tout d'abord en Allemagne pas d'écoles spéciales; l'enseignement supérieur se concentre tout entier dans vingt et une universités. Chacune de ces universités donne véritablement un enseignement encyclopédique sur toutes les branches du savoir humain.*" Die letztere Behauptung trifft in so grosssprecherischer Weise auch nicht auf unsere grössten Universitäten zu, wir könnten schon zufrieden sein, wenn an diesen keine wesentlichen Lücken beständen! Die Unvollständigkeit der kleineren Universitäten vollends wird für die deutschen Studierenden nur wegen des ausgiebig benutzten Freizügigkeitsrechtes minder fühlbar. Und haben wir denn keine polytechnischen Hochschulen, keine Bau- und Bergbau-Akademien etc.?

Auch zwei von den 4 Punkten, welche die Hauptvorzüge des deutschen vor dem französischen Universitätswesen darstellen sollen, überschätzt Lot ihrer Tragweite nach. Zweifellos ist die Belastung der französischen Professoren mit Abhalten der Abiturientenprüfungen, wodurch nahezu 3 Monate des Schuljahres beansprucht werden, im Interesse ihrer wissenschaftlichen Studien sehr zu beklagen, auch ist die regelrechte Erneuerung der deutschen Professoren aus dem in Frankreich unbekannten Privatdozentenstande ein unleugbarer Vorzug. Ebenso ist drittens die Einmischung des Staates bei Feststellung des Lehrplans zwar unverträglich mit der jeder wahren Wissenschaft unentbehrlichen Freiheit. Wenn Lot aber bei jüngeren deutschen Professoren Umfrage halten wollte, so würde er erfahren, dass unsere Unterrichtsverwaltungen, insbesondere die sich immer selbstherrlicher gerirende preussische, neuerdings auf dem besten Wege sind, in diesem Punkte französische Zustände auch bei uns einzuführen. Noch weit weniger trifft unser Verfasser indessen bei einem vierten Punkt das Richtige „*L'hégémonie scientifique de l'Allemagne*" sagt er S. 12 „*vient surtout de ce que ses universités ne décernent pas de grades donnant accès à des fonctions publiques. Par suite elles peuvent donner un enseignement absolument désintéressé et scientifique, étant débarassées de toute préoccupation d'examen et de concours.*" Die Voraussetzung Lot's ist fast durchaus unrichtig. Die Verhältnisse in den einzelnen deutschen Staaten und für die einzelnen Fakultäten liegen doch gar verschieden. Soviel aber steht fest, dass der wissenschaftliche Unterricht in den juristischen Fakultäten der preussischen Universitäten, welche mit Staatsprüfungen am wenigsten zu thun haben, am meisten zu wünschen übrig lässt. Im Übrigen liegt z. B. der theologischen Fakultät der Universität Marburg

als solcher die Abnahme der ersten theologischen Prüfung ob, die ärztliche Vorprüfung findet unter Vorsitz des jeweiligen Dekans der einzelnen medizinischen Fakultäten statt und mehrere andere Prüfungskommissionen werden in Preussen zwar alljährlich vom Minister ernannt, bestehen aber naturgemäss fast ausschliesslich aus Professoren, ja in den Fächern, für welche nur ein Lehrstuhl vorhanden ist, wird selbstverständlich Jahr aus Jahr ein derselbe Professor zum Examinator bestimmt. Es muss daher gerade umgekehrt in der innigen Verbindung des wissenschaftlichen Unterrichts mit der Staatsprüfung, darin, dass womöglich derselbe Gelehrte, dessen Vorlesungen der Studierende besucht, zugleich auch über seine wissenschaftliche Befähigung in der Schlussprüfung zu entscheiden hat, der wirkliche Vorzug deutscher Einrichtungen erblickt werden. Etwaige Missstände werden in der That durch das Recht des Unterrichtsministers, die Personen der Examinatoren alljährlich völlig selbständig zu ernennen, sowie durch die Freizügigkeit der Studierenden so gut wie beseitigt. Mit grosser Besorgnis für die gedeihliche Entwicklung des wissenschaftlichen Studiums in Deutschland muss uns darum die Beobachtung erfüllen, dass eine engherzige Bureaukratie in Preussen immer deutlicher auf die Beseitigung unserer vortrefflichen Einrichtungen hinarbeitet, und zunächst auch die Prüfung für das Lehrfach vom akademischen Unterricht loslösen will, um sie einer Central-Kommission zuzuweisen. Die traurigen Erfahrungen, welche die Juristen mit der nämlichen Organisation haben machen müssen, genügen also noch nicht. Es müssen eben, koste es, was es wolle, französische Zustände bei uns herbeigeführt werden!

E. Stengel.

Lavisse. Ernest. *Études et étudiants.* — Paris, Armand Colin et Cie., 1890. XXXVII und 354 Seiten. Preis 3,50 Franken.

Der Historiker Ernest Lavisse gilt in Frankreich als „*un des esprits les mieux trempés et les plus vigoureux de la nouvelle Sorbonne.*“ Er hat mit dem Freimut, den geistige Überlegenheit zuweilen giebt, einzelne Missbräuche im französischen Unterrichtswesen gegeisselt und vor allem das veraltete Baccalaureat unbarmherzig und erfolgreich angegriffen. Als Redaktionsmitglied der *Revue internationale de l'Enseignement*, hat er in den massgebenden Kreisen Frankreichs einen merklichen Einfluss ausgeübt, und als Schöpfer der „*Association des étudiants*“ in Paris den Versuch unternommen, ein französisches Studentenleben zu schaffen, welches dem gemütlichen Leben deutscher Musensöhne einigermassen nahe kommen soll. Im rüstigsten Mannesalter ist der vortreffliche Gelehrte und Studentenpapa in die Akademie eingetreten, zu deren hervor-

ragendsten Zierden er zählt. Sein neuestes Werk *Vue générale de l'histoire politique en Europe* verdiente die Ehre einer Übertragung ins Deutsche.

Vorliegendes Buch ist eine Fortsetzung zu den 1886 in verschiedenen Zeitungen erschienenen *Questions d'enseignement national*, und die Gelegenheitsreden und Zeitungsaufsätze, aus denen es besteht, bilden nicht unwichtige Urkunden zur Geschichte der vorläufig abgeschlossenen Reformbewegung in Frankreich.

Nach einer warmempfundenen Lebensskizze des 1884 verstorbenen Philologen A. Dumont legt Lavisse seine Ansichten über die Gymnasialstudien ausführlich dar (S. 35—109). Obwohl vollständig auf klassischem Boden stehend und daher ein Gegner von Raoul Frary, verkennt Lavisse doch nicht das veraltete und nutzlose, was die Lehrpläne belastet. Er zerpflückt Wort für Wort einige der kühnsten Leitsätze aus Frarys Aufsehen erregendem Buche *La question du grec et du latin* und zeigt das Haltlose einer grundstürzenden Unterrichtsreform, welche die Schuljugend zu Probirmaterial herabsinken lässt:

„L'antiquité est la meilleure école de la jeunesse, parce qu'elle est la jeunesse de l'humanité", sagt er treffend und zu den Gegnern des Humanismus gewandt: „Il est difficile de faire apprécier les bienfaits de la culture classique à ceux qui ne l'ont pas reçue; mais il est difficile aussi de donner à des myopes l'idée du plaisir que l'on éprouve à contempler et — comme disent les peintres — à lire un vaste paysage. Rien de plus réel pourtant, ni de plus vif que ce plaisir." Dabei ist Lavisse kein einseitiger Verfechter der klassischen Sprachen, kein Feind der modernen Realbildung: „Il faut revenir à l'idée que l'esprit de l'écolier est un instrument à façonner, non pas un magasin à remplir, et que l'éducation secondaire a pour unique objet l'éducation intellectuelle et morale . . . L'écolier qui aura été mis à ce régime recevra tout à la fois l'éducation éternelle, celle qui convient à l'honnête homme, — comme on disait jadis, — de tous les temps et de tous les pays, et l'éducation qu'on peut appeler relative, celle que réclame toute génération destinée à vivre à une certaine date en un certain lieu. Il emploiera le temps, jadis gaspillé en exercices inutiles, — (man denke z. B. an die lateinischen Versübungen französischer Gymnasien!), — à penser et à écrire dans sa langue, et à étudier notre littérature nationale." Damit wäre er auf dem Standpunkt derjenigen, welche die Muttersprache als Mittelpunkt echter Bildung bezeichnen. Das Enseignement classique moderne der Franzosen sucht dieses Ideal — vorläufig noch sehr unvollkommen — zu verwirklichen.

Über die Schlussaktrede für die *Ecole alsacienne* (S. 75—97) mit dem wehmütig patriotischen peroratio, über die Gymnasialerinnerungen (98—109) können wir hinweggehen, um zu den wichtigeren Sorbonnereden überzugehen, die allerlei Einblicke in das Prüfungs- und Studentenwesen bieten, insbesondere in die neue Sorbonne. Während die Vorlesungen der philosophischen Fakultät zu Paris meistens von Studenten gar nicht, um so mehr aber von Wissensdurstigen und Müssiggängern beiderlei Geschlechts besucht waren, hat die Gründung zahlreicher Stipendien *(bourses de licence, bourses d'agrégation)* den Lehrern an der Sorbonne neuerdings ein mit bestimmten Lernzielen ausgestattetes Publikum gegeben, welches eher dem Zuhörerkreis deutscher Hochschulen ähnelt. Um zu verhindern, dass diese *étudiants de lettres*, die übrigens grossentheils aus jüngeren Gymnasiallehrern bestanden, welche nach einem höheren „grade“ strebten, ohne Leitung in den Tag hineinarbeiteten, oder die *programmes* banausisch Stück für Stück sich einpaukten, liess Lavisse für sie Privatvorlesungen *(conférences)* ins Leben treten, nachdem die Fakultät zwei Studienleiter ernannt hatte, nämlich Lavisse selbst und den Altphilologen Croiset. Bald gestaltete sich der Wiederbeginn der Vorlesungen *(la rentrée)* zu einer Art Familienfeier, in welcher die Lehrer der Fakultät in corpore vor den versammelten Jüngern erschienen, wobei eine angemessene Ansprache gehalten wurde. So wurden die lockeren Bande fester geknüpft. Leider sind in Frankreich die Studenten, welche nicht eines bestimmten Examens halber Vorlesungen über den und den Gegenstand hören, noch viel seltener als in Deutschland: die künftigen Gymnasiallehrer *(les futurs universitaires)* werden hüben und drüben immerdar die Hauptphalanx der Zuhörer bilden. Dass der ganze Zuschnitt der Vorlesungen in erster Reihe diese berücksichtigt, scheint den wissenschaftlichen Historiker Lavisse etwas zu schmerzen: „Le travail affranchi de tout examen n'est pas organisé comme il le faudrait à la Sorbonne. Nous ne sommes pas encore ce que nous deviendrons certainement, *une école de haute vulgarisation et de libres recherches*, capable de donner l'inventaire des connaissances acquises et d'accroître ces connaissances.“ (Einleitung S. XXIII). Die deutsche Hochschule schwebt hier dem französischen Gelehrten vor Augen. Ob aber der eminent praktische Sinn der Franzosen jemals ein Studium der Philologie oder der Geschichte a n u n d f ü r s i c h, wie es an den Universitäten Deutschlands ohne jede Rücksicht auf eine etwaige Staatsprüfung betrieben wird, zur Blüte gelangen lässt, dürfte fraglich erscheinen, so lange die Unterrichtsverwaltung für die Prüfungen Jahr für Jahr bestimmte *programmes* aufstellt. Erst befreie man das Staatsexamen von seinem banausischen Anstrich, meint Lavisse, dann erlangen die französischen Philologen die

für Jünger der Wissenschaft unbedingt erforderliche Freiheit der Bewegung.[1])

Die Reden, welche Lavisse von 1885—88 bei der rentrée hielt, bieten in fesselnder Gestalt eine Menge seitdem zum Teil verwirklichter Anregungen. Ihre Themata lauten *Examens et études, Éducation professionelle et éducation scientifique, L'activité personnelle,* und zusammenfassend *Ancienne et nouvelle Sorbonne.* (S. 113—187.)

Mit der Reform des französischen Hochschulunterrichts hängt aufs engste die der Dezentralisation des Universitätsstudiums zusammen, d. h. die Neugestaltung der gewöhnlich zu Einpaukstationen für Prüflinge heruntergekommenen *Facultés de province.* Bei verschiedenen öffentlichen Anlässen, z. B. bei den Jubiläumsfestlichkeiten von Montpellier, von Nancy haben Vertreter der Regierung es öffentlich ausgesprochen, dass Paris zwar Frankreichs geistiger Mittelpunkt bleiben, aber der Provinz das Recht eingeräumt werden müsse, Gelehrte aller Fakultäten ebensogut auszubilden, wie Paris. Trotz verschiedener Anläufe, welche auf Lavisse's Betreiben Kammer und Senat genommen haben, bleibt jetzt noch, nachdem Frankreich das neue Elementarschulgesetz mit grossartigen Opfern und gewaltigen Anstrengungen siegreich durchgeführt, nachdem für Entlastung der Mittelschulen und Berücksichtigung der Ansprüche neuzeitigen Lebens in den Gymnasiallehrplänen vollauf Sorge getragen ist, bleibt noch die Frage der Hochschulorganisation in Frankreich ungelöst. „Nulle part la vie commune n'est si intense que chez nous", sagt Lavisse selbstbewusst, „mais elle serait plus féconde, si nous disséminions sur notre territoire de grandes écoles qui stimuleraient ou ranimeraient tous les esprits divers dont se compose notre génie français. Apparemment, nous ne redoutons plus un réveil du fédéralisme: les Universités provinciales et parisienne serviront en commun la science et la patrie". Bis jetzt besteht neben Paris mit ca. 10000 Studenten erst in Lyon eine vollständige Universität mit ca. 1500 Studenten und 104 akademischen Lehrern, die vonseiten der Départementsverwaltung und der Stadtgemeinde reichliche Unterstützung geniesst, nicht minder auch von der *Société des amis de l'Université lyonnaise*[2]).

---

[1]) „L'office le plus élevé des Universités sera de former des savants. Tous leurs élèves n'atteindront pas à cette dignité, mais tous profiteront d'une éducation scientifique qui les rendra supérieurs à leurs métiers, embellira leurs intelligences et les cultivera. Osons dire que l'homme cultivé est, chez nous, trop rare; trop d'intelligences françaises sont enfermées entre des limites étroites." (S. XXXI).

[2]) In Freiburg i. Br. besteht eine ähnliche Vereinigung unter dem Titel Akademische Gesellschaft mit einem Vermögen von ca. 70,000 Mk. Die Überschüsse werden zur Unterstützung der Seminarien und Universitätsinstitute verwendet.

Ehe Frankreich eine Anzahl wirklicher Universitäten mit allen fünf Fakultäten aufweist, müssen viele Kirchthurminteressen schweigen und die Kleinstädte ihrer Scheinfakultätchen gewaltsam beraubt werden. Im Lande der allmächtigsten Bureaukratie geht das aber nicht leicht.

Das letzte Drittel des Buches gehört den von Lavisse persönlich ins Leben gerufenen und mit väterlicher Liebe gehätschelten *Associations d'étudiants.* Auch hierfür sind deutsche Vorbilder wohl massgebend gewesen, jene philologischen, neuphilologischen, historischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen Vereine deutscher Hochschulen, welche die und die Professoren zu Ehrenmitgliedern ernennen und dafür die Genugthuung haben, dieselben nicht bloss bei den Vorträgen und Diskussionen, sondern auch beim sog. gemütlichen Teil der Abendsitzung in ihrer Mitte zu sehen. Nur lebt die Pariser *Association des étudiants* auf grösserem Fusse wie unsere akademischen Vereine. Am 24. Maï 1884 ins Leben getreten mit einem Stand von 80 aktiven Mitgliedern, zählte die *Association* Ende 1889 ausser 345 Ehrenmitgliedern im ganzen 1550 aktive, welche ein farbiges Band tragen (violettblaurot, Universitätsfarbe verbunden mit den Pariser Stadtfarben). Aber die Begeisterung scheint in letzter Zeit etwas abgekühlt und die Mitgliederzahl wieder im Rückgang zu sein; für ein Studentenleben wie das Deutsche ist der Franzose nun einmal nicht geschaffen. Um den französischen Studenten diese Pille zu versüssen, nimmt Lavisse eine kleine Dosis berauschenden Patriotismus (vergl. S. 262), die in den folgenden Partien seines munteren und fesselnden Buches immer wieder sich geltend macht. Das Thema *La Politique étrangère des étudiants* reizt jeden Franzosen dazu. Wir können deshalb diese Inhaltsskizze hiermit schliessen, ohne auf die Festlichkeiten von Bologna, auf die Festsitzung zu Ehren Emilio Castelars etc. näher einzugehen. Auch ohne diese Kapitel bietet das Buch reiche Belehrung über Studien und Studenten jenseits der Vogesen und wird deshalb auch in Deutschland allenthalben willkommen sein.

FREIBURG I. BR. JOSEPH SARRAZIN.

Dorfeld, Karl. Beiträge zur Gesch. des französ. Unterr. in Deutschland. — Programm. Giessen 1892. — 29 S. 4⁰.

Eine der interessantesten Programmarbeiten der letzten Jahre, und sicherlich eine derjenigen, welche die mühevollsten Vorstudien erfordert haben. Mit Aufwand grosser Belesenheit zeigt Dorfeld, wie das ursprünglich nur den „galanten Studien" der Söhne des Adels dienende Unterrichtsfach allmählich in den alten Schul-

organismus eindrang, zunächst vermittels der Ritterakademien und gymnasia illustria, wo besondere Sprachmeister Anstellung fanden. Ebenso waren in den meisten Städten Ende des 17. und im 18. Jahrhundert ein oder mehrere *maîtres* thätig, teilweise schiffbrüchige Existenzen, deren Methode in Verruf kam und die reine Übersetzungsmethode hervorrief. An Franckes Pädagogium wurden 1702 zwölf Stunden französisch in 2 Klassen erteilt, 1721 als ordentliches Unterrichtsfach; aber neben dem dortigen Maître wirkten die Klassenlehrer als *informatores ordinarii*. Dass aber die franz. Sprache als Eindringling angesehen wurde, zeigt noch die Frankfurter Schulordnung von 1765.

Am wertvollsten sind die Nachweise, die D. über die Methode giebt. Die Worms'sche Schulordnung von 1773 will vom franz. Anfangsunterricht die Grammatik vollständig entfernen und damit warten, bis die Schüler über Sprachkenntnisse verfügen. Ebenso wurde an Basedow's Philantropin der Unterricht betrieben, da 1776 beim Examen der Lehrer mit der Klasse ein — fast möchte man schreiben Hölzelsches — Frühlingsbild durchsprach. Auch das Konjugieren in ganzen Sätzen ist keine patentierte Erfindung der Reformer, da es Chiflet bereits vorschreibt, während sein Kollege Debonalle mit den Zahlwörtern seinen Unterricht begann. Es wäre zu wünschen, dass der in dem weitschichtigen Stoff eingearbeitete Verfasser über die Entwickelung der Methode im französischen Sprachunterricht sich in einer ähnlichen Schrift äusserte.

FREIBURG I. BR. JOSEPH SARRAZIN.

Bérard, Alexandre, *les Vaudois, leur histoire sur les deux versants des Alpes du IVe siècle au XVIIIe.* Lyon. Storck. 1892. 8⁰. V. + 328 S. 12 frs.

Zur Subscription auf das vorliegende Werk war in illustrierten Prospekten mit dem Hinweise aufgefordert worden, dass der weitere Kreis der Gebildeten mit der Schrift des Verfassers zum ersten Male ein auf streng wissenschaftlicher Grundlage ruhende und zugleich gemeinverständliche Gesammtdarstellung der Geschichte des Waldenserthums erhalte. Da nun aber an populär geschriebenen Bearbeitungen der Geschichte der Waldenser thatsächlich kein Mangel ist — ich nenne vor Allem die in italienischer, französischer und englischer Sprache vorliegenden Darstellungen von Em. Comba —, so musste angenommen werden, dass der Verfasser im Gegensatz zu seinen Vorgängern in erster Linie sich darum bemühen werde, die überaus wichtigen Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschung über die Geschichte der waldensischen Sekte weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Mit dieser Annahme sind wir freilich gründlich irregegangen. Der Verfasser ist seines Stoffes in keiner Weise Herr; die gesammte deutsche Litteratur über das Waldenserthum von Herzog bis auf Karl Müller, aber auch die Arbeiten von Comba und Montet sind für ihn nicht vorhanden; die Frage nach dem Alter und der Heimath der waldensischen Litteratur wird nicht berührt. Auch die grundlegenden älteren Quellenschriften kennt er nur aus Perrin, Léger, Basnage und Arbeiten ähnlichen Charakters, denen er ganze Abschnitte ohne Änderung des Wortlauts und ohne den geringsten Versuch einer Kritik entnimmt. Längst abgethane Hypothesen, wie die von der Entstehung der waldensischen Sekte im 4. Jahrhundert nach Chr., werden wieder als gesicherte Thatsachen produciert; in der Behandlung der Geschichte der Missionsthätigkeit der Waldenser (S. 75 ff.) offenbart sich eine kindliche Unkentniss aller einschlägigen Verhältnisse. Schliesslich muss die Einfügung einer langen Reihe von Holzschnitten, die, dem Werke des berüchtigten Léger entnommen, die denkbar scheusslichsten und widerlichsten Scenen aus der Verfolgungsgeschichte der piemontesischen Waldenser darstellen, als ein Zeugniss äusserster Geschmacklosigkeit bezeichnet werden.

H. Haupt.

Foerster, Wendelin, *die Appendix Probi.* Mit einer Lichtdrucktafel. Separatabdruck aus den Wiener Studien 1892. Wien 1893. 46 S. 8⁰.

Seit ihrer Bekanntmachung durch Endlicher (*Analecta grammatica*, Wien 1837) hat die sogenannte Appendix Probi in immer steigendem Masse Beachtung bei Latinisten wie Romanisten gefunden: enthält sie doch eine Menge für die Sprachgeschichte interessanter Nachrichten, besonders in ihrem dritten Teile, einem kurzen Traktate *de orthographia*, wie er im Sinne der nationalrömischen Grammatik benannt sein könnte. Der Wichtigkeit entsprach leider bisher nicht die Sicherheit des Textes. Die Hs. No. 17 der Wiener Hofbibliothek, Palimpsest, in zierlicher Cursive des siebenten, oder beginnenden achten Jahrhunderts, wahrscheinlich in Bobbio geschrieben, hat durch Feuchtigkeit und weiterhin durch Abklatschen der gegenüberstehenden Schrift, besonders aber durch Nachdunkeln des Pergamentes stark gelitten. Deshalb enthält Endlichers Abdruck nicht wenige Lücken und, wie sich jetzt herausstellt, auch Ungenauigkeiten, und Keil's Text beruht im wesentlichen nur auf Endlicher. Die Unsicherheit der Grundlage musste besonders empfindlich werden bei genauerer Untersuchung des Lautstandes. Man wird Foerster allerseits dankbar sein, dass er sich keine Mühe hat verdriessen lassen, einen zuverlässigen Abdruck zu beschaffen. Zwar an der Hs. selbst die Ent-

zifferung vorzunehmen, war ihm nicht vergönnt, doch hatte er für den grössten Teil der Wörter (29—227) den von Hartel veranstalteten, wohlgelungenen Lichtdruck des fol. 50[u] der Hs. zur Verfügung, der auch seiner Ausgabe beigefügt ist. Dadurch hat Foerster jedem Gelegenheit gegeben, selbst nachzuprüfen. Aus meiner Beobachtung des Faksimile trage ich folgendes bei. Die gelegentlichen Correkturen und Bemerkungen können recht wohl vom Schreiber, wenn auch später, hinzugefügt sein. Ob aber alle übergeschriebenen Buchstaben Correktur bedeuten? solche liegt sicher vor in 55 *uinia,* wo wie in 74 *orbs,* 200 *tribla* Durchstreichen hinzukommt, und in 77 *fragellum* ist *r* vielleicht aus ursprünglichem *l* gemacht. In andern Fällen jedoch darf man zweifeln, ob nicht Doppellesart zu verstehen ist: die Form wenigstens, übergeschriebene Buchstaben mit beigesetzten Punkten, bedeutet in älteren lat. hss. durchaus nicht immer Correktur, sondern häufig nur Variante, was am Rande nicht selten durch *alias* oder *in alio exemplari* ausdrücklich erklärt wird. So kann 184 *celips* sehr wohl die gerügte Sprechform gewesen sein und ·*e*· ist vielleicht nur nach der zweiten Form 60 *celeps* vom Schreiber hinzugefügt: ähnlich 197 *iunipirus* oder *iunepirus* (volksetymologisch, Anklang an *pirus*), 141 *fasiolus* oder *faseolus, non fassiolus* oder *passiolus,* 146 *pusinnus* oder *pusillus,* 209 *gratu* (wohl aus *gratli* der Vorlage verlesen) oder *glatri.* Doppelform liegt ja auch vor 204 *musium uel musiuum* gegenüber 26 *musium.* Ob solche Varianten nur die eigene Auffassung oder Erfahrung des Schreibers aussprechen wie etwa das Urteil *utrumque dicitur* zu 53 *calida non calda,* oder aus einer der Vorlagen, die rückwärts liegen bis zum Verfasser hinauf, mitgenommen sind, lässt sich natürlich schwer entscheiden. Jedenfalls sind die übergeschriebenen Buchstaben nicht ohne weiteres als Berichtigung von Schreibfehlern zu nehmen, und wenn sie eine zweite Form neben der ursprünglich gemeinten andeuten, so wird eben das Urteil über diese Wörter noch anders lauten müssen.

Mit den Correkturen haben die Dreipunkte hinter und entsprechend über manchen Wörtern schwerlich etwas zu thun. Wie das Kreuz hinter 134, 147 (hinter 146 ist nicht *a,* sondern Dreipunkt), so sind auch die Punktgruppen gewiss nur Zeichen eines Lesers zu irgend welchem uns nicht mehr erkennbaren Zwecke z. B. des Unterrichtes, der gruppenweisen Zusammenstellung dgl. Solche Punktgruppen kommen zahlreich in hss. der lateinischen Glossare saec. VIII—XI vor (vgl. *Corp. Gloss.* II p. IX sq. XXIII sq.): in einer hs. saec. X sind die hebräischen Wörter sämmtlich durch den Dreipunkt gekennzeichnet.

Nach einer Uebersicht über die vorliegende Rechtschreibung und die Fehler lässt Foerster den Text der *Appendix* mit ausführ-

lichen sprachlichen und kritischen Bemerkungen folgen, zu denen auch Buecheler und Usener beigesteuert haben. Durch Vergleich des Faksimile habe ich folgende Abweichungen von den bei Foerster gegebenen Lesungen gefunden:

86 *cloaca non cluaca:* an erster Stelle verleiten die Abklatschspuren leicht dazu, *u* statt *o* zu lesen; an zweiter Stelle ist *clauaca* unmöglich, es steht *cluaca* und zwar *ac* in Ligatur.

89 *facies non facis* ist sicher: *ci* beide Male mit Ligatur.

90 *cautes non cautis*: so Endlicher und Keil richtig; *ti* mit Ligatur und *s* zum Teil in der Falte, aber sicher; nicht *clu* sondern *cau* mit hochgezogenem *a* — daher unten der scharfe Winkel —, dessen oberer Teil abgebröckelt ist; das *u* gewinnt durch den Abklatsch den Anschein eines *o*.

94 nach *suppellex non superlex* kann ich den Zusatz *utrumque dicitur* nicht herauslesen: nur *dicitur* ist sicher, unklar das vorhergehende; ob tironische Note?

96 *nubes non nubs* sicher: das gerügte *nubs* findet sich öfter, auch Corp. Gloss. II 508,12.

106 *syrtes non sertis* und über *se* ein *y*, also *syrtis: ser* in Ligatur ist deutlich. Die Form *sirtis* zweimal in Corp. Gloss. IV 567, 34, 35, sonst oft *syrtes*, aber stets als Plural.

108 *sedes non sedis* ist noch zu erkennen.

115 *glis non gliris:* das zweite Wort ist weder *glir* noch *liris*, sondern deutlich *gliris*.

117 *tinea non tinia:* auch das letzte Wort ist sicher — unter *tinea* zwei lange Striche, wohl Abklatsch von der folgenden Seite.

119 *clamis non clamus:* nicht zu *chlamis* corrigirt, denn das angebliche Aspirationszeichen über *c* ist nur Endschnörkel von *x* des darüberstehenden *exter*.

131 *puella non polla* (über *o* ein *e*): im letzten Worte die beiden *ll* nicht verbunden, sondern das hintere durch Abklatsch bedeckt.

141 *fasiolus* (über *i* ein ·*e*· geschr.) *non fassiolus* (über *f* ein ·*p*· geschr., der Strich über erstem *s* ist nur Abklatsch): das erste Wort lautet weder *faciolus* — dann wäre *ci* in Ligatur — noch *fassiolus*, denn das angebliche zweite *s* ist nur Abklatsch.

148 *aries non ariex* ist sicher.

151 *opobalsamum non ababalsimum* deutlich: das *u* der Endung in beiden Wörtern hochgestellt, über erstem *a* des letzten Wortes 2 oder 3 Punkte, denen solche unter *m* am Ende entsprechen. Unbetontes *a* zu *i* mit Anlehnung an ähnliche Wortausgänge; und nachdem *po* an die Haupttonsilbe angeglichen war (Corp. Gloss. II 385, 54 οπαπαλσαμον vgl. IV 133, 22 *opubalsamu* und *oboualsamum*), wirkte wohl noch die Bedeutung (*lacrima balsami*) dazu, *ob* mit *ab* zu vertauschen.

152 *mensa non mesa* deutlich: die gerügte Form findet sich z. B. auch in dem bekannten Papyrus Corp. Gloss. II 563, 21 *damesa : parates.*

153 *raucus non draucus* glaube ich ebenfalls zu erkennen.

197 *iunipirus* (über *ni* ein ·*e*·) *non iuniperus* deutlich, wie Keil richtig hat. Im gerügten *iuniperus* ist anlautendes *i* ebenfalls hochgezogen wie immer im Anlaut, zum Teil verdeckt durch Abklatsch; *er* in Ligatur und *u* hochgestellt.

202 *constabilitus non constabilitus* Fœrster unzweifelhaft richtig.

Ich zweifle nicht, dass man in der Hs. selbst das meiste noch fehlende oder unsichere entziffern kann, auch ohne Anwendung von chemischen, angeblich unschädlichen Mitteln.

In der Frage nach der Herkunft weist Foerster, wie schon Ullmann, Roman. Forschungen VII 148 ff. gethan hatte, die Ansicht von Gaston Paris über die Entstehung in Afrika zurück. Die Appendix ist keine einheitliche Sammlung: entstanden ist sie wahrscheinlich in Rom selbst, nicht in Afrika; auch süditalienischer Einfluss ist nicht zu erweisen. Für die Zeitbestimmung bringt nichts beweisendes 47 *homfagium non monofagium,* wo Endlicher, Ullmann. Foerster *omfacium non omfagium* ändern möchten: schwerlich richtig, *monofagium* spricht nicht notwendig für das Klosterleben. Sein Gegensatz ist *homfagium = homofagium.* Das ist nicht lautliche oder formale Berichtigung, sondern begrifflicher Gegensatz ähnlich lautender Wörter, wie er in den Sammlungen „*de differentiis*“ häufig vorkommt. Zu derselben Gruppe gehören die vorhergehenden 45 *pancarpus non parcarpus*, wo ein Compositum mit *parcus* vorliegt (*parcarpus* mit dem Silbenverluste wie ido(lo)latria und andere Beispiele bei Foerster, Zusätze zu 135): und 46 *theofilus non izofilus,* wo Foerster die Aenderung *ziofilus* mit Recht zurückweist, seine Erklärung aber *zofilus = theofilus* und i + z wie i + s impurum doch grossen Bedenken unterliegt; *izofilus = idiofilus* ist lautlich und begrifflich ohne Schwierigkeit.

JENA. G. GUNDERMANN.

Kurth, Godefroid. *Histoire poétique des Mérovingiens.* Paris, Bruxelles, Leipzig, Brockhaus 1893. 8⁰ 552 S. Preis 10 frs.

Pio Rajna *(le origini dell'epopea francese 1884)* hatte den Nachweis erbracht, dass der französischen Heldensage, welche in der Gestalt Karls des Grossen ihren Mittelpunkt hat, eine fränkische in der Merowingerzeit vorausgegangen sein müsse. Allgemeine Erwägungen, bestimmte Zeugnisse, Nachklänge in der französischen Karlssage und in den fränkischen Geschichtsquellen ermöglichen uns eine Vorstellung von dem Inhalt der merowingischen Heldensage, welche reich entfaltet war. Godefroid Kurth, der bereits mehrere

wertvolle Studien zur merowingischen Geschichte veröffentlicht hat, behandelt in einer sorgsamen und ausführlichen, sehr klar und schön geschriebenen Untersuchung die Frage, in wie weit die fränkischen Geschichtsquellen, besonders Gregor von Tours, Fredegar und der liber historiae, aus der Sage schöpften. Von einigen Stücken galt sagenhafter Ursprung schon längst für sicher (vgl. bereits die deutschen Sagen der Brüder Grimm II Nr. 424 ff.). Kurth bemüht sich, indem er die Ergebnisse historischer und philologischer Forschung gleichmässig sich zu Nutzen macht, die sagenhaften Bestandteile genau und vollständig zu bestimmen und von den geschichtlichen loszulösen. Die Geschichtschreiber haben keineswegs nur schlichte, glaubhafte Tatsachen erzählt, sondern waren, namentlich für die weiter zurückliegende Vergangenheit, auf die mündliche, mehr oder weniger sagenhafte Überlieferung angewiesen. Zunächst wird die Gesinnung und Art der betreffenden Autoren geschildert, welche im allgemeinen der Aufnahme eigentlicher Sagen eher widerstrebten; hierauf erörtert K. die vorhandenen schriftlichen Quellen, welche ihnen zu Gebot standen, um dadurch festzustellen, was aus mündlicher Tradition oder eigenem Erlebnis stammt. Die geschichtliche Thatsache trennt nun K. von der Sage, die nach und nach um diesen Kern anwuchs. Innerhalb der Überlieferung lässt sich eine volkstümliche und eine kirchliche unterscheiden; die letztere, wenig bedeutend, erzählt Wunder und Heiligengeschichten, die erstere kündet von heldenhaften Thaten, von bedeutsamen Ereignissen. Verschiedene Entwicklungsstufen sind zu erkennen, von dem sagenmässig ausgeschmückten Berichte bis zum epischen Liede. Die Scheidung der historischen und sagenhaften Elemente ergibt sich aus inneren Gründen, die meistens überzeugend sind. Die Sage wird erwiesen, wo die Handlung unwahrscheinlich oder unmöglich ist, wo dagegen ihre einzelnen Züge auch sonst in Dichtungen wiederkehren. Mit Aufwand grosser Sorgfalt weist K. jedesmal den sagenhaften Charakter einer Geschichte nach und sucht, wenn irgend möglich, auch die Entwicklungsstufe zu bestimmen. Manche feinsinnige und treffende Bemerkung über Einzelheiten bei der Entstehung der Epen läuft hier mit unter. Man begegnet einem methodischen Versuche zur Erkenntnis des Unhistorischen, der auch sonst bei mittelalterlichen Geschichtsquellen mit Erfolg anzuwenden sein dürfte. Für das Wesen der Sage besitzt der Verf. richtiges Verständniss. Philologisch ist er in der Hauptsache genügend geschult; Bedenken aber erregt die seltsame Bemerkung auf S. 117, Thuringi und Tungri seien ein und derselbe Name in ursprünglicher germanischer Form und in lateinischer Wiedergabe, während es sich doch nur um Verwechselungen später Autoren handeln kann, wenn diese Namen gleichwertig gebraucht werden.

In seiner Methode wie in seinen Ergebnissen ist Kurths Buch lehrreich. Es bereichert unsre Kenntniss der germanischen Heldensage, indem eine blühende fränkische Sage der Merowinger ebenbürtig den poetischen Schöpfungen der anderen Stämme zur Seite tritt; dem Romanisten eröffnet sich ein weiterer Ausblick auf die Vorläufer der französischen Karlsepen. Der Historiker lernt Vorsicht bei Benützung der merowingischen Geschichtschreiber, bei denen, wie Kurth in seiner schönen Studie über die Königin Brunhild (*revue des questions historiques*, juillet 1891) zeigte, viel tendenziöse Entstellung und Sagenbildung in Abzug zu bringen ist.

W. Golther.

Sudre, Léopold. *Les sources du roman de Renart.* Paris, Bouillon. 1893. VIII. 356 S. Mark 10.

Sudre unternahm ein nützliches Werk, wenn er einmal Umschau hielt auf dem Gebiete der Tiersage, die wichtigsten Ergebnisse im Hinblick aufs Ganze zusammenstellte und durch zahlreiche feine Beobachtungen die Forschung im einzelnen weiter führte. Die französischen Dichter des Mittelalters haben den Stoff aus der älteren Überlieferung übernommen, sie waren nicht in eigener Erfindung schöpferisch tätig, höchstens brachten sie einige Zuthaten bei, welche aber die Grundzüge der Handlung nicht berührten. Diese Grundlagen des roman de Renart gilt es festzustellen. Nachdem J. Grimms Lehre vom germanischen Ursprung der Tiersage nicht Stich hielt, bieten sich als andere Erklärungen die antiken Fabeln und die Tiermärchen dar. Die Tiersage erwuchs auf gelehrtem oder auf volkstümlichem Grunde. Die eine wie die andre Annahme wurde oft allzu einseitig verfochten; Sudre erkannte, dass beide berechtigt sind und suchte beide im richtigen Verhältnis heranzuziehen. Sein Ergebnis ist, dass die antike Fabel nur in geringem Umfang auf die Entstehung der Tiersage einwirkte. Zwischen den klassischen Vorbildern und den Geschichten des roman de Renart besteht ein gewaltiger Abstand. Hier reiches, bewegtes Leben, Ausmalung im einzelnen, dort gedrängte Kürze. Ihre Umwandlung zu der Gestalt, in welcher sie uns in den französischen Gedichten entgegen treten, vollzog sich teils in der klösterlichen Litteratur, teils in mündlicher Überlieferung. An letzter Stelle auf Fabeln gehen die Episoden „Renart vor Gericht", „Renart als Arzt", „Der Löwenanteil", also besonders solche Geschichten, in welchen der Löwe der König der Tiere ist, zurück; ebenso die Geschichte vom Fuchs und Raben. In einem einzigen Fall erweist sich eine Branche XVIII als eine unmittelbare litterarische Entlehnung, als eine Übersetzung des lateinischen Gedichtes sacerdos et lupus, das

aber seinerseits auf der mündlichen Volkssage beruht (s. 324 ff.). Fast alles andere stammt aus den Tiermärchen, aus der mündlichen Sage, die im Volke umläuft. Der Hauptteil der Untersuchung ist diesem Gedanken gewidmet. Der Vf. versteht es, seine Ansicht geschickt und sorgsam zu begründen; er verfügt über eine ausgedehnte Kenntniss der Märchen und führt seine Beweise mit eingehender Sorgfalt. Schon in der Gruppierung des Stoffes kommt die Verschiedenheit der Grundlagen zum Ausdruck, wenn das 1. Kapitel „Renart und Löwe" die gelehrte, die folgenden Kapitel „Renart und Bär", „Renart und Wolf", „Renart und Vögel" fast durchaus die volkstümliche Strömung zur Voraussetzung haben. Besonders hübsch ist die Behandlung des Märchens von den wandernden Tieren (die Bremer Stadtmusikanten) S. 204 ff.; hier ist der volkstümliche Ursprung unleugbar, zugleich aber erkennt man auch, dass der Schwank klösterliche Kreise durchlief. S. 168 und 184 ist ansprechend erklärt, wie ein älteres Bärenmärchen auf den Wolf übertragen ward. Häufig möchte man bei oberflächlicher Betrachtung eine antike Fabel vergleichen, die jedoch bei näherem Zusehen gar keine wirklichen Berührungspunkte aufweist; zur richtigen Auffassung führt ein ganz verschiedener Weg (vgl. S. 226 ff.). Die Geschichte vom Fuchs und Hahn zeigt die Parallele zu einem Märchen, das allerdings auch einer äsopischen Fabel zu Grunde liegt; aber die Tierdichtung schöpfte nicht von dort, sondern unmittelbar wiederum aus der Volkssage (S. 287). Bei der Branche Ib (S. 250 ff.) kommt die Selbständigkeit des französischen Dichters einmal ausnahmsweise mehr zur Geltung, indem die Handlung zwar mit Verwertung einzelner Züge der Tiersage aber doch im ganzen als Satire frei aufgebaut ist. Überhaupt ist die Gruppe „Renart und Wolf" als Ganzes genommen eine Schöpfung der französischen Dichter mit manchen Neuerungen und Veränderungen. Die einzelnen Bestandteile sind freilich auch hier von der Überlieferung gegeben (S. 270). Den Geist der französischen Dichtung hat Sudre nur kurz, aber treffend geschildert (S. 342); in den alten und guten Branchen ist die naive Erzählung vorherrschend, erst allmählig tauchen satirische, moralische und lehrhafte Zuthaten auf, meist zum Schaden des poetischen Gesammteindrucks. In der Frage nach Heinrichs des Gleissners Quelle stimmt Sudre (S. 29 Anm.) mit Voretzsch überein; die Arbeit von Büttner, der Reinhart Fuchs und seine französische Quelle, Strassburg 1891, kannte er noch nicht. Zu Kapitel IV, S. 301 ff. ist jetzt noch Reissenberger, des Hundes Not, Wien 1893, zu vergleichen. S. 345—8 findet sich eine gute Bibliographie der zur Tiersage vorhandenen Quellen.

MÜNCHEN. WOLFGANG GOLTHER.

Alton, J., *Anseïs von Karthago.* Gedruckt für den Litterarischen Verein in Stuttgart. Tübingen 1892. 606 S. 8⁰.

Spanien ist unterworfen. Karl überträgt, bevor er nach Frankreich heimzieht, die Herrschaft über das neu eroberte Land seinem Neffen Anseïs, den er zum Könige krönt, nachdem die Grossen seiner Umgebung diese Würde in Anbetracht der damit verknüpften Verantwortung und Mühe abgelehnt haben. Unter den Beratern, die bei dem jugendlichen König in Spanien zurückbleiben, befindet sich Ysoré, dessen Tochter, Letise, zu Anseïs in Liebe entbrennt. Als sie ihn von ihrem Vater zum Gemahl begehrt, will dieser davon nichts wissen. Er selbst macht, als einige Zeit darauf am Hof des Königs es sich darum handelt, für diesen eine Braut ausfindig zu machen, auf Gaudisse, die schöne Tochter des in Afrika herrschenden Sarazenenkönigs Marsilies, aufmerksam und begiebt sich, nachdem sich Anseïs mit dieser Wahl einverstanden erklärt hat, zusammen mit Raimund auf die Brautwerbung übers Meer. Anseïs aber bittet er, während seiner Abwesenheit Letise zu beschützen, indem er namentlich die Erhaltung ihres unbefleckten Rufes seiner Fürsorge empfiehlt. Anseïs verspricht gerne alles und ist von der redlichsten Absicht erfüllt, sein Wort zu halten. Ysorés Tochter aber gelingt es, die Durchführung seiner guten Vorsätze zu vereiteln. Durch List bringt sie den König dahin, dass er ohne es zu wissen und zu wollen, sie entehrt. Als Ysoré davon Kunde erhält, ist er wie umgewandelt. Der treue Berater des Königs wird, obgleich er aus dem Munde seiner Tochter den genauen Sachverhalt und somit die Unschuld des Anseïs erfahren hat, dessen erbitterter Feind. Ysoré beschliesst, seinen Christenglauben abzuschwören, zu den Sarrazenen überzugehen und mit deren Hülfe Anseïs aus Spanien zu vertreiben.

Die erwähnten Vorgänge werden in den 2062 ersten Versen unseres Epos dargestellt. Fast den ganzen Rest, mehr als $^4/_5$ des Ganzen, nehmen die Schilderungen endloser Kämpfe ein, aus denen der Rachezug des Ysoré gegen Anseïs sich zusammensetzt. Anseïs kämpft mutig, muss aber der Übermacht weichen und wird von einer Position in die andere zurückgedrängt. Endlich beschliesst er, Boten nach Frankreich an Karl zu senden, der mit einem grossen Heer dem hart Bedrängten zu Hülfe zieht. Die Sarrazenen werden geschlagen, Spanien wird von neuem erobert, Ysoré wird enthauptet, Letise auf Lebenszeit in ein Kloster gesperrt. Anseïs, welcher mit der ihm seit Beginn des Krieges treu ergebenen und später zum Christentum übergetretenen Gaudisse sich vermählt hat, herrscht über Spanien weiter. Karl kehrt nach Frankreich zurück, wo er einige Zeit darauf in Aachen stirbt.

Das 11 607 Verse umfassende Gedicht ist in 7 Handschriften

überliefert, von denen 3 in fragmentarischem Zustande sich befinden. Eine eingehende Untersuchung über das Abhängigkeitsverhältnis der Handschriften hat zu einem befriedigenden Ergebnis nicht geführt, was den Herausgeber veranlasste, die relativ beste Hs. A., ausser wo sie offenbare Verderbnisse aufweist, seiner Ausgabe zu Grunde zu legen. Unter dem Text werden „wichtigere Sinnvarianten“ der anderen Hss. verzeichnet, „orthographische“ Varianten nur soweit berücksichtigt, als sie „besonders lehrreich zu sein schienen“. „Eine orthographische Uniformierung“ wurde nicht beabsichtigt, doch wurden „die vielen orthographischen Schwankungen der Copisten der Hs. A durch die aus der Untersuchung der Reime gewonnenen Resultate zu beseitigen gesucht“. Gegen dieses Verfahren lässt sich an sich nichts einwenden. Eine Vergleichung der Ausgabe mit dem von W. Meyer-Lübke im 9. Bande der Zs. f. rom. Phil. veröffentlichten Abdruck einzelner Partieen unseres Epos nach den auf der Nationalbibliothek befindlichen Hss. legt mir nur den Wunsch nahe, dass der Herausgeber im Variantenapparat in noch ausgiebigerer Weise die abweichenden Lesarten der einzelnen Hss. verzeichnet und in der seiner Ausgabe beigegebenen sprachlichen Untersuchung noch eingehender, als er es gethan, orientiert hätte über die Erwägungen, die ihn im einzelnen Falle veranlassten, die Sprachformen des Copisten der Hs. A. durch die von ihm beliebten zu ersetzen. Im Übrigen hat sich Alton seiner Aufgabe, einen lesbaren Text zu liefern, mit grossem Geschick entledigt, so dass ein so competenter Beurteiler wie A. Mussafia in seiner eingehenden Besprechung der Ausgabe (*Zs. für die österreichischen Gymnasien* 1893, S. 138—144) nur weniges zu beanstanden gefunden hat.

Beigegeben ist der Ausgabe ein sehr ausführliches „Schlusswort des Herausgebers“ (S. 421—605): I. Bisherige Erwähnungen und Besprechungen des Anseïs von Karthago. II. Handschriften. III. Verhältnis der Handschriften untereinander. IV. Übersichtliche Darstellung der Reime. V. a) Dialekt des Anseïs von Karthago. b) Dialektische Eigenthümlichkeiten der Handschrift C. VI. Abfassungszeit des Anseïs von Karthago. VII. Geschichtlicher Hintergrund des Anseïs von Karthago. VIII. Italienische und französische Prosa des Anseïs von Karthago. IX. Inhalt des Anseïs von Karthago. Es folgen: Anmerkungen. Wörterverzeichnis. Eigennamen. Viel tüchtige gelehrte Arbeit wird hier geboten, für die dem Herausgeber der Dank aller gebührt, die für französische Sprache und Litteratur des Mittelalters sich interessieren. Mögen ihm die folgenden Bemerkungen das Interesse bezeugen, mit dem Referent seine lehrreiche und anregende Arbeit studiert hat. Nicht auf alles kann ich hier eingehen, was mir in seinen Ausführungen der Ergänzung und Besserung bedürftig erscheint. Ich hätte sonst

vor allem bei dem Kapitel zu verweilen, welches die sprachliche Untersuchung enthält. Vgl. A. Mussafia in seiner oben erwähnten Rezension S. 140f.

Der unbekannte Dichter des Anseïs verräth, wie S. 469 ff. gezeigt wird, eine ausgedehnte Bekanntschaft mit gleichzeitigen oder älteren epischen Produktionen. Daraus, dass diese Anspielungen sich auf Denkmäler beziehen, welche nicht über den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herunterreichen, ferner daraus, dass die ältesten uns erhaltenen Hss. des Anseïs nicht nach der Mitte des 13. Jahrhunderts geschrieben sein können und aus der Sprache schliesst Alton, dass das Gedicht in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden ist. Das letzte der erwähnten Argumente hätte ich eingehender dargelegt zu sehen gewünscht, als es von Alton geschehen ist, wenn er S. 482 bemerkt „Stil und Sprache, sowie die ganze Darstellungsweise des Gedichtes verweisen auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts“ ohne eine Zusammenstellung derjenigen sprachlichen Erscheinungen zu geben, die er als charakteristisch für die Abfassungszeit des Textes ansieht. Was die Anspielungen auf andere Epen angeht, so sei bemerkt, dass eine Erwähnung des Königs Artus ausser in Vers 4154 auch in Vers 3059 begegnet: *En une cambre; ki fu del tens Artu, Coucent les contes.* Eine eingehendere Untersuchung hätten wohl die Beziehungen des Anseïs zur ersten Branche (V. 1—3479. S. Voretzsch, *Ueber die Sage von Ogier dem Dänen.* Halle 1891) der *Chevalerie Ogier de Danemarche* verdient. Ogier wird öfters im Anseïs erwähnt. Z. B. 10395 *Ogiers tint Corte, durement a caple.* An einer anderen Stelle wird im Anseïs erzählt, dass Karl an die Garonne kommt, und durch ein Wunder es ihm ermöglicht wird, sein Heer durch den Strom zu führen: 9535 *Li aige part, ne cort n'avant n'ariere.* Dann heisst es unter Erwähnung des Helden Ogier weiter: *Quant l'aperchiut dus Namles de Baiviere, Ogier le mostre, ki fu confanoniere; L'os l'aperchiut, s'entra en la riviere. Ogier devant cevauce en la frontiere.* Hierauf wird ein zweites Wunder erzählt. Ein weisser Hirsch zeigt dem Heere den Weg: 9540 f. *Par devant aus va une blance ciere Ki lor fait voie parmi la sabloniere.* Ist es blosser Zufall, dass zwei ähnliche Wunder in den *Enfances Ogier* erzählt werden? Hier handelt es sich einmal um den Uebergang Karls über die Alpen: 269 ff. *Dex ama Kalle e si l'avoit mult chier, Si li envoie un message moult fier: Parmi les loges vint uns cers eslaissiés Blans come nois, quatre rains ot el cief.* An einer anderen Stelle wird berichtet, dass das Wasser der Tiber in seinem Lauf gehemmmt wird: 3016 ff. *Ce dist la geste, escrit est et voir fu, Dessi au vespre est li Toivre tenus, C'avant n'ala, n'onque ne se remut.* Es können unserm Autor aus ganz verschiedenen Quellen diese offenbar weit verbreiteten

Wundergeschichten bekannt geworden sein[1]. Im Zusammenhang mit anderem bleibt das Vorkommen im Anseïs und in den Enfances Ogier immerhin beachtenswert. Alton verzeichnet im „Wörterverzeichnis“ ohne nähere Angabe: ***hurter son doit a son dent*** 4995, 7003. Der Ausdruck hätte einer Erläuterung bedurft, und es hätten die Stellen, an denen derselbe im Text begegnet, vollständig verzeichnet werden müssen. Es handelt sich um einen sonst in der mittelalterigen Litteratur, so weit ich sehe, selten erwähnten heidnischen Formalismus beim Schwur, welcher darin bestand, dass der Schwörende mit dem Finger an die Zähne klopfte:

4993 *Dist li mesages: Voire sans traiement,*
La moie foi vous en jur loiaument,
(Son doi leva, si le hurte a son dent)

7003 *Ysores l'ot, si a son doit leve,*
Isnelement l'a a son dent hurte,
Che senefïe, n'i ara fausete.

Zu diesen beiden von Alton angemerkten Stellen füge hinzu:

7008 *Dist Ysores: „Jel vous jur loiaument!“*
Leva son doit, si le hurte a son dent.

und 8530: Bevor Anseïs den gefangenen heidnischen König Felix einer Gesandschaft an Karl als Führer beigiebt, verlangt er von ihm eine förmliche Betheuerung seiner Ergebenheit mit den Worten: *Et sor vo loi vuel, que le fianchies.* Dann heisst es weiter:

Il li otroie, dont fu li dois drechies,
Hurtes au dent, che fu senefïes,
N'en mentira pour estre detrencies.

Das gleiche Rechtssymbol begegnet Enfances Ogier:

1602 *Et Karaheus refait sa seurte,*
Hauça son doit, à son dent l'a hurté;
Puis n'en mentist por les membres coper.

---

[1]) Vergl. noch Ogier 8089 f.; Fierabras S. 132; Alton, Anseïs S. 478 f., wo auf G. Paris, *Histoire poëtique* p. 249 etc. verwiesen und für den Dichter des Anseïs Bekanntschaft mit der Karlamagnus-Saga vermuthet wird.

[1]) Vgl. Ogier 11588 *Li païen l'ot, et fiert le doit au dent;*
Ne l'en mentist por un membre perdánt.

F. Pfaff, *Reinolt von Montelban oder die Haimonskinder.* Litt. Ver. 174, S. 665 citiert aus *Karlmeinet* (ed. Keller, Litt. Ver. 45) 33, 14. 15:

Der Konynck kloppde vp synen zant,
Dat was syner hoesten truven pant.

und macht ebenda auf eine weitere einschlägige Stelle des von ihm herausgegebenen mittelhochdeutschen Textes aufmerksam:

14370 *Da geben sie sicherheit balde,*
der soldan und sine gesellen Reinalt,
sie klopfften all an ir zande.
(Noch ist die truwe in irem lande,
die sie halten, di Sarazinen).

Auch darauf möchte ich hinweisen, dass eine auffallend grosse Anzahl Eigennamen (meist Namen von Sarazenen) im Anseïs und in der Enfance Ogier übereinstimmen und die Träger derselben z. T. in ähnlichen Situationen vorgeführt werden:

Anseïs 2758 *Iluec ont pris Anquetin, le Normant,*
Hugon d'Auvergne et de Riviere Morant.

Ogier 527 *Là r'abatirent Anquetin le Normant,*
Droom le viel et son frère Morant.

Anseïs 5227 tödtet Anseïs den Sarrazenen *Brunamont* im Kampfe. Ogier 2993 wird ein Heide gleichen Namens von Ogier besiegt und getödtet. Anseïs 2624 *Danemon* von Anseïs getödtet; Ogier 3038 *Danemont* von Ogier getödtet. Vgl. noch mit den von Alton S. 595 ff. aus dem Anseïs angemerkten Eigennamen *Acoupart* Ogier 796, 991; *Amoravin* ib 2325, 991; *Baligant* ib. 789; *Butor* 3037; *Corbarant* 3036; *Corbarins* 2333; *Corsuble* 1199; *Fauseron* 660; *Joifroi* 1328; *Jossés* 627; *Morgant* 1970; *Quinquinant* 750; *Rodoans* 2189; *Rubion* 2088; *Salomon* 508; *Sanson* 505, 520; *Widelon* 529 u. s. w.

Das von Alton seiner Ausgabe beigegebene Wörterverzeichnis ist sehr reichhaltig und doch bei weitem nicht vollständig. Nach welchem Grundsatz bei der Auswahl der verzeichneten Wörter verfahren wurde, ist nicht recht ersichtlich. Weshalb werden Wörter wie *droiturier* (2577, 7713), *don* (63), *seignorage* (9214) übergangen, wenn *droit, droiture, doner, seignori* verzeichnet werden. Derartige Verzeichnisse sollten absolut vollständig sein oder nur wirklich seltene und der Erklärung bedürftige Wörter enthalten. Was Alton zur Erklärung der aufgenommenen Wörter beibringt, befriedigt nicht immer. Hier einige Beispiele. Zu aramie wird auf Demaison's Ausgabe des *Aymeri de Narbonne* verwiesen, woselbst es im Vocabul. heisst: „impétuosité, acharnement. *Le sens primitif de ce mot est bataille dont le jour a été fixé d'avance,* puis il a signifié combat en général, lutte opiniâtre.“ Was die Grundbedeutung angeht, so wäre ein Hinweis auf Thévenin, *Contributions à l'histoire du droit germanique.* Paris, Larose. 1880 (§ 1 Sens du mot *adhramir* dans les textes mérovingiens et carlovingiens. § 2 Sens du mot *arramir* dans quelques coutumes et livres de pratique judiciaire français) oder auf Brunner, *Deutsche Rechtsgeschichte* § 102 mehr am Platze gewesen. *Aramir* ist ein Ausdruck der fränkischen Rechtssprache, der „festmachen, rechtsförmlich, zusagen“ bedeutet. Das hiervon abgeleitete Subst. *arramie* (mlt. arramita, arremita) bezeichnet das rechtsförmliche Versprechen und den rechtsförmlichen Vertrag. *Arramir une bataille* heisst einen rechtsförmlichen Vertrag dahin eingehen, dass man sich verpflichtet, für die Richtigkeit einer Aussage

den Kampfbeweis anzutreten. Hieraus abgeleitet sind die Bedeutungen, die das Subst. *arramie* nach Demaison im Altfranzösischen angenommen hat.

Unter avoes vermisse ich einen Hinweis auf Vers 4022, wo damit das Verhältnis des Marsilies zu seiner Gemahlin ausgedrückt wird: Dist Rodoaus: „Roïne, or m'entendes! Li rois Marsiles, *vostre drois avoës*[1]), Mande par moi, ke vous le secores. Par toute Aufrique l'ariereban crïes . .". — Interessant ist die von Alton angemerkte Stelle V. 6995: Ysores fordert den Anseïs zum Zweikampf heraus mit den Worten: N'est pas par loiaute; Ton sairement as vers moi trespase; Sel proveroie au brant d'achier letre Vers vostre cors *sans nul autre avoë*, ke tu n'es dignes de tenir roiaute. Alton giebt hier *avoe* mit „Schiedsrichter" wieder. Ist es nicht vielmehr = Anwalt, Vorsprecher im Rechtsstreit? In den Rechtsquellen kommt *avoue* in dieser Bedeutung vor.

banir wird mit „versammeln" wiedergegeben. Mag man diese verallgemeinerte Bedeutung für Vers 9977 allenfalls gelten lassen, so ist sie doch für V. 9334 nicht zutreffend. Dort heisst es von Karl:

> *Letres fait faire, dont il fu bien apris;*
> *Par ses mesages les trasmet ses amis*
> *Et par l'empire les barons seignoris;*
> *Mout cruelment les a li rois banis;*
> *Ki n'i venra, sers iert racateïs,*
> *Ia mais nul jor ne sera ses amis.*

banir heisst „unter Androhung der Bannstrafe entbieten." Bekanntlich war das Bannrecht das wichtigste dem Könige zustehende Recht in fränkischer Zeit.

caitif „Kriegsgefangener (?) 3356". Dazu S. 520 die Anmerkung „*come caitis . . con ours encaïnes* = als Gefangener wie ein angeketteter Bär; das Wort *caitis* scheint hier noch die ursprüngliche Bedeutung zu haben; vgl. Foerster, Aiol zu 979". Nach Foerster wäre „die Grundbedeutung schon früh verloren gegangen." Ich verweise auf Fierabras 4 *Rolland et Ollivier emmenerai je chaitis.* Aye 100 *Assez en ont mené chetives et chetis. Aye 109 Seignors, qu'a il dont fet de trestous les chetis. Qu'il enmena anten de cest nostre pais? — Parfoi! tuit sont delivre, une masse en a ci.* Cour. Looys 306 f. Ren. de Montaub. 121/8 Mort Aymeri de Narb. 712.

Coumain begegnet dreimal im Text: 794 D, 7853 B, 2637 *(gent coumaine)*. Der Herausgeber übersetzt es an den beiden ersten

[1]) Der man ist des wibes *voget* heisst es im Schwabensp.-Landrecht 10 (s. Gengler, Zs. f. deutsche Kulturgeschichte III (1858), S. 211, Anm. 88).

Stellen mit „gemeiner Soldat“, an der zuletzt erwähnten mit „Gemeindebann“. Dazu wird hingewiesen auf Foerster, Chev. as II esp. zu 8154, woselbst folgendes ausgeführt ist: *li comuns,* auch *la comune* „der niedrige Haufen, das Volk“, bes. häufig *assembler la c.* „das Volk in Waffen“, etwa = „Landsturm“. Ich glaube, dass Alton, wenn er über die Geschichte des Wortes orientieren wollte, eher auf Foersters Glossar zum *Aiol* hätte hinweisen sollen, wo *commune* zweimal in der Bedeutung „Heeresaufgebot der Bürgerschaft“ nachgewiesen wird, und auf L. A. Warnkoenig, *Französische Staatsgeschichte* (Basel 1846), S. 277 ff., wo über den Ursprung und die Entwickelung der *communes* in Frankreich eingehender gehandelt wird. Danach handelt es sich bei den *communes* zunächst um beschworene Bündnisse der niederen Classe einer Anzahl Städte, zum Zweck der Erlangung grösserer Selbständigkeit gegenüber dem Landesherren, der Geistlichkeit und den ritterlichen Geschlechtern. Im Interesse der Könige lag es, diese Communalbewegungen zu begünstigen. „Durch ihre Intervention traten sie zu allen diesen sehr bevölkerten Städten in ein unmittelbares Verhältniss und gestatteten den Bürgern die geforderten Freiheiten nur unter Bedingungen, namentlich unter der, von ihnen Kriegsdienst verlangen zu können. Von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an findet man beim königlichen Heere die zahlreichen, freilich nur zu Fuss dienenden Schaaren der Communen (Copiæ Communiarum), welche in den Schlachten, z. B. bei Bouvines, nicht selten den Ausschlag geben.“ Mit Bürgermiliz und Bürgerwehr lässt sich das Wort *commune* an mehreren Stellen, an denen es im altfrz. Epos begegnet, wiedergeben. Nicht immer treffen wir die *communes* im Dienste des Königs. Vgl.:

Aiol 8664: *L'enperere fist faire ses cartres et ses bries,*
De par toutes ses teres mande ses chevaliers
Et toutes ses communges a ceval et a pie.

Ogier 3816 rückt die Bürgerwehr der Stadt Dijon gegen Bertran, Gesandten Karls, aus:

Li borgois out la grant cloque sonee
Et la petite tot d'une randonee
E la comugne est tantost asanllee,
A la maison Malsené est alee;
L'assalt comenchent tot a une huee.

Die Bürger von Aigremont helfen dem Herzog Beuves gegen den Gesandten Karls, Lothar, und dessen Begleiter:

Renaus de Montauban S. 18:

Par le mien esciant, ja perdisent a tant
Quant la commune vint com esfoudre corant,
O haches o espees comune gent malveillant.

En la sale se fierent tot plain de mautalant;
La trovèrent roiaus, nes vont pas menaçant,
Ains fierent et ocient quan que vont ataignant.

S. ferner Garin le Loh. I 140 (dazu P. Paris, Anm.), II, 53, 206.

In der von Foerster zu Chev. II esp. 8154 angegebenen Bedeutung „das Volk in Waffen", „Landsturm" kenne ich das Wort im Altfrz. nicht. Der Begriff des Landsturms ist der Karolingerzeit nicht fremd. In aussergewöhnlichen Fällen, namentlich wenn es sich um die Vertheidigung des Landes gegen einen plötzlichen Überfall handelte, war jeder (omnis populus) zum Waffendienst verpflichtet (s. A. Baldanus, *Das Heerwesen unter den späteren Karolingern* = Gierke, *Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte*, IV, S. 51 ff.) und es fehlt in der altfrz. Epik nicht an Stellen, an denen von einem derartigen Massenaufgebot die Rede ist. So:

Gar. le Loh. I, 140:

Nostre empereres a fait sa gent mander,
La veissiez communes assembler,
Et les villains venir et aüner.

Diese Stelle ist besonders interessant, weil den *communes* die *villains* gegenübergestellt werden.

Aiol 10572: *Li rois a fait ses bries, les cartres saieler,*
De par toute sa tere fait ses barons mander,
Tant furent grans les os, ainc hon nes pot esmer.
De la menue gent n'i laisa point aler,
Car il uaut le secor mout durement aster.

Ogier 8122: *Par le païs a fait li rois hucier*
Que a l'ost viegne qi volra gaagnier:
Gart ni remaigne vilain ne manovrier:
Cascuns aport ou haue ou pic d'achier.

Renaus de Montaub. 23: *Qui armes puet porter, si viegne maintenant,*
Qui n'i venra, si soit apelés recréant.

Welchen Begriff die Copisten von D. und B. mit dem Wort *coumain* im Anseis verbunden haben, dürfte sich schwer mit Sicherheit entscheiden lassen. Mit „gemeiner Soldat" scheint es mir jedenfalls wenig glücklich wiedergegeben zu sein. 794 hat D. Sor quoi il montent li prince et *li comain* statt Cevalier montent, *borgois et chitëain*. V. 2637 ist *gent coumaine* im verächtlichen Sinne von den Heiden gesagt.

Conestablie übersetzt Alton mit „Schlossherrschaft", womit es nichts zu thun hat. In der altfrz. Epik ist mir das Wort immer nur begegnet in der allgemeineren Bedeutung „Kriegstruppe, Truppenkörper". Z. B. Aye 112: *Et est venus par mer à tel connestablie Qu'i sont plus de C^m de la gent paienie.* Alisc. 14: *Mais tant*

ferirent en leur connestablie | Qu'une bataille de Turs ont desconfie. Ib. 153 *XXm paiens ot en connestablie.* Aymeri de Narb. 1728: *Qui trois C. furent d'une connestablie.* Acquin 553: *Les Bretons sont en lour connestablie.* Ebenso Anseïs 4834: *Mil cevalier d'une conestablie.* Ib. 7139: *Plus de XX. mil d'une conestablie.* Beachte ib. 5637. VII. *mil somiers d'une conestablie.* Zur Bedeutunggeschichte vgl. Littré s. v. *connétable* und *connétablie.* Mit „Schlossherrschaft" lässt sich frz. *châtellenie* wiedergeben. In unserem Text werden die *castelain* (Alton verzeichnet das Wort im Glossar nicht) Vers 790 erwähnt.

Emparleor ist nicht in dem von Alton in der Anmerkung zu V. 6274 vorgeschlagenen Sinne zu fassen, sondern hat die Bedeutung des im Altfr. öfter begegnenden *emparlier.* S. Godefroy s. v. *emparlier* und vgl. Brunner, *Wort und Form im altfranzösischen Process* (Sitzungsberichte der Kais. Akad. der Wissenschaften. Phil.-histor. Classe. Bd. LXII. Wien 1868. S. 750.)

Esposer. Alton verzeichnet die Ausdrucksweise *esposer d'argent et d'or mier* (6896, 6989 ff.: *Et dist li rois . . . Jou l'esposai voiant tout mon barne. De cier argent et d'or fin esmere*) und verweist auf eine von ihm zu Vers 6896 gemachte Anmerkung: „*Gaudisse espose et d'argent et d'or mier*, d. h. er heirathet G. mit dem Anrecht auf das ganze Vermögen, welches sie mitbringt." Wie sich dies aus den Worten des franz. Textes heraus lesen lässt, ist nicht leicht ersichtlich. Die richtige Deutung gab P. Paris, Garin le Loherain II, 69 f. Hier wird die eheliche Verbindung der Herzoge Garin und Begues mit den Töchtern Milons erzählt:

Chascuns des contes la soie recoillit,
Puis les menèrent au mostier Saint Martin:
Deus arceuesques i out au benëir . . . .
Là les espousent et d'argent et d'or fin.

Espouser d'argent et d'or fin ist eine formelhafte Wendung, die in einer älteren fränkischen Sitte bei der Eheschliessung ihre Erklärung findet. Nicht um die Mitgift der Braut handelt es sich dabei, wie Alton annimmt, sondern um das Muntgeld, das der Bräutigam dem Verlober zahlte. Fredegar berichtet, dass Clodevich, als er die Clotilde heimführen wollte, dem Könige Gundbald *solidum et denarium (ut mos erat Francorum)* überreichen liess. Vgl. weitere einschlägige Stellen aus mittelalterlichen Autoren bei E. Glasson, *Histoire du droit et des institutions de la France.* III, S. 13, Anm. 4.

Maisnie ist mit „Gesinde, Schaar" nicht glücklich verdeutscht. Eher liesse sich an mhd. *gesinde*, ahd. *gisindi*, Gefolgschaft, denken. Vgl. J. Flach, *Études romanes dédiées à Gaston Paris.* Paris 1891. S. 154—163, wo die Bedeutungen, die das Wort in der altfranzösischen Epik hat, eingehend erörtert werden. „*Les parents, groupés*

autour d'un chef, forment le noyau d'un compagnonnage, bien plus étendu . . . . la maisnie, la maison du seigneur, son corps d'élite, le centre de résistance de son armée, son meilleur conseil, son entourage de chaque jour. La maisnie se complète, en dehors de la famille par les fils des vassaux ou des alliés plus fidèles. Ils sont nourris, élevés, instruits au métier d'armes, avec les fils, les neveux, les autres parents. Arrivés à l'âge d'homme ils sont comme eux, armés chevaliers par le seigneur." In dieser ursprünglichen Bedeutung begegnet das Wort in unserem Text. V. 26 giebt der Copist der Hs. D *sa maisnie* der anderen Handschriften wieder mit *sa gent que il avoit norrie.* Nourris ist eine häufig im altfranz. Epos wiederkehrende Bezeichnung für am Hofe des Königs oder eines Grossen erzogene Söhne vornehmer Abkunft, die dadurch zu ersteren in ein besonderes Schutz- und Dienstverhältnis traten, zu seiner „*maisnie*" gehörten. Siehe auch hierüber Flach l. c. Ohne Mühe liessen sich zu den von ihm gesammelten Belegen andere hinzufügen, die geeignet sind, das Verhältnis des Herrn zu seinen *nourris* näher zu illustrieren. So Raoul de Cambrai 7003 f.: Bernier klagt

Trop fis que fox quand je Raoul ocis:
Nourrit m'avoit et chevallier me fit.

ib. 6453 bestimmt der König Ludwig IV für einen seiner *norris*, Harchanbaut de Pontif, Herrn von Abbeville, die Hand der Biautris:

Et ceste dame est fille au sor Guerri:
Doner la vuel a 1 de mes norris.

Wie intim das Verhältnis, in dem Herr und *nourri* zu einander stehen, gefasst wurde, zeigt recht deutlich die folgende Stelle aus Garin le Loherain: II, 189: Ein Bote meldet dem Herzog Begon:

„Perdu avez vostre charnel ami,
Rigaut, l'enfant que vous avez norri;
Jci devant se combat li gentis,
Et sor lui sont si mortel anemi."
— Li dus l'oï, durrement s'esmarri.

Ib. II, 65 sagt der König Pipin:

Et j'ai deus contes dedans ma cour norris,
Jl sunt mi homme et de mon fief saisi;
S'il ont mes nièces je en serai plus fis.

I, 249 nennt Pipin den Begon „*le mien charnel amin*".

Vgl. noch ib. II, 254, 256. Auch im Anseïs begegnet *noris* (ausser a. a. O., wo es nur die Hs. D kennt) 11329: Der Krieg ist beendet:

Et l'emperere, ki est vieus et floris
S'en retorna, s'en maine ses noris;
Revenu sont droit a Costesoris.

Der Herausgeber hat die Bedeutung des Wortes wohl verkannt, wenn er es im Wörterverzeichnis s. v. *norir* mit „Tischgenosse" wiedergiebt. Liess sich ein adäquater nhd. Ausdruck nicht finden, so musste das Wort erklärt und umschrieben werden.

Das Verzeichnis der Eigennamen ist keineswegs vollständig, wodurch es an Wert sehr verliert. Konnte auch darauf in einzelnen Fällen verzichtet werden, sämtliche Stellen, an denen ein Eigenname vorkommt, zu verzeichnen, so durfte doch keiner der im Text begegnenden Namen vollständig übersehen werden. In Altons Verzeichnis fehlen u. a. *Cartres* (8056), *Blois* (8056), *Artisien* (9361), *Barufle* (2864), *Flandres* (348), *Engles* (10075), *Loon* (912), *Lombardie* (351), *Honguerie* (350), *Romaigne* (351), *Otrente* (349), *Provenche* (347), *Frise* (8008). Zu den verzeichneten Namen werden über Erlebnisse, Heimat, Verwandschaft der Personen mehrfach Angaben gemacht. Der Herausgeber hätte aber hier des Guten noch mehr thun können und sich die „Table des noms", welche der Ausgabe des Raoul de Cambrai von P. Meyer und A. Lognon beigegeben worden ist, als Muster nehmen sollen. Hinweise auf das Vorkommen einzelner Namen in anderen Texten giebt Alton gelegentlich. Ich vermag aber nicht zu erkennen, nach welchem Princip er hier bei der Auswahl verfahren. Zu *Salemon* vgl. Acquin (ed. Joüon de Longrais) S. 128, 233; zu *Rispeu* ib. S. 128, 234; zu *Justamon* ib. 228; *Estout de Lengres,* Ille und Galeron ed. Foerster S. 237; *Coine* ib. 2653. — S. 599 steht „*li Fris,* Gondrebues li Fris, phrygisch 9295 . . ." Vgl. Aymeri de Narbonne S. 266 *C'est le Gondeboldus, rex Frisiae de la chronique de Turpin* (ch. XI, XIV, ed. Castets, p. 18, 24). Alton selbst weist unter Gondrebuef auf diese Notiz Demaisons in seiner Ausgabe hin. Vgl. Renaus de Montauban 140, 16 *Gondebuef.* — *Monbendel* wird mit einem Fragezeichen versehen. Der Ort wird näher beschrieben in Renaus de Montauban 144, 3 *As puis de Monbendel sont les os atravées; Près fu de Montauban, à sol ·IIII· jornees, Que on puet veoir la tor et la fumée.* Ib. 144, 27: *Signor, dist Karlesmaine, j'ai assis Monbendel. La roce en est mult haute, mult i a fort castel . . . .* — *Salastré,* l. *Salatre.* Renaus de Montauban 161, 19 trägt der Bote des Königs Yon diesen Namen. In Mort Aymeri de Narbonne ein Sarrazene, der von Guibert d'Andrenas besiegt wird (s. Couraye du Parcs Ausgabe S. 238).

D. Behrens.

Bullrich, Georg. *Über Charles d'Orléans und die ihm zugeschriebene englische Übersetzung seiner Gedichte.* Wissensch. Beilage z. Programm der 2. städtischen Realsch. zu Berlin. Ostern 1893. 23 S. Berlin, Gärtner.

Watson Taylor hat 1827 ein Werk erscheinen lassen: *Poëms written in English, by Charles Duke of Orleans, during his captivity in England after the battle of Azincourt.* Dasselbe enthält 219 Gedichte, von denen 141 Übertragungen französischer Lieder des Herzogs, eins eine Übersetzung eines Gedichtes des Herzogs Philipp von Burgund und 77 Übertragungen von Dichtungen sind, die nicht von Karl herrühren. Verf. ist der begründeten Meinung, dass Karl diese 219 Stücke weder selbst übersetzt noch irgend eins derselben ursprünglich in englischer Sprache verfasst hat. Die Gründe, welche er Taylor gegenüber geltend macht, sind folgende. Die englische Sprache beherrschte Karl nur in unvollkommener Weise, wie das 11 von ihm herrührende englische Gedichte beweisen, die Übersetzung ist dagegen trefflich. Auch war das Französische in England nicht so unbekannt, dass er seine oder gar fremde Gedichte dort durch Übertragung hätte einbürgern sollen. Karl liebte überdies die Sprache eines Volkes, das ihm und seinem Vaterlande soviel Leid zugefügt hatte, schwerlich. Nur langweilige Mussestunden während seiner 25jährigen Gefangenschaft in England füllte er mit englischen Versübungen aus. An Zeugnissen für eine von Karl herrührende englische Übersetzung fehlt es durchaus. Den Verfasser der erwähnten Übertragung kennen wir allerdings ebensowenig.

Hr. B. schickt seiner Untersuchung eine Biographie des Herzogs voraus, worin er den Dichter doch nur nebensächlich berücksichtigt. Auch hätte hier das Verhältniss der s. g. Jungfrau von Orléans zu Karl, den sie aus der englischen Gefangenschaft zu befreien vorhatte, besprochen werden sollen. Die biographischen Zusammenstellungen verdienen sonst wegen ihrer Vollständigkeit und Übersichtlichkeit alles Lob.

R. MAHRENHOLTZ.

Bonnefon, Paul. *Montaigne. L'Homme et l'Œuvre.* In-4⁰; XIII 504 S. Paris, Rouam et Cie. 1893. 15 Fr.

Eine sehr reichhaltige, über 500 Seiten sich erstreckende und gefällig geschriebene Arbeit. Sie scheint zur Feier des 300jährigen Gedächtnisstages des Todes von Montaigne verfasst zu sein, denn das Vorwort ist am 13. September 1892 niedergeschrieben worden. Zahlreiche Detailuntersuchungen, welche in den vergangenen Jahren über den berühmten Schriftsteller und seine Familie angestellt

worden sind, fanden Berücksichtigung, und zwar so, dass die in jenen Untersuchungen zerstreut liegenden Notizen hier zu einem Gesammtbild vereinigt werden. Besonders hat Bonnefon ausgiebigen Gebrauch gemacht von den Urkunden, welche Dr. Payen mit unermüdlichem Sammelfleiss zusammengetragen hat und welche nun in der Bibliothèque nationale aufbewahrt werden. Mit Hilfe dieser Vorarbeiten versucht er in einem sehr interessanten Kapitel die Bibliothek, welche Montaigne in seinem einsamen Thurm aufgestellt hatte und in welcher er Tage lang seinen Gedanken nachzuhängen pflegte, Band für Band zu reconstruieren. S. p. 748 ff. Es seien uns über 60 Bände erhalten, welche bestimmt zu dieser Sammlung gehörten. Der Sprache nach waren es ein spanisches Werk, zwölf französische, 43 italienische, 5 griechische und 32 lateinische. Betrachtet man sie unter dem Gesichtspunkt ihres Inhaltes, so vertheilen sie sich folgendermassen: 3 theologische Werke, ein medizinisches, zwei juristische, ein Roman, der spanische Amadis, elf Dichter, 28 historische Schriften und 15 andere, die schwer einzureihen sind. (S. p. 162 f.). Hierbei werden auch wichtige Bemerkungen hinzugefügt über den Gebrauch, den Montaigne von diesen Büchern machte, über seine Randglossen, über die Auswahl, die er zu treffen wusste. Durch all dies gewinnen wir einen tieferen Einblick in die geistige Individualität des Mannes und können uns von dem Antheil der antiken Litteratur an dem Zustandekommen der „Essais" einen klaren Begriff machen. Aber auch von manchen anderen Spezialstudien über Montaigne hat Bonnefon die wesentlichen Resultate aufgenommen: für die Familienchronik, für die entfernten Ursprünge des Geschlechts „Eyquem", welches der eigentliche Familienname von Montaigne ist, wurde besonders das im Jahre 1875 erschienene, gewissenhafte Werk von Th. Malvezin: *„Michel de Montaigne, son origine et sa famille"* benützt.

Doch hat es der Verfasser nirgends auf Vollständigkeit, auf Erschöpfung des gesammten, jetzt zu Tage geförderten Materials abgesehen. Er will dem Leser erst eine sichere, alles Wesentliche enthaltende Informationsquelle darbieten oder, wie er sich selbst ausdrückt, er gibt nur einen Blumenstrauss, den er sich bemüht hat, geschmackvoll, einfach und wahr zu gestalten.

Wer eine Lebensbeschreibung Montaigne's zu schreiben beabsichtigt, ist in erster Linie auf die *Essais* desselben angewiesen, welche ja eine Art Selbstbiographie darstellen. Einer wahrhaft wissenschaftlichen Benützung derselben stand aber bisher der Umstand entgegen, dass wir verschiedene von Montaigne selbst herrührende Textgestaltungen besitzen. Bonnefon war nun in der glücklichen Lage, drei sorgfältig vorbereitete und ausgeführte Aus-

gaben aus neuerer Zeit zum Vergleich heranziehen zu können: die Ausgabe von Dezeimeris und Barkhausen, welche den Text von 1580, d. h. in der Gestalt, in welcher ihn Montaigne selbst zum ersten Mal in den Druck gab, und die Varianten von 1582 und 1587 enthält; dann die Ausgabe von Jouaust und Motheau mit dem Text von 1588; endlich für die letzte, nach dem Tode Montaigne's erschienene, stark vermehrte Textgestaltung von 1595 die noch nicht zu Ende geführte Ausgabe von Courbet und Rayer. Die Collection dieser Texte gestattete dem Verfasser aus den successiven Aenderungen, die Montaigne selbst von einer Ausgabe zur andern an dem ursprünglichen Text vornahm, den Fortschritt seines Denkens und den Einfluss der Lebenserfahrungen auf dasselbe zu bestimmen. — Die Materialien werden meist chronologisch und sehr übersichtlich unter folgende Kapitelüberschriften geordnet: Montaigne's Familie, Jugend, Magistratsamt, Privatleben, Reisen, Montaigne als Maire von Bordeaux, das 3. Buch der Essais und sein Lebensende, die posthume Veröffentlichung der Essais.

Ist die Darstellung überall lichtvoll und gewandt, so ist es uns hingegen nicht immer möglich in der Beurtheilung der Ereignisse und der Thaten Montaigne's dem Verfasser zuzustimmen. Was z. B. die Stellung des berühmten Denkers in den Religionskriegen betrifft, so scheint uns der Verfasser aus schwachen Anhaltspunkten Schlüsse sehr problematischer Natur zu ziehen. Die Sendung Montaigne's zum Parlament von Bordeaux und die übrigens nicht ganz klare Rolle, die er hier gespielt hat, sind nicht derart, dass sie eine sichere Entscheidung auch über seine innere Stellung zu den streitenden Parteien erlauben. Dagegen müsste die historische Forschung mit Rücksicht auf seine sonst bekannte Geistesart vielmehr diejenigen Momente betonen, welche ihn über den Glaubensdifferenzen seiner Zeit stehend zeigen. Schon der Umstand, dass er in beiden Lagern Anerkennung gefunden hat, konnte der Vermuthung Vorschub leisten, dass er nicht auf Unterdrückung einer Partei gerichtete, sondern vermittelnde Vorschläge gemacht habe. Näher kommt Bonnefon der geschichtlichen Wahrheit, wenn er p. 248 Montaigne's Individualität mit derjenigen Heinrich's IV. zusammenstellt und von Beiden aussagt: *Pour l'un comme pour l'autre c'est un trait de nature: tenir la balance égale entre les opinions philosophiques est aussi méritoire que d'apaiser un à un les partis; savoir s'abstenir quand tout le monde affirme est aussi louable que de désarmer les dissensions.* Vielleicht hätte sich der Verfasser bei dieser Gelegenheit auch an die von Montaigne's Hand an die Decke seines Bibliothekszimmers angebrachten Inschriften erinnern dürfen: die 54 in unseren Tagen entzifferten Sentenzen enthalten, wie er es selbst bemerkt, die Quintessenz der Essais und des Denkens von

Montaigne überhaupt. Daraus empfängt man aber „deutlich den Eindruck des metaphysischen Skepticismus", dem der grosse Schriftsteller huldigt.

Eine ähnliche aus apologetischen Motiven herrührende Umbiegung des geschichtlichen Urtheils scheint mir noch in einem anderen Falle vorzuliegen. Man hat Montaigne wohl mit Recht den Vorwurf gemacht, dass er im Jahre 1585, als eine furchtbare Pest in Bordeaux ausbrach, seiner Pflicht als Maire dieser Stadt nicht nachkam. Er hütete sich, den Herd der Ansteckung aufzusuchen und begnügte sich damit Geschäftsbriefe an die Stadtbehörden zu schicken. Es sind aber subtile Distinctionen, welche Bonnefon zur Rechtfertigung seines Helden anzubringen sucht, wenn er S. 408 schreibt: „Montaigne hat die Stadt nicht verlassen wegen der Ansteckung; er war einfach abwesend, als die Pest ausbrach und er kehrte nicht zurück." Man dürfte auch hier den Kern der Sache besser treffen, wenn man den eigentlichen Erklärungsgrund dieses Verhaltens in der Charakterbeschaffenheit des Mannes suchte. Seine Sache war es nicht, sich heldenmüthig aufzuopfern. Kann man ihm einen Vorwurf daraus machen, fragt nachher Bonnefon selbst und mit Recht, dass er kein Held war?

Ein besonders genussreiches Kapitel dürfte das 5., von den *Essais* handelnde, sein. Hier wird die geistige Physiognomie des Schriftstellers und vor allem die innere Verfassung, in welcher er sein Werk concipiert und niedergeschrieben hat, mit grosser Feinheit gezeichnet. Zur schönen Zierde gereichen dem auf schmuckem Papier und sehr säuberlich gedrucktem Buche die zahlreichen Abbildungen, die es enthält. Es sind deren über 80. Sie gehören teils der Zeitgeschichte des Mannes an (Stadtpläne, Zeichnungen von Schlössern, Porträts von bekannten Zeitgenossen), teils sind sie direkt dem persönlichen Leben Montaigne's entnommen: so mehrere Bilder von ihm, welche von verschiedenen Künstlern entworfen wurden, fac-similia der Titelblätter von den Ausgaben seiner Essais; Grundrisse seiner Bibliothek, seines Thurmes, seines Grabmals u. s. w.

Im Ganzen genommen, wird man dies fleissig ausgearbeitete Werk von Bonnefon freudig begrüssen dürfen als eine gute Zusammenstellung der wichtigsten heute bekannten Materialien über Montaigne, in welcher man sich bequem über alle den grossen Denker angehenden Fragen Raths erholen kann.

W. Baldensperger.

Oeuvres de saint ***François de Sales.*** Edition complète d'après les autographes et les éditions originales; enrichie de nombreuses pièces inédites; publiée par les soins des religieuses de la Visitation du 1[er] monastère d'Annecy. Genève, librairie Trembley, 1892. Tome I[er]: Les Controverses. Tome II: Défense de l'étendard de la sainte croix. Prix de chaque volume: Fr. 8.—.

Le 1[er] avril 1842, en lisant à l'Académie française son Rapport sur la nécessité d'une nouvelle édition des *Pensées* de Pascal, M. Cousin a ouvert une voie nouvelle aux recherches de l'érudition; et comme il l'avait fait plus d'une fois auparavant, il a manifesté brillamment cet esprit d'initiative intellectuelle, qui a été dans sa longue carrière et qui demeurera dans l'avenir le solide fondement de sa célébrité.

„Le temps est venu, disait-il, de traiter cette seconde antiquité, qu'on appelle le siècle de Louis XIV, avec la même religion que la première, de l'étudier en quelque sorte philologiquement, de rechercher avec une curiosité éclairée les vraies leçons, les leçons authentiques que le temps et la main d'éditeurs inhabiles ont peu à peu effacées. Quand on compare la première édition de tel grand écrivain du XVII[e] siècle avec celles qui en circulent aujourd'hui, on demeure confondu de la différence qui les sépare."

La librairie Hachette, en publiant la collection des Grands écrivains de la France, qui a commencé à paraître en 1862, et qui comprend aujourd'hui près de quatre-vingts volumes, semble avoir pris à tâche de se conformer au programme tracé à grands traits par M. Cousin.

Vers le même temps, M. Sainte-Beuve[1]) disait en parlant des poètes du XVI[e] siècle: „Le moment serait pourtant venu, je le crois, de dresser une Anthologie française, et d'y apporter à la fois la sévérité de l'érudition et celle du goût. Il y aurait avant tout à faire un travail philologique de révision; car il est incroyable à quel point les textes de ces vieilles poésies se sont corrompus; l'incorrection des copies ou des impressions s'est ajoutée à celle de la langue pour embrouiller le sens de certaines pièces qui, bien rétablies, pourraient paraître ingénieuses. Nos Analecta auraient besoin par moments de la sagacité d'un Brunck ou d'un Jacobs; mais des esprits de cette trempe ne croiraient-ils pas s'y rabaisser?"

Le voeu de M. Sainte-Beuve a été, lui aussi, entendu et rempli; les gracieux poètes de l'école de Ronsard ont vu leurs oeuvres reparaître au jour dans des éditions surveillées avec soin par des érudits distingués.

[1]) Article sur François I[er], poète, publié en mai 1847 dans le *Journal des savants*, et recueilli dans le volume des *Derniers portraits*.

On ne remarque pas sans étonnement que les grands écrivains ecclésiastiques ont été laissés en dehors de ce mouvement. C'est une librairie allemande qui a donné une édition critique des oeuvres de Calvin. Bossuet et Fénelon attendent un éditeur. Heureusement François de Sales vient d'en trouver un.

Les religieuses du premier monastère de la Visitation, à Annecy, ont entrepris la publication d'une édition critique et définitive des œuvres de François de Sales. Elles en ont confié la publication à Dom Mackey, de l'ordre des Bénédictins. Deux grands et beaux volumes viennent de paraître. Ils contiennent deux traités de polémique contre les doctrines protestantes, lesquels datent de l'époque où le jeune gentilhomme, prévôt de l'église cathédrale de Saint-Pierre de Genève (in partibus) prêchait la foi catholique en Chablais.

On sait que cette belle contrée, située sur la rive méridionale du lac Léman, avait été soumise pendant une trentaine d'années, au milieu du seizième siècle, à la république de Berne; le clergé catholique en avait été chassé, et un clergé protestant avait pris sa place. Rendu au duc de Savoie par le traité de Nyon (1564) le Chablais était resté protestant pendant trente ans encore. A la fin du siècle, le duc, d'accord avec l'évêque du diocèse, prit des mesures pour restaurer la foi catholique dans cette partie de ses Etats.

Le 14 septembre 1594, François de Sales, accompagné du chanoine Louis de Sales, son cousin, avait traversé la Chandouze, petite rivière qui' formait la limite du Chablais. Là tous deux s'étaient mis à genoux, pour saluer le bon ange de la province, le priant de leur être favorable; ils firent ensuite un exorcisme aux malins esprits qui l'habitaient. Depuis ce moment, et pendant sept ans, jusqu' au mois de décembre 1601, la conversion du Chablais au catholicisme occupa toute l'activité de François de Sales. Tous ses biographes en parlent longuement; dans un ouvrage récent([1]), M. l'abbé Gonthier a donné de cette période de sa vie le récit le plus exact qu'on possède. C'est alors que le jeune controversiste écrivit les deux ouvrages qu'on vient de réimprimer.

Destiné par son père à la magistrature, François de Sales avait fait d'excellentes études aux Universités de Paris et de Padoue. „En l'école de Paris, dit-il quelque part, j'ai premièrement étudié en lettres humaines, et puis en philosophie, avec tant plus de fruit et de facilité que ses toits mêmes et ses murailles semblent de vouloir philosopher, tant elle est adonnée à la philosophie et théologie!“ A Padoue, il avait partagé son temps entre la jurisprudence et la théologie, donnant chaque jour quatre heures à l'étude du droit,

---

[1]) Gonthier. *La mission de saint François de Sales en Chablais.* Annecy, 1891.

pour obéir au désir de son père, et réservant aussi quatre heures pour ses auteurs préférés. C'étaient les scolastiques et les mystiques: il avait toujours la Somme de saint Thomas ouverte sur son pupitre; c'était saint Bonaventure; c'étaient les saintes Ecritures et les Pères de l'Eglise. Ces derniers surtout, il les avait lus avec fruit. Le commerce familier que l'étudiant de Padoue avait eu avec eux, se trouva grandement utile au controversiste, quelques années plus tard. L'antiquité chrétienne avait refleuri chez ce fils de la Renaissance; il y a peu d'écrivains, dans toute la littérature française, qui se soient comme lui pénétrés de l'esprit de ces vieux auteurs.

Le père jésuite Possevin avait deviné l'avenir du jeune étudiant en droit, quand il lui disait: „Continuez à faire de la théologie. Croyez-moi, votre esprit n'est pas au tracas du barreau. N'est-ce pas une chose plus glorieuse d'annoncer la parole de Dieu à plusieurs milliers d'hommes, dans les hautes chaires des églises, que de s'échauffer les mains à battre les bancs parmi les discussions des procureurs?“ Ces avis ne furent pas perdus; ils répondaient aux secrets penchants d'un esprit né pour la religion, et qui n'eût pas trouvé en dehors d'elle sa vocation vraie. Le jour vint où François de Sales put obéir à ses goûts; mais les études juridiques qu'il avait faites, ne furent pas une mauvaise préparation aux travaux du controversiste, qui, après son entrée dans le clergé, l'absorbèrent longtemps.

La controverse entre catholiques et protestants est aujourd'hui assez démodée; et les ouvrages qui en traitent, même ceux de Bossuet, sont bien délaissés des lecteurs. Ils conservent toutefois un intérêt historique. On ne comprend pas complètement le seizième siècle si l'on n'est pas descendu dans cette salle d'escrime, si l'on n'a pas considéré quelques-uns de ces assauts, après lesquels le sort des peuples a été décidé pour des siècles. Si le pays de Vaud est protestant, si le Chablais est catholique, sans doute c'est parce que les ducs de Savoie, dans les guerres, un jour n'ont pas su se défendre, un autre jour y ont réussi. Mais c'est aussi parce que, dans le cliquetis des controverses, les peuples un jour ont aimé la voix rude et âpre de Farel, un autre jour, ce qu'un adversaire appelait la l a n g u e e n c h a n t e r e s s e de François de Sales.

Les livres du controversiste catholique sont écrits avec talent, quoiqu' à vrai dire, dans les sept ou huit cents pages qu'on vient de rééditer, il n'y en ait guères que l'on puisse détacher du contexte et placer dans un recueil de morceaux choisis. On se plait à suivre, surtout dans les *Controverses*, le beau courant d'un style aisé, souple et ferme; mais on voit bien qu'on n'est pas en face d'une oeuvre d'art. Dans les années pénibles que François de Sales passa à Thonon, et où il écrivait ses *Controverses*, il n'y avait pas dans ce coin de province, de public cultivé, capable d'éveiller ou de ranimer

son talent. Celui-ci se faisait jour, cependant, et beaucoup de chapitres se lisent avec agrément, surtout ceux où l'auteur parle de choses contemporaines, et où sa verve s'égaie on s'émeut en face de ses adversaires.

La *Défense de l'étendard de la sainte croix* a un sujet moins riche et moins varié que le livre des *Controverses.* Une Oraison des Quarante Heures, célébrée à Annemasse, près de Genève, au mois de septembre 1597, avait été accompagnée de la restauration d'une ancienne croix, autrefois abattue par les protestants, au bord de la grande route; et un capucin avait fait paraître à cette occasion deux feuilles volantes, sur l'honneur qui est dû à la croix. Un des pasteurs de Genève, Antoine de la Faye, prit la plume et répondit à l'écrivain catholique par un *Bref traité de la vertu de la Croix et de la manière de l'honorer.* La *Défense* a été écrite pour réfuter le *Bref traité* à l'encontre duquel, dit malicieusement La Faye, M. de Sales s'est tellement escarmourché, que pour combattre quatre petites feuilles, il a dressé un livre de 326 grandes pages. La Faye ne laissa pas le dernier mot à son antagoniste: il écrivit un livre à son tour. M. Philippe Godet a donné, dans son *Histoire littéraire de la Suisse française,* une intéressante analyse de cette réplique de La Faye, dont on ne connait qu'un seul exemplaire, et qu'on ne réimprimera sans doute jamais.

L'édition préparée par Dom Mackey, des deux premiers ouvrages de François de Sales, est très supérieure à celles qui l'avaient précédée. Les *Controverses,* qui sont un ouvrage posthume, ont été publiées d'après le manuscrit original; tandis que le premier éditeur (en 1672) dont le texte avait été suivi par tous les autres, avait traité les papiers laissés par François de Sales avec la même liberté que les éditeurs de Pascal avaient prise pour accommoder au goût de leur temps le manuscrit de ses *Pensées.* Pour la *Défense de la croix,* Dom Mackey a reproduit l'édition originale de 1600, et donné en notes les variantes d'un manuscrit original qui contient le premier jet de l'auteur.

Dom Mackey a écrit l'introduction générale des *Oeuvres,* les préfaces des *Controverses* et de la *Défense de la Croix,* et il a joint quelques notes au texte. On voit partout une main soigneuse, des recherches étendues et précises, un esprit maître de son sujet.[1])

[1]) Je n'ai que deux menues observations à faire sur le texte:

Tome premier, page 32: „Et comment pourroit estre le trouppeau uny, conduict par deux pasteurs, incogneuz l'un a l'autre, a divers repaires, a divers huchemens et redans.“ On ne compend pas le mot de redans. Lisez reclans. Voir le Dictionnaire de Littré au mot réclame, et celui de Godefroi au mot reclain, où l'on remarquera justement une citation de François de Sales.

Tome premier, page 179: „personne ne se conte de la version de son compaignon.“ Le manuscrit porte distinctement conte; mais je crois qu'il y a là un *lapsus calami* de l'écrivain, et qu'il faut lire contente.

Un troisième volume ne tardera pas à paraître, et contiendra *l'Introduction à la vie dévote,* d'après la dernière édition revue par l'auteur (1619); l'édition princeps de 1609 sera reproduite en appendice. On ne connaît que deux exemplaires de cette édition princeps: celui que possèdent les religieuses d'Annecy, et un autre, qui est à la Bibliothèque impériale de Vienne. — Le *Traité de l'Amour de Dieu* formera le quatrième volume des *Oeuvres.* Ainsi les quatre ouvrages principaux de François de Sales seront reproduits dans l'ordre même où il les a composés.

Dom Mackey se propose de publier ensuite les Entretiens, les Sermons, les lettres et les Opuscules de son auteur, en s'attachant toujours à reproduire le texte original, et à enrichir son édition d'un certain nombre de documents inédits. L'oeuvre est en bonnes mains, et on attend avec intérêt les volumes qui vont successivement paraître. Dès aujourd'hui, on peut dire que l'édition nouvelle dépasse grandement celles qu'ont données en notre siècle Blaise (1821) Vivès (1856) et Migne (1861), et qu'elle semble mériter le titre d'édition définitive.

EUGÈNE RITTER.

Morillot, Paul. *Le Roman en France depuis 1610 jusqu'à nos jours, lectures et esquisses.* Paris, Masson 1893. XI und 611 S.

Der Verfasser bezeichnet in der Vorrede sein Buch selbst als eine ganz neue Erscheinung: es ist in der That keineswegs, wie man sonst aus dem Titel wohl abnehmen könnte, eine blosse litterargeschichtliche Abhandlung, sondern, ausser der Darstellung der allmählichen Entwicklung und Klassifikation der verschiedenen Gattungen des Romans und der Charakteristik der hervorragenderen Werke der namhaftesten Schriftsteller aller Richtungen, enthält es Proben der bedeutsamsten Stellen aus ihnen, von der *Astrée* von d'Urfé an bis zu *La Débâcle* von Zola; man könnte es daher auch eine in Zusammenhang gebrachte Chrestomathie zur Einführung in diese Litteraturgattung nennen; obgleich der Angabe des Verfassers nach für die Jugend und für das Laienpublikum bestimmt, ist es demnach zugleich eine sehr willkommene und wichtige Ergänzung aller unserer Litteraturgeschichten. In der Einleitung stellt Morillot die Ansicht auf, dass aus dem Wesen Céladon's in der *As trée* die ernste und ideale Richtung der folgenden Romane, die übrigens fast durchweg *romans à clefs* waren, hervorgegangen sei, eine Richtung, welche, nach einer zum Theil durch die Satire Boileau's herbeigeführten Pause von fünfzig Jahren, in der *Princesse de Clèves* der

Mme de La Fayette ihren Höhepunkt erreichte; dass dagegen der derbe und komische Roman Scarron's und Anderer den Spuren des Hylas in derselben *Astrée* gefolgt sei, wenngleich man Scarron doch wohl eher von Rabelais abhängig sein lassen möchte. Als beide Gattungen in Folge der Überproduktion sich erschöpft hatten, trat die *nouvelle,* zuerst durch die Übersetzung der Novellen des Cervantes durch Audiguier, an ihre Stelle, der sodann *le conte,* das Märchen, folgte, bis im 18. Jahrhundert Le Sage dem Roman wieder eine neue Bahn eröffnet, mit Nachbildung spanischer Originale beginnend, welche man auch dem Roman des 17. Jahrhunderts nachweisen kann. Über die Entwicklung der Romantik von Chateaubriand an, des Realismus, des Naturalismus stellt Morillot weiter keine neue Ansicht auf, als dass eine Richtung immer von einer ihr entgegengesetzten oder wenigstens gesteigerten abgelöst worden sei; die neueste symbolistische Richtung wird von ihm, wohl weil ihr Wesen noch ganz im Unklaren geblieben ist, gar nicht erwähnt. Auch die belesensten Litteraturhistoriker werden in dem Buche Morillot's ihnen noch nicht vorgekommene Namen von Erzählern und Anführungen verschollener Werke finden, z. B. Camus (évêque de Belley), Gomberville, Fromentin, Duclos, Cazotte, Charles de Bernard etc., sowie den als dramatischen Dichter so bekannten Marivaux als Verfasser echt realistischer Erzählungen und die berüchtigte Mme de Tencin als Verfasserin recht anerkennenswerther Romane; ausserdem andere, wie Desmarets de Saint-Sorin, dessen *Ariane* von Boileau und Lafontaine erwähnt wird, oder wie Gombauld und La Calprenède, die man bei Boileau angeführt findet; ferner die Verspottung der Schäferromane in *Le Berger extravagant* von Sorel (1628) und, wenigstens durch den Gegensatz zu denselben, in dem *Roman bourgeois* von Furetière (1666), endlich die Beeinflussung, die Scarron auf einzelne Figuren und Ausdrücke Molière's ausgeübt hat. Andererseits werden sie manche und zum Theil, wenigstens in kulturgeschichtlicher Hinsicht, viel genannte Namen vermissen, so, unter den älteren Romanschriftstellern, de Sade und Louvet, den Verfasser des *Faublas*, unter den neueren Montépin, Belot, Mérouvel, Ernest Daudet, Delpit, Huysmans, Coppée, Maël, Tinseau, Claretie, Catulle Mendès, Gyp, Th. Bentzon, Henry Gréville, Jeanne Mairet und andere; nur in den wenigsten Fällen hat den Verfasser bei diesen Weglassungen wohl die Rücksicht auf die Jugend, welche allerdings für die Auswahl der mitgetheilten Stellen massgebend gewesen sein wird, geleitet, überwiegend aber wohl der noch für zweifelhaft oder doch nur für ephemer erachtete Werth der Erzeugnisse dieser Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Man wird leicht begreifen, dass diese beiden Umstände auch auf die Charakterisirung mancher der neuesten von Morillot erwähnten

Schriftsteller Einfluss haben ausüben müssen; man wird in Folge dessen hier und da seine Äusserungen nicht nur zurückhaltend, sondern stellenweise auch einander widersprechend finden, indem er bisweilen einen der Familienvorurtheile wegen für nöthig gehaltenen ungünstigen Ausspruch in einem folgenden Satze aus litterarischer oder ästhetischer Gewissenhaftigkeit wieder mildert, wie man in der Besprechung der Bücher des jüngeren Crébillon recht deutlich bemerken kann; auch stimmt es wenig mit dem von ihm angegebenen Zweck seines Buches und seinen übrigen Urtheilen, wenn er die etwas zügellosen oder doch mindestens sehr ausgelassenen *contes drôlatiques* Balzac's einfach *jolis* nennt. Wenn also auch in erster Linie für Schüler oder junge Leute berechnet, wird das Werk wegen seiner Reichhaltigkeit auch Lehrern und älteren Litteraturfreunden mannigfaltige Anregung und vielfachen Genuss bereiten und trotz verschiedener oben angegebener Lücken selbst Litterarhistorikern, namentlich für die frühere Litteratur, reichliche Ausbeute gewähren. Ich gestehe wenigstens ein, mit dem grössten Interesse manche dieser Abschnitte aus Büchern, die mir sonst nicht vor die Augen gekommen sein würden, gelesen zu haben und dadurch von dem Inhalt derselben doch einigermassen in Kenntniss gesetzt worden zu sein. Es fehlt übrigens, was in einem Buche dieser Art zu bedauern ist, nicht an einzelnen Druckfehlern; so liest man in dem Auszug aus d'Urfé *la doute* neben *le doute* und kann, weil auch *telle reproche* gesagt ist, nicht abnehmen, ob der Schriftsteller das eine oder das andere gebraucht hat, da er schwerlich zwischen beiden Formen wird abgewechselt haben.

H. J. Heller.

Dupuy, Adrien. *Histoire de la Littérature Française au XVIIe siècle.* Paris, Ernest Leroux 1892 XIV u. 641 SS. 8⁰.

Diese neue Geschichte der französischen Litteratur des 17. Jh. bildet den ersten Teil eines *Cours d'Histoire littéraire*, welcher, der sich schnell entwickelnden Bedeutung des litteraturgeschichtlichen Unterrichtes an den französischen Lyceen entsprechend, eine allgemein fassliche und zugleich nichts Nützliches unerwähnt lassende Darstellung des Gegenstandes liefern will. Die die Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts behandelnden Bände sollen baldigst nachfolgen. Die älteren Perioden sind vorläufig bei Seite gelassen. Der Verfasser charakterisiert sein Werk selbst als ein popularisierendes und verweist ein für alle Mal auf die kritischen und geschichtlichen Arbeiten von Sainte-Beuve und Michelet als auf diejenigen, welche er besonders benutzt, und denen er vieles verdanke. In der

Einleitung setzt er die Grundauffassung, von der er bei seiner Darstellung ausgegangen und den Plan, den er bei ihr befolgt, auseinander. Abweichend von der in derartigen Büchern sonst herkömmlichen Bewunderung der klassischen Litteratur des 17. Jahrhunderts in Bausch und Bogen unterscheidet Dupuy sehr verständig zwischen Inhalt und Form. Er meint ganz zutreffend: *qu'en dépit des belles et flatteuses formules le XVII*e*s. ne peut se vanter d'avoir rendu beaucoup de services à la justice et à la raison, ni d'avoir eu un amour bien vif pour la vérité ... Il constitue pour ainsi dire un temps d'arrêt dans la marche du progrès.* Aber fügt er hinzu: *à défaut de portée philosophique, le siècle a une valeur littéraire indiscutable ... l'art y a reçu le plus beau développement.* Wie bedeutsam diese veränderte Auffassung gerade für den Jugendunterricht sein muss, leuchtet ein, und der Verfasser ist sich dessen auch vollkommen bewusst: *A force d'admirer le siècle en bloc, sans distinctions ni restrictions, on fait de ses auteurs non seulement les maîtres à parler et à écrire de la jeunesse, en quoi on a raison, car ils y ont excellé, mais ses maîtres à penser: on les lui donne pour les meilleurs guides de l'esprit et de la vie, et ici on va certainement trop loin.*“ Abweichend von der gleichfalls so beliebten Schönrederei und stofflichen Armseligkeit der französischen Litteraturgeschichten alten Schlags will der Verfasser *passer en revue toutes les manifestations un peu caractéristiques de la pensée* und legt entschiedenen Werth darauf dem Leser sowohl von der Person des Schriftstellers wie von ihren Werken eine precise Vorstellung zu verschaffen. Den gesammten Stoff theilt er in 6 Abschnitte, welche über die Schriftwerke aus der Zeit 1) Heinrichs IV. und der Regentin Marie von Medicis, 2) Richelieus, 3) der Fronde, 4—5) Ludwigs XIV vor und 6) nach Aufhebung des Edikts von Nantes berichten. Dass der Stoff nicht immer gleichmässig behandelt ist, dass die Wertschätzung der Werke sich trotz allem und allem in den üblichen Bahnen hält und noch immer fast ausschliesslich vom kritischen statt vom historischen Standpunkte aus erfolgt, wird bei einem Buche, das sich an Schüler und noch dazu an französische wendet, nicht zu verwundern sein, besonders da selbst Litteraturhistoriker, die sich höhere Aufgaben stellen und die eigene wissenschaftliche Forschungen angestellt und verwertet haben, noch immer die gleiche Auffassung teilen. Verglichen mit den bis jetzt vorhandenen Darstellungen ähnlicher Art gebührt aber der Dupuy'schen entschieden der Vorzug sowohl wegen der Reichhaltigkeit ihres Inhaltes wie wegen der Nüchternheit und Klarheit des darin zu Tage tretenden Urteils.

E. Stengel.

Fournel, Victor, *Le Théâtre au XVIIe siècle. La Comédie.* Paris, Lecène, Oudin et Cie., Editeurs, 1892. 416 p. 8°.

Der jedem Kenner der franz. Litter. des XVII. Jahrh. bekannte und hochwerte Litterarhistoriker gibt hier eine sehr ansprechende Zusammenfassung seiner langjährigen Studien, die dem Verständnisse weitrer Kreise angepasst ist und daher Spezialuntersuchungen, sowie Erörterung kritischer Fragen thunlichst meidet. In dem ersten Abschnitt: *La Comédie avant Molière* werden nach einem kurzen Überblick der Entwicklung der älteren Comödie und ihrer Abart, der Tragicomödie, alle namhaften Lustspieldichter von Larivey bis Pierre Corneille vorgeführt, auch der Inhalt vieler Stücke angegeben. Neues wird der Kenner kaum finden, auch geht F. nur ganz gelegentlich auf die lateinischen, spanischen und italienischen Quellen dieser Stücke ein. Bei der Besprechung einzelner Stücke d'Ouville's, des Bruders von abbé Boisrobert, ist zwar F. mit Recht der Ansicht, dass d'Ouville nicht bloss ein *prête-nom* Boisroberts gewesen sei, aber das schliesst eine gemeinsame Arbeit beider Brüder nicht aus. Für letztre spricht die grosse Verwandtschaft einzelner Stücke dieser zwei Dichter, welche auch F. hervorhebt, ohne diese interessante Frage tiefer zu ergründen. Dass von den Stücken B.'s die *Belle Plaideuse* trotz ihrer unleugbaren Beziehung zu Molière nicht näher besprochen wird, hat uns verwundert. Ebenso ist das Verhältnis von Rotrou's *Deux Sosies* zu Molières *Amphitryon* so gut wie unerörtert geblieben. Wenn F. nicht die deutsche Molière-Litteratur unbeachtet liesse, als ob sie im Monde zur Welt gekommen wäre, so würde er aus Reinhardstöttners Schrift: Die Plautinischen Lustspiele in späteren Bearbeitungen I. *Amphitruo,* Leipzig 1880, sowie aus des Ref. Molière-Biographie, S. 351—355, manches haben verwerten können, wovon sich bei seinem Gewährsmanne Paul Mesnard nichts findet. Aber die chinesische Mauer an den Vogesen hindert so viele Pariser Litterarhistoriker, ihren Blick in das Land der deutschen Kritik zu werfen. Am besten hat uns das gefallen, was F. über die Lustspiele von Pierre Corneille sagt, doch hätte hier die vielbesprochene Frage der „drei Einheiten" nicht mit ein paar allgemeinen Bemerkungen abgefertigt werden sollen. Interessant ist der Anhang: *Les Types de la vieille Comédie,* der reichhaltige, an sich allerdings bekannte Zusammenfassungen gibt, die sich in dieser Übersichtlichkeit noch nicht finden. — Der eigentliche Angelpunkt des Buches ist der Abschnitt: *Molière,* p. 122—228. Bei einem so unendlich oft behandelten Autor wird man auf etwa 100 Seiten nichts erheblich Neues oder Erschöpfendes suchen wollen, zumal F. wieder alle deutsche Forschung unberücksichtigt lässt. Die schwächste Seite dieses Essays ist die Quellenkritik. F. beruft sich nicht nur auf Grimarest, sondern auch auf

den *Elomire Hypocondre*, auf die *Bolæana* und auf andre nur mit grosser Vorsicht zu benutzende Quellen, ohne diese Vorsicht zu üben. So lässt er sich von dem Verf. der *Bolæana* einreden, Boileau habe Molières Versifikation nicht so hoch gestellt, wie dessen Prosa, trotzdem der Kritiker grade die Verse seines Freundes so rühmend bewundert hat. Auch einige schroffe Behauptungen F.'s, wie p. 129: *Ce sont précisément en littérature qui empruntent le plus* und p. 131: *Pourvu qu'on tue celui qu'on a volé, tout est bien* sind in dieser Allgemeinheit sehr angreifbar. Von manchen hergebrachten Meinungen hält sich F. glücklicherweise frei. So bemerkt er S. 187, Ludwig XIV. habe gerade durch seine Aufträge für Hoffeste und durch seinen eignen wenig veredelten Geschmack Molière in das niedrig komische Fahrwasser gedrängt. Auch manches Legendenhafte in der Überlieferung von Molières Leben erkennt F. als solches, ohne zu einer schärferen Unterscheidung zu gelangen. In der Würdigung der Hauptwerke des Dichters und namentlich der ethisch-religiösen Seite des *Tartuffe* hält er die rechte Mitte zwischen Überschätzung und Unterschätzung, dagegen werden Sprache und Verskunst Molières zu sehr vom heutigen Standpunkt und nicht genügend aus der damaligen Sprachentwicklung heraus beurteilt. Viel zu wenig geht F. auf die fremden und einheimischen Quellen der Stücke Molières ein, nicht einmal die Beziehungen zur älteren Comödie sind erschöpfend behandelt. Sehr sorgsam beschäftigt er sich mit den litterarischen Gegnern Molières, ohne dass er nach den früheren eingehenden Untersuchungen neue Gesichtspunkte bringen kann. Die Erörterung der sogenannten *L'hérésie de M. Scherer*, die bereits s. Z. im *Moliériste* zu Tode gehetzt war, hätte sich einer grösseren Sparsamkeit befleissigen können, so wäre Raum für Wichtigeres übrig geblieben.

Der 4. und 5. Hauptabschnitt: *La comédie contemporaine de Molière* und *Les successeurs de Molière* haben besonders durch die eingehende Besprechung der Stücke Montfleurys, Boursaults und Regnards Werth, wohingegen Thomas Corneille ziemlich oberflächlich abgethan wird. Über Montfleury ist das Urteil nicht schwer, er war ein Bühnenfabrikant nicht ohne Geist und Witz, der sich auf die theatralische Technik verstand. Weit tiefere Würdigung hätte Regnard verdient, in dem F. schliesslich doch nur einen Routinier sieht. Darin geschieht dem Manne, welcher der einzige würdige Nachfolger Molières unter all' den Epigonen war, schweres Unrecht (vgl. unsre Skizze: *Jean Francois Regnard*, Oppeln und Leipzig 1887). Wie sehr F. kritischen Untersuchungen aus dem Wege geht, zeigt sich z. B. darin, dass er den Autor des *Joueur* ohne weiteres des Diebstahles an Dufresny beschuldigt, obwohl die Sache keineswegs bewiesen ist. Die Anleihen, welche R.

bei Molière gemacht hat, konnten viel genauer erörtert werden (s. d. Ref. obeng. Skizze, S. 15 ff.), dass R. kein Molière war, bedurfte nicht erst des Beweises, da er selbst zu dem grossen Vorgänger, wie zu einem unerreichbaren Ideale aufgeblickt hat. Auch anderes in diesem Abschnitte ist anfechtbar. So soll (S. 269) Molière nur einmal Nachahmer der Spanier gewesen sein und zwar im *Festin de Pierre*, wo er es so gut wie nicht gewesen ist. In Racines *Plaideurs* findet ebds. F. *du sel attique*, was wir leider nicht entdecken können. Das allerdings schwer lösbare Verhältniss, das zwischen dem *Amant indiscret* von Quinault und Molières *Etourdi* besteht, wird nur flüchtig gestreift (S. 246), ebenso die zwischen de Visé und Villiers sehr streitigen Autorrechte einzelner Machwerke. Richtig ist die Bemerkung, dass Quinaults *Mère coquette* mit eine Vorlage für Regnards *Joueur* gewesen sei, doch wird wieder das Verhältniss dieser „*Mère coquette*“ zu der de Visés kurz abgethan (247 und 248). Überhaupt enthält dieser Abschnitt vieles nicht, was wir ungern vermissen, wie z. B. die Schätzung Molières bei den gleichzeitigen Rivalen und Genossen. Auch der Streit um die *Ecole des Femmes* ist ganz summarisch behandelt. — Dancourt wird in einem folgenden Unterabschnitt (379—416) eingehend geschildert, vielfach in Übereinstimmung mit Jul. Lemaitre: *le Théâtre après Molière et la comédie de Dancourt*. Der kulturhistorische Werth der Sitten- und Zeitschilderungen D.'s tritt in dieser Schilderung besonders hervor, selbstredend wird das *faire œuvre d'historien et de moraliste* nicht als seine Aufgabe angesehen (p. 406). *Il ne se propose que d'amuser*, so urteilt F. mit Recht von dem Verf. dieser witzig unterhaltenden Stücke. Ebensowenig aber übergeht er die Schwächen D.'s, seine Wiederholungen der Charactertypen, Szenen und Züge, die Mängel in der Charakteristik und in der Handlung, das Fehlen tieferer Ideen, die Durchseuchung mit den leichtfertigen Anschauungen der zwei letzten Jahrzehnte Ludwigs XIV., die oft unselbständige Anlehnung an andre u. s. w. Trotz der Anerkennung der Leichtigkeit und des bühnenkundigen Geschickes, die sich in D.'s Stücken kundgeben, möchten wir doch nicht mit F. behaupten, dass einzelne seiner kleinen Stücke sich mit denen Molières vergleichen liessen.

Sollen wir ein Gesammturteil über das besprochene Buch fällen, so sind die Gewandtheit der Darstellung und die eingehende Litteraturkenntniss als entschiedene Vorzüge zu rühmen, aber das Ganze ist mehr für den Laien, als für den Kenner geschrieben. Daher die Inhaltsangaben mancher Stücke, die, obwohl von Dichtern 2. und 3. Ranges herrührend, doch demjenigen nicht fremd sind, der französ. Litteraturgeschichte zum Spezialstudium gemacht hat und manche allgemeine Betrachtungen geschichtlichen, kulturgeschicht-

lichen und ästhetischen Inhalts, die für den Sachkenner auch entbehrlich sind. Als popularisirendes Litteraturgeschichtswerk im besten Sinne des Wortes kann aber Fournels Buch bezeichnet und empfohlen werden.

R. MAHRENHOLTZ.

Mangold, W. *Archivalische Notizen zur französischen Littrratur- und Kulturgeschichte des XVII. Jahrh.* Wiss. Beilage z. Progr. d. Askanischen Gymnasiums zu Berlin. Ostern 1893. 25 S. 4⁰. Berlin, Gärtner.

Aus dem Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin veröffentlicht Verf. Notizen von 5 brandenburg. Gesandten in Paris, von Christoph v. Brandt, Caspar v. Blumenthal, Joh. Beeck, Pöllnitz und Meinders. Das die franz. Litteratur betreffende war schon vom Verf. vor Jahren in dieser Zs. und in Schweitzers Molière-Museum publiziert worden, hat aber hier Zusätze und auch ein paar kleine Berichtigungen erfahren. Von Wichtigkeit ist in diesen Notizen nur die genaue Feststellung der ersten Aufführung von Boursault's *Portrait du Peintre* (19. Oct. 1663). Aus dieser chronolog. Angabe wird von M. mit Grund gefolgert, dass dieses gegen Molière gerichtete Pamphlet erst einige Tage nach dessen „Impromptu de Versailles“ aufgeführt worden sei. (S. 7. Auch für die Premièren des *„Pourceaugnac“*, der *„Comtesse d'Escarbagnas“* und für eine Aufführung des *„Tartuffe“* in Gegenwart des Cardinallegaten Chigi (3. Aug. 1664) gewinnen wir genauere Angaben. M. hat mit bekanntem Fleisse den hier veröffentlichten Notizen eine Reihe lehrreicher, erläuternder Noten beigefügt.

Der 2. Theil der Programmabhandlung enthält eine Anzahl kulturhistorischer Notizen und Schilderungen, die von Brandt, Blumenthal und Beeck herrühren und aus den Jahren 1660—1671 stammen. Neue Aufschlüsse von Belang geben uns diese zum grossen Theil Hofgeschichte betreffenden, hie und da auch die religiösen Verhältnisse streifenden Berichte nicht gerade. Doch lesen sie sich interessant und ihre Treue ist unverkennbar. Auf einer hohen Warte stehen diese ehrenwerten brandenburgischen Diplomaten allerdings nicht.

R. MAHRENHOLTZ.

Ludwig Fulda: *Molières Meisterwerke in deutscher Übertragung.* Stuttgart, Cotta Nachf., 1892, 290 S. 8⁰. M. 4,50.

Diese Übersetzung enthält drei versifizirte Stücke Molières *Tartüff, Misanthrop, gelehrte Frauen* und ein Prosastück, den *Geizigen,* und hat, da sie dem Theaterbedarf sich geschickt anpasst, schon

gute Erfolge gehabt. So ist der *Tartüff* mehrfach am Deutschen Theater in Berlin und am Breslauer Lobetheater über 20 Mal in einem Winter gegeben worden, *Misanthrop* und *Die gelehrten Frauen* sind für das Deutsche Theater und das Kgl. Schauspielhaus zu Berlin in Aussicht genommen. Die Bearbeitung des *Geizigen* ist sehr geeignet, die Dingelstedt'sche Verbalhornisirung, der aus Molières Werke einen „derben Schwank" gemacht hat, zu verdrängen. Vor den Übersetzungen Baudissins und Launs — von den älteren zu geschweigen — unterscheidet sich die Fulda'sche dadurch sehr vorteilhaft, dass sie die philologischen Rücksichten mit den poetisch-theatralischen sehr geschickt vereint, dass sie statt der reimlosen Blankverse Baudissins oder der fünffüssigen, paarweis gereimten Jamben Launs das Versmass des Goethe'schen Faust so einsetzt, dass das Reimwort immer mit der Pointe zusammenfällt und dass sie jenes übliche, hausknechtsmässige „Ihr, Euch" in der Anrede, durch das salonfähige „Sie" verdrängt. Verf. weist in der Einleitung auch darauf hin, wie mannigfach sich Molières Genius mit der Charakterkomödie neuesten Styles berührt und befruchtend auf die Wiedererweckung des deutschen Lustspieles wirken kann. Mit seiner Übersetzung hofft er dazu beizutragen, dass der grosse französ. Dichter wieder den gebührenden Rang im Schauspiel-Repertoire einnehme und in einer würdigeren, wirklich verdeutschten Gestalt auftrete. Wir können dieser Erwartung nur zustimmen, denn der Verf. hat es meisterlich verstanden, das Alterthümliche in Molière leise andeutend zu wahren und das Moderne desto stärker hervortreten zu lassen, dem Ewig-Bedeutungsvollen in des Dichters Hauptwerken somit gerecht zu werden. Nur dass er den Schluss des *Avare* so umändert, dass Harpagon mit seiner wiedergefundenen Kassette allein zurückbleibt, während er bei Molière abgeht, um sein Herzenskleinod zu holen, möchten wir als Eingriff in die Rechte eines grossen Dichters doch nicht billigen. Dagegen ist die Weglassung der Wiedererkennungsszene im letzten Acte, die für unsre kritisch-verwöhnten und verstandesmässig auffassenden Zuschauer leicht eine unfreiwillig komische Wirkung haben könnte und auch sich nur aus Verhältnissen und Anschauungen der Zeit Molières recht begreifen lässt, sehr im Interesse des Dichters.

R. Mahrenholtz.

Erdmann, Hugo, *Molières Psyché.* Inaugural-Diss. Königsberg 1892. 42 S. 8⁰.

Der Hr. Verf. geht mit grosser Sachkenntniss die Bearbeitungen der Psyche-Sage vor Molière durch, um die Quellen der *Tragédie-Ballet* des letzteren festzustellen. Dabei zeigen sich starke Abweichungen zwischen Molière und Appulejus, geringe Entlehnungen

aus Lafontaines: *Les Amours de Psyché et de Cupidon.* Als Neues von dem Verf. hervorgehoben wird die Benutzung der *Psyche* des Francesco di Poggio (1645) und des *Auto sacramental, La Fe*, sowie des Lustspieles: *Ni Amor se libra de Amor*, beide von Calderon. Andere Benutzungen werden für Molière zurückgewiesen. Von geringfügigen Einzelheiten abgesehen, die bei solchen Quellenuntersuchungen stets verschiedener Auffassung unterliegen, stimmen wir den obigen Resultaten bei und halten die Arbeit für ein erfreuliches Lebenszeichen auf dem schlummernden Gebiete der jüngsten Molière-Litteratur.

R. Mahrenholtz.

Mühlan, A.: *Jean Chapelain.* Biogr.-krit. Studie. Leipzig, G. Fock, 1893. 124 S. 8⁰. M. 3,50.

Wie schon mancher vor ihm, so hat auch Hr. M. eine Rettung des durch Boileau und Andre in Misskredit gebrachten Akademikers versucht und sie ist ihm ebensowenig gelungen. Zwar ist er verständig genug, von der *Pucelle*, der schlimmsten Todsünde Ch.'s, möglichst wenig zu sprechen, aber auch sein Bemühen, Ch.'s Character und kritisches Genie in desto helleres Licht zu stellen, scheitert an der inneren Unmöglichkeit. Dass Ch. für seine Zeit ein grosser Gelehrter gewesen ist und bis an sein Ende eine hervorragende litterarische Stellung eingenommen hat, bedurfte nicht erst des Beweises.

Hr. M. geräth bei seinem Versuche, ein Lichtbild des Vielangefeindeten zu zeichnen, mit sich selbst in Widerspruch. Bis zum Überdruss rühmt er seinem Helden unverbrüchliche Ergebenheit, Treue, Freundschaft, sogar Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe nach, um S. 18 zugeben zu müssen, dass Ch. „stets es verstanden habe, günstige Konjuncturen für seinen Vorteil auszunutzen.“ Und wie versteht Ch. dies? Mit verschämter Bescheidenheit bittet er Boisrobert, ihn Richelieu, seinem Gönner, zu empfehlen und ihm eine Pension oder ein Amt zu verschaffen (S. 20); als er dann das hohe Erdenglück hat, den Cardinal von Angesicht zu Angesicht zu sehen, lässt ihn, den sonst so Beredten, das Gedächtniss in Stich — er bleibt in seiner Lobrede stecken. Kann man sich mehr auf höfische Berechnung verstehen? Im Glücke tröstet er andre weniger Glückliche „mit leeren Phrasen“ über die Bedeutungslosigkeit aller irdischen Vorteile (S. 21). Da ist doch wol etwas Heuchelei im Spiele? Als geschickter Höfling weiss er Richelieu zu beweihräuchern, ohne die Eifersucht Ludwigs XIII. rege zu machen (S. 22). Als dann Richelieu gestorben ist, nimmt er Boisroberts Vermittlung in ähnlich eigennütziger Weise bei Mazarin in Anspruch. Dass er

seine gut zahlenden Gönner auch noch über den Tod hinaus lobte, oder einer Marquise de Rambouillet, der er seine litterarische und gesellschaftliche Stellung zuerst verdankte, zugethan blieb, ist doch kaum ein besondres Lob. Schlimm aber erging es denen, welche an Chapelain etwas tadelten, oder sich ihm in die Wege seiner litterarischen Bestrebungen stellten. Schonungslos schlägt er auf den Abbé Marolles los, weil dieser ihm als Übersetzer Concurrenz machte, eine Übersetzung der *Guerra di Fiandra* von Kardinal Bentivoglio suchte er gar vor der Veröffentlichung zu ersticken. Sich selbst verschaffte er natürlich ein Übersetzerprivileg. Wenn jemand ihm in der Gunst seines trefflich zahlenden Gönners, des Herzogs von Longeville, Concurrenz macht, wie der Abbé Priolo, aber der Wahrheit dabei weniger vergibt, so hat er Chapelains echt bedientenhafte Entrüstung zu erfahren (S. 68 u. 89). Eigennutz war die Triebfeder von Ch.'s „treuer Dankbarkeit." Die Einkünfte der Abtei von Corbie will er von dem Minister Colbert wiedererlangen, nachdem er ihn vorher mit erheuchelten Gefühlsphrasen überschüttet hat; in die Verhimmlung des grossen Finanzmannes zieht er als hilfreicher Vermittler eine Zahl fremder Gelehrter hinein. Natürlich, um sich Colbert unentbehrlich zu machen und für eigne Reclame auch ausserhalb Frankreichs zu sorgen. Gegen seine wahre Überzeugung (S. 41) verfasst er das Urteil der Academie über Corneilles „Cid", vorsichtig dabei die öffentliche Meinung schonend (S. 43 f.). Wenn er an Corneille später gut gemacht hat, was er hier verbrach, so war die Rücksicht auf die zahlreichen hohen Gönner, welche auch der alternde Dichter noch am Hofe hatte, gewiss nicht zum geringsten Masse bestimmend. Ein gut Teil Neid spricht aus seinen Äusserungen über den vielgefeierten Marini und über Malherbe. Dass Ch., wie Hr. M. wie Recht zugibt, jeden Tadel als „Majestätsbeleidigung" ansah und gegen seine Feinde all' seine einflussreichen Verbindungen aufrief, zeigt sein Benehmen gegen Menage und gegen die Kritiker seiner *Pucelle.* Während er seinen Freunden zur Academie und zu Pensionen verhalf, liess er Männer, wie Boileau, Lafontaine, Molière, leer ausgehen oder gering bedacht werden. Die von M. vorgeführte Entschuldigung, dass Molière damals (1662) noch nicht den Tartuffe und Misanthrope (aber die aufsehenerregenden *Précieuses*) geschrieben hatte, ist doch sehr hinfällig (S. 54). Auch mit der Religion trieb Ch. ein schlau berechnetes Handwerk. Er spielte zwar den Toleranten und nahm sich der Jansenisten, die Ludwig XIV. als nützliche Gegner Roms keineswegs unbedingt verhasst waren, an, aber in einem Schreiben an Bischof Godeau ist er der eifrigste Katholik, für den es ausserhalb der Kirche kein Seelenheil gibt (S. 121). Auch sonst zeigte er sich aus Menschenfurcht zweideutig. (Vgl. S. 56 u. 57.)

An der Schrift des Hr. M. ist ein grosser Fleiss, der sich namentlich in dem eingehenden Studium der Briefe Ch.'s offenbart, unverkennbar. Doch sein Urteil lässt zuweilen an Schärfe manches zu wünschen. Nachdem er S. 26 erzählt hat, durch welche schlau berechneten Gründe Ch. die andren Mitglieder der bei Valentin Conrart sich versammelnden litterarischen Gesellschaft bestimmt hat, sich von Richelieu zur Begründung der *Académie française* gebrauchen zu lassen, rühmt er „dieses mutige und zugleich diplomatisch-geschickte Eintreten für die Sache des Ministers." Von „Muth" wird dabei kaum die Rede sein können. Auch an Widersprüchen fehlt es nicht. S. 33 hat Richelieu die Academie nur gegen den „Cid" vorgehen lassen, um dem Parlamente zu beweisen, dass „diese von ihm privilegirte Körperschaft keine politischen, sondern lediglich litterarischen Zwecke verfolgt", doch S. 41 kommt Hr. M. mit dem wahren Beweggrunde zum Vorschein. Richelieu habe an Ch.'s Unabhängigkeitssinn und den in dem Drama entwickelten „spanischen" Ideen Anstoss genommen.

Besondre Mühe gibt sich Hr. M., seinen Helden als litterarischen Kritiker zu preisen. Aber die angeführten Urteile Ch.'s zeigen nur eine grosse Beschränktheit. So soll (S. 35) „das Übersetzen eine niedrige Gesinnung und einen gedrückten Geist verraten", das Drama nur „der nützlichen Unterhaltung und Belehrung dienen" (S. 40), die Geschichte „zum Nutzen des bürgerlichen Lebens eingeführt sein" (S. 51). Ganz irrig ist es, Ch. zum Erfinder oder Ausgraber der „drei Einheiten" zu machen (S. 41). Diese missverstandenen Aristotelischen Theorien hatten schon im 16. Jahrh. auch ausserhalb Frankreichs viele Vertreter gefunden und waren in dem französ. Drama schon vor Ch.'s Fürsprache zu einer gewissen Herrschaft gelangt. Der Verf. möge R. Otto's Einleitung zur Ausg. von Mairets „Silvanire" und Dannheissers sorgsame Abhandl. über die drei Einheiten in dieser Zs. daraufhin ansehen.

M.'s Behauptung, Ch. hätte ein bedeutender Dramatiker werden können, wenn er sich diesem Gebiete der Dichtung beharrlicher gewidmet hätte, ist doch eine willkürliche Annahme (S. 32). Dass Ch. bei einer Komödie Rotrous Vaterstelle vertreten haben will, mögen wir nur für eine Prahlerei des eitlen Dichters, der seine Versmacherei sogar vom Papste gekrönt wissen wollte (S. 23), ansehen (S. 32). Ungeschmälert soll dagegen sein Ruhmesanspruch auf Schätzung und Pflege der französischen Sprache (S. 46) und auf vorurteilsfreie Würdigung der älteren französischen Romane bleiben. (S. 49.)

Alles in Allem ist aber Ch. auch nach diesem Rettungsversuche ein kleinlicher Höfling, eitler Streber, mittelmässiger Dichter und altfränkischer Kritiker. Gewiss werden die Mängel seines Ge-

schmackes und seiner ästhetischen Bildung durch die Fehler und Einseitigkeiten der ganzen Zeitrichtung entschuldigt, ebenso, wie wir sein poetisches Schmarotzerthum mit dem Masse messen müssen, das andre Zeitgenossen uns geben. Aber neben dieser rein historischen Betrachtungsweise, gibt es doch auch einen absoluten Massstab in der Moral sowohl, wie in der Poesie und poetischen Kritik. Legen wir diesen an Ch.'s Person und litterarisches Wirken, so ist jede Art der Beschönigung von vornherein erfolglos.

R. MAHRENHOLTZ.

Metzger, Albert. *Les dernières années de madame de Warens.* Lyon, lib. Georg, 1891, 287 pages, avec un plan et un fac-similé. Tiré à 300 exemplaires.[1])

Madame de Warens (prononcez *Voiran*, et non pas *Varince*, si vous voulez parler comme les contemporains de l'amie de Rousseau) avait vécu en Savoie, pendant trente-six ans, d'une pension que lui faisait le roi de Sardaigne; mais elle n'était pas naturalisée dans ce pays; elle était demeurée une étrangère, et le droit d'aubaine, qui existait au siècle dernier, donnait au souverain le droit de mettre la main sur les biens des étrangers qui mouraient dans ses états. Le 4 octobre 1762, M. de Conzié écrivait à Rousseau: „Notre digne amie la baronne de Warens est morte quelques jours après mon départ de Chambéry. On m'a informé que nos financiers royaux, sous le prétexte d'aubaine, avaient fait cacheter sa cabane; mais leur cupidité aura resté peu assouvie, puisqu'ils n'auront trouvé chez elle que des témoignages de piété, et des preuves de sa misérable situation."

On a pensé que madame de Warens ayant été employée à quelques négociations secrètes — à Paris en 1730, et plus tard peut-être encore[2]) — les scellés avaient été mis sur ses pauvres meubles afin de saisir ses papiers, qui pouvaient contenir quelques traces du rôle qu'elle avait joué. C'est en conséquence de cette mesure que les archives de Chambéry possèdent une assez forte liasse de papiers, contenant surtout des brouillons de lettres écrites à divers, par madame de Warens. M. Mugnier s'est servi de ces documents pour son livre: *Madame de Warens et Jean-Jacques Rousseau,* Paris, 1891. Mais il n'en a donné le plus souvent que des extraits ou des analyses. M. Metzger les publie en entier et textuellement; il en fait autant de beaucoup d'actes notariés où figure le nom de madame

[1]) Ce volume est le quatrième d'une série. J'ai eu l'occasion de dire ici même (Tome XIV, *Referate und Recensionen,* page 18) quelques mots des trois premiers volumes.

[2]) Mugnier, *Madame de Warens et Rousseau,* pages 353, 354, et 375. — Metzger, *Les dernières années* etc., page 110.

de Warens, et qu'il publie, non pas d'après les minutes des notaires, ou les grosses qu'ils ont autrefois délivrées aux intéressés, mais d'après la copie que les notaires devaient en remettre régulièrement au tabellion: ce qui forme une grande collection de volumes manuscrits, dans les archives du Palais de Justice de Chambéry.

Cette publication intégrale a des avantages. M. Metzger a réussi d'ailleurs à retrouver quelques pièces qui avaient échappé à M. Mugnier (voir par exemple pages 40, 118 et suivantes, 192 et suivantes). Il a scrupuleusement copié la graphie de madame de Warens: cette fidélité a cet inconvénient, que la peine qu'il faut prendre en lisant, pour rétablir mentalement l'ortographe correcte à laquelle nous sommes habitués, fait perdre de vue ce qui est plus intéressant que des vétilles grammaticales: l'allure et le mouvement du style épistolaire de madame de Warens. Elle avait de la facilité et du charme; elle savait plaire.

Tout ce qui concerne ses affaires a donc été publié; cependant nous ne sommes pas en mesure de nous en faire une idée nette. Nous n'avons pas l'équivalent d'une série de bilans annuels, d'un compte de Profits et pertes. On a fait passer sous nos yeux beaucoup de contrats, une volumineuse correspondance, mais presque point de comptes. Madame de Warens, par exemple, eut souvent à faire à ses créanciers des délégations sur sa pension: la série complète de ces pièces serait plus parlante que toutes les paperasses qu'on a, et qui éveillent notre curiosité sans jamais la satisfaire.

Nous voyons à un moment (page 19) qu'elle avait abandonné pour une année tous les quartiers de sa pension à ses créanciers, et qu'en conséquence elle était aux abois. Un peu plus tard (page 77) elle fit mieux, elle abandonna à ses créanciers la moitié de cette pension, se réservant l'autre moitié pour vivre. A ce compte, elle n'aurait été qu'un peu gênée, au lieu de vivre dans la belle aisance qui était son partage dans les premiers temps. Plus tard, la misère noire est venue; mais nous n'avons plus les données nécessaires pour nous faire une idée de son budget.

Ce qui ressort de tous les renseignements qu'on peut recueillir en dépouillant ces papiers, c'est la justesse des dires de Rousseau. „Le fameux garçon perruquier est rentré dans les bonnes grâces de madame, de sorte[1]) qu'ils sont trois rongeurs dans sa maison:“ voilà ce qu'écrivait, à la date du 14 juillet 1756, un de ceux qui connaissaient madame de Warens. Cela concorde parfaitement avec

[1]) de Sajon lit-on (page 120) dans la copie du document original, que M. Charavay a fait faire pour M. Metzger. Il y a là une mauvaise lecture évidemment: de Sajon ne signifie rien; c'est une petite énigme cacographique; je soumets aux experts la solution que j'ai choisie en lisant: de sorte. Quoiqu' il en soit, il n'y a pas de doute pour le sens.

tout ce que Rousseau dit et laisse entendre sur „les fripons dont elle était obsédée.“ On peut même préciser la personnalité des trois rongeurs:

1. Le garçon perruquier, Winzenried, qui avait été en délicatesse avec madame de Warens, au moment de son mariage, au printemps de 1754, et qui venait de se raccommoder avec elle;

2. Le fameux M. Simon, qui s'était donné comme sachant faire le fer-blanc par la lecture de théorie. — Je me demande à ce propos si M. Mugnier (page 358) commentant une lettre où madame de Warens parle à M. d'Angeville de barils de fer-blanc, a eu raison de parler des lingots d'argent que ces barils devaient contenir, et si ce n'étaient pas tout uniment de simples barils de fer-blanc, le bruit ayant couru qu'elle s'occupait d'en fabriquer;

3. Le secrétaire de madame de Warens, lequel, le 15 octobre suivant, se mourait d'un abcès dans la poitrine.

Rousseau, en quelques mots rapides, a parlé de ce faux ménage à plus d'un mari, au milieu duquel il trouva madame de Warens à son passage en Savoie (juin 1754) „Dans quel avilissement! dit-il. Que lui restait-il de sa vertu première? Je ne vis plus pour elle d'autre ressource que de se dépayser.“ Du temps de Claude Anet et de Rousseau lui-même, elle vivait au moins avec des hommes de mérite; mais le niveau avait baissé bientôt. Vers la fin, elle avait auprès d'elle un personnage équivoque, Jean Danel, de Genève, qu'elle appelait sans doute son secrétaire, et qu'un notaire (15 avril 1761) appelait son agent.

M. Metzger a jugé bon de terminer son volume par un appendice intitulé: *A propos des procédés littéraires de M. Mugnier.* Celui-ci a répondu par une brochure: *A propos d'une attaque de M. Metzger.*

M. Metzger adresse à M. Mugnier un reproche qui est sans fondement. A l'entendre, M. Mugnier, dans son volume: *Madame de Warens et Rousseau,* aurait mis en oeuvre les documents publiés dans les trois premiers volumes de M. Metzger, sans le citer. Mais le premier volume de M. Metzger ne contenait qu'un seul document inédit, que l'on connaissait depuis longtemps; et au moment où ont paru (1888) les second et troisième volumes de M. Metzger, M. Mugnier avait déjà copié de son côté, sur les originaux, ces mêmes documents que M. Metzger a réussi à publier avant lui, et il avait communiqué ses copies à deux de ses amis.

Au lieu de se plaindre mal à propos, M. Metzger aurait dû, en premier lieu, épargner au lecteur le soin de rechercher lui-même, parmi les documents que contient son dernier volume, ceux qui sont véritablement inédits; en outre, vérifier soigneusement les dates pour lesquelles son livre est en désaccord avec celui de M. Mugnier.

Mugnier.	**Metzger.**
Madame de Warens et Rousseau.	*Les dernières années etc.*
Page 313, 27 mai 1754	Page 11, 27 février 1754.
Page 314, 7 août 1754	Page 53, 27 août 1754.
Page 321, 8 novembre 1754	Page 57 et 62, 8 octobre 1754.
Page 326, 13 novembre 1754	Page 55, 13 septembre 1754.
Page 363, 7 septembre 1757	Page 147, 27 septembre 1757.
Page 372, 24 mai 1760	Page 186, 28 mai 1760.
Page 376, 29 mars 1776	Page 252, 29 mai 1776.

Une question se pose, quand on suit madame de Warens dans tous les embarras financiers au milieu desquels elle se débat. Jusqu'à quel point Jean-Jacques Rousseau, qui fut à son jour un de ces rongeurs qu'elle aimait à avoir dans sa maison, est-il coupable de ne pas lui avoir remboursé les dépenses qu'elle avait faites pour lui, et qui constituaient une dette sacrée? Il y a deux périodes de sa vie, dans lesquelles Jean-Jacques est sans excuse.

A Venise, il avait une situation assez aisée, et il était libre de tout lien. Les relations commerciales entre Venise et Genève, Genève et Chambéry, étaient assez bien établies pour qu'il lui fût facile de faire passer de l'argent à madame de Warens.

Dans les années qui suivirent, il était gêné, et il devint père. Les droits de madame de Warens étaient primés par ceux de ses enfants. Au reproche de les avoir abandonnés, il serait surabondant et déplacé d'ajouter le reproche d'avoir négligé de faire face à une ancienne dette. A plus d'une reprise, d'ailleurs, il paya quelques acomptes.

Mais après sa dernière entrevue avec madame de Warens, à Grange-Canal près Genève (laquelle se place entre deux dates: le 21 août 1754, la baronne était encore à Chambéry; — le 22 septembre, Rousseau partait pour faire le tour du lac Léman) un symptôme grave se remarque. Madame de Warens ne s'adresse plus jamais à lui, quoique sa misère fût bien plus grande qu'auparavant, et que Jean-Jacques fût bien davantage en état de l'aider.

La lettre du 10 février 1754 (que M. Metzger a publiée dans son second volume, et dont il a donné un fac-similé dans le troisième) nous permet de supposer une réponse brutale de Rousseau à une demande d'argent. Les entrevues de Chambéry et de Grange-Canal ont sans doute été pénibles à l'amour-propre de la baronne, si son ancien protégé lui a laissé voir l'impression qui fut la sienne, et qu'il rapporte dans les *Confessions*. Elle était femme, elle fut fière une fois, et dès-lors,

Illa solo fixos oculos aversa tenebat.

Les années de 1759 à 1762 furent celles où, pécuniairement, Rousseau se trouva dans la situation la plus brillante de sa vie,

et madame de Warens, dans la plus lamentable de la sienne. Il ne fit rien pour elle. Il avait assez de crédit auprès de la maréchale de Luxembourg pour qu'il pût aisément intéresser la charité de cette grande dame en faveur d'une personne à laquelle il devait tant; mais dans sa prospérité il avait oublié madame de Warens.

Je terminerai ce compte-rendu en publiant à mon tour un document inédit, qui existe à la bibliothèque de Neuchâtel: c'est une lettre adressée à Rousseau, pendant son séjour à Motiers-Travers, par un de ses anciens amis de Savoie. Elle témoigne de l'aimable souvenir que gardaient de la baronne de Warens tous ceux qui avaient vécu dans sa société.

A Besançon, le 28 octobre 1763.

Dès longtemps je vous cherche, mon cher, et n'ai pu découvrir où vous restiez. Mon fils, qui est contrôleur des actes à Pontarlier, dans un voyage qu'il vient de faire à Besançon, m'a appris votre demeure. J'aurais dû en être informé plus tôt, toute l'Europe ayant les yeux ouverts sur vous et sur vos ouvrages, mais je suis presque séparé de la société. La main me refuse le service, et je ne parle qu'avec beaucoup de difficulté. Vous vous en apercevez sans doute, en voyant une main étrangère dont j'emprunte le secours. Je me sers de la première qui se présente, pour vous marquer l'empressement que j'ai de vous donner de mes nouvelles et de recevoir des vôtres. Les temps d'intimité entre nous sont passés, je les regrette véritablement; celui qui s'est écoulé depuis, vous a donné l'immortalité, et à moi il ne m' a laissé que la simple action de végéter; je ne puis me flatter que de l'oubli total de tous ceux que j'ai connus. Nous étions, vous et moi, réunis sur la même ligne, et la distance qui est entre nous aujourd' hui, est immense. Je compte toujours sur votre amitié; vous me l'avez donnée, vous avez la mienne, je serai toute ma vie votre ami. Si ma santé pouvait me permettre de vous aller embrasser, le moment de mon départ serait, après celui de vous voir, le plus doux de ma vie.

Vous connaissez le sentiment de l'amitié, je ne puis en douter, jugez par là du plaisir que j'aurais d'être auprès de vous, de vous renouveler les marques de mon sincère attachement. Je suis persuadé que vous y goûteriez encore quelque douceur, et que je ne serais pas le seul satisfait de notre entrevue. Quoique je ne sois pas dans le cas de désirer l'avenir, parce qu'il doit me surcharger d'années, je voudrais être au printemps prochain; je partirais sur le champ; j'irais prendre mon fils à Pontarlier, et je volerais à vous. Il n'y aurait pas de distance entre votre abord et le renouvellement bien tendre de notre ancienne amitié. Il ne me reste que le seul désir de vous en marquer la constance. Que ne puis-je confier bien des

choses à celui qui tient la plume! je serais enchanté de vous les rappeler, et entre autres les amusements doux et tranquilles que nous avons goûtés ensemble avec madame la baronne. J'ignore où elle est. Si vous avez quelque relation avec elle, faites-y, je vous prie, mention de mon respect. Je serais bien flatté d'apprendre qu'elle conserve encore quelques idées des bontés qu'elle a eues pour moi. Il y a environ 7 ans que je suis à Besançon chez mon frère qui est directeur des domaines; j'y ai tout ce que je puis désirer pour ma subsistance, mais pour les agréments de la vie, qui en font la partie intégrale, ils ne semblent plus faits pour moi, excepté le bien sensible d'apprendre de vous-même que vous pensez à un ami qui ne désire de vivre plus longtemps que pour goûter la douceur de vous être constamment attaché. Portez-vous bien, mon cher, et donnez-moi de vos nouvelles.

CHARBONNEL.

Dans la Correspondance de Rousseau[1]), il y a une lettre de lui, datée de Montpellier, 4 novembre 1737, pour laquelle le nom du destinataire n'est pas indiqué. Quand on la rapproche de la lettre qui la précède (à M. Micoud, 23 octobre 1737) on est conduit à supposer qu'elle a été écrite à ce Charbonnel qui se rappelait vingt-cinq ans plus tard au souvenir de Jean-Jacques. Il était, je pense, le fils du marchand Jean-Antoine Charbonnel, dont M. Mugnier a parlé (page 137) et qui figure dans quelques actes notariés: le testament de Rousseau, 27 juin 1737, et un acte du 2 mars 1738 par lequel madame de Warens loue à un métayer un petit domaine aux charmettes; — ou peut-être il était Jean-Antoine Charbonnel lui-même.

Encore un mot sur madame de Warens. J'ai déjà parlé ici même (XIV, 18) d'un point obscur et délicat de sa vie. C'est en rendant compte du beau livre de M. Mugnier que je faisais une objection au sentiment qu'il a exprimé sur ce point.

On sait que M. de Conzié qui avait connu, au temps des Charmettes, Jean-Jacques Rousseau et madame de Warens, a pu lire dans sa vieillesse les premiers livres des *Confessions*, et qu'il a rédigé alors, en quelques pages charmantes, ses propres souvenirs: document précieux, publié en 1856 dans les mémoires de la Société

---

[1]) Je note ici (un peu hors de propos, je l'avoue) que M. Mugnier, page 388, cite une lettre de Rousseau au prince de Wirtemberg, d'après Streckeisen (*Oeuvres et correspondance inédites de Rousseau*, page 397) qui l'avait datée du 11 mars 1763. Mais qu'on prenne l'autre publication de Streckeisen: *Rousseau, ses amis et ses ennemis*, II, 203 et 205, on verra que cette lettre de Rousseau est du 11 mars 1765. En mars 1763, le prince et Rousseau ne se connaissaient pas.

savoisienne d'histoire, et réimprimé par M. Metzger dans son premier volume. M. Mugnier (page 328) en cite ce passage:

Enfin cette charmante et digne femme, sans argent et j'ose quasi dire sans crédit et accablée de dettes, eut l'heureuse ressource de plaire à un vieux seigneur de la première distinction qui fournit durant qu'il vécut aux journaliers nécessaires de la subsistance de cette malheureuse baronne; mais le noble désintéressement dont son âme avait toujours été pénétrée, ne lui suggéra jamais de confier à ce vieux seigneur le triste et inévitable avenir qui la menaçait. Aussi après cette perte se vit-elle forcée de mendier, pour ainsi dire, un recoin de chaumière dans un des faubourgs, où elle n'a végété que par les secours et soins charitables de ses voisins, qui n'étaient pas (tant s'en faut) dans l'aisance. Finalement, accablée de différents maux qui la retenaient au lit depuis plus de deux années, elle succomba avec tous les sentiments d'une femme forte et bonne chrétienne.

M. Mugnier a commenté ce texte, et cherché à établir que ce vieux seigneur n'était pas, comme on l'a dit, M. d'Allinges, marquis de Coudrée. J'ai fait remarquer que la date de sa mort (23 janvier 1755) coïncide pourtant avec cette hypothèse. Madame de Warens, qui avait demeuré depuis l'été de 1750 dans la maison du marquis, la quitta au mois d'août 1754. On la voit ensuite en Chablais, à Evian, à Genève; elle revint ensuite à Chambéry où elle finit par s'établir, au printemps de 1756, dans une maison du faubourg de Nezin, où elle resta logée jusqu' à sa mort.[1])

Je ne tiens pas particulièrement au marquis de Coudrée. Qu'on me trouve à cette époque la mort d'un autre vieux Seigneur de la première distinction, ayant passé à Chambery ses dernières années: son nom prendra place, au lieu de celui de M. d'Allinges, dans la biographie de madame de Warens.

Toujours est-il qu'il faut rapprocher le dire de M. de Conzié, de ce que Jean-Jacques laisse entendre, dans le livre VIII des *Confessions*, en parlant de son passage à Chambéry, au mois de juin 1754:

A Lyon, je quittai Gauffecourt pour prendre ma route par la Savoie, ne pouvant me résoudre à passer si près de maman sans la revoir. Je la revis . . . Dans quel état, mon Dieu! quel avilissement! Que lui restait-il de sa vertu première? Etait ce la même madame de Warens, jadis si brillante? Que mon cœur fut navré! Je ne vis plus pour elle d'autre ressource que de se dépayser.

Sans doute, quand Rousseau passa à Chambéry, il entendit parler de madame de Warens en très mauvais termes.[2]) Déjà vingt-

[1]) Mugnier, *Madame de Warens et J. J. Rousseau*, pages 262 et 329. Metzger, *les dernières années de madame de Warens*, pages 123 et 201.

[2]) Les textes cités par M. Mugnier, pages 285, 287 et 288, attestent qu' à Chambéry on disait alors beaucoup de mal de la pauvre femme; quoiqu'ils ne fassent d'allusion directe qu' à ses entreprises industrielles, il est clair que les commérages de la ville n'épargnaient pas sa vie privée.

quatre ans auparavant, quand il était allé à Vevey faire une espèce de pélerinage aux lieux qu'elle avait habités, il avait craint pour elle les mauvaises langues:

Une de mes ineptes bizarreries était de n'oser m'informer d'elle. Il me semblait qu'en la nommant je la compromettais en quelque sorte. Je crois même qu'il se joignait à cela quelque frayeur qu'on me dît du mal d'elle. On avait parlé beaucoup de sa démarche, et un peu de sa conduite. De peur qu'on n'en dît pas ce que je voulais entendre, j'aimais mieux qu'on n'en parlât point du tout.

Cette fois-ci, c'était bien pis. Evidemment on lui parla d'elle sans ménagement. On la traita de femme entretenue. Elle était âgée, elle avait des dettes, la bonne société l'avait abandonnée; elle était livrée sans défense à la médisance, à la malignité publique. Dans ses belles années, il est vrai, elle n'avait non plus respecté le commandement: *Non moechaberis*; mais c'était alors une jeune et jolie femme, qui gardait les apparences, et conservait son rang dans le monde. Plus tard, tout s'était gâté!

Je ne néglige point un argument de M. Magnier: „la pauvre femme eût été vraiment une compagne bien peu attrayante . . . . Rayons donc cette défaillance attardée du passif de madame de Warens.

„Je réponds que tout dépend du moment où la liaison a commencé; or nous n'en savons rien, si ce n'est qu'il faut le placer entre l'automne de 1741 et le printemps de 1754, pendant ces douze ans où Jean-Jacques, qui nous aurait renseignés sur ce chapitre, n'est pas venu en Savoie. La marge est grande. On peut croire que madame de Warens a gardé longtemps son charme et sa grâce; qu' après quarante ans, elle a pu plaire encore à un vieillard. Dans l'arrière-saison, la campagne est encore riante sous un rayon de soleil. Il y a ce qu'on appelle l'été de la Sainte-Martin. Et le nœud étant une fois formé, la force de l'habitude suffit à en expliquer le maintien et la durée.

En définitive, cette défaillance attardée que veut effacer M. Mugnier, me semble essentielle à maintenir, si l'on veut s'expliquer avec précision ce que Rousseau, dans le passage cité, n'a fait qu' indiquer en détournant les yeux.

Eugène Ritter.

Lambert, Fr. *Studien zu Rousseaus Emil. I. Die Abhängigkeit J. J. Rousseaus in seiner Erziehungslehre von J. Locke.* Programmabh. des Real-Gymn. d. Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S., 1893. 34 S. 8⁰.

Verf. stellt sehr eingehende Parallelen zwischen Rousseaus „*Emile*“ und Locke zusammen, weist aber auch darauf hin, dass der

Genfer Philosoph sich nicht immer an sein englisches Vorbild hält, sondern selbständig weiter fortschreitet. Ein Mangel bleibt es aber, dass die andren, an Zahl nicht armen Quellen Rousseaus unbeachtet gelassen werden. Verf. würde sich bei einer derartigen Vergleichung des „*Emile*“ und früherer Erziehungsschriften wohl überzeugt haben, das keineswegs alles aus Locke stammt, was mit diesem in näherer oder fernerer Übereinstimmung steht. Locke scheint dem Verf. nur aus einer deutschen Übersetzung bekannt zu sein, auch für den „*Emile*“ wird nicht auf eine bestimmte Ausgabe verwiesen. Die umfangreiche Litteratur über Rousseau ist garnicht berücksichtigt, auch die allgemeinen Zeitanschauungen werden in etwas verschwommener Weise uns geschildert. Sonach kann die Abhandlung doch als ein die wissenschaftliche Forschung wesentlich fördernder Beitrag kaum angesehen werden, so sehr auch der Fleiss des Verfassers Anerkennung verdient.

R. MAHRENHOLTZ.

Tiersot, Julien. *Rouget de Lisle.* Son oeuvre. Sa vie. Paris 1892. Librairie Ch. Delagrave. 435 u. XII p. 8⁰.

Unum, sed leonem könnte das Motto dieser Biographie Rouget de Lisle's sein. Denn auch der Verfasser weiss von seinem Helden nichts weiter zu rühmen, als dass er der Dichter der weltberühmten *Marseillaise* ist. In breiter, stellenweis ermüdender Form führt er uns das lange, aber doch nicht ereignissvolle Leben des Dichters vor, gedenkt ausführlich seiner meist erfolglosen, jetzt längst vergessenen Dichtungen und Compositionen, schildert uns, wie Rouget vom Royalisten zum eifrigen Republikaner wurde, aber den jacobinischen Terrorismus hasste, wie er seinen Widerstand gegen die Conventscommissare mit Verlust seiner Offizierstelle, später mit zweimaliger Einkerkerung büsste, wie er sich dem Direktorium anschloss, gegen Bonaparte's Consulat protestierte, dann in Vergessenheit lebte, durch die Reaction des Jahres 1814 und mehr noch durch die Juli-Revolution (1830) aus seiner Einsamkeit emporgezogen wurde und endlich im Alter von 76 Jahren starb. Die dritte Republik liess dann sein Andenken und sein einziges opus aere perennius, die Marseillaise, wieder aufleben. Doch sind das Thatsachen, die in der Hauptsache bekannt waren und das unnötige Detail würden wir zuweilen gern entbehren. Verfasser hat sich durch genaue Feststellung des Ursprunges und des Datums der Marseillaise immerhin um die Geschichte dieses Weltgesanges ein Verdienst erworben. Der eigentliche Geburtstag dieses vom Dichter selbst componierten Liedes ist die Nacht vom 25. bis 26. April 1792, sein Zweck war die Begeisterung der von Strassburg zum Kampf

für das Vaterland ausrückenden französischen Freiwilligen. Ursprünglich aber war das Lied für eine patriotische Soirée im Hause des Strassburger Maire Dietrich verfasst. Ebenso gibt Hr. T. mancherlei interessante Einzelheiten über die Verbreitung und Ergänzung der Marseillaise in der französischen Armee und bei den jacobinischen Banden, auch über die Benutzung der Melodie durch R. Schumann und R. Wagner. Nicht ohne Wichtigkeit ist auch der Nachweis, dass Rougets Vater keinen Anspruch auf den Beinamen de Lisle hatte, den er sich nur beilegte, um seinem Sohne den Eintritt in die Pariser Militärschule zu erleichtern. Aber diese und andere Kleinigkeiten verleihen einem so umfangreichen Buche doch keine Existenzberechtigung. Kürze wäre dringend geboten gewesen. Die Beurteilung Rougets als Dichter und Musiker leidet an grosser Überschätzung. Selbst die Marseillaise ist so sehr Ausdruck der revolutionären Zeitstimmung und sie ist so mit den Tagesleidenschaften und Tagesphrasen erfüllt, dass wir der Revolution einen vielleicht grösseren Anteil zuschreiben müssen, als dem Dichter selbst. Hr. T. zieht nicht ohne Geschick die Ereignisse und Wandlungen der Revolution in seine Darstellung, aber er steht mitten in der republikanischen Legende. Die französischen Freischaaren des Jahres 1793, jenes raublustige, undisziplinierte, von herrschsüchtigen, gewissenlosen Conventscommissaren gegen die Offiziere aufgehetzte Gesindel, das seine Siege der Zwietracht und schlechten Anführung der Coalitionstruppen verdankte, gilt ihm etwa als dasselbe, wie die Thermopylen- und Salamiskämpfer der altgriechischen Fantasie. Dass Rouget nach dem 9ten Thermidor sich an Fréron und Tallien anschloss, bedeutet für T. einen Kampf gegen die Revolution, deren Hauptvertreter ihm eben die Jacobiner sind. Nicht ohne Grund ist das Buch dem derzeitigen Präsidenten der französischen Republik gewidmet. Hr. T. verfügt über ein anmutiges Schilderungstalent, aber es fehlt ihm an Kritik und an gründlicher historischer Bildung. Viele französische Litterarhistoriker haben eben durch die Geschichte nichts gelernt und daher — auch nichts vergessen.

R. Mahrenholtz.

Ellinger, J. *André Cheniers Gedichte, ein Bild seines Lebens.* (Jahresber. der Staats-Oberrealschule in Troppau, 1892. S. 35—54.)

In ansprechender Weise stellt der Verfasser alle Stellen in André Cheniers Gedichten zusammen, die sich auf die frühesten Kindheitserinnerungen bis zu den letzten Tagen in der Kerkerhaft beziehen. Neues gewinnen wir daraus kaum, denn auch die That-

sache, dass Ch. schon als kleines Kind von Constantinopel nach Frankreich kam und dass er die Heimat seiner Mutter, Griechenland, nie wiedersah, war schon früher bekannt. Wir erhalten aus diesen Zusammenstellungen von Neuem das Bild eines für Natur und Kunst schwärmenden, für Liebe, Freundschaft, Menschenglück und Völkerfreiheit begeisterten, jedem Despotismus, auch dem im Namen der Freiheit geübten, abgeneigten Dichters. Verdienstvoll ist die Berichtigung einiger Irrtümer Lotheissens, denen der Name des frühverstorbenen Litterarhistorikers leicht weitere Verbreitung sichert.

R. MAHRENHOLTZ.

Meissner, Fr. *Der Einfluss deutschen Geistes auf die französische Litteratur des 19. Jahrhunderts bis 1870.* VIII. 249 S. 8⁰. Leipzig, Renger, 1893.

Als uns obiger Titel zuerst zu Gesicht kam, so freuten wir uns über das Erscheinen einer Schrift, welche über den nämlichen Gegenstand handelt, welchem wir seit längerer Zeit unsere volle Liebe zugewendet und über welchen wir auch vor einigen Jahren geschrieben haben. Wir hofften, in ihr entweder neue Forschungen oder neue Gesichtspunkte zu finden. Leider ist unsere Erwartung beim Lesen vollständig getäuscht worden. Der offenbar noch sehr junge Verfasser — er ist Privatdocent an der Universität Basel — war nicht bestrebt, in die Tiefe seines ebenso schweren als schönen Thema einzudringen; er machte keine Quellenstudien; er begnügte sich, aus zweiter Hand Material herbeizuschaffen und er stellte dieses lückenhaft und ohne Übersichtlichkeit, so gut es eben ging, in höchst flüchtiger Weise zusammen. So konnte auf diesem noch jungen Gebiet der internationalen Litteraturgeschichte statt eines wünschenswerten Fortschritts nur ein bedauerlicher Rückschritt erfolgen.

Vor allem nun müssen wir dem H. Dr. Meissner vorwerfen, dass er das, was er auf dem Titel verspricht, nur sehr wenig gehalten hat. Denn der verheissene Einfluss des deutschen Geistes auf die Litteratur Frankreichs im 19. Jahrhundert wird in dem Buche nur stellenweise und ohne die wünschenswerte Begründung im Einzelnen behandelt oder vielmehr berührt. Es bietet in der Hauptsache nur Mitteilungen über eine grosse Zahl französischer Schriftsteller, welche die Werke unserer Dichter und Denker über den Rhein hinüber vermittelt haben. Aber auch bei der Lösung dieser wesentlich beschränkteren Aufgabe geht der Verfasser durch-

aus nicht mit der nötigen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu Werke. Obgleich er nämlich keine selbständigen Studien über seinen Gegenstand gemacht hatte, versäumte er es dennoch, sich nach den neuesten Forschungen umzusehen und dieselben zu benützen.

Bei der Darstellung des ersten Abschnittes, welcher vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis 1815 gehend höchst sonderbarer Weise mit einer Besprechung A. v. Humboldt's schliesst, und ebenso bei dem zweiten Abschnitt, welcher die Zeit der französischen Romantik zu charakterisieren verspricht, hat H. Dr. Meissner nur die kleine Schrift des allerdings verdienstvollen H. Breitinger (1876) zu Rate gezogen. Er ist ihr vielfach in grösster Nähe gefolgt und sogar in mehreren Punkten, wo er weniger vertrauensvoll sein musste. So z. B. hat Breitinger und demgemäss der Verfasser die Einwirkung der deutschen Dichtung auf die französische Romantik, deren Wesen hier irrig geschildert ist, viel zu gering angeschlagen. Denn nicht nur auf mehrere Gattungen, sondern sogar auf den Stoff, auf Gedanken, Empfindungen, poetische Bilder erstreckte sich der deutsche Einfluss.

Dagegen fallen dem H. Dr. Meissner folgende starke Versehen ganz allein zur Last. In dem Kapitel über Frau von Staël, in welchem, wie auch sonst oft, viel Nebensächliches zur Sprache kommt, erwähnt er das Schreiben des Herzogs von Rovigo, welches das Verbannungsdecret zu motivieren suchte, und übersetzt (S. 10 unten) die Stelle „*il m'a paru que l'air de ce pays ci* [la France] *ne* **vous** *convenait point*“ in folgender widersinniger Weise: „wir haben gefunden, dass die Luft j e n e s Landes (Deutschland) u n s nicht behage“. Auf Seite 26 wird Benjamin Constant „ein S c h ü l e r oder Anhänger“ von Frau von Staël genannt, während er zwar ihr Freund, aber durchaus nicht ihr Schüler, sondern in seinen Studien über deutsche Litteratur vielmehr ihr Vorläufer war. Bei der Besprechung von Chateaubriand ist dem Verfasser infolge einer unglaublichen Flüchtigkeit ein köstliches Quiproquo auf S. 36 zugestossen. Was dieser nämlich von einem ziemlich obskuren Schriftsteller, Delisle de Sales, scherzhaft sagte, derselbe sei in jedem Frühjahr nach Deutschland gereist, um dort neue Ideen zu holen, das verstand H. Dr. Meissner so, als ob Chateaubriand selbst jedes Jahr zu dem genannten Zweck nach Deutschland gereist sei, und er führt dies als einen Beweis dafür an, wie hoch Chateaubriand Deutschland geschätzt habe! Nicht minder verblüffend ist folgendes Versehen. Auf S. 40 sagt H. Dr. Meissner, dass Victor Hugo in dem Drama „Hernani“ den Don Carlos, den alsbaldigen Kaiser Karl V., seinen bekannten Monolog „in einem K e l l e r in Frankfurt a. M.“ habe halten lassen! Warum nicht etwa gar in Auerbachs

Keller in Leipzig? H. Dr. Meissner hat beim Lesen der Beschreibung der Localität des 4. Aktes des französischen Stückes (*„les caveaux qui renferment le tombeau de Charlemagne à Aix-la-Chapelle“*) ohne weiteres *les caveaux* mit *la cave* und Aachen mit Frankfurt verwechselt!

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf den dritten und letzten Abschnitt des Buches! Er ist noch misslungener in der Anlage als die vorhergehenden. Der Verfasser hat nämlich diese allerdings lange Periode (1831—1870) auf nicht weniger als 199 Seiten und zugleich so unselbständig, so wirr und abspringend dargestellt, dass die Lektüre eine wahre Pein für den Leser ist. Desto bequemer freilich hat es sich der Verfasser gemacht. Er hat nämlich seinen Mitteilungen ganz einfach die auf die neuere deutsche Litteratur bezüglichen Artikel aus der *Revue des Deux Mondes* zu Grunde gelegt und er teilt deren Inhalt mehr oder minder ausführlich, dann und wann einige Bemerkungen einstreuend, ohne alle chronologische Reihenfolge mit. Wir geraten hier in ein wahres Chaos. So wird S. 49 von Spindler, S. 50 einiges von deutscher Philosophie gesprochen, S. 52 von der Edda, S. 53 von Chamisso, S. 54—57 über Goethe, S. 57—58 über Börne, Jean Paul und E. F. L. Robert, S. 59 wieder über deutsche Philosophie, S. 61 über die Nibelungen, S. 62 über Heine, S. 80 über Luther! Dazwischen hinein und zwar an den verschiedensten Stellen wird über Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller, Tieck, Tromlitz, F. Reuter, Uhland, Zedlitz bunt durcheinander geredet. Erst von S. 159 an ist die Darstellung im Anschluss an die Artikel von Saint-René Taillandier etwas weniger ungeordnet, aber ebenso ermüdend.

Bezeichnend für die Meinung, welche der Verfasser von seinem frostigen und ganz mangelhaften Buche hat, ist der auf S. 4 naiv ausgesprochene Wunsch, dass es die Wiederannäherung Deutschlands und Frankreichs befördern helfen möge!

Th. Süpfle.

Goethe, le Faust. Traduit en français dans le mètre de l'original et suivant les règles de la versification allemande par **François Sabatier,** Paris, Ch. Delagrave, 1893 (186 Doppelseiten, Gr. 8), M. 3,50.

Wenn diese neue, mit grosser Begeisterung für das grösste Werk unseres grössten Dichters unternommene und mit ebensoviel Verständnis als Gewissenhaftigkeit durchgeführte poetische Übertragung des Faust bei den Franzosen nicht so lebhafte Aufnahme finden sollte, als man es ihr wünschen möchte, so trägt ohne Zweifel das verspätete Erscheinen die Hauptschuld daran. Während nämlich der Verfasser seinem hohen Ziele, das Goethe'sche Original nicht

bloss nach der Tiefe des Gedankens und Gefühles, sondern auch hinsichtlich der ganzen äusseren Form so vollständig als möglich in französischer Sprache wiederzuspiegeln, fast die Zeit eines ganzen Lebens widmete, so war ihm in der Ausführung seines Ideals ein anderer Bearbeiter vor ungefähr 15 Jahren mit glänzendem Erfolge zuvor gekommen. Wir meinen die im Grossen und Ganzen vortreffliche metrische Übersetzung des Faust durch Marc-Monnier, welche 1879 erschien und schon 4 Jahre darauf zu einer zweiten Auflage gelangte. Gegen diese, ebensowohl in Kraft als in Zartheit des Empfindens dem Original nicht selten ganz nahe kommende Übertragung hat die neue von Sabatier den Wettkampf aufzunehmen. Ihr eigentümlich ist zunächst die absolute Vollständigkeit der Übersetzung in diesem ersten Teile des Faust. Der Verfasser hat von Anfang, von der Zueignung, an bis zu Ende alles übersetzt, nichts in einen Anhang verwiesen und sich nicht ängstlich darum gekümmert, ob dies oder jenes dem französischen Publikum vielleicht weniger zusage. Ein zweiter Vorzug ist die Treue der Übertragung, welche nicht bloss hinsichtlich des Sinnes, sondern auch, wenn irgend möglich, im Ausdrucke selbst erreicht ist.

Hierzu befähigte den Verfasser eine hervorragende Vertrautheit mit unserer Sprache, deren tieferes Verständnis ihm nicht nur durch eifriges Studium, sondern auch durch seine Verheiratung mit einer geborenen Deutschen und durch den Verkehr mit hervorragenden Schriftstellern unseres Volkes, namentlich in dem Hause von Tieck in Dresden, von dem er in einer deutsch geschriebenen Stelle seines Tagebuches bewundernd erzählte, immer mehr offenbart wurde. Sein Ringen nach dem zutreffendsten Ausdrucke bei seiner Faust-Übersetzung, welche die Hauptbeschäftigung seines reiferen Alters war und nur durch eigene dichterische Versuche, durch Pflege der Malerei und durch Reisen besonders nach Italien, zeitweise unterbrochen wurde, war so gross, dass er bisweilen ganze Wochen darüber nachsann, um das dem deutschen Original entsprechendste Wort aufzufinden. Das Streben nach möglichster Vollkommenheit seines Werkes war so lebhaft, dass er trotz des Drängens seiner Freunde immer zögerte, seine Übertragung drucken zu lassen. Der Tod überraschte den unermüdlichen Dollmetscher der gewaltigen deutschen Dichtung, bevor er sich entschlossen hatte, seine Übersetzung zu veröffentlichen, obgleich er seit 1881 die letzte Hand an dieselbe gelegt hatte. Aber in seinem Testamente hatte er die Herausgabe seines Werkes angeordnet, und so erschien es denn auch kürzlich mit einem offenbar von einem Freunde des Verstorbenen herrührenden Vorworte, welches über die dichterischen, künstlerischen und politischen Bestrebungen des begabten Verfassers nähere Mitteilungen giebt.

Wir fügen zu der Charakterisierung der Übersetzung von Sabatier noch folgendes in aller Kürze hinzu. Bei seinem an und für sich lobenswerten Bestreben, auch in formeller Hinsicht dem deutschen Urtexte so nahe als möglich zu kommen, ist er offenbar zu weit gegangen. Um nämlich zur anschaulichen Wiedergabe der in der deutschen Dichtung oft plötzlich wechselnden Stimmungen sicherer gelangen zu können, hat er sich die grosse und undankbare Mühe gegeben, das Metrum des Urtextes im Französischen vollständig nachzubilden. Dadurch aber wurde er häufig bald zu Kürzungen bald zu Erweiterungen des Inhaltes der einzelnen Verse gezwungen, ohne jedoch den Vorteil erlangen zu können, die malerischen Hebungen und Senkungen des Originals wiederzugeben. Zugleich hat er sich, obgleich er darauf gefasst war, der Gefahr strengster Rüge seitens seiner Landsleute ausgesetzt, indem er das Verbot des Hiatus und der Elisionen in seinen bisweilen bis zu fünfzehn Sylben anschwellenden französischen Versen ohne das mindeste Bedenken übertrat. Sabatier scheint geglaubt zu haben — darauf weist jedenfalls der Titel seines Werkes hin — dass die Freiheiten der oft wenig regelmässigen Goethe'schen Verse geradezu Gesetze der deutschen Verskunst seien.

Die Übersetzung, welcher der meist korrekt gedruckte deutsche Text gegenüber steht, ist, wenn wir die Übertragung von „Burgen" mit „bourgs" ausnehmen, im Grossen und Ganzen von Irrtümern ganz frei. In der Wiedergabe der ruhiger gehaltenen wie auch der scherzhaften und ironischen Stellen hat Sabatier Vortreffliches geleistet. Wo freilich die deutsche Dichtung an die tiefsten Probleme des Lebens streift und in zartestem Dufte, wie namentlich in den Monologen und den Liedern, webt und schwebt, da hätten wir seiner Nachbildung mehr Schwung und Frische gewünscht.

Heidelberg. Theodor Süpfle.

Lettres à Lamartine. (1818—1865) publiées par **Mme Valentine de Lamartine.** Paris, Calmann Lévy, éditeur, 1893, 1 vol. in. 12.

Über einen Zeitraum von fast 50 Jahren sich erstreckend und bis nahe an den Tod Lamartines reichend berühren diese Briefe die mannigfachsten Beziehungen zu berühmten und unberühmten Zeitgenossen und rufen tausend Erinnerungen an Ereignisse aus des Dichters vielbewegtem Leben, sowie an wichtige Begebenheiten der Geschichte seines Landes und Europas wach. Einhundertunddreissig Briefe von einigen sechzig Verfassern, anhebend mit der Wiederherstellung der Königsherrschaft, fortlaufend durch das Julikönigtum, die Revolution, bis gegen das Ende des zweiten Kaiserreichs, teils

politischen, teils rein persönlichen, teils litterarischen Inhalts, geschrieben von Dichtern, Denkern, Künstlern, Staatsmännern, Fürsten und Fürstinnen, das ist die bunte Vereinigung, die uns in diesem Bändchen von 300 kleinen Seiten geboten wird, fast zu Vielerlei, um einheitlich zu wirken, um so mehr als der Schlüssel oft mühsam aus Lamartines weitschichtigen oder verzettelten eigenen Nachrichten über sein Leben hervorgesucht werden muss und bisweilen auch in seinen Werken trotz aller Mühe nicht zu finden ist.

Von vierzig Verfassern enthält die Sammlung nur je einen Brief, was man bei Vielen nicht umhin kann zu bedauern, wenn schon dadurch der Anteil der übrigen sechsundzwanzig desto stärker ausfällt. Es steht nur zu hoffen, dass die ausgeschiedenen Briefe nicht vernichtet sind, weil keine bessere Ergänzung zu Lamartines eigenen Briefen gedacht werden könnte. Und wie oft möchte man die Antworten wissen, wenn man, mit Macht hingezogen, einen nach dem andern die in den vier Bänden der letzten Ausgabe enthaltenen Briefe Lamartines verschlingt! Denn mag man ihn als Dichter, Redner oder Staatsmann noch so sehr bemängeln und verurteilen, seine nicht geringe Bedeutung in der Entwickelungsgeschichte der Litteratur des XIX. Jahrhunderts und zum Teil in der Geschichte behält er doch, und Nichts ist so geeignet, Licht auf Handlungen und Schriften zu werfen als gerade vertrauliche Briefe. Dazu würde aber gehören, dass sie möglichst vollständig und mit den Erwiederungen vorlägen, und leider vermissen wir das für Lamartine noch zu sehr, so viel auch in jeder Beziehung daraus zu gewinnen wäre.

Unter den Verfassern, welche in vorliegender Sammlung durch nur einen Brief vertreten sind, befinden sich Royer-Collard, Edgar Quinet, Jules Janin, Blanqui der Ältere, Montalembert, der Marquis Gino Capponi, Genoude, von welchen letzteren beiden Lamartine eine grosse Anzahl zum Teil sehr wichtige Briefe empfangen hat; Auguste Barbier, der Dichter der Jamben; Joseph de Maistre, Manzoni, Alphonse Karr, Ernest Havet, Victor de Laprade, Ponsard, die Malibran, Mme Tastu, Louis-Napoléon Bonaparte (vom 2. Februar 1846).

Durch zwei Briefe sind unter Andern vertreten die Königin Sophie von Holland, Leopold II von Toscana; der spätere Erzbischof und Cardinal Herzog August von Rohan, der damals gerade in den geistlichen Stand trat; Lamennais, Chateaubriand; der zeitungsmächtige Émile de Girardin, der Graf Molé; der Graf Marcellus, der Entdecker der Venus von Milo; Béranger, Mistral, Alfred de Vigny, Michelet; Eugène Sue, der den Dichter nach dem Morgenlande begleiten sollte; George Sand.

Drei Briefe finden wir von Cuvier, der Lamartine bei seiner

Aufnahme in die Academie im Namen der erlauchten Körperschaft zu begrüssen und beglückwünschen hatte, und sich deshalb vorher mit der Bitte an ihn wendet, ihm den Gedankengang seiner Aufnahmerede mitzuteilen; von Aimé Martin, einem alten Freunde Lamartines und Lehrer der französischen Litteratur an der École polytechnique; von Sainte-Beuve, und zwar zwei an Lamartine selbst gerichtete nebst einem sehr anziehenden vom 24. Oktober 1856 an Jules Saint-Amour über den Dichter, den er eine der Leidenschaften seiner Jugend nennt unter Anführung des reizenden Ausspruchs V. Hugos: „Sie ziehen mir Lamartine vor; das kann ich Ihnen nicht verargen: ich bin Ihrer Meinung;" sowie endlich von Thiers, von dem Lamartine in seinen politischen Denkwürdigkeiten trotz ihrer weit aus einander gehenden Meinungen mit so viel Wärme und Anerkennung spricht, und dessen drei Briefe zu den interessantesten gehören.

Mehr als drei Briefe haben beigesteuert: die Herzogin von Broglie (4); Charles Nodier und Villemain je fünf; sodann die Marquise von Montcalm, Schwester des Herzogs von Richelieu, jene mütterliche Freundin des jugendlichen, unbekannten Dichters, und V. Hugo je sechs. Von des Letztern Briefen ist zu bemerken, dass sie sich auf die Jahre 1829 bis 1856 erstrecken, während die der Frau von Montcalm in die Jahre 1818 bis 1832 fallen.

Weitaus die meisten Briefe, nämlich fünfzehn, rühren von Mme de Girardin her. Drei davon sind noch Delphine Gay unterzeichnet. Atmen die Briefe des hochbegabten jungen Mädchens Bewunderung und Begeisterung für den an Frankreichs Dichterhimmel aufgegangenen hellen neuen Stern, so wird bei der Frau im Laufe der Jahre die von Lamartine nicht unerwiedert bleibende Verehrung immer tiefer, die Beziehungen immer inniger und enger, und es bilden diese fünfzehn Briefe eine willkommene Ergänzung der an die geistreiche Frau gerichteten Briefe Lamartines, wie auch des Bildes, das er von ihr in seinen *Entretiens familiers* entworfen hat.

Wir müssen es uns hier versagen, jede selbst der Hauptgruppen gebührend zu würdigen: lohnend und fesselnd wäre die Aufgabe. Aber auch nur zu wählen ist bei dem Reize jedes einzelnen sehr schwer. Lässt man sich von dem übersprudelnden, ungebundenen Geplauder der Malibran, der zweiundzwanzigjährigen, die Sprache nicht vollkommen bewältigenden Ausländerin, die aus dem ihr nicht behagenden England schreibt, lächelnd belustigen, so findet man einen Genuss grundverschiedener Art in den vornehm zartfühlenden, innigst teilnehmenden Briefen der Marquise von Montcalm, oder denen Montmorencys. Der von Lamartine in seinen Denkwürdigkeiten geschilderte bieder gerade Sinn der Herzogin

von Broglie, der Tochter der Frau von Staël, tritt uns auch in ihren vier Briefen voll und ganz entgegen. V. Hugo fällt durch seine derbe Art auf. Ch. Nodier ist genau der gemütlich eigentümliche Anhänger des Alten, den wir aus seinen Werken, aus den Schilderungen Dumas' und Daudets kennen. Ausser der Malibran und Manzoni sind die Italiener noch durch Capponi in einem interessanten Briefe vertreten.

Wie jeder Verfasser seine ausgesprochene Art hat und dadurch wesentlich zur Mannigfaltigkeit beiträgt, so wird diese andrerseits herbeigeführt durch die unglaubliche Verschiedenartigkeit der behandelten Gegenstände. Der junge Rohan hat der Welt entsagt, hat aber des Dichters Grösse geahnt, vorherverkündigt, und ihn in sein Herz geschlossen; ihm nun teilt er seine Empfindungen bei dem Eintrit in das Priesterseminar mit. — Der Vicomte Matthieu de Montmorency schilt ihn liebevoll in einem Briefe vom März 1819, dass er, auf dem Punkte abzureisen, sich nicht blicken lässt, und fragt an, wo ihn der gräfliche Wagen abholen darf zu einem Mittag, wo man ihn mit einflussreichen Persönlichkeiten in Berührung bringen will. — Der berühmte Petersburger Einsiedler, Joseph de Maistre, dessen einer Neffe eine Schwester Lamartines heiratete, begleitet die Zusendung seines Pape mit einem sehr launigen Briefe und mehreren eigenhändigen Widmungen, die einzukleben und zu verteilen sind, insbesondere ein Exemplar an Lamennais. — Die Herzogin von Broglie spricht von der grossartigen Wirkung der *Méditations* und freut sich, dass der Dichter durch seine diplomatische Anstellung in Neapel den überschwänglichen Lobeserhebungen der seichten, im Grunde verständnislosen Gesellschaft der Weltstadt entrückt ist. — Villemain tröstet Lamartine, dass ihm die Academie den unbedeutenden Moralisten Droz vorgezogen. — Weiter bittet ihn dann der Präsident de Pansey, in seinem *Chant du Sacre* vier Verse zu streichen, über welche die Familie d'Orléans ausser sich ist. — In einem reizenden kleinen Briefchen dankt der Grossherzog von Toscana in seinem und seiner Frau Namen für Verse zum Namenstage ihres Kindes und bittet über seine Bibliothek im Palazzo Pitti zu verfügen, jene Räume, von denen Lamartine in dankbarer Erinnerung an die hohen Gönner mit Rührung in seinen politischen Denkwürdigkeiten spricht. — Ein unvollendet gebliebener Brief des bald darauf verstorbenen Ersten Ministers, Herzogs von Montmorency, bezieht sich auf Lamartines Duell mit dem Oberst Pepe. — Ein Bild voller Leben bietet ein Brief aus Rom von der Schriftstellerin Frau Sophie Gay, der Mutter der nachmaligen Frau von Girardin. Der Dichter, der in Florenz den Besuch der durchreisenden Damen verfehlt hatte, war ihnen nachgeeilt und hatte sie an den Wasserfällen von Terni gefunden. Als sie sich darauf in Rom aufhielten, schrieb er der

Mutter und legte den Anfang der Elegie *Perte de l'Anio* ein. Die Damen waren gerade mit dem Herzoge de la Rochefoucauld beim Herzog von Laval zu Tische, als dieser ihnen den Brief aushändigte jedoch nur unter der Bedingung, dass, falls er Verse enthielte, diese der Tischgesellschaft nicht vorenthalten würden. Kaum war das Sigel erbrochen, so rief auch schon Frl. Delphine: Verse, Verse! und eilte mit dem ungestüm erhaschten Briefe in eine Fenstervertiefung, um ihn mit den Augen zu verschlingen. Aber nur unwillkürliche Ausrufe der Bewunderung, wie: entzückend, göttlich! drangen statt der versprochenen Wiedergabe der Verse zu den Ohren der aufs Höchste gespannten vornehmen Tischgenossen. Endlich las das schöne junge Mädchen laut, wenngleich mit bebender Stimme, und mit tiefer, alle Hörer unwiderstehlich ergreifender Bewegung die nur eben erst von dem Dichter hingeworfenen Verse. . . . — Dasselbe noch ungedruckte Gedicht las dann in der Sorbonne Villemain, damals auf der Höhe seines Ruhmes. — Einen ähnlichen Erfolg schildert ein Brief Aimé Martins. Letzterer hatte seinen Schülern den *Rossignol*, den *Matin* und die *Novissima verba* vorgelesen und die jungen Mathematiker der École polytechnique zu einem ebenso unbeschreiblichen wie in jenen Räumen unbekannten Jubel der Begeisterung hingerissen. — Den *Harmonies* hatten auch Thiers und Sainte-Beuve ihre Bewunderung gezollt (Brief Cazalès), Ersterer allerdings nicht ohne den Dichter an die Notwendigkeit des Feilens und der vertiefenden Arbeit zu gemahnen. Cazalès für sein Teil stimmt diesem Rate bei und fragt Lamartine freimütig, ob er sein Leben lang *dilettante* bleiben wolle, statt als wahrer Dichter nach der höchsten Vollendung zu ringen.

Doch wir brechen ab und erwähnen nicht die vielen mehr oder minder wichtigen Briefe, die Lamartines Thätigkeit in der Kammer, seine Reden und seine Aufsätze politischen Inhalts betreffen. Es wäre unmöglich, hier alles Bemerkenswerte, Bedeutende, Schöne hervorzuheben oder auch nur zu streifen, was auch diese Briefe in so reichem Masse bieten. So verschieden übrigens die Stücke der vorliegenden Sammlung nach den Gegenständen oder, je nach der Eigenart der Verfasser, in ihrem Tone sein mögen, sie stimmen so zu sagen alle in der Wärme und Innigkeit überein, mit der sie geschrieben sind, und haben alle, wenn auch mit Unterschieden, den Reiz der Form für sich; nicht einen dieser Briefe möchte man missen. Im Gegenteil! Und dies führt uns zu einer Schlussbemerkung.

Können nämlich die Briefe dieser Sammlung für den Freund des Dichters nicht die unmittelbare Bedeutung von ihm selbst herrührender Briefe haben, so bieten dennoch auch sie ihm unendlich viele Einzelheiten, die sich dem bereits gewonnenen Bilde seines Wesens und seiner Art ergänzend und belebend einfügen. Weit

aber geht ihr Interesse darüber hinaus durch die Fülle dessen, was sie für jeden bringen, der gern das Leben eines Landes und Volkes belauscht, wie es sich namentlich auch in Briefen kund thun kann. Die ungemein ausgedehnten Beziehungen Lamartines verleihen in dieser Hinsicht der Sammlung einen besondern Wert, und die ausserordentliche Mannigfaltigkeit entschädigt durch den Reichtum der wechselnden Einzelheiten in hohem Masse für das Bedauern, von dieser oder jener Hauptperson nicht reichlichere Beiträge zu finden. Freilich sind wichtige Freunde und Freundinnen Lamartines unzureichend oder gar nicht vertreten, über deren Abwesenheit Nichts von dem Gebotenen völlig zu trösten vermag, insofern sie zu Lamartine in dem allerinnigsten Verhältniss standen, in sein Leben entscheidend eingegriffen, auf seine Richtung bestimmend gewirkt haben. Wir nennen den Jugendgenossen und treuen Freund Lamartines, den Grafen de Virieu; verdanken wir doch den an ihn gerichteten zahllosen Briefen des Dichters den reichsten Aufschluss über dessen Entwickelungsgang. Von Genoude werden auch noch mehr Briefe erhalten und sicher der Mitteilung wert sein.

Wir schliessen mit dem Wunsche, dass uns die Verleger bald mit einer neuen und umfangreicheren Auswahl aus den vorhandenen an Lamartine gerichteten Briefen erfreuen möchten.

PAUL VOELKEL.

Jörss, Paul, *Über den Genuswechsel lateinischer Maskulina und Feminina im Französischen.* Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht über das Gymnasium zu Ratzeburg Ostern 1892. Leipzig, 1892. Gustav Fock. 32 S. gr. 8°. Preis 1,20.

Jörss' Thema hat zwar schon öfters eine Behandlung erfahren, doch lassen sich ihm, scheint es, immer wieder neue Gesichtspunkte abgewinnen, zumteil da der Fälle des Genuswechsels ausserordentlich viele sind, die alle erschöpfend zu behandeln eine langwierige Arbeit in Anspruch nimmt. Die vorliegende Arbeit bringt freilich kaum neue Gesichtspunkte bei. Der Vorwurf kann dem Verfasser nicht erspart bleiben — und daraus erklärt sich der Mangel an neuen Gesichtspunkten hauptsächlich — dass er die Litteratur über den Gegenstand zu wenig zurate gezogen hat. Hätte er z. B. meine Dissertation: *Geschlechtswandel im Französischen, Maskulinum und Femininum,* Karlsruhe, Malsch und Vogel 1888, Wilhelm Meyers Kritik über dieselbe im Litteraturblatt Mai 1889 Sp. 380 ff. und die ausführliche Besprechung von Behrens in dieser *Zeitschrift*, Jahrgang 1889, Heft VI, S. 155 ff. gekannt, so wäre ihm das mühsame Zusammensuchen von vollständigem Material erspart geblieben. Es hätte nur einer Darstellung der Fälle bedurft, wo seine Ansicht über Erklärung eines Genuswandels von der meinigen abwich. Auch hätten einige offenbare Fehler vermieden werden können.

Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste die lat. Maskulina, der zweite die Feminina, den Deklinationsklassen nach geordnet, bespricht. Dieser Einteilungsgrundsatz ist nicht empfehlens-

wert, da die lat. Deklinationsklassen sich auf so wenig Typen im Afr. reduziert haben, dass die französische Gestaltung eines Hauptworts nicht mit Sicherheit auf Zugehörigkeit zu einer bestimmten lat. Deklinationsklasse schliessen lässt. Das Prinzip, einen etwa eingetretenen Genuswandel ohne weiteres durch Übertritt des Substantivs in eine andere Deklinationsklasse zu erklären, von dem Jörss manchmal Gebrauch macht, darf man somit nur mit Vorsicht anwenden. Ausserdem wird Verwandtes räumlich auseinandergerissen. Diesen Mangel scheint der Verfasser selbst empfunden zu haben. Er ordnet daher in einem Rückblick (S. 30) die 172 behandelten Fälle von Genuswechsel nach den Ursachen des Wechsels, wobei er die Fälle in 10 Gruppen unterbringt. „Das vom klassischen Latein abweichende französische Genus," sagt er, „ist veranlasst worden: 1. Durch die Analogie der romanisierten Wortformen, insbesondere der Endungen, in 37 Fällen." (Vergl. Armbruster: *Geschlechtswandel* S. 9—62). Mit Unrecht sind unter diesen Absatz gestellt: *gorge, los, oignon. Gorge* kommt von einem Typ *gurga,* der sich bei den Agrimens. findet, vergl. Diez, *gorgo.* Es hat sich also nicht nach *forge, orge* (Jörss S. 12) gerichtet. *Los* m. kommt vermuthlich nicht von *laudes,* sondern aus prov. *lau* + Nominativ *-s,* welches Verbalsubstantiv von *laudo* wäre *(Geschlechtswandel* 126). Wie das männl. Verbalsubstantiv *merci* die Bedeutung „Dank" hat, während *merci* fem. von *mercedem* „Gnade" heisst, so heisst prov. *lau,* frz. *lo* + *s* „ich lobe", „ich stimme zu"; *mais se je ai le los* (approbation) *de mes conseilleors (Chans. des Saisnes* XXVII. Littré). Die übrigen Bedeutungen „Preis, Ehre" etc. leiten sich ohne Schwierigkeit hieraus ab. Es wäre doch auffällig, dass weder prov. *lau,* noch frz. *los* jemals als Fem. vorkommt. Damit fällt Jörss' Ansicht, wonach sich *los* nach *clos, dos, gros, os* etc. gerichtet hätte. *clos* als Substantiv scheint ausserdem jünger als *los* zu sein. Zu *oignon* bemerkt der Verf. S. 26: „Die Einwirkung des Genus anderer Namen von Gartengewächsen auf *-on (cresson, estragon, houblon, marron)* ist offenbar." Dabei hat er vollständig übersehen, dass schon im Lateinischen *unio* in der Bedeutung Perle, Zwiebel männlich ist (Geschlechtsw. S. 133). *Houblon* und *marron* zu den Gartengewächsen zu rechnen scheint ausserdem nicht verfechtbar. Unrichtig ist ferner (S. 12), dass *paroi* sein weibl. Geschlecht in der afr. Form *pareit* von den Femininen auf *-atem (umiliteil* = humilitatem) bezogen habe. Denn die Endung *eit* in *umiliteit* findet sich nur im Dialekt. Ausserdem übersieht Jörss, dass das Wort im Afr. comm. ist (Masc. Beispiele s. *Geschlechtsw.* S. 89). Auch das Prov. und Altit. weisen comm. auf, das Kat. und Span. fem. Die Erklärung passt demnach für die andern roman. Sprachen nicht. Masc. *faim* ist nach dem Verf. durch Einwirkung der Endungen *-anum, amen* zu erklären. Merkwürdigerweise fehlt *soif,* afr. *sei, soi,* altprov. *set* m. in Jörss' Schrift vollständig. Die Einwirkung von männl. *faim,* das sich nach *pain* erklären mag, auf *sei* (dial. afr. masc. z. B. *Baud. de Condé* und *Aiol)* erscheint um so wahrscheinlicher, als diese Erklärung auch für das Prov. genügen würde, falls man aus dem Vorkommen von neuprov. *fam* als comm. (Behrens *Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 1889. VI. S. 164) auf altfr. comm. schliessen darf. Auch *set* ist neuprov. comm. (ibid.). *Art* masc. nach den Wörtern mit dem Suffix *-art, -ard* (S. 26) ist nicht genügend erklärt, weil das span. Masc. nicht so gedeutet werden kann. Zur Erklärung von *ombre* (afr. männl.) hätte der Einfluss der Endung *—bre Geschlechtsw.* S. 40) genügt, im besonderen mag freilich *nombre* den Geschlechtswandel unterstützt haben. Ein weibl. Beispiel des Wortes findet sich schon im 15. Jahrh. (Littré *Supplém.*) — *Autruche* entlehnt nach Jörss sein fem. Genus Wörtern mit der Endung *—uche.* Angeführt hätte

werden können, dass *avis struthio* afr. regulär *ostruce* ergab (Geschlecht?). Entweder liegt also Suffix*vertauschung* —*uce* zu —*uche* vor, wodurch sich der Genuswandel um so leichter erklärte, oder das Nfrz. nahm die normannisch-pikardische Endungsgestaltung an. *Merluche*, das Jörss in der Zusammenstellung unter sein erstes Erklärungsprinzip setzt, erklärt er auf Seite 8 aus *maris *lucia*, setzt also eine vlglt. Nebenform für *lucius* an; demnach hätte das Wort unter des Verfassers viertes Erklärungsprinzip gehört (vergl. unten). Das Etymon ist insofern nicht vollständig aufgehellt als die it., span., prov. Form mit *e* im ersten Bestandteil nicht lautgesetzlich aus *maris lucius* oder **lucia* entstanden sein kann. Sollten diese Sprachen ihre Bezeichnung dem Franz. entlehnt haben?

Das vom klass. Latein abweichende frz. Genus sei veranlasst worden

2. „durch das Streben nach äusserer Unterscheidung von einzelnen homonymen Wörtern oder von begrifflich getrennten Wortgruppen mit homonymen Endungen, in 37 Fällen.“ Zu diesen 37 Fällen gehören nach dem Verf. die Substantiva auf *-eur* (35) und die zwei Sonderfälle *ancre* und *font*. Den vielen Erklärungsversuchen der Thatsache, dass die Reflexe von Wörtern mit der lat. Endung *-or*, *-oris* in den meisten rom. Sprachen weiblich geworden sind, fügt Jörss einen neuen hinzu (S. 13): „Wir sind der Ansicht, dass das Gallo-Romanische, ebenso wie das Rhätische, bei der Übernahme und Umbildung der fraglichen Wörter (nämlich der Personalia auf *-or*, wie *creator*, und der Abstrakta, wie *dolor*) den begrifflichen Unterschied zwischen beiden Gruppen sofort herausfühlte und durch geschlechtliche Trennung sinnfälliger zu gestalten suchte. Natürlich konnten nur die abstrakten Verbalsubstantiva ihr ursprüngliches Genus aufgeben. Es entspricht dieser Vorgang, wenn anders man unsere rein psychologische Erklärung desselben gelten lassen will, dem Wesen der Kelto-Romanen ebenso wie dem Geist ihrer Sprache. Ein ausgeprägter Sinn für logisch feine Unterschiede muss den romanisierten Gallier von jeher ausgezeichnet haben etc.“ Diese Erklärung setzt voraus, dass der Vorgang nur dem kelt. Boden eigen sei. Unberücksichtigt bleibt, dass im Rumän., Altspan., Port. die in Frage stehenden Abstrakta teilweise comm. sind, und dass im Altit. *fiore* als Fem. auftritt. Einige Ähnlichkeit hat des Verf. Deutung mit Hornings Erklärung (*Gröbers Zeitschr. VI.* 443), der ebenfalls den Unterschied zwischen den Nomina actoris und den Abstrakten auf *or* zur Erklärung beiziehen will, wenn auch nicht auf begrifflichem, so doch formellem Gebiet. Trotz W. Meyers Einwänden (*Literaturbl.* 1889 Sp. 381), deren Gewicht ich mir nicht verhehle, bin ich von der Unhaltbarkeit meiner Ansicht (*Geschlechtswandel* 69 ff.) nicht überzeugt worden. Ich halte immer noch **flóris, flórem* für den Ausgangspunkt der Bewegung. Wenn W. Meyer (l. c.) *fiore* f. trotz *Santafiore* als Provenzalismus bezeichnet, so bleibt er eine Erklärung für *Santafiore* schuldig. Wenn es ferner heisst: „Der Ausgang vlglt. *-is* in zweisilbigen Wörtern war so gut männlich wie weiblich: wurde vom ursprünglichen Geschlecht abgewichen, wie bei *mos* und *flos*, so musste irgend ein Grund da sein. Diesen Grund finde ich nur in den Abstrakten auf *-or*“, so ist dem entgegenzuhalten, dass der vlglt. Ausgang *-is* doch v o r w i e g e n d weiblich war, das weibliche Geschlecht also leicht sein Übergewicht geltend machen konnte. Schwerwiegender scheint mir der Einwand, dass weibl. *mare* nicht die vielen (?) andern Substantiva auf *-are* mit sich ziehe. *Auter* afr. habe ich ebenso wenig wie prov. *autar* als Fem. gefunden. Zu neufr. *autel* fem. vergl. *Rev. de ling.* 9, 166. Dass zu dem Genuswandel noch andere Faktoren mitgewirkt haben mögen, will ich nicht bestreiten. — Von den 35 Wörtern auf *-eur* (gegen 47 bei mir), die Jörss anführt, fehlen *aigreur*, *pudeur*, *torpeur* in meinem Verzeichnis. Doch giebt Jörss keine Belege zu den

dreien, so dass nicht ersichtlich ist, ob *aigreur* u. *pudeur* im 16. Jahrh., wie andere auf *-eur*, als Masc. auftreten; ich kann sie nicht als Mascul. belegen. *Torpeur* registriert erst das Akademiewörterbuch von 1835. Warum führt Jörss bei *frayeur, labeur, langueur, mœurs* nur Beispiele an, bei denen das Geschlecht nicht zu ersehen. Von den Wörtern, welche im 16. Jahrh. männlich gebraucht wurden, nennt Jörss: *amour, ardeur, erreur, honneur, labeur, mœurs.* Dazu hätten gefügt werden sollen: *ferveur, horreur, humeur, odeur, rumeur, sueur, teneur.* Männliches *amour* findet sich übrigens schon bei Froissart, *mœurs* m. bei Thom. le mart., Froiss., Christ. de Pisan etc., *rumeur* m. bei Froiss., *honneur* m. bei Froissart und in anglonorm. Texten aus dem 14. Jahrh. Neuprov. *amour*, *amou* m. und *ounour* m. möchte ich durch Einwirkung des Nfrz. erklären (vergl. Behrens *Zeitschrift* 1889. VI. S. 165.) Unter *couleur* vermisst Behrens l. c. in meiner Arbeit eine Erwähnung der neufrz. Ausdrücke *le couleur de feu* etc. Man hat in *le couleur de rose, le couleur d'eau, le couleur de feu* (Molière, Impromptu 3: Je vous trouve les lèvres d'un couleur de feu surprenant) nicht etwa an eine Wiederherstellung des lat. Genus zu denken, sondern *couleur de feu* ist ein neutraler Ausdruck, dem der neutrale Artikel *le* vorgesetzt wird = das „Feuerrot." Zwischen masc. *labeur* und fem. *labour* (afrz.) hätte Jörss scheiden sollen. Ersteres ist höchst wahrscheinlich, wie das it. *lavoro* Verbalsubstantiv und muss als Ableitung mit starkem Stamm männlich sein; ähnlich *le salut* zu *la salut.* Der Bedeutungsunterschied unterstützt diese Ansicht. (*Geschlechtsw.* S. 79, 80, 125). — Ausser den Wörtern auf *-eur* stellt Jörss noch unter sein zweites Erklärungsprinzip: *ancre* und *font.* Das vorkommende männl. *ancre* hat nach dem Verf. „wohl darin seinen Grund, dass man in übertriebener Sorgfalt dies Wort von seinem ebenfalls weibl. Homonymon *encre*, künstlich trennen zu müssen glaubte." Da afr. *encre, enque* meist männlich ist, worauf auch die Etymologie hinweist, so lässt sich Jörss Erklärung nicht aufrecht erhalten. Freilich bin ich auch der Ansicht, dass beide Wörter auf einander eingewirkt haben, aber nicht abstossend, sondern anziehend im Geschlecht. Das männliche Genus im Deutschen, Angels. und andern germ. Idiomen steht mit dem franz. Mask. kaum im Zusammenhang, wie man vermuten könnte. Dass der Genuswechsel von *ancre* das 16. Jahrh. nicht überdaure, ist ein Irrtum bei Jörss, der sich durch die Beispiele von 1685 aus Littrés *Suppl.* widerlegt hätte. Wie *ancre* m., so erklärt Jörss auch afr. *font* fem. aus dem Bedürfnis, es von dem Homonymon *fond* = fundus zu unterscheiden. Diese Erklärung passt für it. *fonte* comm., span. *fuente*, prov. *fon* fem. nicht. Das frz. Fem. hätte im Zusammenhang mit diesen Formen erklärt werden müssen. Über den Genusaustausch der lat. *pons, mons, frons* (dis), *frons* (tis), *fons* vergl. *Geschlechtsw.* S. 34 ff. u. 84.

Das vom klassischen Latein abweichende franz. Genus ist veranlasst worden:

8. „durch die Geltung der Endungen *-us* und *-a* im Vulgärlateinischen, in 33 Fällen." In diesem Abschnitt fasst Jörss alle diejenigen lat. Feminina auf *-us* und diejenigen lat. Maskulina auf *-a* zusammen, welche vulgl. der Form wegen Mask. resp. Feminina geworden sind. Von den Femininen auf *-us* führt er die Pflanzennamen: *aune, buis, cèdre,* [illegible], [illegible], *coudre, cyprès, frêne, genièvre, myrte, orme, pin, plane, platane, sapin* an. *Fau* (fagus), *peuple* (populus) u. a. fehlen. Dass *aune* im 16. Jahrh. auch weiblich vorkommt, z. B. bei Ol. de Serres, hätte angeführt werden können, ebenso dass *coudre* im Afr. weibl. ist (wie [illegible]). Wie das Wort wahrscheinlich zu beurteilen, s. *Geschlechtsw.* S. 42. [illegible] als Fem. bei Rotrou. Ausser den Baumnamen werden als

Reflexe von Fem. auf *-us* angeführt: *iuvent, phare, porche, portique, van.* Dazu hätte auch das männl. *dom* (Leod. 198) gestellt werden können. Zu *iuventus* bemerkt der Verf. S. 25: „Wie die älteste frz. Form *iuvent* beweist, ist dies Wort im Nominativ übergegangen, wobei die Endung *-us* dem lat. Genus verhängnissvoll geworden ist.“ Es ist nicht ganz klar, was der Verf. mit „übergegangen“ meint. Entweder: das Wort ging im Nominativ ins Frz. über, dann musste es doch *juvens* lauten; oder: es ging im Nomin. zum andern Geschlecht über, warum heisst dann der Obliquus nicht *juventut?* Man hat von vlglt. **juventus, i* auszugehen (Geschlechtswandel S. 110). Zu *porticus* f. findet sich schon auf lat. Inschriften ein Acc. plur. *porticos*. Also trat das Wort ab und zu in die zweite Deklination über. — Unter den Mask. auf *-a*, die sporadisch zum weibl. Genus übertraten, führt Jörss die bekannten Fälle *prophète* und *pape* (afr. zuw. fem.) und die neuerer Aufnahme *comète, planète* an. Zu *planète* konnte erwähnt werden, dass es afr. auch männlich vorkommt, als wissenschaftl. Ausdruck sogar noch im 16. Jahrh. Von den Flussnamen auf *-a*: Duria — *la Doire*, Garumna — *Garonne*, Isara — *Isère*, Matrona — *Marne*, Mosa — *Meuse*, Mosella — *Moselle*, Sequana — *Seine*, Vistula — *Vistule* ist Vistula schon im klass. Latein nur Fem. (s. Georges). Es hätte also mit den andern nicht ganz auf dieselbe Stufe gestellt werden sollen. Andere kommen, wie Jörss bemerkt, doppelgeschlechtig, doch vorwiegend weibl. vor. Unter denselben Abschnitt stellt Jörss noch *tremble* m. Zitterpappel aus lat. tremula. Er erklärt das masc. Genus als Analogie nach dem Geschlecht der übrigen Baumnamen. In dem Fall gehört es eigentlich unter das 7. Erklärungsprincip des Verf.: „Angleichung an das Genus sinnverwandter Wortgruppen.“ Indes scheint das Etymon *tremula*, das freilich im botanischen Namen: *populus tremula* erscheint und in den ital. *tremula* und prov. *tremola* sich wiederspiegelt, für das Franz. nicht zu gelten. Jörss selbst setzt als mögliches Etymon eine Form **tremulus* an. Warum er sie mit einem Stern versieht, ist nicht ersichtlich. Bei Georges findet sich überhaupt n u r *tremulus* f. für den Baum. Prov. *tremol, tremble* muss ebenfalls davon abgeleitet werden. Das Genus erklärt sich durch den Uebertritt von *tremulus* zum männl. Geschlecht.

Das vom klass. Latein abweichende Genus ist veranlasst worden:

4. „durch vulgärlat. Nebenformen in 31 Fällen“. Der Verf. erklärt auf diese Weise die Tiernamen *colomb, daim, fourmi, goupille, grenouille, lézard, loutre, merle, rossignol, singe.* Für *colomb, lézard, merle* wird auf die lat. Nebenformen *columbus, lacertus, merulus* als Etymon verwiesen. Nfrz. *coulon* (Sachs) übersieht Jörss, wenn er bemerkt, dass das Masc. seit dem 16. Jahrh. durch *colombe* verdrängt worden sei. Wie der Verf. bei der Erklärung von *lézard* ohne Annahme einer Suffixvertauschung auskommen will, ist nicht klar. Der Satz: „Erscheint nicht die u n m i t t e l b a r e Herleitung aus dem lat. *lacertus* einfacher und natürlicher?“ soll doch wohl, im Zusammenhang verstanden, eine Suffixvertauschung von der Hand weisen. Das prov. *lesert* m., neuprov. *leserto* f. (Behrens *Zeitschr.* 1889. VI. 168) weisen offenbar auf die richtige lat. Endung. Dieses Suffix wurde dann in der männl. Form mit dem häufigeren *-ard* vertauscht, und von der männl. Form entlehnte auch die weibl. das *a*. „Auf nicht belegte männl. Formen“, führt Jörss S. 20 fort, „weisen zurück: *daim* — *dammus, *fourmi* — *formicus, *loutre* — *lutrus, *rossignol* — *lusciniolus, *singe* — *simius, *goupil* — *vulpeculus“. Dass *simius* nicht belegt sei, ist ein Irrtum; Horaz hat *simius iste*, es kommt sogar hoc *simium* neben *hic* und *haec simia* vor. Ob afr. *loutre* m. aus vlglt. **lutrus* erklärt werden darf, muss trotz *loutrus* der Erf. Glossen gegenüber den Formen der andern rom. Sprachen, die sämtlich *-a* aufweisen, sehr zweifelhaft er-

scheinen. Das Wort ist im Span. und Franz. Buchwort (vergl. W. Meyer: *Grammatik der rom. Sprachen* I. 140) und als solches einem Genuswechsel leichter unterworfen als ein Erbwort. Falls man einen zeitweiligen Anschluss an das Genus der zahlreichen Masculina auf *-tre* nicht zugeben will, dem sich z. B. afr. *fenêtre* m., nfrz. *épeautre* und *orchestre* m. unterworfen zu haben scheinen, so wird man den Einfluss des Oberbegriffs *animal* zur Erklärung beiziehen müssen. Deutsches männliches *Spelz*, frz. *épeautre* m. weist nicht etwa auf eine früh eintretende Umbiegung des lat. Geschlechts hin. Denn *spelze, spelte* mhd.; *spelza, spelta* ahd. sind weiblich. — *Grenouille* kann man nicht direkt auf *ranunculus (Jörss S. 8) zurückführen, da, abgesehen von der *g*-Prothese, der Ausfall des *n* sich nicht erklären lässt (*avunculus* = *oncle)*. Es liegt die Ansetzung des Suffixes *-ucula* an *rana* vor (s. Diez *grenouille*). Für *fourmi* setzt Jörss (S. 20) als Etymon **formicus* an. Das erscheint bedenklich, vergleicht man die Formen der andern roman. Sprachen. Auch waren im Afr. Formen mit Endungs-*e* neben solchen ohne *-e* gebräuchlich. Da sich im Lyon. Ysop. und bei Marie de Fr. ausserdem schon das Fem. findet, so wird nicht gelten, dass „das weibliche Genus auf falscher Berichtigung nach dem Muster des klass. Femininums beruht." (Vergl. *Geschlechtsw.* S. 61.) — Ausser den Tiernamen fallen unter Jörss' 4. Erklärungsprincip: *asperge, auge, automne, boul, chartre, chausse, couille, couple, datte, doie, émeraude, fie, figue, genêt, moule, mousse, obole, outre, rame*[1], *rame*[2], *tilleul*. *Asperge, auge, automne, chausse, couille, datte, doie, émeraude, fie, moule, mousse, obole, outre, rame* (Ast), *rame* (Ruder) werden, soweit sie Feminina sind oder zeitweise als solche auftreten, durch das Medium von lat. Nebenformen auf *a*, eigentlich Pluralen von neutralen Nebenformen der Maskul. auf -us erklärt. Jörss stützt sich hierbei auf die bekannten Fälle: *feuille, joie, graine, fête, merveille, muraille, pomme* etc. (S. 6). Er setzt also an vlglt. **alvea, *asparaga, *auctumna, *calcea, *culloa, *dactyla, *digita, *fica, *muscula, *musca, *rama, *rema, *smaragda, *obola, *carcera, *utria*. *Rame* (Ruder) halte ich jetzt, wie W. Meyer (*Literaturbl.* 1889 Sp. 380 und *Gramm. der rom. Spr.* I. 293) für postverbal von *ramer*, dessen *a* aus *e* sich durch nasale Aussprache erklärt. *chausse* = *calcea, *couille* = *colea (*cullea* bei Cato Or. 2, 10), afr. *fie* = *fica (wie *pomme, poire* etc.; vergl. prov. port. *figa*, span. *higa*), *émeraude* = *smaragda (vergl. span. port. *esmeralda*, prov. *esmerauda*), *doie* = *digita (Kollektivum), *moule* = * muscula (doch wohl vermischt mit *mytila, mitula;* vergl. it. *nicchia* und wegen des Genus das weibl. ahd. *musc(u)la*) wird man anerkennen dürfen, wenn auch vielleicht nicht in allen Fällen die Formen auf *-a* als ursprüngliches Neutrum des Plural zu deuten sind. Dagegen ist *mousse* = *musca unmöglich, da das Homonymon, das Fliege bedeutet, ja regulär *mouche* ergab. *Mousse* ist vielmehr von ahd. *mos* abzuleiten (vergl. Diez II. c. s. v.). Freilich trat auch in dem Fall ein Genuswechsel ein; man hat vielleicht von dtsch. Formen mit *a* auszugehen (s. Kluge: *Etym. Wb.* s. v.). Junge Fremdwörter von vlglt. Pluralen neutr. abzuleiten, geht nicht an. So ist das Buchwort *figue* einfach von ficus f. u. m. abzuleiten, es braucht dazu keiner Form *fica (vergl. zur Redensart *faire la figue* Littré, Suppl.). Das Fremdwort *outre* mag sein Genus dem afr. Erbwort *ouire, oire* (= *utria Neutr. plur.; vergl. neuprov. *ouiro* fem.) entlehnt haben, aber es geht nicht direkt auf *utria zurück (Behrens *Zeitschr.* 1889. VI. 162). *Obole*, das Cotgrave auch als Masc. verzeichnet, verdankt sein Fem. dem auslautenden *e* oder dem Oberbegriff *monnaie*. *Datte* ist ähnlich zu beurteilen; vergl. die übrigen rom. Formen, die männlich. *Chartre* hätte nicht ohne Beziehung auf die übrigen rom. Reflexe von carcer betrachtet werden dürfen. Aus

it. *carcere* comm., port. *carcere* m., span. *carcel*, prov. *carcer* fem. erhellt, dass von *carcera nicht ausgegangen werden darf, vielmehr war carcer vlglt. comm. (s. Geschlechtsw. S. 84). An *auctumna kann ich nicht glauben, obgleich *automne* schon im 13. Jahrh. weiblich auftritt: *la autompne fait lo moust* (Aimé du Mont-Cassin bei Darmest. et Hatzf. *Dictionn. gén. de la langue* fr. s. v.), da die andern rom. Sprachen Masc. aufweisen. W. Meyer erklärt das weibl. Genus nach *coulonne* (*Literaturbl.* 1889, Sp. 381). Für *couple* setzt Jörss als Etymon vlglt. **copulus* an, nach ihm beruht das Femininum „wohl auf gelehrter Vergleichung mit dem klass. *copula*.“ Auch *copulus* scheint im Hinblick auf die Formen der übrigen rom. Sprachen gewagt. Männliches *asperge* und *auge* verzeichnet Cotgrave; letzteres findet sich männlich bei Du Bartas und ist es dialektisch jetzt noch. Es ist also auch bei diesen Wörtern kaum von einem Neutr. plur. auszugehen. Gegen die Gleichungen *boul* = *betulus (oder besser *betullus), *genêt* = *genistus, *tilleul* = *tiliolus ist nichts einzuwenden. Das Primitiv *teil* weist schon auf *tilius zurück.

Das vom klass. Latein abweichende Genus ist veranlasst worden:

5. „durch Erhaltung eines alten vlglt. Genus, in 14 Fällen: *cendre, concombre, écorce, fin, herse, marge, ordre, panse, ponce, poudre, puce, ronce, souris, vertiz*.“ Dazu hätte *chartre* (vergl. oben) und eine Reihe anderer gesetzt werden können (*Geschlechtsw.* S. 84 ff.). Zu den lat. Substantiven auf *-ex, -icis* hätte bemerkt werden sollen, dass einige von ihnen Nebenformen auf *-a* bildeten, vergl. *ranche* = *ramica, afr. *couche* = *codica, span. port. *pulga* = *pulica etc. *Ecorce* direct auf corticem zurückzuführen geht wegen des Anlauts nicht an. Vielmehr weisen die rom. Formen auf scortea (Gröber in *Wölffl. Arch.* II. 279). Im *Cligès* 2788 findet sich das männl. *a tot l'escorce*. Ist es richtig, als Genus des afr. *cocombre* durchweg Fem. anzusetzen?

6. wird das vom Lat. abweichende Genus erklärt „durch die Bildung rom. Sekundärformen in 8 Fällen: *frisson, gland, poison, raison, serpent, sort, soupçon, val*.“ S. 28 sagt Jörss: „Das Franz. hat aus manchen lat. Neutren einen doppelten Nutzen dadurch gezogen, dass es beide Numeri verwertete: filum: *fil*, fila: *file*; folium: *fuel*, folia: *fuelle* etc. Als die Sprache den Vorteil dieser Doppelbildung einmal erkannt hatte, beschränkte sie sich nicht mehr auf die durch das Lat. gegebenen Vorbilder, sondern begann, nach deren Muster neue Formen zu schaffen durch Anfügung eines unorganischen *e*. Worauf es uns hier ankommt, ist die Thatsache, dass derartige Neubildungen, die wegen ihres unorganischen End *-e* weiblich werden mussten, das Genus der primären Ableitungsformen beeinflusst haben.“ Für *gland* = glande, *sort* = sorte, bei denen auch in andern rom. Sprachen eine ähnliche Erscheinung auftritt, ist diese Erklärung richtig (vergl. *Geschlechtsw.* S. 57 u. Behrens *Zeitschr.* 1889. VI. 164). Für nfrz. männl. *serpent*, im Lat. und Afr. comm., braucht es kaum einer andern Erklärung, als dass die Sprache ein Genus als überflüssig über Bord warf. Uebrigens ist dial. das Fem. erhalten. Wenn *val* männl. geworden sein soll, weil daneben fem. *vallée* stand, so müsste doch wohl auch *chaux* männlich werden nach *chaussée*. Die Formen *val* und *vallée* stehen ja so weit auseinander, dass *val* nicht wohl als Masc. zu *vallée* aufgefasst werden kann. Es wird deshalb die Annahme, *val* m. habe sein Genus *mont* m. entlehnt, einleuchtender sein. S. 29 sagt Jörss: „Auch die Neubildung von gelehrten Nebenformen hat auf das Genus bereits vorhandener volkstümlicher Ableitungen eingewirkt. Dies beweist das Schicksal der lat. Feminina frictionem, potionem, suspicionem. Bis zum 16. Jahrh. waren diese Wörter in ihrer volkstümlichen französ. Gestalt noch weiblich. Erst nach Einführung der gelehrten Nebenformen *la friction, la potion*,

la suspicion scheinen die primären Bildungen *frisson, poison, soupçon* endgültig männlich geworden zu sein." Auf der folgenden Seite giebt sogar Jörss die Möglichkeit zu, dass männl. *raison*, das zuweilen vorkommt, sein Genus dem eingeführten Fremdwort *la ration* verdanke. Abgesehen davon, dass männl. *raison, soupçon* schon verhältnismässig früh, vor der Einführung der Fremdwörter auftritt, begegnen z. B. auch *frissoun, souçoun* im Neuprov. als Mask. Bei welcher Menge von Fremdwörtern, die neben Erbwörter vom nämlichen Wurzelwort traten, müsste man ausserdem denselben Einfluss auf das Genus der Erbwörter erwarten! Viel einfacher erklärt sich der Uebertritt zum Mask. durch Angleichung an Wörter mit dem Suffix-*on*, die vorwiegend männlich sind.

Das vom Lat. abweichende Genus erklärt sich nach Jörss

7. „durch Angleichung an das Genus sinnverwandter Wortgruppen oder Begriffe, in 8 Fällen: *arbre, chanvre, cidre, geneste, lierre, Loire, ongle, salz. Arbre, chanvre, geneste, lierre, salz* hätten sich im Geschlecht nach den übrigen, vorwiegend männl. Baum- und Pflanzennamen gerichtet. Gewagt erscheint die Bemerkung des Verfassers (S. 23): „Ausserdem (nämlich ausserdem, dass die Baumnamen im Lat. die männl. Endung *us* besassen) mochte die sinnlichere Anschauung des Volkes mit der Vorstellung eines Pflanzenwesens überhaupt den Begriff des Starken, Erzeugenden, kurz des Männlichen verbinden." Wenn die Form auf das Genus in so eklatanten Fällen wie *papa* fem., wo der Begriff direkt entgegenstand, einen Einfluss ausüben konnte, so bedarf es bei andern Fällen, wo der Begriff dem Geschlecht gegenüber sich gleichgiltig verhält, zur Erklärung des Genuswandels der Beiziehung des Begriffs durchaus nicht, falls nicht gewichtige Gründe es verlangen. Weibliches *arbre* findet sich nicht erst im 16. Jahrh., wie Jörss annimmt (vergl. *Geschlechtsw.* S. 64). Es fragt sich demnach, ob das fem. Genus bei einigen Schriftstellern des 16. Jahrh. als Latinismus bezeichnet werden darf; es kann auch eine Erinnerung an altes volktümliches Fem. sein. Ebenso scheint *chanvre* fem. das ältere Genus zu sein, das sich in vielen Dialekten erhielt; das Mascul. ist seit dem 13. Jahrhundert belegt. Zu *lierre* m. vergl. *Geschlechtsw.* S. 42 und Behrens *Zeitschrift* 1889 VI. 162. Noch dialektisch ist es fem. Prov. *èdre, lèdre* m. möchte ich nach Geschlecht und Form als Fremdling aus Nordfrankreich betrachten. *Saus* (salicem) findet sich *Baud. de Seb.* I. 490 mit dem etymol. weibl. Genus, ebenso in heutigen Dialekten (vergl. Behrens l. c. 164). *Cidre* m. erklärt sich nach Jörss durch *vin, pommé* m. Vergl. dazu *Geschlechtsw.* S. 104 und wegen der Form vlglt. **cisera* —*cisre* —*cisdre* —*cidre* Darmest. et Hatzf. *Dict. de la langue fr.* s. v. *Loire* trifft man noch männlich bei Marot II. 259. Zu *ongle* bemerkt Jörss S. 22: „Den späteren siegreichen Genuswechsel können wir uns durch Assimilation an das Genus von *pied, doigt, orteil* entstanden denken. Auf blosse Suffixverwechslung (ungula: *ongle*, angulus: *angle*) möchten wir den vorliegenden Fall deshalb nicht zurückführen, weil die andern Feminina auf —*a*, welche aus diesem Grund zuweilen männlich gebraucht worden sind (*ombre, règle* etc.), ihr ursprüngliches Geschlecht fast alle wieder angenommen haben. Hier muss also ein stärkeres Moment gewirkt haben, als welches wir eben das psychologische der Attraktion seitens verwandter Begriffe zu erkennen glauben." Wenn *Franche-Comté, parenté* etc. ihr weibliches, nach der Endung gewonnenes Genus beibehalten haben, warum nicht auch *ongle*, dessen vokal. Wortanlaut die Unsicherheit noch unterstützen musste? Es ist mir nicht glaublich, dass *orteil, pied, doigt* gerade *ongle* beim Masc. gehalten hätten. Warum sollten denn nicht gerade so gut *main, griffe, patte* nach der andern Seite gezogen haben? *Orteil, pied, doigt* sind ja nicht die Oberbegriffe oder Synonyma von *ongle*. Mit dem-

selben Rechte könnte man sagen: *oeil* oder *nez* kann weibl. werden nach *tête*.

8. trat nach Jörss (S. 31) Genuswechsel ein „durch Verschmelzung zweier Wörter, die anfangs begrifflich getrennt waren, in 2 Fällen: *rien*, *salut*." *Rien* hätte ich eher unter Nr. 7 gestellt. Denn thatsächlich handelt es sich um einen Bedeutungswandel des einen Wortes, nicht um 2 etymologisch verschiedene. *Rien* (Pronomen) hat sich als neutraler Begriff den andern neutralen Pronomina angeschlossen, wie *peu*, *moins* etc. *Chose* in *quelque chose*, *autre chose*, *personne* u. a. gehen denselben Weg (*Geschlechtsw.* S. 135). Ob man für afr. *salut* m. Gruss direkt als Etymon *salutus ansetzen darf, scheint mir fraglich. *Salut* ist Verbalsubstantiv vom starken Stamm, und als solches männlich. Freilich wird man die Bildung des Verbalsubst., das auch im Span. *saludo* und it. *saluto* auftritt, schon früh ansetzen müssen, doch, da sie den andern rom. Sprachen zu fehlen scheint, nicht ins Gemeinvulgärlt. verlegen dürfen. Falls das prov. *salut* m., welches bei Mistral begegnet, alt ist, so dürfte *saluto* für den rom. Westen in Anspruch genommen werden.

Das vom klass. Latein abweichende Genus ist nach Jörss veranlasst worden:

9. „Durch Bedeutungsänderung, in einem Falle: *brebis;*

10. durch willkürliche Fixierung in einem Falle: *limite*."

„Das lat. *vervex* (berbex)," sagt Jörss S. 18, „hatte die Bedeutung des frz. *mouton*, wofür ein keltisches Etymon bereits vorhanden war. So konnte das französ. *brebis* die Bedeutung des nicht verwerteten lateinischen *ovis* und damit das weibl. Genus annehmen." Das Wort ist wohl im ältesten Afr. comm. gewesen und bezeichnete einerseits „Widder" *(pirpici — uuidari;* Kassel. Glossen), andrerseits „Schaf" als weibliches Tier und im allgemeinen *(arietem immaculatum de vervecibus.* Littré, Supplém. s. v.). Männliches *berbiz* findet sich in den freilich anglon. Lois de Guill. le Conq. Wal. *berbeace* heisst Widder.

„Auf rein willkürlicher Fixierung seitens der Grammatiker," sagt Jörss S. 18, „scheint der Genuswechsel von lĭmitem: limĭtem: *la limite* zu beruhen. Dies Wort war im 16. Jahrh. noch männlich . . . Erst Vaugelas hat es als Femininum fixiert: *Limites* est feminin, et ne se dit gueres qu'au pluriel, *les limites*." Dem ist entgegenzuhalten: Schon im 16. Jahrh. ist der Gebrauch schwankend, z. B. braucht Paré *limite* weiblich. Dabei ist in Rechnung zu ziehen, dass das Wort Fremdwort ist, ferner dass es vorwiegend im Plural vorkam und noch vorkommt. Vaugelas giebt den Plural für seine Zeit als geradezu allein richtig an. Der Artikelgleichheit im Plural wegen ist die Entscheidung, welchem Geschlecht ein Wort angehört, wie auch im Deutschen bei Pluralia tantum, schwierig. Schliesslich wird das Fem. der weibl. Endung *-es* halber gesiegt haben.

Den Schluss der Arbeit bildet ein Wortindex. Unmittelbar vorher steht eine Berechnung, wonach von den 172 behandelten Fällen (gegenüber 600 in meiner Arbeit) 14 Formen im Nfr. erloschen sind, in 26 der Genuswandel vorübergehend war in 2 (*amour*, *couple*) Zweigeschlechtigkeit noch besteht und in 130 der Genuswechsel bis heute geblieben ist. Da der Verfasser etwa 30 Fälle von Genuswandel aufführt, die in meiner Arbeit fehlen, und Behrens in seiner Recension noch etwa 50 Wörter giebt, die weder bei Jörss noch bei mir sich finden, so ist daraus zu ersehen, dass Jörss' Arbeit auf mehr als das Dreifache hätte ausgedehnt werden können, selbstverständl. unter der Voraussetzung, dass man die bei mir behandelten Substantiva aus dem Deutschen (etwa 25), die Verbalableitungen und Komposita (etwa 25), auf deren Behandlung Jörss von vornherein verzichtet, abrechnet.

Karl Armbruster.

Vising, Johan. Professor vid Göteborgs Högskola. *Fransk Språklära.* Lund, 1892. C. W. K. Gleerups Förlag, 264 S. 8°.

Die grossen Fortschritte, welche die romanische, besonders die französische Sprachwissenschaft in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, haben in Schweden wie in mehreren anderen Ländern eine lebhafte Arbeit auf dem Gebiete der pädagogischen Schriftstellerei hervorgerufen. Erwähnen wir zuerst die treffliche Grammatik Widholm's, in deren letzten Auflagen der Verf. sich die neuen Ergebnisse der Wissenschaft zu nutze gemacht hat, dann eine Umarbeitung der alten Olde'schen Grammatik von G. Gullberg und E. Edström und — last not least — die gewissermassen epochemachende Arbeit, die ich hier zu besprechen habe.

Die Vising'sche Grammatik ist nicht allein für die oberen Klassen der Gymnasial- und Realschulen verfasst, sondern auch für Studierende, die das Studium des Fr. fortsetzen. Sie enthält zwei Kurse, von welchen der Schüler einen zu lernen, den anderen bei der Lektüre und der Übersetzung ins Französische zu gebrauchen hat. Sowohl durch eine bessere Formulierung der Regeln als durch Auslassung weniger wichtiger Sachen hat der Verf. den zu lernenden Kursus beträchtlich beschränkt, und man muss ihm dafür dankbar sein, denn dies ewige Lernen von Regeln und Ausnahmen und Ausnahmen von Ausnahmen, das man leider hier noch treibt, giebt keine wirkliche Herrschaft über die Sprache. Der Verf. scheint im Gegenteil mehr Gewicht zu legen auf das Auswendiglernen echter, idiomatischer Ausdrücke, und es ist sein grosses Verdienst, dass er in den den Regeln folgenden Beispielen dem Schüler ein Bild der Sprache giebt, wie sie in der Wirklichkeit existiert, nicht inhaltsleere und zusammenhanglose Phrasen. Auch betreffs der schwedischen Übersetzung der fr. Beispiele hat sich der Verf. Mühe gegeben, echte schwedische Ausdrücke zu treffen, so dass man einerseits wirkliches Französisch, andererseits wirkliches Schwedisch findet. Was die Vising'sche Grammatik besonders bemerkenswert macht, ist der Umstand, dass die Beispiele unter jeder Regel gewöhnlich eine zusammenhängende Erzählung bilden. Etliche derselben hat der Verf. aus der Litteratur wörtlich abgedruckt, die meisten aber hat er für seinen Zweck umgearbeitet oder komponiert, und darin ist er sehr glücklich gewesen, die Erzählungen sind geläufig und leicht, die Repliken witzig, und niemals findet man sie „gemacht.“ Diese Leistung verrät einerseits eine tüchtige Arbeit, andererseits eine grosse Gewandheit und Herrschaft über die Sprache. So hat auch der Verf. dadurch etwas geschaffen, das man gewöhnlich als eine contra dictio in adjecto betrachtet, eine Grammatik, deren Lesen amüsieren kann.

Was die Beispiele betrifft, so seien hier ein paar kleine Bemerkungen gestattet. Da der Schüler nur einen Kursus in der Grammatik zu lernen hat, dürfen die Beispiele, die in diesem Kursus vorkommen, nicht Ausdrücke enthalten, die den darin gegebenen Regeln widersprechen und die erst im anderen Kursus besprochen werden. Wir finden aber im B. 1 § 241, 2 *Qui vous amène, — ? = Qu'est-ce qui vous amène,* vergl. § 288, Anm. 2; im B. 3 § 275, 7 *il est vrai = c'est vrai,* im B. 2 § 321 *il est vrai = c'est vrai,* vergl. § 269, 2, b, Anm.; im B. 3 § 321 *Ce doit être fort intéressant de courir = Il doit être fort intéressant de courir —,* vergl. § 283, 1, c, Anm. Beispiel 3 § 218, 2 (richtiger 3), c, (*Ce qui m'étonne moi — c'est qu'on ait des oreilles pour vous entendre*) sähe man lieber unter § 218, 4 (richtiger 5), Anm. 4, wo der Verf. von Modus nach Umschreibungen redet (vergl. *Une chose qui m'étonne, c'est que vos amis sont toujours des génies*). Im B. 4 § 218, 2 (richtiger 3), a (*Réjouis-toi, au contraire, qu'il y ait à Sparte —*) ist *au contraire* nicht

übersetzt; man kann es wohl mit dem schwed. *i stället* wiedergeben. Den Ausdruck *le plus belle* im B. 1 § 264 (*C'est le matin que cette fleur est le plus belle*) soll man nach Lücking, *Gram.* S. 147, Anm. vermeiden. In B. 3 § 228 (*Ne sachant aucun métier et réduit à demander l'aumône, il disait* —) hätte der Verf. das Part. Präs. (*ne sachant*) mit einem Imperf. (nicht Plusquamperf.) übersetzen sollen, so dass der Schüler ohne Schwierigkeit eine Bestätigung der vorhergehenden Regel findet, dass das Part. Präs. Gleichzeitigkeit ausdrückt.

Der treffliche Abschnitt über die Aussprache enthält vieles, das von dem, was man in unseren Schulen lehrt, abweicht, aber Vising's Autorität und die Namen der Franzosen, welche seine Angaben kontrolliert haben (E. Gallio, A. Taverney), bürgen dafür, dass man sich auf dieselbe verlassen kann. Andererseits braucht man nicht zu fürchten, dass Vising die vulgäre Aussprache aufgenommen hat. Nur in einem Falle weiss ich nicht, ob ich so lehren soll, wie es der Verf. thut; sehr selten hörte ich in Paris unter Gebildeten offenes *o* für *ou* in *aujourd'hui*; G. Rolin, *Phon. Stud.* V. S. 45, schreibt *ožurdẅi* (ɔžɔrdẅi). Dagegen lehrt der Verf. § 37, dass das *e* in *les* offen ist; P. Passy, *Le Franç. Parl.*, giebt für dieses und ähnliche Wörter (*des*, *mes*, *tes*, *ses*, *ces*) denselben Vokal an wie für *et*, nur zweimal fand ich *lɛs*; G. Rolin *Phon. Stud.* S. 34, Anm. 1, sagt, dass der fragliche Laut halboffen ist; die Franzosen, die ich befragt habe, glaubten einen bestimmten Unterschied zwischen *dés* und *des* zu hören.

Da der Verf. ein hervorragender Gelehrter ist, und noch dazu eine reiche pädagogische Erfahrung besitzt, so konnte er bei der Abfassung seiner Grammatik von der Einteilung und den Regeln anderer Grammatiker abstrahieren und eine Arbeit liefern, die völlig auf eigenem Grunde ruht. In der Formenlehre hat er die Genus- und die Numerusmotion der Substantiva und Adjektiva zusammen behandelt; die Präpositionen und Konjunktionen, bei denen man von verschiedenen Formen nicht sprechen kann, sind ausgeschlossen. Der Verf. gehört nicht zu denen, die nach lateinischen Kategorien ängstlich spähen um Formen zu erhalten, in welche der neue und fremde Inhalt gegossen werden kann. Die Rektionslehre ist aus der Syntax gestrichen, weil sie in die Wörterbücher gehört; die sogenannte Kasuslehre ist sehr vereinfacht worden, weil der Verf. gewöhnlich nichts anderes Kasus nennt als das, was Kasus ist. Die Regeln weichen öfters ab von dem, was man in anderen Arbeiten zu finden gewohnt ist, teils weil der Verf. auf die moderne, heutige Sprache Rücksicht nimmt, teils weil er eine selbständige, tiefergehende Auffassung hat, teils endlich mehrere ganz neue Beobachtungen bietet, wodurch sein Buch nicht nur den letzten Ergebnissen der Wissenschaft entspricht, sondern derselben in mehreren Punkten vorangeht; dies gilt besonders von der Lautlehre, dem Kapitel über das Imperf. und das einfache Perf. und auch von der Lehre von der Stellung des attributiven Adjektivs.

Der Verf. ist ein scharf reflektierender Kopf, der jedes Wort durchdacht und kein Wort zu viel geschrieben hat. Dadurch erhält der Stil des Buches eine gewisse abstrakte Straffheit und bildet den geraden Gegensatz zu der Olde'schen Grammatik, deren Stil breit und konkret ist.

Nach allem, was ich hier gesagt habe, versteht man leicht, dass Vising's Grammatik zunächst ein fremdes Aussehen hat, und ich fürchte, dass alle die verdienstvollen Eigenschaften, die ich hier hervorgehoben habe, in den Augen mancher ebenso viele Fehler sind, die die Aufnahme derselben in unsere Schulen verzögern werden.

Ein Referent hat auch die Aufgabe, die Fehler der besprochenen Arbeit hervorzuheben. Dies wird mir hier eine leichte Arbeit, teils weil

das Buch nur zu wenigen Ausstellungen Anlass gab, teils weil die vorhandenen Fehler von zwei schwedischen Gelehrten (O. Oertenblad in *Pedagogisk Tidskrift* und H. Andersson in *Verdandi*) schon hervorgehoben worden sind. Wenn ich hier eine kleine „Nachlese" bringe, so sind es nur Bemerkungen subjektiver Art, die den Karakter absoluter Gültigkeit nicht besitzen.

Im § 182 sagt der Verf., dass *la plupart* mask. plur. ist, wenn es allein steht und von Personen gebraucht wird. Die Ausdrücke „mask.", „plur." u. d. beziehen sich meistens auf die Kongruenz der attributiven Bestimmungen, nur wenn diese Bestimmungsgründe nicht zureichen, auf die der prädikativen Bestimmungen und den Inhalt; *la plupart* ist demnach fem. sing., nicht mask. plur. In § 209 beschreibt der Verfasser den Konditionalis als das Futur der Vergangenheit und fügt hinzu etwa: Besonders zu bemerken ist diese Anwendung in Hauptsätzen zu Bedingungssätzen, die Tempora der Vergangenheit haben. Dies begreift der Schüler nicht; in diesen Hauptsätzen hat der Konditionalis eine ganz andere Funktion, hier ist er nicht ein Tempus, sondern ein Modus; besser lehrt man: die Formen auf -rais etc. haben zweifache Bedeutung; sie sind teils 1. ein Tempus, vergl. *aujourd'hui il dit qu'il ira à S., mais hier il disait qu'il irait à G.*, und zwar Imperf. des Futurs, teils 2. ein Modus, vergl. *s'il avait de l'argent, il irait à G.*, und zwar Konditionalis; es verlohnt sich der Mühe nicht, dem Schüler den Zusammenhang dieser zwei Funktionen klar zu machen oder von irgend einem Zusammenhang zu reden. Im § 245 lehrt der Verf., der partitive Artikel sei *de* vor Adjektiven und vor dem direkten Objekt in negierten Sätzen, — sonst *de* mit dem bestimmten Artikel. Hat der Verf. Fälle wie *Il ne s'y mêle pas d'envie* im § 311, Anm. 2 u. a., wo der part. Art. *de* auch vor dem Subjekt ist, übersehen oder absichtlich ausgelassen? Aehnlich § 271, 3, wo der Verf. lehrt, dass *en* entweder als direktes Objekt oder von einem nachfolgenden Quantitätsausdruck abhängend ein vorhergehendes Substantiv in unbestimmter Stellung wiederholt, vergl. B. 3 § 267, 2 *Quant à de promptes réponses, il ne vous en manquera pas,* wo *en* die Funktion eines Subjekts hat, wenn man mit dem Verf. *pas* nicht als ein Quantitätsadverb betrachtet, vergl. § 311, Anm. 2.

Um die Anwendung von *soi* näher zu bestimmen, hätte der Verf. im § 278, 2 hinzufügen sollen, dass es sich gewöhnlich auf ein mask. sing. bezieht, vergl. Haase, *Syntax* § 13. Die Anm. 2 § 304, 4 verstehe ich nicht: *personne* und *rien* als ursprüngliche Substantive können nicht mit anderen Substantiven verbunden werden. Im § 313, Anm. 4 lehrt der Verf., dass *quelque chose*, weil es das Substantiv *chose* enthält, nicht mit einem anderen Substantiv verbunden werden kann, aber wohl mit einem Adjektiv, und er führt als Beispiel an: *quelque chose de bon.* Aber in dieser Weise (vermittelst der Präposition *de*) verbindet man ja ganz gewöhnlich Substantive mit einander; ich kann daher des Verfassers Motivierung zu den beiden Regeln nicht begreifen; und betreffs der erwähnten Pronomina sagt man ja z. B.: *Elle n'avait rien de la grandeur d'âme de Marie-Thérèse,* wo *rien* mit einem Stubstantiv verbunden wird.

Im Kapitel von der Wortstellung spricht der Verf. in §§ 187—191 von der Stellung der Hauptteile des Satzes zu einander, im § 192 von der Stellung der untergeordneten Satzteile zu einander; in keinem Paragraphen findet man das tertium besprochen: die Stellung der untergeordneten Satzteile zu den Hauptteilen. Und doch hätte man gern ein Wort von der Stellung der verbalen Bestimmungen zum Prädikat gesehen, besonders von der des direkten Objekts und des verbalen Adverbials, wenn es ein Präpositionsadverbial ist. Zwar findet man die Stellung des direkten

Objekts im § 187, 2, Anm. 1 mit ein Paar Worten besprochen, aber dies gehört ja nicht hierher, wo der Verf. von der Stellung der Hauptteile spricht.

Der Verf. sagt in der Vorrede, dass man die Schüler interessieren muss. Ein Mittel, das Interesse zu erwecken, ist, die Grammatik so darzustellen, dass, wenn es möglich ist, der Schüler den inneren Zusammenhang zwischen den verschiedenen Regeln findet, dass er sieht, wie dieselben nur Aeusserungen allgemeinerer Gesetze sind, dass er nicht nur das das, sondern auch das warum erfasst. Dadurch unterstützt man das Gedächtniss des Schülers und vermehrt den formellen Bildungswert des Sprachstudiums. Dergleichen aufklärende Andeutungen, die der Lehrer mündlich weiter auszulegen hat, macht der Verf. öfters. Ich denke besonders an seine Einleitung zu dem Kapitel von der Stellung des attributiven Adjektivs; der Verf. schickt einen Hinweis auf § 81 voraus, wo es sich um die Betonungsverhältnisse der fr. Sprache handelt. Einen ähnlichen Hinweis hätte der Verf. im Kapitel von der Wortstellung im allgemeinen geben sollen. Nur dann kann der Schüler den Verf. verstehen, wenn er § 187, 2, Anm. 2 sagt „sofern das Subjekt nicht zu unbedeutend ist, am Ende zu stehen", oder im § 189 „nicht *attribue-t-on*, weil *on* als unbetont nicht am Ende stehen darf." „*était* ist zu unbedeutend nach *celle de nos pères* zu stehen" *(notre boussole est beaucoup meilleure que n'était celle de nos pères)*.

In § 187, 2, Anm. 2 sagt der Verf., dass die einfache Inversion bisweilen eintritt, wenn der Satz mit einer Adverbial- oder Dativbestimmung eingeleitet wird. Der Verf. hat nicht, wie es in anderen Grammatiken zu geschehen pflegt, hinzugefügt: wenn das Verb intransitiv, reflexiv oder passiv ist. Dieser Zusatz darf nicht ausgelassen werden, teils aus praktischen Gründen, teils weil es sich hier um eine wichtige Satzart handelt, die die eigentümliche Wortfolge des Fr. bewirkt, der Mangel an Kasusflexion und der daraus folgenden Notwendigkeit das Subjekt und das Objekt durch die Stellung zu unterscheiden. Nur wenn keine Verwechslung des Subjekts und des Objekts möglich ist, d. h. wenn kein Objekt vorhanden ist, oder wenn die Objektsfunktion durch die Form des Wortes ausgedrückt wird (*le, la, les, se, que*) kann die Inversion eintreten, und sie tritt bisweilen ein, wenn der Satz mit einer Prädikatsbestimmung eingeleitet wird (Adverbial, Dativbestimmung, Präd. *tel*[1]). Hier füge man nun das hinzu, wovon der Verf. im § 189 redet: diese Inversion findet statt nicht nur in Hauptsätzen sondern auch in Nebensätzen (meistens in Fragesätzen, Relativsätzen und Komparativsätzen). Wenn man die Regeln in dieser Weise darstellt, versteht der Schüler leicht, warum man nicht etwa sagen kann: *pourquoi tua le père le fils*, d. h. dass in Fragesätzen die einfache Inversion unmöglich ist, wenn es ein betontes Objekt giebt, ja, selbst Fälle wie *qui cet homme n'a-t-il pas trompé* und *qui n'a pas trompé cet homme* sind nicht länger unverständliche Konstruktionen, der Schüler findet sie ganz natürlich. Der kurze Sinn der vorstehenden Anführung ist der Wunsch, dass der Verf. dem Kapitel von der Wortstellung im allgemeinen zwei Bemerkungen vorausschicke: eine über die Tonverhältnisse, die andere über die mangelnde Kasusflexion. Dies würde freilich das betreffende Kapitel ein wenig umfangreicher gestalten, aber wenn der Verf. von der Stellung des attributiven Adjektivs auf $5^1/_2$ Seiten redet, kann er, scheint es mir, dem Kapitel von der Wortstellung im allgemeinen etwas mehr als 5 Seiten widmen.

---

[1]) Dieser Fall ist besser in diesem Zusammenhang zu erwähnen als in § 188, 3.

Kann man, wie der Verf. S. 11 thut, fr. *s, z* „tandvallsljud“ nennen? Zum Schluss will ich hier eine Anzahl kleiner Versehen erwähnen, die in einer künftigen Auflage zu ändern sind, und die die früheren Recensenten übergangen haben.

S. 67, Z. 11 v. u. steht *cuillerais*, lies *cueillerais*. S. 73, Z. 9 v. o. steht: *taire* förtiga, füge hinzu: mit Ausnahme der 3. Pers. Sing. Präs., die *il tait* geschrieben wird. S. 76, Z. 8 v. o. steht: (fem. *crue*, plur. *crus*), schreibe: (fem. *crue*, plur. *crûs*). S. 76, Z. 18 v. o. füge hinzu: und fem. des Part. Perf. (*crue, crues*). S. 80, Z. 6 v. o. steht *pluvrait*, lies *pleuvrait*. S. 106, Z. 15, 16 v. o. steht *quatre-vingt un*, schreibe *quatre-vingt-un*. S. 176, Z. 15 v. o. steht *il à fait*, schreibe *il a fait*. S. 245, Z. 11 v. o. steht Märk: *nul*, schreibe Märk: 1. *nul*. S. 276 steht *prieure*, schreibe *prieur*. S. 87 steht *falloir* 89, lies *falloir* 81. S. 88 *recouvrir* steht *ouvrir* 76, lies *ouvrir* 67. S. 89 steht *rire* 72, lies *rire* 71. Die Zahlen, die die Unterabteilungen des § 218 bezeichnen sind resp. 1, 2, 2, 3, 4; lies resp. 1, 2, 3, 4, 5. S. 128, Z. 10, 9 v. u. steht: *jf.* § 217, 2, 3; lies: *jf.* § 218, 2, 4. S. 247, letzte Zeile, steht: *jf.* § 267, 3; lies: *jf.* § 267, 3, Anm. 3. S. 253, Z. 10 v. o. steht (§ 303), lies (§ 304). S. 157, Z. 13 v. u. steht: jf. ock § 226, 3; eine solche Abteilung giebt es nicht. Der letzte Teil des § 290 („das nach Präposition und in Subjektsätzen gebrauchte *quoi*“) ist, soviel ich verstehe, sinnlos. Die Bemerkung 1 im § 307. 3 ist zu streichen; in diesem Paragraphen handelt es sich um Pronomina, nicht um Modi nach *si-que, quelque-que* und *tout-que*[1]. Schwierig zu verstehen sind folgende Regeln: § 206 („dermed likbetydande satser“), § 253, 2: („det bestämda substantivets natur“), § 282, 2 („stark hänvisning“). (In *Fuyons ces sociétés où l'on ne fait que médire* hat *ces* zweifache Funktion: es ist sowohl demonstrativ als determinativ.) Der letzte Satz im § 317 kann missverstanden werden; der mit „men“ anhebende Satz kann als eine Ausnahme von dem vorhergehenden Satze oder als eine Beschränkung desselben aufgefasst werden. Indem ich noch der Kuriosität wegen einen Fehler in dem Zusatze zum Druckfehlerindex anmerke (166—4, lies 166—3), habe ich nichts weiter hinzuzufügen. Aber ehe ich die Feder weglege, will ich im Namen meiner Mitstudierenden und Mitlehrer Herrn Professor Vising warmen Dank aussprechen für das viele gute und neue, dass er uns in seiner Grammatik geboten hat, und meinem mit Bewunderung gemischtem Erstaunen darüber Ausdruck geben, dass die erste Auflage einer Grammatik, welche so selbständig ist und so wenig auf ältern Werken derselben Art ruht, so vollendet und korrekt hat werden können. Anderseits konnte man nichts anderes erwarten von einem Manne, der mehr als irgend ein anderer bei uns die zwei Voraussetzungen in sich vereinigt, die für die Abfassung einer fr. Grammatik notwendig sind: Gelehrsamkeit und pädagogisches Geschick.

GÖTEBORG, JANUAR 1893.

P. E. LINDSTRÖM.

---

[1]) Solche Bemerkungen kann man möglicherweise beim Unterricht mündlich machen, nicht aber in einer Grammatik, die objektiv und schematisch sein soll.

Miszellen.

Aus der romanischen Sektion der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien.

Über den glänzenden Verlauf dieser grossen Versammlung, der von Seiten des a. h. Hofes, der hohen Regierung und des Gemeinderates der Reichshauptstadt eine so grosse, bisher nie gesehene Auszeichnung zuteil geworden, ist hier zu berichten nicht der Ort; hier soll nur versucht werden, einen Einblick zu eröffnen in einen Teil der stillen, geräuschlosen, aber desto nachhaltigeren Arbeit, wie sie in den Sektionen sich zu vollziehen pflegt. Die Tätigkeit der romanischen Sektion, ihre Vorträge, Verhandlungen und Beschlüsse sollen allein Gegenstand des folgenden Berichtes sein. Ein solcher kann aber nur in geringem Masse als Abbild der inhaltsreichen Tage gelten; denn die Fülle der aus einer persönlichen Begegnung entspringenden Anregungen, welche selbst die augenblicklich greifbaren Ergebnisse der Verhandlungen an Fruchtbarkeit überragen mögen, entzieht sich der statistischen Betrachtung. Selbst der konkrete Teil, die Vorträge können hier nur kurz ihrem Inhalte nach skizziert werden; da sie aber vollinhaltlich noch nicht so schnell an die Öffentlichkeit treten dürften, mögen bis dahin die folgenden Mitteilungen manchem vielleicht nicht unwillkommen sein.

Die romanische Sektion zählte diesmal 41 Mitglieder, worunter die Professoren Tobler (Berlin), Freymond (Bern), Soldan (Basel), Stimming (Göttingen), die Docenten Hartmann (München) und Zenker (Würzburg) von auswärtigen Universitäten, die Proff. Cornu, Jarnik und Lector Rolin von der Prager und die Proff. Hofrat Mussafia und Meyer-Lübke von der Wiener Hochschule; ausser diesen gehörten Landes-Schulinspektor Dr. Joh. Huemer (Wien), Studienrat Dr. G. Stern (Gmunden), mehrere deutsche und viele österreichische Vertreter des Mittelschul-Lehrstandes der rom. Sektion an. Hofrat Mussafia, als Leiter der vorbereitenden Geschäfte, schlug in der constituierenden Versammlung Prof. Tobler zum Vorsitzenden vor; da dieser ablehnte, wurde auf seinen Antrag Mussafia zum 1., Meyer-Lübke zum 2. Vorsitzenden und Dr. Zenker zum 1. Schriftführer gewählt. In den drei übrigen Sitzungen waren folgende Vorträge Gegenstand der Tagesordnung:

Prof. Adolf Tobler sprach über einen interessanten Punkt der **Romanischen Syntax,** dem bisher nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet worden ist, nämlich den Übertritt von Adjektiven in die Funktion von Substantiven. Er ging dabei vom Französischen aus, wies aber Erscheinungen gleicher Art mit den hier gefundenen auch im Lateinischen, den übrigen romanischen und auch einigen ausserromanischen Sprachen, wie im Griechischen und im Deutschen nach, wobei der Übergang stufenweise verfolgt und den Zuhörern eine Fülle von neuen und scharfsinnigen Bemerkungen geboten und von ihnen mit grossem Beifalle aufgenommen wurde.

„Eine grosse Zahl von Adjektiven ist zunächst determinierend zu bestimmten Substantiven getreten, von welchen sie sich aber dann unabhängig machen konnten, wo der Oberbegriff in der Rede nicht mehr eigens angegeben zu werden brauchte; der substantivische Name aber wirkt insofern weiter, als er das Geschlecht des Adjektivs bestimmt: vgl. *(église) cathédrale, (assemblée) constituante, (religieux) franciscain* etc. Die Namen mancher Wissenschaften *(les mathématiques)*, die Namen mancher Gattungen und Arten in der Terminologie der Naturwissenschaften sind auf diese Weise entstanden. Ein weiterer Schritt geschah, indem die Bezeichnung einer Eigenschaft männlicher oder weiblicher Personen durch ein Adjektiv zur Bezeichnung dieser Personen selbst gebraucht wurde: vgl. *le riche, une vieille* etc. Hierher gehören grossentheils die Bezeichnungen der Völker, der verschiedenen Stände und Berufsarten, der politischen Parteien, der an gewissen Krankheiten Leidenden u. a. m. In allen diesen Fällen ist es noch immer möglich, ein Substantiv hinzuzudenken, zu welchem das Adjektiv determinierendes Attribut gewesen ist oder sein könnte. Schon weiter von seiner ursprünglichen Funktion entfernt ist das Adjektiv da, wo in ihm überhaupt alles gegeben wird, was für den Sprechenden die Vorstellung eines Seienden ausmacht, indem wir das Seiende bloss vermöge einer bestimmten Eigenschaft, ohne welche es nicht wäre, aufzufassen imstande sind; ein Träger der Eigenschaft liegt dabei ausserhalb des Denkens (vgl. *le bleu*, ‚der blaue Fleck', *un plat, du rouge* etc.) Davon zu sondern ist der Gebrauch des substantivierten Adjektivs zur Bezeichnung des mit einer Eigenschaft behafteten Teiles eines grösseren Bestandes oder Teiles aller Dinge: vgl. *un blanc d'œuf, le bas de chausse, le haut des cieux, gagner le large* etc. (Diese beiden Arten substantivischer Verwendung des Adjektivs sind oft schwer zu scheiden.) Die Sprache geht aber noch weiter. Die durch ein Adjektiv zu bezeichnende Eigenschaft lässt nämlich innerhalb ihres Gesammtbereiches noch ungleiche Beschaffenheit, Unterschiede bezüglich des Grades, des Masses oder des Ursprungs zu, welche in näheren Bestimmungen mannigfachster Art Ausdruck finden können. Während das Deutsche diesen Gebrauch nur vereinzelt aufweist, wie z. B. bei Farbenbezeichnungen (‚das Grün des Meeres' verschieden von ‚das Grüne'), ist er im Französischen ungemein häufig, und zwar ebensowohl für Bezeichnungen der räumlichen Ausdehnung, des Wertes, des Gewichtes, wie der Farbe *(tous les verts)*. Ein solches substantiviertes Adjektiv (meist von einer genitiven Bestimmung begleitet) bedeutet aber nicht nur die Art, wie, sondern selbst die Tatsache, dass eine Eigenschaft hier oder dort verwirklicht ist: vgl. *l'irrémédiable de son anéantissement, le débraillé de sa tenue, le fragmentaire des documents* etc. Auch das Part. Pf. wird so verwendet *(le mal fondé de ses remarques)*. Schliesslich wird das Adjektiv in substantivischer Funktion auch ohne nähere Bestimmung geradezu als Ersatz für Abstracta gebraucht, wo solche der Sprache abgehen: z. B. *avec sérieux, être au complet* etc. Dabei wurde immer nur von Adjektiven gesprochen, die in ihrer ursprünglichen attributiven Funktion jederzeit noch begegnen, abgesehen dagegen von Wörtern, die, ursprünglich zwar auch Adjektiva, jetzt nur noch als Substantiva auftreten, wie *hôpital, ivoire*. In allen diesen Fällen, mit Ausnahme der beiden zu Anfang besprochenen, liegt nicht ein bestimmtes Seiendes als Träger der Eigenschaft im Bewusstsein, sondern wir haben es mit geschlechtslosem Seienden zu thun, weshalb das substantivierte Adjektiv im Deutschen, Lateinischen und Griechischen hier generis neutrius ist; im Französischen, das, von gewissen vereinzelten Erscheinungen der alten Zeit abgesehen, Substantiva nur entweder männlichen oder weiblichen Geschlechtes kennt, werden sie als masculina gebraucht, wie die afr. Flexion zeigt.

Wirft man einen Blick auf andere Sprachen, so findet man schon im Lateinischen und Griechischen Ausdrucksweisen, welche mit den besprochenen gleichen Wesens sind: vgl. *dextra, summum, humidum* (die Feuchtigkeit) etc.; ebenso werden Part. Pf. gebraucht, wie *degeneratum, notum* (die Thatsache, dass eine Entartung stattgefunden; dass man wusste). Im Griechischen ist die substantivische Natur des Adjektivs schon durch den begleitenden Artikel ausser Zweifel gestellt: vgl. τὸ ἥσυχον (der Umstand, dass Ruhe herrschte) u. ä. m. Im Deutschen kommt zu den Besonderheiten der anderen Sprachen noch die weitere Unterscheidung hinzu, welche mit der Verschiedenheit oder dem Fehlen der Flexion zusammenhängt: vgl. ‚ein Wilder' und ‚das Wild'. Zu Farbenbezeichnungen, aber nur zu diesen, tritt auch eine Artbestimmung (z. B. ein helleres Blau). Die Verbindung des substantivierten Neutrums mit einem Genitiv hat leicht etwas Zweideutiges; ‚das Witzige der Antwort' kann heissen ‚der witzige Teil der Antwort' aber auch ‚der Umstand, dass die ganze Antwort witzig war'. Thut es not, Missdeutung auszuschliessen, so leisten ‚in' oder ‚an' gute Dienste als Ersatz für einen Genitiv partitiven Sinnes. ‚Das Plötzliche des Umschlags' wird jeder ohne weiteres richtig verstehen. Ohne bestimmenden Zusatz wird das substantivierte Neutrum im Deutschen selten im Sinne des Abstractums auf ‚heit', ‚keit' gebraucht. Interessant sind besonders Ausdrücke im Spanischen wie *de antiguas* (‚vor Alter', sofern die alten Dinge mit weiblichen Namen benannt sind), *de guardadas* (‚vor lauter Aufheben'), desgleichen *de puro molido* (‚vor lauter Zerschlagenheit' einer männlichen Person) etc., wo *de* den Grund angibt. Es treten hier also die Adjektiva, obwohl sie eine Eigenschaft als ein für sich Seiendes bezeichnen, merkwürdigerweise in flectierter Form auf, durch genus und numerus des Wortes bestimmt, das den Träger der Eigenschaft nennt. Merkwürdig ist ferner im Spanischen der Gebrauch substantivierter aber nicht Personen bezeichnender Adjektiva mit dem Artikel *el* oder *lo* zur zusammenfassenden Bezeichnung dessen, was sich vermöge einer gemeinsamen Eigenschaft inmitten alles Seienden als Einheit denken lässt oder als einheitlicher Bestandteil ausgesondert wird: vgl. *el ridiculo, el interior del libro, el extranjero* (die Fremde); in anderen Fällen begegnet *lo: lo bajo, lo comun*". Der Vortragende suchte dann die Grenzen für den Gebrauch des sog. neutr. span. Artikels *lo* zu bestimmen und die Gedankenvoraussetzung darzulegen, auf deren Grund die Verknüpfung dieses neutralen Artikels mit einem flectierten Adjektiv (vgl. *todo lo bellas* ‚alle Schönheit, die an gewissen weiblich benannten Wesen haftet') möglich geworden ist."

Der Vorsitzende, Hofrat Mussafia, dankte dem grossen Forscher auf dem Gebiete der romanischen Syntax mit warmen Worten für diesen ausgezeichneten Vortrag, dem die vollzählig versammelten Sektionsmitglieder und viele Gäste aus anderen Sektionen mit grösstem Interesse gefolgt waren.

Privat-Docent Dr. R. Zenker machte hierauf vorläufige Mitteilung von den Hauptergebnissen seiner Untersuchung über **Die historische Grundlage und Entwicklung der Sage von Gormund und Isembard,** welche den Gegenstand des durch sein hohes Alter wie durch seine stilistische und metrische Eigenart und seine historischen Beziehungen gleichermassen interessanten, nur fragmentarisch erhaltenen altfranzösischen Epos von Gormund und Isembard bildet. Der Vortragende gab zunächst die Litteratur über den Gegenstand und skizzierte dann den Inhalt der Dichtung, über den wir, soweit das Fragment uns im Stiche lässt, nähere Auskunft durch ein Résumé derselben in Philipp Mouskets Reimchronik erhalten. Die in einem deutschen Ritterroman des 15. Jahrhunderts, dem *Loher und Maller*, erhaltene Uebersetzung einer verlornen, aus dem 14.

Jahrhundert stammenden *Chanson* von Gormund und Isembard ist nach ihm für unsere Kenntnis von dem Inhalte des alten Epos ziemlich wertlos, indem wir es hier mit einer späten Ueberarbeitung zu tun haben, in der die ursprüngliche Fassung bereits vielfach bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist. Bezüglich der in dem Epos nachweisbaren historischen Elemente führte der Vortragende dann in der Hauptsache folgendes aus:

„Die Schlacht, welche das Fragment schildert, ist anerkanntermassen die Schlacht von Saucourt (im Gau Vimeux), in welcher der französische König Ludwig III., der Sohn Ludwigs des Stammlers, am 3. August 881 einen glänzenden Sieg über die Normannen davontrug, einen Sieg, von dessen mächtigem Eindruck auf die Zeitgenossen auch das deutsche Ludwigslied Zeugnis ablegt. Sodann ist der Saracenenkönig Gormund, welcher als Anführer des feindlichen Heeres erscheint, unzweifelhaft identisch mit dem dänischen Seekönige Guthorm (= Kampfwurm), der im Jahre 879 von Aelfred dem Grossen besiegt, auf den Namen Aethelstan getauft und mit Ostanglien belehnt wurde. (Die Namensform Gormund erklärt sich aus der abgekürzten Form Gorm, welche französisch Gormon ergab.) Aber auch den Kern der ganzen Sage, die Erzählung von Isembards Verbannung durch König Ludwig, seinem Bündnis mit Gormund und der gemeinsamen Heerfahrt beider hat man bis in die neueste Zeit als geschichtlich begründet angesehen, indem man dem Berichte des *Chronicon Centulense* (Chronik von St. Riquier, abgeschlossen 1088, begonnen etliche Jahre früher) und dem im wesentlichen mit ihm übereinstimmenden, bei Alberich von Troisfontaines citierten Berichte des Guido von Bazoche († 1203) historische Glaubwürdigkeit beimass. Dem gegenüber hat schon Dümmler in seiner Geschichte des ostfränkischen Reiches, 2. Aufl., III, 154 die beiden genannten Berichte ohne weiteres als sagenhaft bezeichnet; in der Tat kann es kaum einem Zweifel unterliegen, dass das *Chronicon Centulense* entweder direkt aus unserem Epos oder aus der ihm zu Grunde liegenden Volkssage, Guido von Bazoche aber aus einer auf die gleiche Quelle zurückgehenden litterarischen Ueberlieferung geschöpft hat. Die zeitgenössischen Geschichtsschreiber wissen von den fraglichen Ereignissen nichts, sie nennen die Anführer des normannischen Heeres nicht, und aus der Darstellung der vertrauenswürdigen angelsächsischen Chronik, der Hauptquelle für die ältere englische Geschichte, geht mit ziemlicher Bestimmtheit hervor, dass Guthorm an der Schlacht von Saucourt nicht betheiligt war. Es fragt sich, wie die betreffende Sage entstehen konnte. Vielleicht dürfen wir annehmen, dass eine Verwechslung vorliegt mit einem anderen nordischen Häuptlinge namens Wurm (Vurmo), der als einer der Anführer des dänischen Heeres genannt wird, welches im Jahre 882 von Karl III. an der Maas belagert wurde; da dieses Heer das gleiche war, welches im Jahre vorher die Schlacht von Saucourt geschlagen hatte, so ist die Vermutung zulässig, dass Wurm bereits an dieser Schlacht Anteil genommen und vielleicht eine hervorragende Rolle in derselben gespielt hatte. Der Name Wurm musste französisch Gormon ergeben. Die Identität des Namens hätte dann dazu geführt, dass man ihn mit Gormon-Guthorm, von dessen Thaten man auch diesseits des Canals gehört haben mochte, identificierte.

Was Isembard betrifft, so bietet die geschichtliche Ueberlieferung zu einer Identification desselben mit einem unter Karl dem Kahlen nachweisbaren fränkischen Grossen dieses Namens keine hinreichenden Anhaltspunkte; zweifelhaft scheint es auch, ob derselbe irgend etwas zu thun hat mit einem Isembardus filius Warini, welcher in der vom Mönch von St. Gallen verfassten sagenhaften Geschichte Karls des Grossen auftritt. Dagegen besteht nun eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen

dem, was unser Epos nach Mouskets Résumé über Isembards Schicksale bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich berichtete, und einer bei Dudo von St. Quentin (Anfang des XI. Jahrhunderts) aufbewahrten alten normannischen Tradition über den ersten Normannenherzog Rollo (Hrolf), wenn man anders mit der Mehrzahl der Forscher den englischen König Alstemius (= Aethelstan), zu welchem Dudo den Rollo gelangen lässt, als identisch ansieht mit Guthorm-Aethelstan. Diese Uebereinstimmung macht es sehr wahrscheinlich, dass die betreffende Tradition entweder von Rollo auf den Helden des Epos oder umgekehrt übertragen wurde. Das erstere wäre natürlich anzunehmen, wenn man mit Steenstrup und Amira die Erzählung Dudos gegenüber der von ihr gänzlich abweichenden skandinavischen Tradition über Rollo als historisch glaubwürdig betrachtet. Im einen wie im andern Falle muss die Uebertragung schon sehr früh stattgefunden haben, zu einer Zeit nämlich, wo Rollo noch nicht durch seine Belehnung mit der Normandie (911) aus der Reihe der übrigen nordischen Häuptlinge, welche damals die Küsten Frankreichs brandschatzten, herausgetreten war; Isembard aber muss dann ursprünglich gleichfalls ein solcher nordischer Heerführer gewesen sein, der erst nachträglich von der Sage in einen ungerecht vertriebenen Franken verwandelt wurde. Einen fremden Eroberer zu einem in seine Heimat zurückkehrenden Verbannten zu stempeln, ist ja der epischen Sage durchaus geläufig. (So wäre nach Radulphus Glaber der berühmte Hasting ein zu den Normannen übergelaufener Bauer aus der Gegend von Troyes gewesen.) Dies also vorausgesetzt, hat die angenommene Uebertragung der in Rede stehenden Tradition gar nichts Auffälliges, indem bekanntlich auch die Historiker jener Zeit die verschiedenen Wikingerhäuptlinge beständig miteinander verwechseln. Somit würde dann die Erzählung Dudos von Rollos Jugendschicksalen die älteste Fassung der Sage von Gormund und Isembard darstellen."

Der Vortragende, dessen Ausführungen die Versammlung mit lebhaftem Beifalle lohnte, gedenkt eine eingehende Untersuchung über den Gegenstand demnächst zu veröffentlichen.

Realschuldirektor J. Fetter (Wien) sprach in einer mit der engl. Sektion gemeinsam abgehaltenen Sitzung, welcher auch Herr Hofrat Dr. Erich Wolf vom h. Unterrichtsministerium und L. S. Insp. Dr. K. F. Kummer anwohnten (Vorsitzender: Univ.-Professor J. Schipper), über **„Die Fortschritte auf dem Gebiete des französischen Unterrichts an den deutsch-österreichischen Realschulen."** Der Vortragende gab zuerst ein Bild von der gegenwärtigen Gestaltung des frz. Unterrichts an den genannten Schulen, machte dann Andeutungen über die bisherigen Erfolge und künftig noch anzustrebenden Ziele, legte seine Ansichten über die Ausbildung der Lehrer neuerer Sprachen dar und schlug, indem er die Vertreter der Wissenschaft um ihre unentbehrliche Mitwirkung bat, vier Thesen vor, von deren Annahme und Durchführung er sich eine wesentliche Förderung des neusprachlichen Unterrichtes verspreche.

Die regste Tätigkeit herrsche seit einer Reihe von Jahren auf dem Gebiet des frz. Unterrichts; Vorträge, Schriften und Resolutionen geben davon Zeugnis. Das Wichtigste aber, was bisher geschehen, seien die vielen Lehrversuche, welche mit dem neuen Verfahren gemacht wurden. Hindernd aber seien dabei die ungenügende Vorbildung der Lehrer[1]) und

[1]) Da sich über diesen Punkt niemand aus der österreichischen Lehrerschaft zum Worte gemeldet hat, könnte sich bei den anwesenden Herren aus dem Deutschen Reiche die irrtümliche, aber begreifliche Meinung gebildet haben, es sei damit wirklich so schlimm bestellt. Das ist nun keineswegs der Fall, und die Behauptung des Vortragenden geht in dieser allgemeinen Form zu weit. Ref.

die Ueberfüllung der Klassen.[1]) Die Lehrer erhielten zwar eine solide wissenschaftliche Bildung, aber in vielen Fällen stünden Wissen und Können nicht auf der gleichen Stufe, und doch sollte auch letzteres nicht vernachlässigt werden. Wohl wurde in Oesterreich seit einiger Zeit schon, und jetzt mehr denn früher, Lehramtskandidaten und — während der Ferienzeit — selbst angestellten Lehrern durch Verleihung von Stipendien Gelegenheit zur praktischen Spracherlernung bezw. Uebung geboten, aber ein solcher Aufenthalt in Frankreich sei für diejenigen, welche noch vor der Prüfung stehen, von zweifelhaftem Nutzen, weil der Kandidat sich leicht veranlasst sehen könne, für die allernächste Zukunft, d. i. das Examen zu arbeiten. Weiter solle die Thätigkeit der Lektoren geregelt werden; eine zweistündige Uebung täglich wäre für den zukünftigen Lehrer der neueren Sprachen nicht zuviel. Doch gehe die Forderung, dass der Lehrer mit zwei fremden lebenden Sprachen vertraut sein solle, zu weit. Die praktische Lehrerbildung sollte ehebaldigst reorganisiert werden. Wiewohl Vortragender sonst in allem mit Waetzold übereinstimme, finde er doch dessen Forderungen rücksichtlich der Vorbildung der Lehrer zu hoch. Was die schriftlichen Hausarbeiten der Schüler angehe, so seien die meisten unselbständig und hätten höchstens als Schönschreibübungen einen Wert; die Korrektur derselben durch den Lehrer sei eine grosse Last. Es genüge eine gemeinsame Korrektur in der Schule und eine gelegentliche Revision der Hefte.

Ein Fortschritt gegenüber der alten Lehrweise sei der rege Gedankenaustausch im lebendigen Unterrichte, die Aufnahme der neuen Worte durch das Ohr und die bessere Aussprache seitens der Schüler. Ein grosser Fortschritt sei die gedächtnismässige Aneignung der neuen Lektion durch Chor- und Einzelübungen, das Memorieren mustergiltiger Texte und die sich daran knüpfende Anleitung zu selbständiger Tätigkeit. Als besonders erfreulich sei hervorzuheben, dass der Schüler häufig in der fremden Sprache angesprochen werde und ebenso antworte. Noch nie sei in Oesterreich auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts eine solche Fülle von Erfahrungen gesammelt worden, als dies in den letzten sechs Jahren der Fall war. Die Methode bedürfe aber noch der weiteren Ausgestaltung, und die jetzigen Lehrbücher würden sich bald überleben, da in den Wandlungen voraussichtlich nicht so rasch ein Stillstand eintreten werde. Deshalb wäre es jetzt noch nicht an der Zeit, in Oesterreich einen neuen Lehrplan wie in Deutschland einzuführen, wohl aber wären Uebergangsbestimmungen, wie solche betreffs der schriftlichen Aufgaben erlassen worden, wünschenswert, damit der Unterricht ohne plötzliches und völliges Aufgeben des bisherigen Verfahrens allmählich und sicher einer Verbesserung entgegengeführt werde. Uebersetzungen in die fremde Sprache hätten, wie dies in Oesterreich bereits geschieht, in die zwei ersten Jahrgänge zu entfallen, doch könne sich der Vortragende denjenigen, welche das Ausmass der grammatischen Kenntnisse auf ein Minimum beschränkt wissen möchten, nicht anschliessen. Leider sei die dem neusprachlichen Unterrichte zugemessene Zeit viel zu kurz. Zum Schluss seines mit sehr grossem Beifalle aufgenommenen Vortrages dankt der Vortragende der hohen Unterrichtsverwaltung für die Förderung bei Versuchen in der neuen Lehrweise und stellt folgende Thesen auf:

[1]) Diesen wichtigen Umstand hat der Vortragende leider nicht weiter berührt. Der Unterrichtserfolg wird aber in Klassen mit 50—60 Schülern, welcher Zahl in der IV. und V. nur drei wöchentliche Lehrstunden gegenüberstehen, selbst bei einer vortrefflichen Methode und aufopfernden Tätigkeit des Lehrers immer nur ein mittelmässiger sein können. Ref.

1. An jenen Universitäten, wo es bisher nicht der Fall war, wäre in den Vorlesungen der Universitätsprofessoren die litterarische und sprachliche Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte mehr zu berücksichtigen. 2. Die Thätigkeit der Lektoren wäre zu regeln und zu erweitern. 3. Der Uebergang vom alten zum neuen Lehrplan ist durch Uebergangsbestimmungen zu vermitteln. 4. Der Lehrer ist von der regelmässigen Durchsicht der schriftlichen Hausarbeiten zu entlasten.

Daran knüpfte sich eine längere Debatte, an welcher sich die Universitäts-Professoren Hofrat Mussafia, Schipper, Schröer (Freiburg i. Br.), Landschulinspektor Dr. Huemer, Prof. A. Sonntag (Bockenheim), Oberlehrer Dr. John Koch (Berlin) und Prof. W. Duschinsky (Wien) beteiligten.

Hofrat Mussafia findet die 1. und 2. These inopportun, weil in Fetters Vortrag ohnehin mit genügender Deutlichkeit darauf hingewiesen worden sei, dass der künftige Lehrer sich die fremde Sprache soviel als möglich zum Eigentum machen solle. Er erblicke in diesen Thesen einen Ratschlag, eine Mahnung an die Vertreter der österreichischen und deutschen Universitäten; er spreche hier nicht pro domo, sondern nur als Mitglied der roman. Sektion und brauche die Universitäten nicht zu verteidigen; es möge jede in sich gehen und überlegen, ob diese Mahnung für sie gelte, oder ob sie sich frei von jeder Unterlassung fühle.

Dir. Fetter erklärt, seine These sei bloss ein Ansuchen, eine Bitte, die sich aus dem Vortrage ergebe.

Prof. Schröer findet sie für seine Person nicht anstössig, möchte aber doch eine weniger verletzende Fassung dafür vorschlagen.

Prof. Sonntag nimmt für die Schulmänner das Recht in Anspruch, sich über ihre eigene Vorbildung auszusprechen.

Oberlehrer Dr. Koch meint, man dürfe durch ein Missverständnis, wie hier eines vorzuliegen scheine, keine Verstimmung zwischen den Universitäts- und Mittelschullehrern aufkommen lassen; es handle sich ja in diesem Falle nicht um ein Misstrauen gegen die Universität, sondern die These drücke nur den Wunsch der Lehrerschaft aus.

Der Vorsitzende, Prof. Schipper, befürchtet nicht, dass ein Missverständnis vorliege; er selbst gestehe den anwesenden Herrn, besonders denen von der Mittelschule, das volle Recht zu, ihre Wünsche in Bezug auf ihre Vorbildung hier laut werden zu lassen, denn gerade darin liege der Segen der Philologen-Verhandlungen, dass sie fruchtbar werden für den gesammten Unterricht; er halte es aber wie Schröer für richtig, dass mit dem Studium der früheren Perioden der Sprache und Litteratur zu beginnen sei, weil auf ihnen die spätere Entwicklung beruhe; eine abgeschlossene Zeit ermögliche eine übersichtlichere Bearbeitung, es stehen dafür auch bessere Hilfsmittel zu Gebote; im übrigen genüge es, wenn ein junger Mann zu selbständigen Arbeiten angeleitet worden sei, damit er auch auf Gebieten, die nicht eingehend behandelt worden, sich zurecht finde. Er nehme die These als berechtigten Wunsch an.

Hofrat Mussafia bemerkt zur Richtigstellung, dass er die Berechtigung des Wunsches, auch Vorträge über die moderne Sprache und Litt. zu hören, ja nicht bestreite. Er habe sagen wollen, man möge den Universitäten mit dem Lektionskatalog in der Hand beweisen, dass eine solche Vernachlässigung überhaupt stattfinde; vom Standpunkt der Sprache leugne er es; wenn die Univ.-Professoren eine Vorlesung ankündigten, so begännen sie mit den frühesten Zeiten und hörten mit der Gegenwart auf; die sprachlichen Belege würden auch aus Denkmälern aller Zeiten (vom Eulalialiede bis zu Zola) gewählt. Die frz. Litt. möge ja vielleicht an der einen oder anderen Hochschule etwas seltener vorgetragen werden

als andere Litteraturen; aber dass gerade in Wien davon gesprochen werde, wo 18 Jahre hindurch ausschliesslich dafür ein Prof. angestellt gewesen und dreimal wöchentlich über ein allgemeines, zweimal über ein besonderes Thema gelesen worden ist; wo heute Prof. Meyer-Lübke über irgend eine Periode der neufranz. Litt. zu lesen pflegt: das verletze ihn in hohem Masse. Seien denn die moderne Sprache und Litt. so verwaist, dass es nöthig sei, einen darauf bezüglichen Wunsch auszudrücken! Er finde, dass eine solche Mahnung, ein so einseitiger Wunsch hier nicht am Platze sei, und wünscht, dass von der Aufstellung der 1. These abgesehen werde.

Prof. Schipper meint, er fühle sich persönlich zwar nicht dazu veranlasst, müsse aber doch die Tätigkeit der engl. Univ.-Lehrer rechtfertigen.

Auf Wunsch Dir. Fetters wird doch die These zur Abstimmung gebracht: 31 Stimmen sind dafür, 27 dagegen.

Zur 2. These bemerkt Hofrat Mussafia, dass sie in noch höherem Masse als die erste die internen Angelegenheiten der Univ. betreffe. Man regle, was nicht geregelt, man erweitere, was zu eng sei. Es mache grosse Schwierigkeiten, für die geringe Entlohnung gute Lektoren zu bekommen, auch sei das Entgegenkommen vonseiten der Studierenden gering, weil der Lektor auf die Prüfung keinen Einfluss habe. Das ganze Lektorwesen gehöre eigentlich nicht zur Univ.; es sei ein Mittel für die Studierenden, sich das nachträglich anzueignen, was man schon bei ihrem Eintritte fordern sollte. Mussafia bittet, ihm lieber bestimmte Regeln anzugeben, wie dem Übel abzuhelfen wäre. Er sei nicht gerade gegen diese These, möchte aber dann eine weitere aufstellen des Inhalts: an jedem Gymnasium oder doch an einer grösstmöglichen Zahl von Gymnasien sollen von tüchtigen Lehrern Kurse veranstaltet werden, in welchen durch 3—4 Jahre das Studium der modernen Sprachen betrieben werde; wer die Absicht habe, später moderne Philologie zu studieren, möge sich dann hier entsprechend vorbereiten.

L. S. Insp. Dr. Huemer bemerkt, um bei Nichtösterreichern kein Missverständnis aufkommen zu lassen, dass an den österr. Gymnasien ohnehin von der IV. Klasse aufwärts unobligate Curse mit 2stündiger Unterrichtszeit in der Woche für die franz. und engl. Sprache eingerichtet sind, wenn sich eine genügende Zahl Teilnehmer meldet.

Dir. Fetter ist der Ansicht, dass die Lektoren doch das billigste Mittel seien, um junge Leute mit der fremden Sprache vertraut zu machen.

Prof. Schipper schliesst sich Mussafia in allen wesentlichen Punkten an und hebt hervor, dass Wien so glücklich ist, zwei tüchtige engl. Lektoren zu besitzen, er freut sich auch, dass Fetter, im Gegensatze zu Rambeau, das Lektorenwesen nicht nur nicht beseitigen, sondern erweitern wolle, ist aber mit einer Vermehrung der Stundenzahl nicht einverstanden, weil das Honorar der Lektoren ein zu geringes sei und die Studierenden unmöglich noch mehr arbeiten könnten als bisher.

Prof. Sonntag empfiehlt, die These aufzustellen: „Es ist wünschenswert und notwendig, dass die Universität für die praktische Vorbildung der heranzubildenden Lehrer sorgt.“

Prof. Schipper hingegen formuliert Fetters 2. These wie folgt: „Die Tätigkeit der Lektoren in Seminarien ist in der bisherigen Weise beizubehalten.“ Dir. Fetter und die Anwesenden stimmen dieser Fassung zu.

Mit Rücksicht darauf, dass die Zeit schon vorgerückt sei und die 3. und 4. These nur innerösterreichische Verhältnisse betreffen, beantragt Realschul-Prof. Duschinsky, dieselben von der Tagesordnung abzusetzen.

Prof. Schipper regt die Gründung eines neuphilologischen Vereins an; dort könnten die Verhandlungen fortgeführt werden. Dieser Antrag wird angenommen.

Landesschulinspektor Dr. Joh. Huemer hielt in einer gemeinsamen Sitzung der philologischen und romanischen Sektion (Vorsitzender: Prof. von Christ aus München) einen interessanten und in der Zukunft fruchtbringenden Vortrag **„Über die Sammlung vulgär-lateinischer Wortformen“**, in welchem er die bisher mehr oder minder weitgehende Vernachlässigung dieser Formen in den Varianten der Ausgaben, in den Wortindices und in Georges' Lexicon hervorhob und es als Folge der über die Kraft eines Einzelnen hinausgehenden Grösse der Arbeit hinstellte, wenn eine Sammlung derselben noch immer nicht zustande gekommen sei. Huemer teilte dann mehrere wertvolle Ergebnisse seiner Studien über die vulgäre Sprache mit und schlug die Annahme einer Resolution vor, welche die Schaffung eines auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Lexicons der vulgär-lat. Wortformen anregt und die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zieles näher bezeichnet.

Der Vortragende erörterte zunächst die Entstehung und Bedeutung des Lexicons der lateinischen Wortformen von Georges, der in dankenswerter Weise auch die vulgären und archaischen Formen in seine Sammlung aufgenommen habe. Aber die Sammlung dieser Formen sei ungenau und unvollständig, daher auch unverlässlich, gleichwohl aber, solange kein besserer Behelf dieser Art zu Gebote stehe, für Philologen und Romanisten von grossem Werte. Die Quellen des Vulgärlateins lägen jetzt zum Teil in berichtigter Form vor, das Inschriftenmaterial sei erweitert, die Ausgaben der spätlateinischen Schriftsteller vermehrt und revidiert. Huemer gab nun eine vollständige Sammlung der Formen mis und tis, die mit Ennius begann und mit den Lamentationes des Matheolus (XIII. Jhdt.) schloss; er brachte neue Beispiele für die Vulgärformen *mascel, alecus, miserissemus seo* (= seu) etc., um darzuthun, dass die bisherigen Sammlungen vulgärlat. Wortformen unvollständig seien. Der Vortragende zog hierauf aus der Sammlung der Formen *mis* und *tis* bestimmte Schlüsse auf die Erklärung der Formen *mi, mismi, mus, ma, mum,* erklärte einige Stellen in den Autoren, verteidigte sie vor Emendation und begrenzte das Vorkommen dieser Formen für die spätere Zeit auf ein bestimmtes territoriales Gebiet. Solche Ausblicke waren nur möglich auf Grundlage einer vollständigen Sammlung der Stellen. Vortragender erörterte dann die Notwendigkeit einer vollständigen Sammlung der Vulgärformen überhaupt und erinnerte daran, dass die Wiener Akademie der Wissenschaften schon 1860 eine Preisaufgabe zur Erreichung dieses Zweckes gestellt habe. Diese Preisaufgabe sei aber nicht gelöst worden, da die Grösse der Arbeit ihre Lösung hinderte. Redner schlug Teilung der Arbeit vor; ein Einzelner könnte die Sammlung nur wagen, wenn umfangreiche, verlässliche Wortindices zu den massgeblichen Autoren namentlich der spätlateinischen und frühromanischen Schriftdenkmäler geboten, Lesarten vulgär geschriebener Handschriften in grösserem Umfange mitgeteilt und die Collationen wichtiger Handschriften von den gelehrten Gesellschaften und Einzelnen auf Ansuchen ausgefolgt würden. Schon dadurch könnte, solange ein Corpus der wichtigsten vulgär geschriebenen Handschriften nicht zustande kommt, dem Sammler Hilfe geschafft werden. Mit neuen Hilfsmitteln ausgerüstet, könnte auch ein Einzelner es wagen, nach dem Muster von Georges die vollständige Sammlung der vulgären Wortformen zu vollziehen, und damit die Basis schaffen, auf der die Frage gelöst werden könnte:

„Was ist Vulgärlatein?“

Zur Erreichung dieses Zieles empfiehlt Vortragender, von Prof. Wölfflin (München) kräftigst unterstützt, die Annahme folgender Resolution:

„Die philologische und romanische Sektion der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien hält die Schaffung eines dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung entsprechenden Lexicons der vulgär-lateinischen Wortformen für ein Bedürfnis und erwartet von der Liberalität der gelehrten Gesellschaften und Einzelner, die sich mit der Herausgabe namentlich spätlateinischer und frühromanischer Schriftdenkmäler befassen, durch die Anlegung und Beigabe reichhaltiger Wortindices, durch erweiterte Mitteilung von Lesarten vulgär geschriebener Handschriften, durch leihweise Ueberlassung von Collationen solcher Handschriften u. ä. eine wesentliche Förderung dieser Arbeit."

Hofrat Mussafia meint, es liesse sich das angestrebte Ziel vielleicht eher erreichen, wenn ein Ausschuss gewählt würde, der über konkrete Mittel zu beraten hätte. Ein solches wäre die Abfassung eines Memorandums, welches der Wiener Akademie der Wissenschaften mit der Bitte vorzulegen wäre, dass bei der Veranlassung von Handschriften-Collationen die genaue Notierung der lautlichen, morphologischen und graphischen Varianten, welche bisher wenig oder gar nicht beachtet wurden, zur Pflicht gemacht werde.

L. S. Insp. Huemer möchte doch die Annahme der Resolution empfehlen, um ein Substrat zu gemeinsamem Vorgehen zu haben. Die Resolution wird hierauf einstimmig angenommen und wie der vorhergehende Vortrag mit grossem Beifalle ausgezeichnet, ebenso der konkrete Vorschlag Mussafias. In den Ausschuss zur Einleitung wirksamer Schritte behufs Erreichung des Zieles wurden Hofrat Mussafia, Prof. Meyer-Lübke und L. S. Insp. Huemer gewählt.

Während dieser Debatte und des folgenden Teils der Tagesordnung hatte Prof. Meyer-Lübke den Vorsitz geführt und durch umsichtige Leitung der Verhandlungen eine rasche Einigung über die einzuschlagenden Wege erzielt.

Schliesslich kann Referent sich der Pflicht nicht entziehen, in diesem Berichte auch seines eigenen Vortrags **„Ueber schwierige Fragen bei der Textgestaltung altfranzösischer Dichterwerke"** Erwähnung zu thun und kurz hinzuweisen auf den Inhalt seiner Ausführungen, die vielleicht für spätere Herausgeber afr. Texte hätten fruchtbar gemacht werden können, wenn nicht die Kürze der noch verfügbaren Zeit eine Diskussion der berührten Fragen unmöglich gemacht hätte.

„Die Schwierigkeiten, welche sich der Lösung vieler Fragen bei der Ausgabe eines afr. Dichterwerkes entgegenstellen, entspringen aus dem grösseren oder geringeren Gegensatze zwischen theoretischen Grundsätzen und der Möglichkeit ihrer Ausführung. Diese schwierigen Fragen können die Wiederherstellung eines Denkmals rücksichtlich seines Inhalts oder seiner Form betreffen. Die Möglichkeit einer befriedigenden Reconstruction des Inhalts wächst mit der Zahl der Handschriften, damit steigern sich aber gleichzeitig die Anforderungen an den Herausgeber. Schon beim Vorhandensein zweier annähernd gleichwertiger Hss. oder Hss.-Familien steht derselbe, wenn sie auseinandergehen, oft unentschlossen da; er wird sich aber trotz aller Bedenken zu einem consequenten Verfahren entschliessen müssen. Wie weittragend die Art dieser Entscheidung für die Gestalt des zu reconstruierenden Textes ist, lässt sich besonders deutlich am Yvain zeigen, wo die Einführung der Lesarten von V aus der Hss.-Gruppe z im ganzen und grossen den Förster'schen Text ergibt, während

die etwaige, nötigenfalls durch die grössere Hss.-Zahl zu rechtfertigende Bevorzugung der Gruppe β eine davon abweichende Gestalt, die dem Holland'schen Texte näher stünde, ergeben würde. Aehnlich wie hier, wo die naturgemäss mehr oder minder subjektive Entscheidung des einen Herausgebers die Lesarten einer bestimmten Hss.-Gruppe in den Vordergrund stellt, während sie der andere mit vielleicht gleicher Berechtigung unter die Varianten verweist, liegen die Verhältnisse dort, wo die Auffindung einer neuen oder Einbeziehung einer bisher nicht verwerteten, einigermassen für sich stehenden Hs. die mehr oder minder weitgehende Umgestaltung eines Textes zur Folge haben kann. Letzteres ist z. B. bei Raouls *Meraugis von Portlesguez* der Fall, welche Dichtung Referent unter Mitbenützung der wichtigen vaticanischen und der Berliner Hs. herauszugeben im Begriffe steht. Die unvermeidliche Subjektivität des Urteils — und im angedeuteten Sinne auch der Zufall — spielt somit oft eine grössere oder geringere Rolle bei der Gestaltung eines Textes. Selbst die Ergebnisse einer noch so sorgfältigen Untersuchung der Verwandtschaftsverhältnisse unter den Hss. liefern dafür noch keine allgemein giltige Formel; denn obgleich im allgemeinen der Consensus der Majorität für sich stehender Gruppen den Ausschlag geben wird, kommt doch immer sehr viel auf den besonderen Wert oder Unwert der einzelnen Glieder an. Es ist also dem Herausgeber in den meisten Fällen gar nicht möglich, das Original wieder herzustellen, sondern höchstens die älteste erreichbare, aber schon einem Kopisten angehörende Redaktion. Ein oft zu wenig beachtetes Mittel könnte teilweise als Korrectiv bei der Textgestaltung dienen: die Verwertung der Ergebnisse aus einer Untersuchung der stilistischen Eigenart, soweit diese, wenn keine anderen Werke desselben Dichters vorliegen, aus den übereinstimmenden Teilen der Ueberlieferung festgestellt werden kann.

Auch der zweite Teil der Aufgabe eines Herausgebers, die Wiederherstellung der ursprünglichen Form kann unter Umständen grosse, ja unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten. Wohl ist es in den meisten Fällen noch möglich, die äussersten Umrisse des ältesten sprachlichen Gewandes zu bestimmen, über viele Einzelheiten und innere Verhältnisse aber wird Genaueres selten zu erfahren sein. Die Möglichkeit einer solchen Reconstruction hängt nun völlig von der Art der Ueberlieferung ab: ist diese insofern eine günstigere, als sich der Herausgeber sprachlich an eine der Zeit und Mundart des Dichters nahestehende Hs. anlehnen kann, so wird die neuhergestellte Form im ganzen und grossen der ursprünglichen gleichen; weichen aber alle Hss. augenscheinlich weit von der ursprünglichen Niederschrift ab, so ist die Frage, ob und wie eine Uniformierung durchzuführen sei, sehr schwierig zu beantworten. Theoretisch ist die Ausgleichung nicht zu billigen, weil ihr Ergebnis wissenschaftliche Ansprüche nicht befriedigen kann; aber der Gegensatz zwischen der Mundart der Reime und des Versinnern ist oft ein zu grosser, als dass man ihn fortbestehen lassen könnte." — Referent zeigte nun an einigen konkreten Fällen das Verfahren der betreffenden Herausgeber, welches bald radikaler, bald conservativer war, je nachdem den Forderungen der Praxis oder der Theorie mehr nachgegeben wurde. — „Noch schwieriger wird diese Reconstruction bei Denkmälern, wo schon in der Sprache des Dichters, sei es infolge von Beeinflussung derselben seitens einer anderen Mundart oder der werdenden Schriftsprache, Mischformen zu erkennen sind. Wird der Widerspruch, welcher in der Bindung mundartlich verschiedener Reimwörter liegt und daher nicht beseitigt werden kann, auch im Versinnern fortbestehen zu lassen sein? — Diese Schwierigkeit in wissenschaftlich befriedigender Weise zu lösen ist eine Unmöglichkeit,

weil in einem solchen Falle die schon von dem Verfasser herrührenden, aber nicht gesicherten fremdmundartlichen Züge von späteren Zutaten der Schreiber nicht mehr unterschieden werden können. Ein Herausgeber kann aber auch diese Frage nicht offen lassen; er wird vielleicht, da eine jede auf unsicherer Grundlage unternommene Aenderung etwas Willkürliches an sich hat, am ehesten geneigt sein, die Hs. oder, wenn deren mehrere vorliegen, die anscheinend von der Mundart des Dichters am wenigsten abweichende Hs. bis auf augenfällige Versehen einfach abzudrucken. Damit wäre allerdings die Schwierigkeit nicht behoben, sondern nur umgangen. Eine solche Ausgabe böte vom Gedichte ein mosaikartiges Zerrbild, das keinen günstigen Eindruck hervorzubringen vermöchte. Es dürfte in einem solchen Falle sich doch eher empfehlen, eine Uniformierung des nicht gesicherten Teiles der überlieferten Sprache im Sinne der Absicht des Dichters vorzunehmen, also jene Mundart — beziehungsweise die Schriftsprache — durchzuführen, in welcher zu dichten er anscheinend sich Mühe gegeben hat; denn wenn der Procentsatz der fremdartigen Reime ein sehr niedriger ist (in Meraugis 0,6 %), so thut der Herausgeber selbst im Falle, dass er weiter ginge als der Verfasser, indem er gar alle nicht gesicherten Formen in den Charakter der den Grundstock bildenden Sprache übertrüge, nichts anderes als was der Dichter selbst bei einer späteren Revision — grössere Achtsamkeit und Fortschritte im Gebrauche dieser angelernten Sprache vorausgesetzt — gethan haben würde. Bei starker Mischung, wie sie etwa die franco-italienische Litteratur aufweist, kann natürlich von einer Herstellung der Sprache, welche der Dichter mit so geringem Erfolg zu schreiben versuchte, nicht mehr die Rede sein." —

Nachdem so die einem Herausgeber möglicherweise vorkommenden Fälle, vom einfachsten bis zum kompliziertesten, berührt und die Mittel anzudeuten versucht worden waren, durch welche den Schwierigkeiten meistens begegnet wird oder unter besonderen Umständen vielleicht begegnet werden könnte, lenkte Referent die Aufmerksamkeit auf die übliche Einrichtung der Varia lectio und des Glossars. Er war hier wie bezüglich der früher berührten Fragen nicht so sehr von der Hoffnung geleitet, eine unmittelbare Förderung der Sache bewirken zu können, als vielmehr von dem Wunsche, autoritative Urteile über das bisher beobachtete oder künftig mit besserem Erfolg zu beobachtende Verfahren hervorzurufen. Bezüglich der Varianten wäre es nach seiner Meinung vielleicht schon an der Zeit, sich für allgemeine Fälle darüber zu einigen, wie und inwieweit Abweichungen mitgeteilt werden sollen: ob z. B. die in der Hs. gebrauchten Abkürzungen diplomatisch, und in welchem Ausmass die lautlichen und graphischen Varianten — bei Aufrechthaltung der Trennung von den Sinnvarianten — wiederzugeben wären. Hinsichtlich des Glossars wurden bescheidene Zweifel darüber geäussert, ob dieses durch die vielfach übliche Aufnahme aller, auch sehr bekannter, noch im Neufrz. in gleichem Sinne gebräuchlicher Wörter ein treues Bild von der Sprache des Dichters, die doch von der Art des Inhalts wesentlich mitbedingt wird, zu geben vermöge und bei jüngeren Denkmälern der Nutzen einer solchen Aufzählung in lohnendem Verhältnis zur aufgewandten Mühe stehe; ob nicht auch hierin ein gewisses Masshalten zu empfehlen wäre.

Hofrat Mussafia erinnerte schliesslich an den bevorstehenden 100. Geburtstag des Altmeisters Friedrich Diez und gab die beifällig aufgenommene Anregung, dass dieser denkwürdige Tag an allen deutschen Universitäten in einer noch zu vereinbarenden Weise seiner Bedeutung entsprechend gefeiert werde. Als 1. Vorsitzender dankte Mussafia den vortragenden Herren für ihre Mühe, den Mitgliedern der Sektion für ihr

zahlreiches Erscheinen und drückte den warm empfundenen Wunsch aus, dass alle Teilnehmer eine angenehme Erinnerung an diese schönen Tage gemeinsamer Arbeit mitnehmen möchten.

Prof. Tobler dankte als Senior der Sektionsmitglieder beiden Vorsitzenden für ihre von schönem Erfolge begleiteten Arbeiten und die Führung der vorbereitenden Geschäfte. —

Endlich spricht Ref. auch an dieser Stelle den Herren Vortragenden seinen Dank aus für die grosse Liebenswürdigkeit, mit welcher sie ihm sein Amt als Sekretär und Referenten erleichtert haben.

WIEN. M. FRIEDWAGNER.

Ein neuprovenzalisches Sirventes, übersetzt von A. Bertuch.[1])

Trutzlied.

Wenn man so sieht, wie die Hohlheit sich bläht
Und den guten Brüsten die Milch vergeht
Und die schönen Feigen zu Grunde gehn
Und die Tröpfe gehobenen Hauptes stehn,
Wenn Du, provençalische Sprache, musst leiden,
Dass sie Dir täglich die Flügel beschneiden,
Wenn Menschenverstand man so selten mehr findet
Und die Vernunft so kläglich erblindet,
Gibts Tage, da fährt, als müsst' es so sein,
Der Funke von selbst aus dem Kieselstein.

---

[1]) Der Urtext ist Mistral's *Espouscado,* in den *Isclo d'or* (Paris 1889), S. 240 ff. enthalten. Der durch seine trefflichen Umdichtungen der Nerto (Strassburg 1891) und der Mirèio (Strassburg 1893) bekannte Uebersetzer gibt in der obigen deutschen Nachbildung der Mistral'schen Dichtung den Ton seiner Vorlage auf vorzügliche Weise wieder. — Der in dem Gedichte enthaltene heftige Zornausbruch des Hauptes der Feliber wird mehr als genügend erklärt durch den oft recht stumpfsinnigen Widerstand, den seine und seiner Gesinnungsgenossen Bestrebungen in Frankreich finden. Den provenzalischen Schulkindern war es lange und wird es auch heute noch bei Strafe verboten, sich in den Schulpausen ihrer heimischen Sprache zu bedienen; Krämer, Kleinhändler u. a., die nie den französischen Süden verlassen haben, stellen sich, als verständen sie ihre ihnen von Kindesbeinen an geläufige Muttersprache nicht, und ziehen der Mundart ihrer Väter ein schreckliches Französisch vor, das mir A. Daudet als den Ausfluss einer besondern Dummheit seiner südfranzösischen Stammgenossen bezeichnete; südfranzösische Zeitungen bekämpfen die litterarische Verwendung des Provenzalischen und werden dabei von den Behörden unterstützt, die die separatistische (oder föderalistische) Bewegung der Feliber mit scheelem Auge betrachten, u. dgl. m. — *De pan* bedeutet Brot; *tapeno,* Kapern; *ferigoulo,* Thymian; *bon-rible,* wilde Minze (Pferdeminze); *poudadouiro,* Pflugschar (der Uebersetzer nimmt das Wort in der Bedeutung ‚Gartenmesser', der aber das prov. *poudadouiro emé l'araire* widerspricht); *embut,* Trichter; *dourgo,* Krug; *draiet,* Sieb; *moulèire,* Stampfer oder Keule des Mörsers; *trissadou,* Mörser.

E. KOSCHWITZ.

Glaubt Ihr vielleicht, es müsse uns freuen,
Wenn unaufhörlich sie wiederkäuen,
Dass dort oben Prophet ist ein jedes Kind
Und dass hier unten wir Tölpel nur sind!
Rektoren, Lehrer, die ganze Bande,
Für die uns die Büttel die Steuern entwinden,
In allen Schulen bereit zu finden
Uns vorzuwerfen, wie eine Schande,
Unsere Mundart, die unser Verband
Mit dem Vaterhaus ist und dem Heimatland!

Glaubt Ihr, es greife die Galle nicht an,
Wenn, frei und stolz wie *Artaban*,
Man allezeit seine Pflicht getan
Und nicht mehr sagen darf *de pan!*
Nicht mehr wagen darf, sein Leid zu erzählen
Und sich fürchten muss vor Schelten und Schmälen,
Wenn man beim Krämer, fürs Mittagessen,
Tapeno verlangt hat und vorher vergessen
Herabzulangen vom Büchergestell
Den Littré oder den Bescherelle!

Glaubt Ihr, dass es die Herzen erbaut
Für *ferigoulo* und *bon-rible*-Kraut
Unserer Knabenzeit Laute zu missen
Und alle die Namen geächtet zu wissen,
Die *poudadouiro* fürs Gartenbeet,
Den *embut*, die *dourgo* und den *draiet*
— Alles Wörter, die unsern bejahrten Leuten
Des Hauses und Mahles Behagen bedeuten —
Und nicht mehr zerstampfen zu dürfen in Ruh
Den Lauch mit *moulèire* und *trissadou!*

Glaubt Ihr, man könne sich leicht drein schicken,
Wenn man gesagt hat: „Ich bin so geboren"
Und es tönt Einem ewig das Lied in die Ohren:
„Du musst Deinen eigenen Vater ersticken,
Du musst sie verstopfen, die heilige Quelle,
Und riesle sie noch so erquickend und helle;
Gegen den Himmel hinauf musst Du spucken,
Du darfst auf das Brausen des Windes nicht hören,
Deine Vogelnester musst Du zerstören
In der Laube Grün, in des Daches Lucken!"

Nun wohl! Erst recht nicht! Vom äussersten Osten
Bis zum Velay, bis zum Médoc,
Wir halten es blank, es soll uns nicht rosten
Unser verfehmtes Idiom des *Oc*!
Wir werden es reden beim Sammeln der Frucht,
Beim Warten des Viehs, bei der Seidenzucht,
Wenn der Jüngling der Maid seine Liebe gesteht,
Wenn die Frau, um zu plaudern, zur Nachbarin geht,
Wenn wir Oel aus den reifen Oliven bereiten
Und wenn wir im fröhlichen Winzerzug schreiten.

Sie wird mit uns sein, wenn wir fischen gehn
Und im Garne die zappelnde Beute besehn,
Um den Fischern das Brot in die Suppe zu schneiden
Und um sie zu grüssen, wenn abends wir scheiden;
Sie wird mit uns kommen zum lustigen Jagen
Um lärmend auf Dickicht und Büsche zu schlagen
Und den Jägern das Abendessen zu würzen;
Sie soll uns helfen, die Zeit zu verkürzen
Und dabei sein, wenn wir an festlichen Tagen
Im Übermut über die Stränge schlagen.

Sie wird die Sprache der Freude sein,
Sie soll uns verbinden zu trautem Verein,
Unsere Hirten werden sie rufen
Von ihrer Steinmarken moosigen Stufen,
Sie soll beim Schifferstechen erklingen,
Wenn die Kämpen auf schwankendem Boote ringen;
Wir jauchzen sie auf dem Meere, dem freien,
Wir werden sie bei den Bravaden schreien,
Wir werden sie brüllen, wenn wir die Stiere
Zum Rennen treiben, die trotzigen Tiere!

Und in der Schenke, am Jahrmarkt dann
Von Sankt Andreas, von Sankt Johann,
Wird sie mit uns in der feilschenden Menge
Plaudern und zechen im Volksgedränge;
In ihr wird gespottet, in ihr wird gelacht,
Wenn wir die Mandeln vom Baume schlagen;
Und gilt es, dem Pflug Lebewohl zu sagen,
Um einzurücken zur Heeresmacht,
So soll sie uns in die Kaserne begleiten
Und den Heiltrank gegen das Heimweh bereiten.

O der schalen Gesellen, der traurigen Thoren,
Die ihre Kinder ihrer entwöhnen
Um der Eitelkeit und dem Dünkel zu fröhnen,
Die den Sinn für die Güter der Heimat verloren!
So mögen sie denn im Gewühle verkommen!
Dir aber sei ob der untreuen Söhne,
Die sie verschmähn, Deine traulichen Töne,
Meine Provence, der Mut nicht benommen!
Es sind Tote, die nur noch ins Grab nicht gesunken
Und als Kinder entartete Milch schon getrunken.

Die alten Schlösser von Signes, les Baux,
Von Roumanin und von Pèiro-fiò
Verschweigen ihnen die glänzenden Namen,
Die zierliche Anmut, der Reimrede Klang
Der altprovençalischen Edeldamen,
Der Meisterinnen im Minnegesang.
Das Tamburin, das so selten mehr schallt,
Des Klausners Glocke, die langsam verhallt,
Werden ihnen ihr Leid nicht klagen
Und die alten Pfade ihnen nichts sagen.

Noch die Legenden aus alten Tagen:
Und wenn wir das Holzscheit zum Herde tragen
In der Christnacht, so flammt es für sie nicht, die Blinden . . .
Mit keinem Ort wird sie Liebe verbinden.
Von den Urgrossmüttern werden die alten
Sprichwörter und Schwänke sie nicht behalten;
Aus Hoffart nicht wissen, was ehmals gewesen,
Nicht mehr verstehn, was mit wichtiger Miene
Maikäfer plaudert mit Horniss' und Biene
Und an Sonn' und Gestirne die Stunde nicht lesen.

Ihr aber, Erstgeborne der Natur,
Gebrannte Söhne der sonnigen Flur,
Die Ihr noch in der Sprache der alten Zeit
Mit den Mädchen schäkert und um sie freit,
Fürchtet euch nicht: Ihr müsst Meister bleiben!
Denn Ihr seid stämmig und kerngesund
Wie die Nussbäume draussen im Heidegrund;
Und wenn sie es noch so bunt mit Euch treiben,
O Ihr Bauern (denn also nennt man Euch gern),
Ihr bleibt doch trotz Allem des Landes Herrn.

Inmitten Eurer Felder stiller Welt
Belauschet Ihr der Saaten leises Weben,
Ganz Eurer Arbeit hingegeben
Und ganz auf Eurer Väter Land gestellt.
Ihr seht sie von fern im Vorübergleiten.
Der Kaiserreiche gewaltsame Pracht,
Der Revolutionen zerschmetternde Macht
Und werdet bestehn im Wechsel der Zeiten,
Der Barbarei, der Civilisationen
Und am nährenden Busen der Heimat wohnen.

Ein deutscher Offizier an der Seite französischer Chauvinisten.

In den Zeitungen Deutschlands machte ein Figaro-Artikel die Runde, den der Hauptmann a. D. und Schriftsteller Tanera, Italiener von Geburt, gegen Emile Zolas vorletzten Roman: „*La Débâcle*“ gerichtet hat. T. wirft dem Romanschriftsteller vor, dass er von der französischen Armee des grossen Krieges ein gehässiges Zerrbild entworfen habe, in dem alle edlen Eigenschaften der Soldaten, ihre Tapferkeit, ihr Nationalgefühl, ihr Ausharren inmitten aller Strapazen, Gefahren und Leiden verschwiegen seien. Insbesondere soll Z. das Verhältniss des Kaiser Napoleon III. zur Armee schief und einseitig dargestellt haben, denn die Soldaten hätten nicht von Anfang an ihr Vertrauen zu dem Oberfeldherrn verloren, der letztre sei nicht von Hause aus eine so schattenhafte, niedergebeugte Trauergestalt gewesen, wie Zola uns glauben lasse. Zunächst wollen wir Hr. T. unser Erstaunen darüber nicht vorenthalten, dass er für seine litterarische Plänkelei die Gastfreundschaft eines vom grimmigsten Deutschenhasse erfüllten Blattes, in dem ein Herr Jacques Saint-Cère (Rosenbaum) die verächt-

lichsten Schmähartikel gegen Deutschlands Kaiser und Kaiserin schreibt, in Anspruch genommen hat. Ob vom militärischen Standpunkte aus das correct gehandelt ist, können wir nicht entscheiden, vom moralischen und nationalen Standpunkte aus, erscheint es uns tadelnswerther, als das Vorgehen eines französischen Soldaten, der gänzlich entmutigt, von Hunger- und Seelenleiden niedergebeugt, seinen Fahnen untreu wird. Aber das ist ein Vorwurf, der nicht den Kritiker Zolas trifft, sehen wir uns die sachlichen Einwände T.'s genauer an. Die Schilderung, welche Zola vom Kaiser und seiner Armee gibt, soll ein Zerrbild sein, das wohl aus der Voraussetzung hervorgehe, nur eine entartete französ. Armee könne von den „*Prussiens*" besiegt werden. Aber da ist es doch seltsam, dass französische Geschichtswerke die Sachlage in allen Hauptpunkten ebenso schildern, wie Hr. Zola. Wir haben ein vom einseitig national-französ. Standpunkte geschriebenes Werk gelesen: *l'Invasion allemande par le Général Boulanger* (der natürlich wenig mehr, als seinen Namen geliehen hat) und dieses lässt, trotz seiner geflissentlichen Verherrlichung französischer Bravour und trotz der absichtlichen Herabsetzung des deutschen Generalstabes und der deutschen Armeeführer uns ebenso in die Auflösung, Entmuthigung und Disziplinlosigkeit der kaiserlichen Armee blicken, wie Zolas Roman. Dass die französische Sache von Anfang an eine verlorene war, dass es an den nötigsten Vorbereitungen des Krieges fehlte, dass die Generäle unter einander haderten, die Soldaten ihr Vertrauen zu dem Kaiser und seinen Generälen eingebüsst hatten, dass der Kaiser selbst so wenig die öffentliche Meinung für sich hatte, dass er bei seiner Abreise zum Heere Paris vermied, wird aus diesem auf Documente gestützten Werke auch dem blödesten Auge klar. Von der Armee deutet der Verfasser dieser fast 100 Lieferungen umfassenden Schrift (es soll der Militärschriftsteller Barthélemy sein) an, dass sie die Ablagerungsstätte des schlimmsten, zuchtlosesten Gesindels gewesen sei. Bei allen anständigen Franzosen sei der Soldatenberuf als solcher so verhasst und verachtet gewesen, dass einzelne Soldaten sich des Abends kaum in die weniger belebten Strassen von Paris gewagt hätten, weil sie Misshandlungen befürchteten. Wie es noch jetzt in dieser Armee trotz ihrer Reorganisation und trotz der allgemeinen Wehrpflicht aussieht, wird Herr T. wahrscheinlich aus dem lesenswerthen Buche von Descaves: „*Les sous offs*" ersehen haben. Gewiss fehlte es auch in der Conscriptions-Armee an edlen Vertretern des Waffenhandwerks und an schönen Zügen der Vaterlandsliebe und der Tapferkeit nicht. Aber sie fehlen ebensowenig bei Zola. Wir wollen nur auf das kameradschaftliche Verhältniss zwischen Jean Macquart und Maurice Levasseur hinweisen. Zola hat so wenig die Absicht, seine Nation und die französ. Armee herabzusetzen, dass er mit tiefem Mitleid uns das Franctireurtum des Elsässers Weiss und dessen unglückliches Ende schildert und von der grauenvollen Abschlachtung eines angeblichen preussischen Spions ohne jede Missbilligung berichtet. Auch die schönen Züge nationaler Hingebung, mit der todmüde, verhungerte Soldaten von französischen Bürgern gepflegt werden, beweisen doch, dass es sich bei Zola nicht um eine Herabsetzung des französischen Namens handelt. Ebensowenig gibt der Schriftsteller die Hoffnung auf eine bessere Zukunft Frankreichs auf. Selbst der Bürgerkrieg und die Greuel des Communeaufstandes machen ihn in diesem Glauben nicht irre. Der Grundgedanke des Romanes, dass die entnervte Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches dem Ansturme der frischen, gesunden Kraft der „*Prussiens*" in Folge unabänderlicher Naturnotwendigkeit unterliegen musste, geht so sehr aus den naturwissenschaftlich-sozialen Voraussetzungen Zolas hervor, dass wir ihn dem Patrioten nicht zum Vorwurf machen können. Auch der in Frank-

reich sehr gefährliche Einwand, der Schriftsteller habe die Ehre und Würde der französ. Frau zu erniedrigen gesucht, ist ganz ungerecht. Allerdings lässt Zola eine junge, liebessüchtige Gattin mit französischen, wie mit deutschen Offizieren tändeln, aber in wenigen seiner Romane finden sich so wenige verächtliche Frauengestalten, wie in der *„Débâcle.“* Gibt es denn gewissenlose Koketten wie jene *Mme. Delaherche* nur in Frankreich? Auch, dass Zola den bleichen, lebensmüden Kaiser zu Schminkkünsten seine Zuflucht nehmen lasse, wird von T. heftig getadelt. Wir wissen nicht, wie es sich damit verhält. Wenn aber „der Neffe des Onkels“ nichts Schlimmeres begangen hätte, als dass er seine blassen Wangen roth färbte, so würde das Andenken des politischen Hochstaplers, der an der Corruption Frankreichs mitgewirkt hat, fleckenlos in der Geschichte dastehen und nicht so vielen edlen Patrioten Frankreichs die Schamröthe ungeschminktester Art ins Gesicht treiben. Zola ist nobel genug, dem Urheber eines der ruchlosesten aller Kriege sein echt menschliches Mitgefühl nicht zu versagen.

Es ist wahr, der französ. Romanschriftsteller hat an dem Kriege keinen Anteil genommen und muss seine Detailkenntnisse aus den Mitteilungen von Combattanten schöpfen. Solche Mitteilungen können natürlich oft blosses Lagergeschwätz sein und zu falschen, parteiischen Vorstellungen führen. Aber, dass dies hier der Fall ist, hat Hr. T. keineswegs erwiesen. Er findet zwar die geographische Unkenntniss französischer Offiziere, die bei den Bauern sich erst erkundigen, wo sie stehen, unbegreiflich, aber die geschichtliche Thatsache, dass es dem damaligen französ. Offizierkorps meist an der nötigen wissenschaftlich-technischen Schulung fehlte (auch hierfür gibt die *„Invasion allemande“* sehr deutliche Belege), und dass der Armee zwar Karten von Deutschland, aber nicht von Frankreich zugeteilt waren, erklärt vieles. Ob nun Hr. T., der den Krieg doch nur auf deutscher Seite mitmachte, die inneren Verhältnisse der französischen Armee besser kennt, als Zola, dem so reiche, directeste Mittheilungen zu Gebote standen, ist nicht nur dem Ref., sondern auch verschiedenen hiesigen Offizieren sehr zweifelhaft gewesen. Jedenfalls erscheint uns der Verf. der *„Invasion allemande“* da, wo es sich um französ. Armeeverhältnisse handelt, ein besserer Gewährsmann, als der Kritiker Zolas.

Vom deutsch-nationalen Standpunkt aus, wird man Hr. Zolas Roman, trotzdem er, aus Rücksicht auf gewisse Leserkreise, auf die *„Prussiens“* schimpft und selbst das Franctireurtum beschönigt, nur als ein Zeugniss sachlicher Geschichtsauffassung und richtiger Selbsterkenntniss rühmen dürfen. Ueber die Schilderung des Kaisers Napoleon und seiner Armee mit Z. abzurechnen, das hätte T. besser den Landsleuten des französ. Schriftstellers überlassen. Als eine Art Gegengewicht zu Taneras Kritik weisen wir übrigens noch am Schluss auf das in Deutschland ziemlich seltene Werk: *„l'Invasion allemande“* hin, das sich z. B. hier in Dresden nur in 2 Expl., nämlich in der Privatbibliothek Sr. Majestät des Königs von Sachsen und in der Büchersammlung des Unterzeichneten findet.

R. Mahrenholtz.

Verein für das Studium der neueren Sprachen in Hamburg-Altona. Bericht über das Vereinsjahr 1882/93.

a. Sommersemester 1892.

Die Sitzungen wurden am 27. April eröffnet. An 9 neugriechischen Leseabenden vereinigte man sich zur Lektüre von Rhangavi, die Hoch-

zeit des Kutrulis. Wie im vorhergehenden Semester unterstützten einige Gäste griechischer Zunge, besonders die Herrn Demetriades und Zepos in dankenswerter Weise regelmässig diese Lektüre. Am 13. Juli kamen Deutsche und Griechen in den Räumen einer Handlung von griechischen Weinen zu einer freundschaftlichen Sitzung zusammen.

Über die Verhandlungen des 5. deutschen Neuphilologentages, zu denen Prof. Dr. Rambeau vom Verein als Vertreter entsendet worden war, erstattete dieser in der Sitzung vom 15. Juni ausführlichen Bericht, zum Teil in Gemeinschaft mit Prof. Dr. Wendt.

Auch über den 4. nordischen Philologentag, den Prof. Rambeau gleichfalls besucht hatte, berichtete derselbe am 24. August, der letzten Vereinssitzung des Sommersemesters.

Weitere Sitzungen unterblieben infolge der von Ende August bis Anfang Oktober währenden Choleraepidemie, der auch Herr Prof. Richard vom Realgymnasium des Johanneums, an den griechischen Abenden häufig ein mitthätiger Gast des Vereins, zum Opfer fiel. Der Verein bewahrt ihm ein ehrendes Andenken.

b. Wintersemester 1892/93.

Während des Winters fielen die früheren Mittwoch-Leseabende aus. Dagegen wurden die schon im Sommer nebenher verlaufenden italienischen Leseabende an den Sonnabenden fortgesetzt. Sie fanden wie früher unter Leitung des Herrn Galvagni in den Räumen der Scuola Italiana statt. Gelesen wurde: Ariost's Orlando furioso und sodann Verga's Cavalleria rusticana e altre novelle.

Folgende Vorträge wurden gehalten:

1. Dr. Bönsel: Referat über Wendt, England. Leipzig, Reisland 1892.
2. Dr. Maack: Die französische Malerei.
3. Prof. Dr. Fels: Die französische Akademie und die Kandidaten.
4. Dr. Kohn, Schiller vor 100 Jahren in Frankreich.

Der Verein zählt am Schlusse des Wintersemesters 45 hiesige Mitglieder. Eines seiner eifrigsten Mitglieder, Herrn Prof. Dr. Rambeau, hat er im Laufe des Semesters von hier müssen scheiden sehen, da der Genannte dem Rufe an die Johns Hopkin's University zu Baltimore Folge leistete. In der Sitzung vom 11. Januar wurde derselbe in Anerkennung seiner grossen Verdienste um den Verein zum Ehrenmitgliede ernannt. Im Vorstande war Dr. Hahn Vorsitzender im Sommer, Prof. Dr. Wendt Vorsitzender im Winter.

Die Universität Genf versendet folgende Circulare:

FACULTÉ DES LETTRES. SÉMINAIRE DE FRANÇAIS MODERNE. Le Séminaire de français moderne est dirigé par une Commission nommée par le Département de l'Instruction Publique et composée du Doyen et de deux professeurs présentés par la Faculté. I. L'enseignement, fondé sur la collaboration des étudiants et du professeur, se compose de conférences ou leçons pratiques destinées spécialement aux membres du Séminaire. II. Cet enseignement dure un semestre. Il est réparti en deux degrés (section préparatoire et section supérieure) et comprend pour chaque degré six heures par semaine. III. Sont admis sur leur demande au nombre des membres du Séminaire: 1° les étudiants immatriculés dans une des Facultés de l'Université; 2° les personnes qui possèdent un grade universitaire ou qui sont fonctionnaires dans un établissement public d'instruction

primaire ou secondaire; 3° les institutrices diplômées ou appartenant à des établissements publics d'instruction à l'étranger. Pour appartenir à la section supérieure, les membres doivent justifier devant la Commission, ou l'un de ses membres délégué par elle, de connaissances suffisantes de la langue et de la littérature françaises. IV. Les membres de chaque section sont admis à assister à titre gratuit, mais sans y prendre une part active, aux conférences de l'autre section. V. Les deux sections sont réunies en une conférence d'enseignement normal. Cet enseignement consiste en des leçons de français données à tour de rôle par les membres du Séminaire appartenant à la seconde section, sous la direction d'un professeur, à de jeunes élèves de l'École allemande formant une classe spéciale et débutant dans, l'étude de la langue française. Ces leçons ont lieu hors de l'Université, dans les classes de l'École allemande. Chaque leçon est préparée d'avance, selon un ordre convenu. Chaque conférence comprendra deux leçons, la première, portant sur la grammaire; la seconde, sur la lecture, la conversation et la prononciation. Ces leçons sont suivies d'une justification par les deux membres qui les ont faites, puis, d'une discussion générale entre tous les membres du Séminaire qui y ont assisté, enfin d'une critique par le professeur. VI. Les membres du Séminaire qui appartiennent à des établissements d'instruction publique seront autorisés, sur leur demande adressée à la Commission, à assister, pour les branches qu'ils auront désignées, à l'enseignement donné dans les écoles secondaires et primaires du canton de Genève. VII. Les membres du Séminaire font sous la direction de chaque professeur des travaux et des leçons qui donnent lieu à une discussion générale avant le jugement définitif. Les sujets de travaux ou de leçons sont laissés au choix des membres. La lecture d'un travail écrit ou une leçon faite par un membre du Séminaire ne doit pas durer plus de quinze minutes. VIII. Les conférences du Séminaire auront lieu au commencement et à la fin de la journée et tous les jours de la semaine, afin que les membres du Séminaire soient empêchés le moins possible de suivre les cours de l'Université. IX. Ces conférences se répartissent de la manière suivante pour les deux sections: PREMIÈRE SECTION (PRÉPARATOIRE). Conférence de phonétique française 1 heure, Conférence de grammaire française moderne 1 heure, Conférence de traduction d'auteurs allemands et français 1 heure. (Par les membres de la conférence.) Conférence de composition, langue et style 1 heure. (Traductions écrites, descriptions, analyses littéraires, etc.) Conférence de narration orale 1 heure. Conférence de diction 1 heure. Total 6 heures. SECONDE SECTION (SUPÉRIEURE.) Conférence de grammaire historique 1 heure, Conférence de composition française 1 heure, Conférence de pédagogie 1 heure. (Discussion, après une exposition faite par un membre, des théories de Spencer, Bain, Herbart, etc.) Conférence de questions d'usage; gallicismes 1 heure, Conférence de traduction d'auteurs allemands 1 heure. (Par le professeur.) Conférence de lecture analytique d'auteurs français 1 heure. (D'après les Chefs-d'œuvre des prosateurs français au XIXe siéle, par Tissot et Colas.) Total 6 heures. La conférence d'enseignement normal a lieu une fois par semaine et dure deux heures. Leçon de grammaire 40 minutes, Leçon de lecture, etc. 40 minutes, Critique 40 minutes. Pour la conférence d'enseignement normal, on se servira du: *Lehrbuch der französischen Sprache*, nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen, von Dr. Julius Birnbaum. X. Les conditions d'inscription aux conférences du Séminaire sont les mêmes que pour les cours de l'Université. (5 francs par semestre, pour chaque heure de leçon par semaine.) Ceux des membres du Séminaire qui désirent prendre part à la conférence d'enseignement normal paient une inscription spéciale

de 10 francs pour un semestre. La finance complète d'inscription aux conférences du Séminaire et à la conférence d'enseignement normal s'élèvera donc à 40 francs par semestre. XI. Au commencement du semestre les membres du Séminaire inscrivent leurs noms, en indiquant leurs titres, dans un registre spécial déposé entre les mains du Doyen de la Faculté. Dans chaque section, l'un d'entre eux est désigné pour servir d'intermédiaire entre ses collègues et la Commission. XII. Les membres du Séminaire qui auront été régulièrement immatriculés pourront réclamer, à la fin du semestre, un **certificat**, qui ne fait pas mention de la section à laquelle ils ont appartenu, et qui porte la signature du Doyen de la Faculté et des autres membres de la Commission. Genève, mai 1893.

COURS DE VACANCES DE FRANÇAIS MODERNE 1893. Les Cours de vacances sont destinés, soit aux maîtres étrangers qui enseignent la langue française et qui ne peuvent faire à Genève qu'un séjour de quelques semaines pour s'exercer à la mieux parler, soit aux étudiants étrangers qui passent leurs vacances à Genève. Ils auront lieu en deux séries. La première série (cours d'été) durera du **15 juillet** au **31 août,** et comprendra 10 heures de leçons par semaine, soit deux heures chacun des cinq premiers jours de la semaine. La sesonde série (cours d'automne) durera du **1er octobre** au **21 octobre**, et comprendra 12 heures de leçons par semaine, soit deux heures chaque jour. Ils seront dirigés par M. le Prof. **Bernard Bouvier,** avec la collaboration de MM. les Prof. L. Wuarin; Dr K. Thudichum, Privat-docent; L. Zbinden, maître au collège, Privat-dozent. L'enseignement se compose de cours et d'exercices pratiques, qui porteront sur les matières suivantes: Littérature française. Le théâtre et la poésie de 1850—1880: 1. Série: 2 heures, 2. Série: 2 heures; Lecture analytique des „Chefs-dœuvre des prosateurs français au XIX. siècle," par V. Tissot et L. Collas. Paris, Delagrave 1882: 1. Série: 1 heure, 2. Serie: 1 heure; Traduction d'auteurs allemands en français: 1. Série: 1 heure, 2. Série: 1 heure: Exercices d'improvisation et travaux écrits: 1. Série: 1 heure, 2. Série: 2 heures; Phonétique: 1. Série: 2 heures, 2. Série: 2 heures; Syntaxe française; gallicismes; questions d'usage: 1. Série: 2 heures, 2. Série: 2 heures; Diction et lecture expressive; prononciation: 1. Série: 1 heure, 2. Série: 2 heures; Total: 1. Série: 10 heures, 2. Série: 12 heures. Les participants aux cours font sous la direction de chaque professeur des travaux et des leçons, dont les sujets sont laissés à leur choix et qui donnent lieu à une discussion générale avant le jugement définitif. Sont admis à participer aux cours: 1° Les étudiants immatriculés dans une université. 2° Les personnes qui possèdent un grade universitaire ou qui sont en fonctions comme directeurs ou maîtres dans un établissement public d'instruction. 3° Les institutrices appartenant à des établissements publics d'instruction ou diplômées, et recommandées par leurs autorités scolaires. Les participants réguliers aux cours et exercices pratiques qui en feront la demande recevront un **certificat** signé du Doyen de la Faculté des Lettres et du professeur dirigeant. Les inscriptions sont prises (par correspondance ou verbalement) auprès du Secrétaire-Caissier de l'Université, pour la 1. série, du 8 juillet au 21 juillet; rétribution fr. 20; pour la 2. série, du 25 septembre au 8 octobre; rétribution fr. 10. Les participants sont invités à se présenter aussitôt après leur arrivée à M. le Professeur Bernard Bouvier (adresse: Bourg-de-Four, 10) qui leur donnera les renseignements dont ils auront besoin. Ils trouveront des indications sur les pensions, les prix et les conditions du séjour à Genève au *Bureau officiel des renseigements* (5, quai du MontBlanc, de 10 heures à midi, tous les jours).

GENÈVE, mai 1893. LE RECTEUR.

Novitätenverzeichnis.

Catalogue des manuscrits des bibliothèques publiques de France. Départements. T. 18: Alger. In-8°, XXXII-684 p. Paris, Plon, Nourrit et Cᵉ. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Varnhagen, H. Systematisches Verzeichnis der Programmabhandlungen, Dissertationen und Habilitationsschriften aus dem Gebiete der romanischen und englischen Philologie, sowie der allgemeinen Sprach- und Litteraturwissenschaften und der Pädagogik und Methodik. Zweite, vollständig umgearbeitete Aufl. Besorgt von Johannes Martin. Leipzig. Koch's Verlag. M. 4.

Bulletin de la Société des Parlers de France. Paraissant tous les deux mois. Tome I. No. 1. Paris, H. Welter. 40 S. 8°.

Studien, französische. Hrsg. v. Prof. DD. G. Körting u. E. Koschwitz. Neue Folge. 1. Hft. gr. 8°. B., W. Gronau. I. Bibliographie des patois gallo-romans par Dietr. Behrens. 2. éd., revue et augmentée par l'auteur, traduite en français par Eugène Rabiet. (VIII, 255 S.) 6,—

Albert, A. C. Die Sprache Philippes de Beaumanoir in seinen poetischen Werken, eine Lautuntersuchung. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme). 1893. 60 S. 8°. [Münchener Beiträge zur roman. u. engl. Philol. hrsgg. von H. Breymann und E. Koeppel. V. Heft]. M. 1,50.

Bloch, G. Die Reform der französischen Orthographie im Anschluss an die Petition Havet, professeur am Collège de France, an die Académie française. Biel, Selbstverlag des Verfassers. 234 S. 8°.

Bremer, O. Deutsche Phonetik. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1893. [Grammatiken deutscher Mundarten I.]

Cheron, F. Noms de lieux du canton de Ferté-Alais (Seine-et-Oise). In-8°, 16 p. Paris, Beillet.

Delboulle, A. Buissé, boissié, bouyssé, boissé. [In: Romania XXII].

Gottschalk, A. Über die Sprache von Provins im 13. Jahrhundert nebst einigen Urkunden. Diss. Halle. 62 S. 8°.

Grupe, E. Zur Sprache des Apollinaris Sidonius. Zabern, Fuchs. M. 1,50.

Haedicke, H. Über einige Ländernamen im Französischen. Pr. Pforta. 14 S. 4°.

Hatzfeld, A. La Réforme orthographique devant l'Académie française. In-8°, 24 pages. Paris. [Extrait du Correspondant.]

Horák, W. Tempora u. Modi im Französischen. gr. 8°. 27 S. Bielitz, M. Schneeweiss.

Horning, A. Über Dialektgrenzen im Romanischen. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 160 ff.]

Kalepky, Th. Zum sog. historischen Infinitiv im Französischen. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 285—288].
Klint, A. Fransk-Svensk Ordbok. Stockholm, F. & G. Beijer Bokförlags-aktiebolag. LXXIII, 678 S. 8°.
Krup, W. Das französische *en (inde)*. Progr. des Kōngl. Progymnasiums zu Berent. 14 S. 4°.
Lafaye, B. Dictionnaire des synonymes de la langue française, avec une introduction sur la théorie des synonymes. 6e édition. In-8° à 2 col., LXXXIII-347 S. Paris, Hachette et Ce. 23 fr.
Lanusse, M. De l'influence du dialecte gascon sur la langue française. De la fin du XVe siècle à la seconde moitié du XVIIe. Paris, Maisonneuve et Ce. XV, 465 S. 8°.
— De Joanne Nicoto philologo. Gratianopoli 1893. 204 S. 8°.
Marchot, P. Solution de la question du suffixe. *arius*. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 288—292].
Merguet, V. Der Sprachgebrauch des anglo-normannischen religiösen Dramas (Mystère) Adam. Gel. Königsberg 92. 24 S. 4°.
Poëtte, C. Origine des noms des rues et places de la ville de Saint-Quentin. Petit in-16, 487 p. Saint-Quentin, imprim. Poëtte. (1891).
Rydberg, G. Le Développement de „facere" dans les langues romanes (thèse pour le doctorat). In-8°, IV-256 p. Paris, Noblet.
Stefan, A. Laut- und Formenbestand in Guillaume's li cler's Roman „Fergus". Pr. Klagenfurt 49 S. 8°.
Thomas, A. Le latin-*itor* et le provençal-*eire*. [In: Romania XXII].
Vising, I. Om vulgärlatinet. [Særtryk af: Forhandlinger paa det 4. nordiske Filologmøde i København den 18—21. Juli 1892.] København 1893.
Zander, E. Études sur l'article dans le français du XVIe siècle. A l'occasion du concours ouvert pour le chaire de professeur de français et d'anglais au lycée de Wexiö. Dissertation, Lund 1893. 50 S. 4°.

Bibesco, A. La Question du vers français et la tentative des poètes décadents; par le prince Alexandre Bibesco. In-4°, II-55 p. Paris, imp. et lib. Lemerre.
Firmery. Sur la versification de Marot. [In: Revue de phil. fr. et prov. VII, I].
Wulff, Frederik. Om rytm och rytmicitet i värs samt några ord om Alexandriner och knittelvärsen. København. [Særtryk af: Forhandlinger paa det 4. Nordiske Filologmød i København den 18—21 Juli. 1892.]
Hohlfeld, A. R. Studies in french versification. Baltimore. 36 S. 8°. [S.-A. aus Mod. Lang. Notes VIII, 1 u. 5].

Augé, C. Deuxième Livre de grammaire. „Livre de l'élève." In-12, 193 p. avec 170 grav. Paris, Larousse. 80 cent.
Blanc, E. Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française, à l'usage des écoles: langue (riche nomenclature), étymologies, prononciation, synonymes, contraires et analogues, histoire et géographie, statistique, notions philosophiques et encyclopédiques, notions morales et religieuses, 3,000 mots illustrés. In-16, 1,115 p. Lyon, Vitte. 2 fr. 50. (1892.). [Collection F. T. D.]
Boettcher, C. Die Bildung der Zeiten in der französischen Konjugation. Für den Elementarunterricht. Pr. Königsberg. 69 S. 8°.
Ducotterd, X. u. *W. Mardner*, Lehrgang der französischen Sprache, auf Grund der Anschaug. u. m. besond. Berücksicht. d. mündl. u. schriftl.

freien Gedankenausdrucks bearb. 1. Tl. 1. Abtlg. 4. Aufl. 8°. (VIII, 91 S. m. 3 Bildern.) Frankfurt a/M., C. Jügel's Verl. Geb. 1,30.

Dussouchet, J. Exercices sur la Petite Grammaire française de M. M. Brachet et Dussouchet. Livre de l'élève. 8e édition. In-16, IV-156 p. Paris, Hachette et Ce. 80 cent.

Egal, B. (B. v. d. Lage), manuel de la conversation. Récit français et exercice de conversation à l'usage des écoles et à l'étude personnelle. 7. éd. 8°. (VIII, 164 S.) B., H. W. Müller. Kart. 0,80.

Haeusser, Prof. Dr. *E.* Selbstunterrichtsbriefe f. die modernen Sprachen, unter Mitwirkg. v. Fachmännern nach eigener Methode bearb. Französisch. 32 Briefe. gr. 8°. (512 S.) Karlsruhe, J. Bielefeld's Verl. 31,50.

— Dasselbe. Suppl. 2 Briefe. gr. 8°. (36 S.) Ebd.

Jespersen, O. Fransk Elementarbok enligt ljudskriftsmetoden. Bearbetning till svenskan af A. Wallensköld. Helsingfors 1893. VII. 203 S. 8°.

Leçons de langue française; par les Frères des écoles chrétiennes. Cours préparatoire. Livre de l'élève. In-18 jésus, 144 p. Paris, lib. Poussielgue. [Enseignement primaire.]

Sicard, G. Guide de la prononciation française. In-8°, XIV-127 p. Paris, P. Delarue.

Wirth, C. Le Livre de composition française des jeunes filles. 190 sujets de rédaction, 200 exercices de langue, d'invention, d'intelligence et d'élocution. Préparation au certificat d'études primaires. Partie de la maitresse. In-16, XVIII-397 p. avec grav. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. 50. [Enseignement des jeunes filles.]

Bréal, M. De l'enseignement des langues vivantes. Conférences faites aux étudiants en lettres de la Sorbonne. In-16, 151 p. Paris, libr. Hachette et Ce. 2 fr.

Ducinage, E. Zur Reform des französischen Unterrichts. Pr. Tilsit. 22 S. 4°.

Mey, Oscar. Die Schulen und der organische Bau der Volksschule in Frankreich. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus. 1893. 256 S. 8°.

Quiehl, Realsch.-Dir. Dr. *Karl.* Französische Aussprache u. Sprachfertigkeit. Phonetik, sowie mündl. u. schriftl. bgn. im Klassenunterrichte. Auf Grund v. Unterrichtsversuchen dargestellt. 2. Aufl. gr. 8°. (VIII, 154 S.) Marburg i/H., N. G. Elwert's Verl. 2.70.

Schoepke. Der französische und englische Unterricht im Dienste des Deutschen. Progr. der städtischen Realschule zu Dresden. Johannstadt. 23 S. 4°.

Strien, G. Der französische Anfangsunterricht am Gymnasium nach den neuen preussischen Lehrplänen. Pr. Dessau. 15 S. 4°.

Tauber, J. Ziele und Wege des französischen Unterrichtes auf der Unter- und Mittelstufe der niederösterreichischen Realschulen. Pr. Krems. 22 S. 8°.

Tobler, Ad. Romanische Philologie. [In: Die deutschen Universitäten. Für die Universitätsausstellung in Chicago 1893, unter Mitwirkung zahlreicher Universitätslehrer hrsg. von Prof. W. Lexis. 2 Bde. gr. Lex.-8°. (XII, 620 u. VII, 406 S.). Berlin, A. Asher & Co. 24 M.]

Wendelborn, F. Zur Theorie und Praxis des Unterrichts in den fremden Sprachen. Pr. Unter-Barmen. 24 S. 4°.

Wolter, E. Zum französischen Unterricht. Kritische Bemerkungen und praktische Erfahrungen. Pr. Berlin. 31 S. 4°.

Advielle, V. Le Théâtre à Arras et à Lille en 1683. Les Représentations de Dancourt. In-8°, XII-52 p. Lille, Quarré. Paris. Tresse et Stock. [Petite Bibliothèque du nord de la France.]
Ammann, J. J. Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland. Pr. Krumau. 32 S. 8°.
Barine, A. Alfred de Musset. In-16, 183 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]
Becker, Ph. Aug. Jean Lemaire, der erste humanistische Dichter Frankreichs. 8°. (XII, 390 S.) Strassburg i/E., K. J. Trübner, Verl.
Bédier, J. De Nicolao Museto (gallice: Colin Muset), francogallico carminum scriptore (thèse). In-8°, 141 p. Paris, Bouillon.
— Les Fabliaux. Etudes de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen âge. In-8°, XXVIII-488 pages. Paris, Bouillon. [Forme le 98e fascicule de la bibliothèque de l'Ecole des hautes études.]
Bénard, P. Molière et sa troupe ont-ils donné des représentations en Picardie? lecture faite dans la séance publique annuelle de la Société académique de Saint-Quentin du 18 mars 1891. In-8°, 15 pages. Saint-Quentin, imp. Poëtte. (1892).
Bondois, P. Les Grands Français. Victor Hugo: sa vie, ses œuvres. 4e édition. In-8°, 109 p. et portraits. Paris, Picard et Kaan. 1 fr. 90. [Bibliothèque d'éducation nationale. — Collection Picard.]
Bouquet, F. Points obscurs et nouveaux de la vie de Pierre Corneille, étude historique et critique, avec pièces justificatives. In-8°, XVI-394 pages. Paris, Hachette et Ce. 7 fr. 50. (1888.)
Clédat, L. La Poésie lyrique et satirique en France au moyen âge. Avec plusieurs reproductions d'après des documents originaux. In-8°, 240 pag. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Collection des classiques populaires.]
Deschanel, E. Lamartine. 2 vol. In-18 jésus. T. 1er, XI-327 p. t. 2, 337 p. Paris, C. Lévy; Libr. nouvelle. 7 fr.
Descostes, F. Joseph le Maistre avant la Révolution. Souvenirs de la société d'autrefois (1753-1793). 2 vol. In-8°, T. 1er, 337 p. et portrait; t. 2, 407 p. et portrait. Paris, Picard et fils.
Desprès, A. Les Editions illustrées des Fables de La Fontaine. „Supplément.“ In-8°, 19 pages. Paris, Rouquette et fils.
Dreyer, K. Hartmanns von Aue Erec und seine altfranzösische Quelle. Pr. Königsberg. 33 S. 4°.
Dühring, Dr. *Eug.* Die Grössen der modernen Literatur, populär u. kritisch nach neuen Gesichtspunkten dargestellt. 2. Abth.: Grössenschätzung. — Rousseau. Schiller. Byron. Shelley. — Blosse Auszeichngn. Jahrhundertsabschluss. gr. 8°. (XVI, 412 S.) L., C. G. Naumann. 8,—.
Estignard, A. Xavier Marmier: sa vie et ses œuvres. In-8°, 291 p. Paris, H. Champion.
Fischer, K. Über Montchrestien's Tragödien. I. Teil. Pr. Rheine. 32 S. 4°.
Fouillée, A. Descartes. In-16, 207 p. et portrait. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Les Grands Ecrivains français.]
Gasté, A. Les Drames liturgiques de la cathédrale de Rouen (contribution à l'histoire des origines du théâtre en France). In-8°, 87 p. Evreux, imp. Odieuvre. [Extrait de la Revue catholique de Normandie.]
Gauthiez, P. Etudes sur le XVIe siècle (Rabelais, Montaigne, Calvin). In-18 jésus, XVIII-339 p. Paris, Lecène, Oudin et Ce. [Nouvelle Bibliothèque littéraire.]
Geiger, A. Petrarca und Rousseau. Berlin, Lesser. M. 0,60.
Geist, A. Studien über Alfred de Musset nebst einer erstmaligen metrischen Uebersetzung der Epistel Lettre à Lamartine. Pr. Eichstaett. 65 S. 8°.

Ginisty, P. L'Année littéraire; par Paul Ginisty. Avec une préface de Henrik Ibsen. (8e année. 1892.) In-18 jésus, XII-339 p. Paris, Charpentier et Fasquelle. 3 fr. 50. [Bibliothèque Charpentier.]

Gréard, O. L'Education des femmes par les femmes. Etudes et Portraits. (Fénelon, Mme de Maintenon, Mme de Lambert, J. J. Rousseau, Mme d'Epinay, Mme Necker, Mme Roland.) 4e édition. In-16, XXXI-366 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée.]

Hauréau, B. Jean de Hesdin. [In: Romania XXII.]

Hervieux, L. Les Fabulistes latins depuis le siècle d'Auguste jusqu' à la fin du moyen âge. T. 3: Avianus et ses anciens imitateurs. In-8°, III-535 p. Paris, Firmin-Didot et Ce. (1894.)

Homme (l') au masque de fer, c'est ... Molière. opinion émise par Ubalde et présentée à nouveau par Un bouquineur. In-16, 48 p. Aix-les-Bains, Gérente.

Hubert, B. Die Plaideurs Racines. Eine litterarhistorische Studie. Pr. Leipzig. 24 S. 8°.

Jacob. Mme de Sévigné et ses enfants à la cour de Versailles; l'Héritier de M. le maire: la Mascarade de Scarron; la Princesse Ida. Illustrations de P. Kauffmann et Ferdinandus. 2e édition. In-8°, 233 p. Paris, Delagrave.

Kleinschmidt, A. Fénelon. [In: Nord und Süd. Juni.]

Kriegsmann, G. Voltaire's Beziehungen zu Turgot. Programm des Gymnasiums zu Wandsbeck. 17 S. 4°.

Lambert, F. Studien zu J. J. Rousseaus Emil. I. Die Abhängigkeit J. J. Rousseaus in seiner Erziehungslehre von J. Locke. Pr. Halle. 34 S. 4°.

Laporte, A. Les Bouquinistes et les Quais de Paris tels qu'ils sont. Réfutation du pamphlet d'O. Uzanne, „le Monsieur de ces dames à l'éventail, à l'ombrelle, etc.“ In-18, 82 p. Paris, tous les bouquinistes des quais.

Lippold, G. F. Bemerkungen zu Corneilles Cinna (Teil I). Pr. Zwickau. 19 S. 4°.

Meissner, Dr. *Fritz.* Der Einfluss deutschen Geistes auf die französische Litteratur d. 19. Jahrh. bis 1870. gr. 8°. (VIII, 249 S.) L., Renger.

Montégut, E. Esquisses littéraires. In-16, 319 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50 cent.

Morel-Fatio, A. Sur Guillaume de Mustaut. [In: Romania XXII.]

Noelle, A. Beiträge zum Studium der Fabel mit besonderer Berücksichtigung Jean de La Fontaine's. Nebst vergleichenden Texten und metrischen Verdeutschungen. Pr. Cuxhaven. 57 S. 4°.

Noury, J. Le Théâtre-Français de Rouen en 1793 (direction Ribié), d'après des documents inédits. In-16, 67 p. Rouen, imprimerie Lapierre. [Extrait du Patriote de Normandie, Nouvelliste de Rouen, des 23, 24, 25, 30, 31 janvier et des 2, 4, 6, 8, 9, 10 février.]

— Les Comédiens à Rouen au XVIIe siècle, d'après les registres paroissiaux de Saint-Eloi. In-16, 41 pages. Rouen, Lapierre. [Extrait du Patriote de Normandie, Nouvelliste de Rouen des 12, 13, 14, 15 décembre 1892, et des 4, 5 et 13 janvier 1893.]

Piaget, A. Simon Greban et Jacques Millet. [In: Romania XXII, S. 230 ff.]

Picot, E. Je jeu des cent drutz. [In: Romania XXII.]

— et *Piaget, A.* Une supercherie d'Antoine Vérard. [In: Romania XXII, 244 ff.]

Portal, E. La letteratura provenzale moderna. Palermo, Pedone Lauriel. 437 S. 18.

Renouvier, C. Victor Hugo le poète. In-18 jésus, VIII-375 p. Paris, Colin et Ce.

Riezler. Naimes von Bayern u. Ogier der Däne. Ak. München. 1892. 96 S. 8°.
Requin. Jean de Fontay et le tombeau d'Alain Chartier. In-8°, 10 pages. Paris, Leroux. [Extrait du Bulletin archéologique du comité des travaux historiques et scientifiques (n° 3, 1892).]
Reynier, G. Thomas Corneille: sa vie et son théâtre (thèse). In-8°, 392 p. Paris; Hachette et Ce. 7 fr. 50.
Salomon, O. Föreläsningar ofver Jean Jacques Rousseau med hänsjn till hans uppfostringsgrundsatzer. II. Gothenburg, Wettergren & Kerber. 8°.
Sambuc, E. Etude sur Casimir Delavigne. In-8°, 32 pages. Paris, Duc. [Bibliothèque de la Province.]
Sandras, E. G. Leçons sur l'histoire de la littérature française. 18e édit. In-12, 384 p. Paris. Belin frères.
Sporleder, C. Über Montchrestien's „Escossoise.„ Diss. Marburg 93. 44 S. 4°.
Stieff, L. P. Corneilles, seiner Vorgänger und Zeitgenossen Stellung zu Aristoteles und den drei Einheiten, und Corneille als Theoretiker bis zum Erscheinen seiner drei Discours im Jahre 1660. I. Progr. des Realgymnasiums zum heiligen Geist in Breslau. 39 S. 4°.
Thomas, A. Chrêtien de Troyes et l'auteur de l'Ovide moralisé. [In: Romania XXII.]
Wagner, Ernst Winfried. Mellin de Saint-Gelais. Eine litteratur- u. sprachgeschichtl. Untersuchg. Diss gr. 8°. (151 S.) Ludwigshafen, A. Lauterborn.

Barberino, Andrea Da. J. Reali di Francia. Testo critico per cura di Gius. Vandelli II, 1. Bologna, Romagnoli. CXVIII-291 S. L. 10. [Coll. di opere inedite e rare.]
Cloetta, W. Le mystère de l'époux. [In: Romania XXII, 177 ff.]
Deschamps, E. Œuvres complètes. Publiées d'après le manuscrit de la Bibliothèque nationale par Gaston Raynaud. VIII. In-8°, 366 p. Paris, Firmin-Didot et Ce. [Société des anciens textes francais.]
Doncieux, G. Fragment d'un miracle de sainte Madeleine. [In: Romania XXII.]
Extraits de la Chanson de Roland, publiés avec une introduction littéraire, des observations grammaticales, des notes et un glossaire complet, par Gaston Paris. 4e édition, revue et corrigée. Petit in-16, XXXIV-166 p. Paris, imp. Lahure; lib. Hachette et Ce. 1 fr. 50. [Classiques français.]
Extraits des chroniqueurs français du moyen âge (Villehardouin, Joinville, Froissart, Commines), avec notices biographiques et notes grammaticales par L. Petit de Julleville. In-18 jésus, 412 pages. Paris, Colin et Ce.
Link, Th. Der Roman d'Abladanc. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 215 ff.]
Picot, E. Complément de l'Oraison d'Arnoul Greban à la Vierge. [In: Romania XXII.]
Stimming, A. Anglonormannische Version von Eduards I. Statutum de viris religiosis. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 279 ff.].
Zenker, R. Der Lai de l'Epine. [In: Zs. f. rom. Phil. XVII, 233 ff.]

Bossuet. Oraisons funèbres. Nouvelle édition, revue sur celle de 1689, avec une introduction, des notes philologiques, historiques et littéraires et un choix de documents historiques, par P. Jacquinet. In-18 jésus, XXII-559 p. Paris, Belin frères.
Corneille, P. Œuvres complètes de P. Corneille. Suivies des Œuvres choisies de Thomas Corneille. T. 1er. In-16, XII-439 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Dumas, A. Théâtre complet d'Alexandre Dumas fils. Edition des comédiens. T. 7. (La Princesse de Bagdad; Denise; Francillon.) In-8°, 456 p. Paris, C. Lévy.

Fénelon. Opuscules académiques de Fénelon, contenant le discours de réception à l'Académie française, le mémoire sur les occupations de l'Académie, et la lettre à l'Académie sur l'éloquence, la poésie, l'histoire, etc. Edition classique, revue et annotée par C. O. Delzons. In-16, XX-123 p. Paris, Hachette et Ce. 80 cent. [Classiques français.]

Feuillet, O. Théâtre complet. T. 4. (Le Sphynx; Un roman parisien; la Partie de dames; Chamillac.) In-18 jésus, 459 pages. Paris, C. Lévy; Librairie nouvelle. 3 fr. 50. [Bibliothèque contemporaine.]

François de Sales (saint). Œuvres. Edition complète, d'après les autographes et les éditions originales, enrichie de nombreuses pièces inédites, publiée par les soins des Religieuses de la Visitation du premier monastère d'Annecy. T. 2: Défense de l'estendart de la sainte Croix. In-8°, XLVII-434 p. et fac-similé. Annecy, imprim. Niérat. 8 fr. (1892.)

Gilbert, F. Œuvres choisies. Publiées avec les corrections de l'auteur et les variantes littéraires, précédées de pages liminaires inédites sur la vie, la mort, le testament et les écrits du poète, par l'abbé P. Huot, „Pierre d'Arc", de la Société des gens de lettres. Edition „ne varietur". In-8°, LXIV-157 pages. Paris, Sevin; Nilsson. 3 fr. 50.

Hugo, V. Œuvres complètes. Edition définitive, d'après les manuscrits originaux. Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie (1818-1821). Œuvres de la première jeunesse. In-16, 268 p. Paris, lib. Hetzel et Ce. 2 fr.

— Œuvres complètes de Victor Hugo. Edition définitive d'après les manuscrits originaux. Victor Hugo raconté par un témoin de sa vie (1822-1841). „Mes fils." In-16, 267 p. Paris, libr. Hetzel et Ce. 2 fr.

— Œuvres complètes. Edition nationale. Illustrations d'après les dessins originaux de nos grands maîtres. Histoire. I: Napoléon le Petit. Fascicules 1 et 2. Petit in-4°, p. 1 à 144. Paris, Testard.

— Œuvres inédites de Victor Hugo. Toute la lyre (dernière série). In-8°, 303 p. Paris, libr. May et Motteroz; Hetzel et Ce. 7 fr. 50.

— Œuvres inédites de Victor Hugo. Toute la lyre. (Dernière série.) In-16, 296 pages. Paris, May et Motteroz. 3 fr. 50.

Lamartine. Œuvres de Lamartine. „Les Confidences." In-16, 394 pages. Paris, Hachette et Ce; Jouvet et Ce. 3 fr. 50. [Cette édition est publiée par les soins de la Société propriétaire de M. de Lamartine.]

La Fontaine. Contes et Nouvelles de La Fontaine. T. 3. In-32, 127 pages avec grav. Paris, Boulanger. 60 cent. [Petit Bibliothèque diamant.]

— Fables. Nouvelle édition, revisée et augmentée, collationnée sur les meilleurs textes, et renfermant un commentaire grammatical et littéraire, une histoire résumée de la fable depuis les origines jusqu'au XVIIe siècle, une étude sur la composition et le style dans les fables de La Fontaine et une vie de l'auteur d'après les plus récents biographes, par M. Charles Aubertin. In-12, 595 p. Paris, Belin frères.

— Œuvres complètes de La Fontaine. T. 3. In-16, 479 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

Marivaux. Œuvres choisies de Marivaux. T. 1er. (Le Jeu de l'amour et du hasard; l'Epreuve.) In-32, 160 p. Paris, Berthier. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Molière. Œuvres. Nouvelle édition, revue sur les plus anciennes impressions et augmentée de variantes, de notices, de notes, d'un lexique des mots et locutions remarquables, de portraits, de fac-similés, etc.,

par MM. Eugène Despois et Paul Mesnard. T. 11. Notice bibliographique, additions et corrections par M. Arthur Desfeuilles. In-8°, 333 p. Paris, Hachette et Ce. 7 fr. 50. [Les Grands Ecrivains de la France.]

Molière. Œuvres complètes. T. 3: le Misanthrope; l'Ecole des maris; les Fâcheux. Illustrations de Louis-Edouard Fournier. In-32, 266 p. Paris, Dentu. 2 fr. [Petite collection Guillaume.]

— Œuvres complètes. II. (Sganarelle; Don Garcie de Navarre; les Fourberies de Scapin.) Illustrations de Louis-Edouard Fournier. In-32, 284 p. Paris, Dentu. 2 fr. [Petite collection Guillaume.]

— Le Tartuffe, comédie. Texte revue sur l'édition originale et publié avec commentaire, étude sur la pièce et notice historique sur le théâtre de Molière par Emile Boully. In-12, LXXVI-133 p. Paris, Belin frères.

— L'Avare, comédie. Nouvelle édition, conforme à l'édition princeps, avec toutes les variantes, une étude sur la pièce, un commentaire historique, philologique et littéraire par M. Marcou. In-18 jésus, VIII-160 p. Paris, Garnier frères.

— George Dandin, ou le Mari confondu, comédie en trois actes. Avec une notice et des notes par Georges Monval. Dessin de L. Leloir, gravé à eau-forte par Champollion. In-16, X-92 p. Paris, Flammarion. 6 fr.

— Théâtre de Molière. Texte collationné sur les meilleures éditions. Eaux-fortes de Paul Avril. T. 4. In-32, 361 p. Paris, Arnould. (1892.) [Petite Bibliothèque portative.]

Montaigne. Essais. Premier livre. In-32, 189 pages. Paris, imp. Mangeot; lib. de la Bibliothèque nationale. 25 cent. [Bibliothèque nationale.]

Prévost. Manon Lescaut. T. 2. In-32, 124 p. avec grav. Sceaux, impr. Charaire et Ce. Paris, Boulanger. 60 cent. [Petite Bibliothèque diamant, n° 15.]

Regnard. Théâtre de Regnard. Suivi des Poésies diverses, de la Provençale, des Voyages en Laponie, en Suède, etc. Avec une introduction par M. Louis Moland. In-18 jésus, XVI-578 p. Paris, imprim. Mouillot; librairie Garnier frères.

Saint-Simon. Mémoires. Publiés par MM. Chéruel et Ad. Régnier fils. T. 20: Table analytique, rédigée par l'auteur lui-même et imprimée pour la première fois d'après son manuscrit autographe. 2e édition. In-16, IV-641 p. Paris, Hachette et Ce. 3 fr. 50.

Sévigné (Mme de). Lettres choisies, accompagnées de notes explicatives sur les faits et les personnages du temps, précédées d'observations littéraires par M. Sainte-Beuve et du portrait de Mme de Sévigné par Mme de Lafayette sous le nom d'un inconnu. In-18 jésus, XIX-540 p. Paris, Garnier frères.

Villon, F. Œuvres complètes de François Villon. Publiées avec une étude sur Villon, des notes, la liste des personnages historiques et la bibliographie, par M. Louis Moland. In-18 jésus, XLIX-343 p. Paris, Garnier frères.

Voltaire. Œuvres complètes de Voltaire. 2 vol. In-16. T. 7, 423 p.; t. 22, 315 p. Paris, Hachette et Ce. Chaque tome, 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

— Zadig, ou la Destinée, histoire orientale. Illustrations de J. Garnier, E. Rops et A. Robaudi, gravées en couleurs par Gaujeau. In-4°. 169 p. Paris, impr. Chamerot et Renouard; „les Amis des livres".

Zola, E. Les Rougon-Macquart. Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second Empire. Le Docteur Pascal. In-18 jésus, 396 p

et tableau. Paris, Charpentier et Fasquelle. 3 fr. 50. (Bibliothèque Charpentier.]

Godefroy, F. Morceaux choisis des prosateurs et poëtes français des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles, présentés dans l'ordre chronologique, gradués et accompagnés de notices et de notes. Cours supérieur: Prosateurs. 3e édition. In-18 jésus, VIII-734 p. Paris, Gaume et Ce.

Marcou, F. L. Morceaux choisis des classiques français (XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles), à l'usage des classes de sixième, cinquième et quatrième. 8e édition. 2 vol. In-18 jésus. Prosateurs, VIII-456 p.; Poètes, VIII-486 p. Paris, Garnier frères.

Pellissier, A. Morceaux choisis des classiques français (prose et vers). Recueil composé d'après les programmes officiels pour la classe de troisième. Nouvelle édition. In-16, 320 p. Paris, Hachette et Ce. 2 fr. [Cours gradué de littérature française.]

Alexander, R. Le Musé de la conversation. Répertoir de citations françaises, dictions modernes, curiosités littéraires, historiques et anecdotiques avec une indication précise des noms. Paris, Bouillon. VII, 446 S.

Bruno, G. Le Tour de la France par deux enfants. Devoir et Patrie. Livre de lecture courante. Cours moyen. Livre du maître. 6. édition. In-12, 512 p. avec plus de 200 grav. Paris, Belin frères.

— Le Tour de la France par deux enfants. Devoir et Patrie. Livre de lecture courante, avec plus de 200 grav. instructives pour les leçons de choses. 233e édition. (Programme du 27 juillet 1882.) Cours moyen. In-12, 312 p. avec grav. Paris, Belin frères.

Grisot. Morceaux choisis de littérature française (prose et poésie). Cours élémentaire. 10e édition. In-16, 376 p. Saint-Cloud, imprim. Belin frères. Paris, lib. de la même maison.

Leroy, C. Lectures graduées et leçons pratiques de littérature et de style (prose et poésie), renfermant des modèles tirés des meilleurs auteurs, avec des appréciations, des notices biographiques, des définitions des divers genres de composition. 37e édition. In-18, VI-514 p. Paris. Belin frères.

Racine. Athalie, tragédie. Précédée d'une étude et accompagnée des notes historiques, grammaticales et littéraires par E. Anthoine. A l'usage des classes d'enseignement primaire. In-16, XXXV-100 p. Paris, Hachette et Ce. 1 fr. 25.

Sammlung französischer u. englischer Gedichte zum Auswendiglernen. Für höhere Unterrichtsanstalten zusammengestellt vom Lehrerkollegium der höheren Mädchenschule zu Duisburg. gr. 8°. 105 S.) Duisburg, J. Ewich. 1,20.

Argot (l') de Saint-Cyr. In-32, VIII-76 p. Paris, Ollendorff.

Florax, L. Französische Elemente in der Volkssprache des nördlichen Roergebiets. [Jahresbericht über das Real-Progymnasium der Stadt Viersen.] 28 S. 4°.

Hingre. Observations à propos des chuintantes du patois de Coligny. [In: Rev. de phil. franç. et prov. VIII, 1.]

Nouveau (le) petit Dictionnaire d'argot, ou le Langage fin de siècle. In-18 jésus, 8 pages avec vign. Paris, Gabillaud.

Puichaud, C. Dictionnaire du patois du Bas-Gâtinais. [In: Revue de phil. fr. et prov. VIII,I.]

Zéligzon, L. Aus der Wallonie. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Lyceums zu Metz. 28 S. 4⁰.

Armana marsihès per l'annado 1892. Recuei de conte, charradisso, cansoun e galejado. (4e annado.) In-4⁰. 91 p. et annonces. Marseille, impr. du Petit Marseillais; 15, quai du Canal.

Bonnardot, Fr. Patois lorrain-messin. Daillements recueillis sur place par François Bonnardot. Compositions poétiques par l'abbé Hubert Vion, curé de Bazoncourt. [In: Jahrbuch der Gesellschaft für lothr. Geschichte und Alterthumskunde IV, 2. (1892.).]

Chanson nouvelle, en patois; par C. D. In-4⁰ à 2 col., 1 page. La Madeleine, imprim. Dumoulin-Rousselle.

Courrespoundènci de l'escolo felibrenco de Paris. 1re année. No 1. In-8⁰ à 2 col., 4 p. Paris, impr. Duc; 121, boulevard de Sébastopol.

Latulupe, C. N' vous fiez point aux appareinces, chanson nouvelle en patois de Lille; par César Latulupe, de l' Vaclette. In-4⁰ à 2 col., 1 p. Lille, Delory.

Lutte (la) à cop's d'tijon, chanson nouvelle en patois de Wavrin; par Un sans-souci wavrinois. In-4⁰ à 2 col., 1 p. Lille, imprimerie Vandroth-Fauconnier.

Marquiset, A. L. Môssieu Joseph, pièce en un acte. In-8⁰, 23 pages. Besançon, imp. Jacquin. [Première représentation à Besançon, le 22 janvier 1893. Extrait des Annales franc-comtoises (livraison de mars-avril 1893).]

Meplond, E. Au réveil belge, chanson nouvelle en patois de Lille; par Emile Meplond. In-4⁰ à 2 col., 1 p. Lille, imp. Delory.

Philippo, L. Un homme désespéré, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4⁰ à 2 col., 1 page. Lille, imprimerie Liégeois-Six.

Plauchud, E. La Fado de l'Aven. In-8⁰, 23 p. Digne, imprim. Chaspoul, Constans et Ve Barbaroux. (1892.) [Extrait du Bulletin de la Société scientifique et littéraire des Basses-Alpes].

Tanche, H. L'Idée des sinciers, chanson nouvelle en patois de Lille. In-4⁰ à 2 col., 1 page. Lille, imprimerie Wilmot-Courtecuisse.

Un cocu consolé (chanson nouvelle en patois); par J. B. V. In-4⁰ à 2 col., 1 page. Lille, imprimerie Delory.

Visner, G. Lé Ramel païsan del parla moundi, cants caousits de G. Visner Am' un ajustou d'ensach é disputo dé traduccioun francéso é letro-préfaço dé Pascal Cros (Rimo-Saouço), directou dé „la Sartan" dé Marseilho. In-8⁰, XXVIII-140 pages avec vign. Toulouse, imprimerie Vialelle et Ce; as burèous dé „le Gril". Paris, Savine. 4 fr.

Audigier, C. Quelques coutumes et traditions de la Haute-Auvergne. In-8⁰, 69 p. Aurillac, imprim. Bancharel. (1892.) [Etude extraite de la Revue d'Auvergne.]

Barzaz-Breiz. Chants populaires de la Bretagne, recueillis, traduits et annotés par le vicomte Hersart de La Villemarqué, de l'Institut. 9e édition. In-16, CXXVI-545 p. Paris, Perrin et Ce

David, L. Poésies populaires. In-8⁰, 47 pages. Mortain, Mathieu.

Fagot, P. Folklore du Lauraguais (Pierre Laroche). Quatrième partie: Chants. In-8⁰, p. 161 à 254. Albi, imp. Amalric. (1892.)

La Sicotière, B. de, Bibliographie des usages et des traditions populaires du département de l'Orne. In-8⁰, 35 p. Vannes, Lafolye. 1892.

Légendes bourguignonnes, Récits historiques et légendaires. Raoul de Mont-Saint-Jean, Philippe Pot, Petites légendes, par M. l'abbé E. B***,

curé de Volnay. 9e édition. In-8°, 239 p. avec grav. Tours, lib. Mame et fils. (1891.)

Lespy, V. Dictons et Proverbes du Béarn. Paræmiologie comparée. 2e édition, revue, corrigée et augmentée. In-8°, XVI-289 p. Pau, imp. Garet. (1892.)

Pineau, S., le Folklore du Poitou. Avec notes et index. Paris, Leroux. XI-557 p. 8°. 5 fr.

Saint-Martin, L. La Guillouné, étude sur la Noël populaire en Gascogne, en France et à l'étranger. Auch.

Sébillot, P. Traditions et Superstitions de la boulangerie. In-8°, 76 p. et portrait. Paris, libr. de la Bourse du commerce; libr. Lechevalier.

Souvestre, E., E. du Laurens de la Barre et *F. M. Luzel.* Contes et Légendes de Basse-Bretagne. Avec une introduction par Adrien Oudin un frontispice de Paul Chardin et des illustrations de Th. Busnel. In-4°, XXXVI-202 p. Nantes, Société des bibliophiles bretons. (1891.)

Thuriet, C. Traditions populaires de la Haute-Saône et du Jura. In-16. X-653 p. Paris, Lechevalier.










3 6105 013 494 625
NON-CIRCULATING

